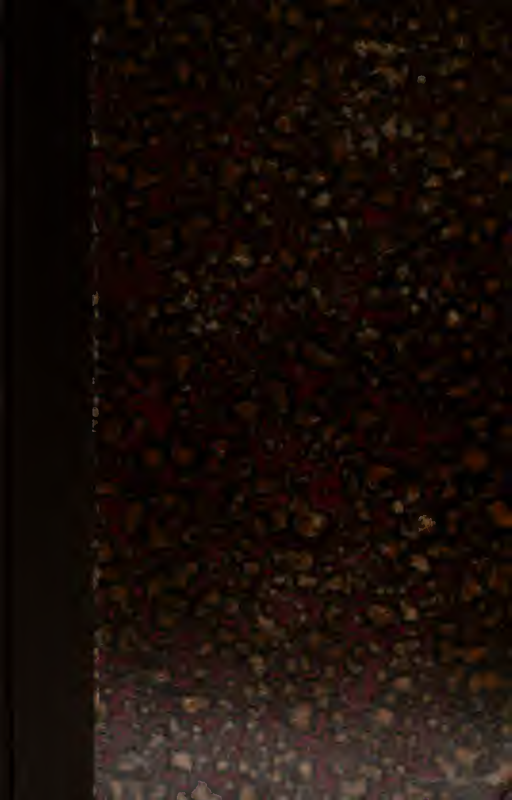





Digitized by Google



Fritz von Uhde



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1893. Erstes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.



Fritz von Uhde

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1893. Erstes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.





Niemand kann zween Herren dienen.

Evangelische Erzählung von M. G. Conrad.

(München.)

Mager war in diesem Jahre wieder die Frucht des Ölbaums geraten, und so gering das Erträgnis des Weinstocks, daß es kaum der Mühe lohnte, die spärlichen Trauben von den Reben zu schneiden. Die Kelter stand still, und vertrocknet lagen die Schläuche umher.

Mit betrübten Mienen begegneten sich die kleinen Landbesitzer, die sonst gewohnt waren, den Jammer des Jahres durch einen fröhlichen Herbst wettzumachen und im süßen Most Augenblicke seligen Vergessens zu finden, Jehova im Himmel, den Kaiser in Rom und den Landpfleger in Jerusalem einen guten Mann sein zu lassen, wenigstens so lange, bis der letzte Tropfen getrunken war.

Unfaßlich, wie die Welt sich verwandelt hatte!

Früher trugen die Felder, die Ölgärten und die Weinberge so reichlich, daß man die Gottesgabe kaum zu sammeln vermochte. Man wußte nicht wohin mit dem Überflusse, so fett waren die Jahre. Mäßig waren die Abgaben an die weltliche und geistliche Obrigkeit; und wenn die Steuerboten und die Zöllner kamen ihren Teil zu fordern, spürte auch der Wenigbegüterte keine Bedrückung, denn es blieb ihm zur Genüge für Leib und Leben, für die Familie und den Hausstand.

Jetzt war das anders geworden.

Eine schlechte Ernte folgte der andern, widerwillig spendete die Erde ihre geringen Gaben — und die Herren in Rom und Jerusalem regierten,

als ob alles in Hülle und Fülle wüchse. Zu den alten Lasten erfanden sie neue und in wechselnden Formen vermehrten sie unausgesetzt die Steuern.

Der Staat erfordere es, sagten einfach die Regierungsmänner vom obersten herab bis zum untersten; der Staat erfordere es, und für die Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Staates sei kein Opfer zu groß und nur beschränkter Unterthanenverstand könne anderer Meinung sein. Aber die Regierenden hätten keine Ursache, sich um die dumme und unnütze Meinung der Regierten zu kümmern. Überdies geschehe alles aus göttlicher Gnade. Die Leute sollten dem Himmel danken, daß man sich überhaupt die Mühe nehme, sie so vorzüglich und sorgfältig zu regieren in diesen schlechten Zeiten.

Und sofort schrieben die Herren in Rom und Jerusalem eine neue Steuer aus, denn sie wollten selbst ihre Einnahmen erhöht haben, weil das Leben teurer und jeder Erwerb schwieriger geworden sei; um den alten Preis könnten sie die sauere Arbeit des Herrschens und Regierens nicht mehr verrichten.

Sogar die Priester forderten reichlichere Opfer und Sporteln und versuchten mit eifrigen Worten den Nachweis, daß das Tempelgeschäft und die anstrengenden gottesdienstlichen Verrichtungen ihren Mann nicht mehr anständig ernähren. Eine kräftige Aufbesserung thue not, denn es sei Schmach und Schande für das Volk, die Diener Gottes und Sachwalter des Himmels kümmerlich leben zu lassen auf Erden. Keiner würde dieses Amt mehr mit Freuden führen, wenn die Bezahlung eine so schlechte bleibe. Zudem stehe in dem heiligen Buche geschrieben: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden und das Fressen nicht erschweren, denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert."

Da murrte das Volk: „Je geringer der Ertrag unserer Felder, desto mehr fordert Ihr Abgaben. Je geringer der Gewinn von unserer Hände Werk, desto höhere Steuern sollen wir Euch, den Regierenden, zahlen. Je mehr die Ordnung in den natürlichen Dingen schwindet, zu desto höherem Preise drängt Ihr uns Euren staatlichen Schutz auf. Was haben wir von Eurem teueren Schutz? Was haben wir von Euerer unerschwinglich kostbaren Sicherheit? Wird dadurch der Ertrag unserer Felder reicher, daß Ihr uns den letzten Notpfennig nehmt? Ernten wir mehr Brotfrucht, Öl und Wein, wenn Ihr uns mit neuen Lasten drückt? Wo will das hinaus? Je weniger wir einnehmen, desto mehr wollt Ihr aus uns herausschlagen! Wer bessert uns auf? Kauft uns der Staat kräftigeren Samen, versorgt er uns mit Regen und Sonnenschein, macht er unsere Felder fruchtbar? Wendet er die Dürre ab und fettet mit Dung die erschöpfte Ackerkrume? Wird der Armut im Lande gesteuert, wenn wir die Minister bereichern helfen? Wird das darbende

Volk von Kummer und Sorgen befreit, wenn wir mit erhöhten Opfern den Priestern das Dasein versüßen? Was hat die breite Masse der Steuerzahler davon, wenn aus ihrem Schweiß der Luxus des Staates vermehrt wird? Wo will das hinaus, Ihr Herren? Sind wir, das Volk, nur dazu da, daß wir ausgeschachtet und ausgebeutet werden wie man ein Bergwerk ausschachtet und ausbeutet? Ist der Staat ein geschäftliches Unternehmen Einzelner zum Nutzen Weniger und zur Aussaugung Vieler? Wo steht geschrieben, daß Gott den Staat geordnet habe, um der Mehrzahl des Volkes das Leben sauer zu machen und das letzte Restchen Freude am Dasein auszutreiben? Soll uns der heutige Staat das sein, was unsern Vätern das Pharaonenreich in Ägyptenland gewesen, eine Heimsuchung und ein Jammerthal, ein Elend und eine Verbannung? Und sollen wir unserer Staatsmänner gedenken wie einer ägyptischen Plage?"

Also murrte das Volk.

Die Aufrührer, die ihren Haß auf Rom zum heimlichen Gemeingut ihres geknechteten Vaterlandes machen wollten, hatten leichtes Spiel. Auf den Märkten und in den Schulen, auf den Karawanenstraßen und in den Herbergen streuten sie ihre bösen Reden aus: „Der Staat ist nicht der Freund des Volkes, sondern der Schutzengel weniger bevorzugter Familien, die zu großem Besitz und Ansehen gekommen." Und wenn es dunkelte, sah man sie vor den Hausthüren mit schlimmem Gruße: „Gott hat uns verlassen, und die in seinem Namen sprechen, treiben falsches Spiel, hütet Euch!" Und im Schutze der Nacht flüsterten sie dem müden Manne, der von ferner Arbeit heimkehrte, ins Ohr: „Du hast Dich für den Römer gemüht, mein Freund, und kein Segen erwartet Dich unter Deinem Dache — —"

Andere suchten das Volk mit blutigen Prophezeiungen zu schrecken: „Rom nimmt nicht nur Dein Geld und Gut, es wird auch Deine Söhne und Töchter fordern. Der Tag ist nicht mehr weit, da werden die Schergen des Fürsten in Dein Haus dringen und im Namen des Staates den Blutzins erheben und Deine Sprößlinge fortschleppen, daß sie im römischen Heere dienen und Gesundheit und Leben dem Moloch des Krieges opfern. Und so wird die Not und Verzweiflung wachsen, daß Deine Töchter zu Huren werden, um das nackte Dasein zu fristen."

Aber so verwirrt auch der Sinn des Volkes war in der Drangsal der Zeit, zu diesen Prophezeiungen schüttelten die Leute den Kopf. Es dünkte ihnen unmöglich, daß im Staate jemals dergleichen Schrecknisse Ordnung würden, mögen Römer oder sonstwer im obersten Weltregiment sitzen.

Und war nicht gerade in diesen Tagen die frohe Botschaft des Nazareners durch die Lande gegangen: „Siehe, das Reich Gottes ist herbeigekommen! Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott

schauen! Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!" — klangen sie nicht so, die holdseligen Reden des neuen Volkslehrers aus Nazareth?

* * *

Fragten gestern die Kleinmütigen noch: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" heute mußten sie verstummen. Denn seit der Morgenfrühe weilte der junge Rabbi in ihrem Orte und eine große Menge Volkes hatte seiner Predigt gelauscht, und die Anderen, die nicht mehr Raum fanden in der Schule, hatten ihn wenigstens auf der Straße von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Da ereignete sich etwas Seltsames.

Einige Schriftgelehrte und Pharisäer, die ihm beobachtend aus der Stadt gefolgt waren, vertraten ihm plötzlich den Weg mit freundlichen Geberden und stellten ihm Fragen, die sie vor dem versammelten Volke beantwortet zu hören wünschten.

„Sprich, Meister," hob der Eine schmeichlerisch an, „Du kennst den schlichten Sinn dieser Leute und die Not, darin sie leben: Haben sie recht, daß sie dem Staate grollen, weil nun einmal nach der Ordnung der Dinge ihr Leben Sorge und Mühsal birgt?"

Nach kurzem Besinnen antwortete der junge Rabbi aus Nazareth: „Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon."

Da der Schriftgelehrte schlau lächelte und die Menge schwieg, fuhr der Rabbi fort mit erhobener Stimme: „Darum sage ich Euch: Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet, auch nicht für Euren Leib, was Ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Ist nicht der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und Euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid Ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Und warum sorget Ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr Euch thun? O Ihr Kleingläubigen! Darum sollt Ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen

trachten die Heiden. Denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr deß Alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches Alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe."

Und die Menge der Zuhörer sperrte den Mund auf, denn sie war bezaubert von der Musik dieser poetischen Rede. Wie ein kunstvolles Gedicht sogen ihre Ohren Wort für Wort ein; und ihre Blicke hingen am Munde des sprachgewaltigen Nazareners.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer nickten Bravo und tauschten heimliche Blicke.

„Ja," rief ein Pharisäer, „Du hast wohl geredet, Meister, niemand kann zween Herren dienen. Sprich, ist es recht, daß wir dem Kaiser Zins geben oder nicht?"

Da zuckte es im Angesicht des Gefragten — und wie in plötzlicher Eingebung sagte er im sanftesten Tone zu dem Pharisäer: „Zeigt mir eine Zinsmünze."

Und er reichte ihm ein kleines Silberstück.

„Weß' ist das Bild und die Überschrift?" fragte der Rabbi und hob die Münze mit Daumen und Zeigefinger in die Höhe.

„Des Kaisers," antwortete der Pharisäer.

„So gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist."

Das Volk bewunderte den Witz der Antwort, wie es vorhin die Musik der Rede angestaunt hatte, und gab jubelnd das neue Schlagwort weiter.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer gingen langsam beiseit und gestanden in ihrem Herzen zu, daß sich der junge Nazarener überaus fein aus der Schlinge gezogen habe.

Plötzlich aber war der Rabbi in der Menge verschwunden und niemand sah und hörte am selbigen Tage mehr von ihm, so begierig man auch nach ihm suchte.

Und am Abend trat ein Unzufriedener auf den Marktplatz und verkündete allen, die es hören mochten: Das sei nicht der echte Nazarener gewesen, sondern ein Betrüger, der das arme Volk mit schönen Sprüchen und geistreichen Witzen täuschen wollte.

Aber niemand glaubte ihm.



Das psychologische Moment in der Sozialdemokratie.

Von Karl Hageneier.
(Salingen.)

Während der Kampf-Debatten, unter denen die badische Verfassung im Jahre 1831 erstand, rief einer der reaktionären Feudalherren die blaublütige Frage aus: „Wo sind denn die Rechte der Bauern?" Da sprang Rotteck empor und donnerkeilte ihm entgegen: „In Gottes Antlitz, das der Bauer eben so gut zur Welt bringt als der Edelmann, seht ihr den Stempel seiner Rechte!" — Vor dem Christus-Gotte sind alle Menschen gleich und es ist physiologisch evident, daß Kaiser und Bettler derselben Gattung angehören. Naturmenschlich ist die Oberherrlichkeit, wie überhaupt jede Autoritäts-Äußerung undenkbar, sie wird immer mehr oder weniger lächerlich vor diesem Spiegel. Welchem geschaffenen Verhältnis nun die Distinktion auch entspringen möge, es ist sicher, daß man sie von diesem Punkte aus theoretisch verzerren und thatsächlich werfen kann, wenn man sich zur Schaffung einer Werkkraft an diejenigen wendet, die nur aus naturmenschlichem (subjektivem) Geiste heraus zu urteilen vermögen — an die, die immitten aller unserer Kultur durch die Schuld und den Willen eben der naturmenschlich knickbaren Autorität unkulturell im Geiste geblieben sind, an die Arbeiter. Das ist die Taktik der sozialen Führer.

Die Bevölkerungslehre zeigt uns, daß die Vergesellschaftung durch die feine genetische Zuchtwahl die Menschen in ihrem Geistausleben verändert, sie individuell werden läßt. Das vereigentümlichte Innere strebt zur Bethätigung. Diese finden wir in der Trennung der Menschenarbeit zur Hervorbringung des Lebensstoffes und zur Schaffung der jeweiligen Lebensbedingungen. Diese Arbeitsteilung ist nichts anderes als ein Auseinanderreißen der Urthätigkeit eines einzigen Individuums, und dies macht eine Wiederzusammenfassung der einzelnen Funktionen in geistiger Weise notwendig. Diese Wiederzusammenfassung wiederholt sich von den einfachen gemeinsamen Unternehmungen bis zum Fürsten, der die Zusammenfassung einer politischen Gemeinschaft darstellt. Da wo Unternehmungen sich knüpfen, bedingen sie das leitende, befehlende Denken und Führen durch ihr Wesen innerlich — objektiv. Da nun aber objektives Denken eine späte Kultur-Errungenschaft ist — die sich selbst überlassene Natur schafft nur soviel Geist, als sie organisch gebraucht und der existentielle Geist wird von der Subjektivität aufgezehrt, sodaß für irgend einen Altruismus, wie ihn Ob-

jektivität schon darbietet, kein Überschuß bleibt — so mußte das Denken des Subjektgeistes von vornher bis auf unsere Zeit suchen, das Gehorsamkeitsmoment durch die eigene und die Subjektivität des Befehlenden zu verstehen. Dieser, schon an sich ein intellektuell Starker, fühlte seinerseits zuerst sein Verhältnis subjektiv und bestätigte sein Hervorragen dadurch, daß er die Glieder, deren Zusammenwirken er leitete, in ihren Verrichtungen als unter ihm stehend behandelte und seine geistige Arbeit der Direktion so hoch erhob, daß sie eine Würde darstellte, die zum Herrscherthrone führte. In Wahrheit ist das Führen keine bessere Arbeit als das Ausführen, denn beides ist im ganzen Naturleben sowohl als unserem Gesellschaftsleben Bedingung. Wo wir Gesellschaftstiere beobachten, finden wir, wie unter uns, Stände, nirgends aber einen äußerlichen Unterschied. Woher die Standesehre? Die Würde, welche der Befehlende — hier ist naturgemäß an die Anfänge gedacht — der Arbeit je nach ihrer Verwandtschaft mit der seinen beilegen mußte, um dem Unthanengefühle eine Treppe zu bauen, übertrug er auf den, der sie verrichtete. So entwickelten sich die Stände und die Achtungsbegriffe über dieselben. Diese beruhen danach auf einer barbarischen Notwillkür. In Wahrheit ist auch gesellschaftlich kein Unterschied berechtigt zwischen dem Kanalarbeiter und dem Generalfeldmarschall. Aus dem bestehenden Gesellschaftsunterschied entfließt die Seele der Sozialdemokratie, der Haß des Standes. Die Sozialdemokratie will die Stände stürzen und kämpft seit einem Jahrhundert gegen ihr System. Es niederzuschlagen ist der erste angestrebte Zweck, aus dem als Folge etwas Unorganisches, die ungeordnete Individualität sich erhebt: „Anarchie“. Da das Unorganische das Dasein hindert, so muß aus der Anarchie sich wieder ein Organismus entwickeln. Die Entwicklung — Stände, Gesetze, Form — geht aber naturgemäß wieder nach dem Gesetze der Macht, welche die Materie durchdringt, vor sich. Alle Revolutionen beweisen das. Die soziale Revolution wäre nur eine nutzlose Kopie alter Erscheinungen mit fraglichen Resultaten, auf jeden Fall aber ein Nonsens, bei dem eben die Klasse, die sie mit Einsetzung aller Begeisterung herangeführt, nichts als der Hahn ist, der von einem Machtstreber auf den Kampf gedrillt wird. Aus dieser tiefen Einsicht in die Dinge ist es zu erklären, wenn die Geistgroßen unserer Zeit die Sozialdemokratie eine Ansicht schwachsinninger Köpfe nennen, eine Richtung des Volksgefühls, die nach ihrem Momentresultat richtig, nach ihrem Endzweck falschgeistig sei, eine Krankheit, die durch kühne rücksichtslose Schnitte sterben müsse.

Mag nun diese Ansicht nur berühmte Gegenmeinung oder Wahrheit sein, die Thatsache läßt sich darum nicht leugnen, daß die Sozialdemokratie wächst. Wachsen ist in diesem Falle ein bewußtes Thun. Alles Thätige

entspringt einer Seele. Nach ihrer Stärke lassen sich die Thaten ermessen, die ihr entfließen mögen. Die Seele, welche in der Sozialdemokratie lebt, ist jene oppositionelle unendlich breite Kraft, die mancher Geschichtsepoche den Charakter gab. In allem, was heute Erfolge hat, ist der soziale Gedanke verwahrheitet; der Realismus aller unserer Kunst ist nichts anderes als das ästhetische Ausleben des Sozialismus, auf der Bühne sehen wir seine Flammen glühen, der Darwinismus ist er im Reiche der Natur. Auf allen Gebieten läßt sich die Gesellschaft mit Behagen durch den sozialen Gedanken erschüttern, ohne daran zu denken, daß eine so mächtige Wahrheit auch Wirklichkeit unter ihr verlangt: „die Verwahrheitung der sozialen Idee ist die gesellschaftliche Gleichstellung der ‚Stände'“. Die soziale Idee ist nur in letzter Linie eine Idee des Magens. Nach der Bauchseite hin haben die besitzenden Klassen schon immerhin anerkennenswerte Opfer gebracht oder, bleiben wir wahr, vor dem sozialen Geiste bringen müssen. Nach hierhin haben wir eine soziale Politik und es wäre knochenhirnig oder böswillig, wollte man behaupten, daß unsere Regierung nicht den ernsten Willen habe, sozial zu sein. Aber alle materiellen Reformen sind nur Palliative und werden immer nur das Gegenteil von dem bewirken, was sie sollen: den Haß der Stände, den Lebensnerv der Sozialdemokratie, abzutöten. Sie bewirken das Gegenteil, weil der Proletarier mit jedem neuen Zugeständnis seine Macht neu empfindet und trotzdem sieht, wie alle die, welche seinen Wert einsehen, ihn als einen Ausgestoßenen, als einen gesellschaftlich Minderwertigen, ja als eine Ware ansehen. — Das psychologische Moment!

Das Warum des Warum hat uns zur Psychologie geführt. Das menschlich letzte denkbare Motiv, das Axiom der Thatbegründung finden wir in dem Göttlichen, das in uns lebt, in der Seele. Überall hören wir unsere Zeit rufen nach einem ausgesprochenen seelischen Grunde und die Achtung, die wir vor dem Geiste eines Mannes haben, kann man genau mit seinem psychologischen Talente gleich ansehen — ausgenommen die Achtung, die sich aus der Furcht geistiger Gesellschaftsposition herschreibt. Die Psychologie ist das Alexanderschwert für den Knoten des Zwecks. Ihr gehört der Zukunft breitestes Feld und allein ihre Berücksichtigung kann den Maßstab liefern für eine rationelle Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen.

Ich machte die eigentümliche Beobachtung, daß nicht diejenigen Arbeiter die eifrigsten Sozialisten sind, die kaum des Leibes Notdurft befriedigten (Tagesverdienst Mk. 1,70 bis 2,—), sondern diejenigen, die in ihrem Lohne (Mk. 4,— bis 10,— per Tag) durchaus keinen Anlaß zur Opposition haben. Das psychologische Moment! Es ist der geisttüchtigere Mann, der besser zu arbeiten versteht, er wird besser bezahlt, fühlt ethisch aber auch

kräftiger seinen menschlichen Wert und wird sich eher als sein schwächerer Kollege dagegen empören, daß er thatsächlich, weil er Arbeiter ist, nicht die gleiche gesellschaftliche Achtung genießt, als ein Angehöriger irgend eines andern Standes. Dagegen, daß z. B. ein Pfarrer mehr verdient als er, hat der Arbeiter, wie ich aus Überzeugung weiß, nichts einzuwenden, aber daß dieser mehr geachtet ist, daß er sich gegen ihn herablassend benehmen darf, daß er etwas Außerordentliches zu sein sich dünken darf, das beleidigt ihn und macht ihn mit Recht zum Gegner der Ordnung, die solcherart besteht.

Der deutsche Staatsbeamte namentlich thut das Äußerste, um psychologisch die Sozialdemokratie zu füttern. Mit welcher Anmaßung, mit welcher Prüderie verlangt er, der der Diener des Volkes ist, der von diesem gefüttert wird, daß man seinen frechsten Anforderungen auf der Stelle, und ohne an das persönliche Würdegefühl irgend welchen Rekurs zu nehmen, gehorche, wie ein Sklave. Und daß auch innerhalb der Befehlssphäre der Beamten gegenüber dem freien Mann der Klassenunterschied möglichst berücksichtigt wird, damit der Sozialismus möglichst wachse, wer wollte das leugnen?

Welche Mühe geben sich Offiziere und Unteroffiziere, um die Männer, die Jahre ihres Lebens aus der reinen Einsicht der Notwendigkeit umsonst opferwillig dahin geben für die bestehende Ordnung, auf das Tiefste davon zu überzeugen, daß sie innerhalb dieser Ordnung nicht wie vaterlandsbewußte Edle, sondern wie ichlose Kanaillen geachtet sind. Daß durch „Esel“ und „Rindvieh“, „Kamel“ und „Schaf“ (um ganz unschuldig zu bleiben) die Liebe zu den Verhältnissen wachse, unter denen solcher Kot von den „Ehrenhaftesten“ dem Sohne des Volkes ins Gesicht geworfen wird, wird wohl von Keinem, der Vernunft beim Urteil zur Hand hat, behauptet werden. Gegen eine solche Behauptung, die ja nichtsdestoweniger von der Masse der Lakaien immer wiederholt wird, setze ich die bedauernswerte Wahrheit ein, daß der verabschiedete Soldat, namentlich desjenigen Standes, der auch in der Armee, im Widerspruch mit seiner Brauchbarkeit, fast nie Beachtung findet, daß der praktische Handarbeiter in 50 von 100 Fällen den Ehrenrock abwirft, um ihn der Gesellschaft gegenüber durch blutrote Gedanken zu ersetzen.

Und nun der völlig unmotivierte Gesellschaftsunterschied, der im Besitze liegt! Mit keiner menschlichen Eigenschaft verknüpft, giebt Besitz einem Menschen vor dem andern einen Achtungsvorzug! Es ist Blasphemie, es ist das Lächerlichste von allem, worüber man lachen muß. Das Gelächel des Hohnes reicht aber nur solange aus, als es eine Wirkung erhofft. Tritt diese nicht ein, so zeigt Hohn seinen Urquell, das Gesicht, das er verdeckt: „Wut“! Sozialdemokratie ist Wut! Und gerechte Wut, soweit sie sich aus der Vorwegnahme des idealen Gutes der Achtungsgleichheit nährt!

Hier an dieser Stelle, in dem Bedürfnis der Anerkennung seelischer Würde, liegt die Quelle der Anarchie. Hier setze vor allem der Staat, oder da der Staat das Volk ist, hier setze die Regierung ein, die sich zu erhalten wünscht. Sie bedenke, daß jede Anmaßung, jedes „von Oben herab“ eines Beamten, jede Bestimmung, die unnötig die Individualität hemmt, Tausende von Sozialdemokraten schafft. Man bedenke, welch zweifelhaftes Material durch die soldatisch verrohten Militäranwärter zu denjenigen Repräsentierungen des Staates gelangt, die sich direkt im Verkehre dem Volke zeigen. In der fast ausschließlich soldatischen Besetzung der Subalternstellungen giebt man ein ungeheuer fruchtbares Moment des Volkshasses. Das ungerundete, lebensfremde Innenwesen des Berufssoldaten paßt unter keinem Umstande vor eine gesellschaftliche Harmonie. Der entlassene Berufssoldat ist ein scharfeckiger Stein, der Mensch im Leben wird in seiner Vollendung eine Kugel. Stein und Kugel können sich nie ineinander finden.

Die Plutokratie zeigt nach ihren thatsächlichen politischen Niederlagen Haß in ihren Organen gegen den Arbeiter, spricht von Anmaßung, von unberechtigtem Lebensanspruch. Das wird die Gegenströmung nur um so stärker machen. Man räume jedem, auch, und vor allem dem Arbeiter, das Recht auf Ansprüche als sein natürlichstes ein, man behandle ihn als einen Ebenbürtigen, wenn er sittliche Achtung verdient. Man gebe einfach zu, daß es die Arbeit ist, die den Dingen den Wert verleiht und daß ihre Verrichter geehrt und geschätzt sind, wie es jetzt der Besitzende, der Beamte des Staates allein ist.

Es ist unmöglich, daß ein Mensch gegen eine Ordnung kämpfe, in der er sich von allen geachtet und gewürdigt sieht und es ist unmöglich, die Sozialdemokratie zu besiegen, wenn man ihr auf der einen Seite Zugeständnisse macht und auf der andern ihre Mitglieder en canaille behandelt. Das heißt mit Spiritus löschen!



Unser Dichteralbum.

Horch, wie sie toben!

Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
Und schreien gen Himmel und bestürmen
Den Gott, den über Wolken sie wähnen,
Mit bitteren Klagen und Fragen:
„Wo ist unser täglich Brot?
„Wo finden wir Nahrung und Kleidung?
„Wo Obdach und Unterschlupf?
„Zu Tausenden liegen wir auf den Straßen,
„Zu Tausenden darben wir in der Großstadt,
„Schmachten dahin, gleich Verbannten,
„Und ringsum starrt und bläht sich der Reichtum,
„Häuft Geld und Gut in sinnlos wachsender Fülle —
„Und unser Los ist Hunger, Verzweiflung und Selbstmord,
„Der Fleißigste selbst schafft kaum sich die Notdurft des Lebens,
„Alles verkommt in Elend, Ekel und Laster —
„Herrgott, wir sehen des Jammers kein Ende,
„Daß Wenige prassen, verbluten wir Anderen —
„Herrgott, Herrgott, ist das Deine Welt,
„Sind das die Menschen, geschaffen nach Deinem Bilde?
„Ist das die Gemeinschaft der Christen,
„Dafür der Heiland am Kreuze gestorben?
„Herrgott, Herrgott, Allgütiger und Allgerechter,
„Ist das Dein Werk und väterlicher Wille?!"
— — — —
Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
Und schreien gen Himmel um Rat und Erbarmen.
Aber der Himmel bleibt stumm und keine Hand
Reckt sich aus den Wolken, auf Erden Wunder zu wirken,
Alles verläuft, so gestern wie heut, nach alten Gesetzen
Und Regeln, kalt und fest, wie geformt aus ewigem Erz.
Reißt die steigende Not ihre Augen flehend nach Oben,
Bettelarm bleibt die größeste Zahl trotz Bitten und Beten,
Und die Proletarierhaufen wachsen von Stunde zu Stunde,
Und getreten werden die Schwachen
Von den Starken und Mächtigen auf Erden,
Denn wer im Besitz, der bleibt auch ewig im Recht,
Und das Recht ist heilig im Schutz der Gewalt.
„Der Einzige und sein Eigentum!"
Das ist der Gewaltigen Losung,

„Ich bin Ich!“ Das ist die Moral der Herren.
Und die Moral der Sklaven: „Vogel, friß oder stirb!“
Hier ist der Punkt, wo Vernunft sich in Unsinn verwandelt
Und die herrliche Welt in Pfuhl und Hölle versinkt,
Seit die Menschheit gewichen vom heil'gen Pfad der Natur.
Denn wie die Luft, sei der Boden Allen gemeinsam
Und Allen gemeinsam der Segen redlicher Arbeit,
Persönliches Gut nur, was die Gemeinschaft ohne Schaden entbehrt:
Das ist der Sinn der Natur,
Das allein Würde und Wert alles auf Erden Geschaffenen.
Dahin suche die Menschheit zurück den Weg
In ehrfürchtiger Erkenntnis und treuem Beharren —
Kein anderer Weg führt sie hienieden zum Heil.
— — — —
Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
Des Erbes beraubt am heimatlichen Boden,
Denn keine Scholle, kein Fuß breit Erde
Ist ihnen zu Eigen und Nutzen geblieben,
Und was der Eine in Sorgen gesäet,
Das erntet ohne Mühen der Andere
Und verschließt's für sich in eiserne Truhen.
Wucher und Schurkerei, Spekulation und Raubgier
Umgehen das Gesetz und entziehen der Einfalt
Den nährenden Boden unter den Füßen,
Und von der Luft allein lebt keine Kreatur auf Erden.
So hat die entartete Welt, verdorben im Mammonsdienste,
Im Strudel der Gewinnsucht und des Schachers
Zerstückelt und verhandelt, verkuppelt und verschandet
Was die heilige Mutter Natur Allen in Treuen beschieden.
Zinssklave ist der Arme oder Höriger der Industriellen,
Grundlos, wie fliegende Spreu, hängt in der Luft
Das Leben des auf der festen Scholle Geborenen,
Schnappend nach kargem Erwerb, ein elend Dasein zu fristen,
Von der Hand in den Mund.
Was bestürmt ihr Gott mit bitteren Klagen und Fragen
Und schreit zum Himmel?
Kehret zur Erde zurück, zum heiligen Boden,
Kämpft bis aufs Blut um der Urväter Besitz,
Um die Reinigung der entweihten Scholle,
Daß eine neue Gemeinschaft auf Erden euch sichere
Trautes Heim und tägliches Brot in Freuden und Ehren!
— — — —
Horch, wie sie toben im Elend, im Wahn und Irrsinn,
Die traurigen Menschen,
Die in die Luft Geworfenen,
Ihres Anteils beraubt am gemeinsamen Gute
Der reichen, spendefreudigen, ewig unerschöpflichen
Allmutter Erde. Gelobt sei ihr heiliger Name,

Dreifach gelobt und gepriesen in den Zeiten
Der Drangsal und Entweihung,
Damit der verkehrte Sinn der Menschen sich endlich
Wende zum Rechten und Guten.

München. Michael Georg Conrad.

Die alte Geschichte.

Ich liebe dich nicht — drum hast du die Nacht
Schon wieder durchweint, schon wieder durchwacht.

Derweilen preßt' ich mir die Lippen wund
Auf einem lachenden Mädchenmund,

Und hab unter Scherzen und Küssen gedacht,
Wie elend mich doch eine dritte gemacht.

Vor der Abreise.

Sei mir nicht böse, trockne die Thränen,
Nicht das Herz mir noch schwerer gemacht,
Unsre Liebe war doch nur ein Wähnen,
Nur ein lockender Traum der Nacht.
Nur ein Traum, wann die Lüfte lauschen
Und die Sorgen so meilenweit . .
Laß ihn verklingen, laß ihn verrauschen
In den strömenden Wogen der Zeit.

Wenn einst versiegt dir der Jugendlust Quellen,
Müde du wanderst am Wanderstab,
Denkst du wohl manchmal des losen Gesellen,
Der deiner Jugend die Weihe gab.
Der beim leuchtenden Lichte der Sterne
Heiß sich an deine Brust einst geschmiegt,
Der dann wohl längst in verlorener Ferne
Unter dem wölbenden Hügel liegt.

Sei mir nicht böse, trockne die Thränen,
Laß sie verrauschen, laß sie verwehn,
Unsre Liebe war doch nur ein Wähnen,
Klingend mag sie nun untergehn.
Bin ich bei dir auch glücklich geworden,
Bei deines Herzchens leisem Geklopf,
Immer doch stieg vor mir auf aus dem Norden
Leuchtend ein anderer Mädchenkopf.

Memento vivere!

Auch über Gräber, auch über Kreuze
Taumelt des Lebens lachende Lust —
Laß doch die Toten, so lange frohlockend
Jung dir noch schlägt das Herz in der Brust.

Auch über Gräber taumeln die Falter,
Laß doch die Toten — sie sehen's nicht,
Auch über Gräbern wiegen die Rosen
Purpurne Kronen im Sonnenlicht.

Herbst.

Es geht zum Herbst, die Luft wird seltsam blaß,
Die reifen Äpfel fallen dumpf ins Gras,
Die Störche suchten längst den Wanderpfad,
Die Nacht wird kalt und Allerseelen naht,
Bald stirbt das Laub, und so kommt eins zum andern —
Mein lieber Freund, wann müssen wir wohl wandern?

Berlin. Karl Busse.

Dem Zwanzigkinder-System.

Wie! Was! Du prahlst am Ende noch,
Daß Dir das Kinderzeugen glückte?
Und mich, mich nennst Du „Egoist",
Weil ich mich immer davon drückte?

Hast Du bedacht, wie leicht es ist,
Sich bestialisch loszulassen?
Hast Du bedacht, wie vielen Grund
Die Kinder hätten, uns zu hassen?

Giebt es nicht Zahnweh in der Welt
Und Wanzen, Not und Kritikaster?
Und Kommisbrot und Eifersucht
Und .. was weiß ich? — für andre Laster?

Ist nicht in jedem Leben, sprich,
Der Keim zum Tode schon gegeben? —
Ein Mord, mein Freund, ist Dein Verdienst,
Ein Lustmord jedes neue Leben.

München. Alois Wohlmuth.

Dichter-Los.

Sie haben mich verspottet,
Den Geist gekettet durch List —
Mein Leben war ein Kreuzweg,
Wie deines, Jesus Christ!

Sie haben mit kaltem Hohne
Gelöscht meine Seelenglut,
Sie haben mich gekreuzigt,
Gegeißelt bis aufs Blut.

Sie haben die Ideale
Gezerrt mir in den Mist —
Mein Leben war ein Kreuzweg,
Wie deines, Jesus Christ!

Braunfelsen (Mähren). Josef Schmid-Braunfels.

Herbstabend.

Graue Wolken umdrängen den Himmel,
Hell umleuchtet von fahlem Schein,
Welke, gelbbunte Blätter taumeln
Tänzelnd in all das Dunkel hinein.
Leise flüstert das Schilf am Weiher
Und die Wellen plätschern so sacht,

Im gespenstischen Nebelkleide
Zieht drüber hin die Königin Nacht.
Mählich durchblitzt ein Stern die Wolken —
Kronenentfallen ein Diamant —
Leise raschelt's in welken Blättern
Wie ein Grüßen aus Geisterland.

Albumblatt.

Mit Rosen in wirren Haaren
So sah ich Dich heute stehn,
Noch wenige, wenige Tage
Und ich muß weiter gehn.

Kann Dir auch nicht mehr sagen,
Was Du mir gewesen bist,
Vielleicht in wenigen Tagen
Einer den andern vergißt.

Es flammten die roten Rosen
In Deinem lockigen Haar —
Geliebt! — — Entsagt, verloren —
Wohl stets das Ende war.

Sonnenaufgang.

Blühende Linden hauchen
Würzig süßes Arom,
Aus Nebelwolken tauchen
Goldspitzen vom Dom.

Fern von der Welt wir beide —
Das erste Licht erglimmt —
Die Heide — die weite Heide
In Sonne schwimmt.

Da lehn' ich am Lindenstamme
Und grüße das Gräsermeer,
Grüße die heilige Flamme
Und vieles mehr.

Grüße mein wildes Leben
Mit jubeldurchtolltem Schrei,
Goldstreifige Banner schweben
Auf hoher Bastei.

Am Meer.

Vor mir in schweigender Weite
Dehnt sich das endlose Meer
Dürres Gestrüpp mir zur Seite —
Sonst alles öde und leer.

Die Wolken wie finstere Fahnen
In stolzer Gigantenfaust
So droh'n sie. Düsteres Ahnen
Packt Dich, wenn Du sie schaust.

Bisweilen mit schrillem Pfeifen
Kommt übers Meer der Wind,
Am Himmel sich Riesen greifen,
Die der Hölle entstiegen sind.

Zürich-Oberstraß. A. v. Sommerfeld.

Dorfroman.

Er war des stolzen Müllers Sohn
Und sie das Kind des Armen.
Sein Vater nahm für kargen Lohn
Als Magd sie ins Haus aus Erbarmen.

Sie war so blühend, so jugendstark!
Wie glühten die Rosenwangen!
Da schlich ihm versengend durch Herz und Mark
Ein flammendes Glutverlangen.

Nun traf sich's — es war um die Erntezeit;
Schon rührten die Sensen sich wacker —
Da gingen die Beiden ohne Geleit
Zum Schneiden hinaus auf den Acker. —

Fünf Monde vergingen, da ward aus der Flut
Ihr Leichnam gezogen zu Lande:
Es fehlte der armen Magd der Mut,
Zu leben mit ihrer Schande. —

Man grub ihr am alten Glockenturm
Ein Grab auf der „Sünderseite“;
Es gab ihr der rauhe Dezembersturm
Sein einsam Totengeleite. — —

Nun wuchert das Unkraut über der Gruft
Dort hinter den stillen Cypressen.
Er aber wandelt in freier Luft
Und hat es gelernt zu vergessen.

Er führte zum Tanz die reichste Braut
Beim klingenden Hochzeitreigen.
So keck sein trotzendes Auge schaut,
Als wär' ihm die Welt zu eigen.

Und seit er in Amt und Ehren steht
Als schützendes Haupt der Gemeinde,
Da ist auch verklungen und verweht
Das Flüstern der letzten Feinde.

Straßburg i. E. Christian Schmitt.

Die Ameisen.

Irene trug gern feine Strümpfe
Von seidengrauem Netzgestricke.
Durchschimmernd hielt die Haut, die weiße,
Verlockend gefangen scheue Blicke.
Sie setzte sich im Park des Schlosses
Auf einen Stein, umgrünt vom Moose,
Und schloß halbträumerisch die Augen,
Gekreuzt die Hände auf dem Schoße
Unter der Weihmutskiefer.

Ameisen wohnten in der Nähe
Im buschversteckten Moderhaufen.
Die Tierchen waren kunstverständig
Und kamen bald herangelaufen.
Sie krochen durch das Seidengitter
Und brauchten ihre scharfen Zangen.
Irene lüpfte das Kleid, die Strümpfe
Und konnte nicht die Kerben fangen
Unter der Weihmutskiefer.

Was war zu thun, der Brut zu wehren?
Ich half ihr fahnden auf die Beißer,
Die immer weiter hinauf gekrabbelt
Als schönheitstrunkne Wegeweiser.
Schon wimmelt's. Herab die Strümpfe, die Röcke!
Nichts andres konnte nunmehr nützen.
Sie stand vor mir im Spitzenhemde —
Ein Thor wird nicht den Zufall nützen
Unter der Weihmutskiefer.

Rasch hatt' den Shwal ich ausgebreitet
Zur Wehre gegen die Insekten.
Ums schöne Weib die Arme geschlungen,
Viel heiße Küsse bang sie schreckten.
Sie sträubte sich, doch dem Verlangen
Konnt' sie nur zögernd widerstreben,
Bis sie, halb willig, halb verdrossen,
Die Lider schloß und sich ergeben
Unter der Weihmutskiefer.

Ameisen, wie soll ich euch nun preisen,
Ihr meine lieben Kameraden!
Nie hätt' ich solche Gunst genossen,
Die Strümpf durchsichtig euch verraten.
Um was ich lang umsonst gerungen,
Ward mir durch euch, ihr klugen Schliefer.
Irene nur gedenkt mit Schrecken
Ans unverschämte Ungeziefer
Unter der Weihmutskiefer.

München. Heinrich von Reder.

Iwan, der Grausame.

Im Prunk von Kupfergold und rotem Atlas
Sitzt auf dem Thron Iwan Wassiljewitsch.
Er träumt. Doch des Tyrannen Traum
Ist schwer umwölkt von Purpur, Dampf und Blut
Und aus den Blicken stiert der irre Zorn,
Der flackernd auf dem Grund der Seele ruht.
Das Blutbad dämmert auf von Nowgorod!
Rauch, Feuer, Angst, Gestöhn der Sterbenden — — —
Er seufzt. Er keucht. Es klappern dumpf und klingen
Die goldnen Bleche, funkelnd von Juwelen,
Und an der Seite klirrt das gier'ge Schwert.
Und plötzlich fällt der eisenspitze Stab
Des Zaren hallend nieder aufs Parkett . . . .
Ein scheuer Scherge bücklingt in den Saal. —
Des Zaren Auge streift ihn unruhvoll
Und wie betäubt hinsinkt der Sklav' ins Knie.
„Hinaus, Kanaille! Blinder Hundesohn!
Wer rief dich, Feigling? Soll ich dir dein Haupt,
Dein fahles Schurkenhaupt zu Füßen legen?!
Mich juckt mein Blut; gieb acht, daß ich mich nicht
In deinem bad', mir Lind'rung zu verschaffen!"
Der Scherge schleicht argwöhnisch an die Thür',
Rücklings, das Haupt geneigt, schlotternd vor Furcht. —
Darauf Iwan Wassiljewitsch besänftigt:
„Komm' her, mein Täubchen, fürcht' dich nicht, mein Sohn!
Mein Geist ist einsam; meine liebende Seele
Begehrt nach Freundschaft, Treue und Vertrauen,
Sich zu entdecken, und in fremder Brust
Des Mitleids sanftes Feuer zu entfachen.
Komm' her, mein Täubchen, sieh', die Thräne rinnt
Von deines Kaisers gramumwölktem Auge —
Und Güte schwellt sein qualbelastet Herz." — —
Der Sklave naht erleichtert; vor dem Throne
Bleibt harrend er, erstarrt in Demut, steh'n.
Jetzt ruht des Zaren rätselreiches Auge
Voll Neugier lauernd auf der Knechtsgestalt
Und wonnig schnuppernd zittern seine Nüstern.
Am Prunkgewand das Goldblech knistert leise
Und dumpf am Wehrgehenk die Kette klirrt.
— — — — — — — — — — —
Ein kurzes Schweigen wandert durch den Saal.
— — — — — — — — — — —
Da gellt ein Schrei! Des Zaren Stab durchbohrt
Den linken Fuß des schmerzverblüfften Dieners.

Der zappelt angenagelt am Parkett
Und Jammerlaute hallen von den Wänden.
Da lächelt mild Iwan Wassiljewitsch:
„Gott kennt des Menschen wankelmüt'ges Herz; —
Kommt her, ihr Hunde, tragt das Schwein hinaus!"

Zürich. Maurice von Stern.

Vogelfrei.

So habt ihr denn das letzte Band zerrissen; —
Nun bin ich vogelfrei! nun bin ich stark!
Im blauen Äther plätschert mein Gewissen,
Und Frühlingsstärke trinkt mein junges Mark.
Nun bin ich frei! Das war das letzte Röcheln,
Der letzte Rest der öden Alltagsschaft —
Und neue Sprungkraft wächst mir in den Knöcheln —
Ich trinke Morgenluft und Sonnenkraft.

Nun bin ich ganz frei! Heil dir, du erlauchte,
Du segenbringende, du stolze Luft,
Du Schöpferkraft, ins Morgenlicht getauchte,
Du ziehst mit Schauern ein in diese Brust,
In diese Brust, die heiß für andre klopfte,
In dieses Herz, das heiß für andre schlug —
Sei mir gegrüßt, du strahlenübertropfte,
Du heil'ge Kraft: Ich bin mir selbst genug!

Ich bin mir selbst, was ich für andre wähnte,
Ich bin mir selber Tröster nun und Trost;
Mein Auge, das so oft für andre thränte,
Lacht in die Sonne, die im Osten gloſt,
Lacht leuchtend in die goldne Purpurfrühe;
Es hört mein Ohr ein neu Damaskuswort —
Und selbst das Muh der plumpen Alltagsķühe
Schleicht murrend ins Gebrüll der Herde fort.

Das fehlte nur, das hielt mich noch umnachtet.
Zerschnitten nun das Band — der Schnitt war gut! —
Studentisch-edel habt ihr mich verachtet
Und auch gezeichnet — doch es floß kein Blut! —
Ihr seid der „Ehre" hohe Ritter worden! —
Ich bin ein schlechter Kerl, Ich bin ein Tropf —
Oh würde euch doch der verdiente Orden,
Der bunte Rock mit blankem Talmiknopf.

Erregt euch nicht! Ich will euch nicht verspotten;
Ich lächle, weil ich euer Thun versteh.
Meintwegen könnt ihr ruhig weitertrotten —
Erlaubt nur, daß Ich meine Wege geh! —
In meiner Vogelfreiheit kühner Wonne
Vergeß ich eure blöde Alltagsschaft —
Ich fühl mich stark wie eine junge Sonne!
Ich trinke Morgenluft und Gotteskraft!

Berlin. Franz Evers.

Stella.

I.

Das war ein Ritt — noch knirschen alle Sehnen.
Es flogen Baum und Busch an uns vorüber,
Im Winde flatterte dein schwarzes Reitkleid
Und legte sich um deine schlanken Formen.

Wir jagten vorwärts, stets nach Westen zu
Dem Abendfeuer nach, das leis verglomm,
Als wär' die Nacht ein finsteres Gespenst,
Das uns mit Mördergriff die Freude würgte.

In deine Augen warf das letzte Sonnenlicht
Ein irres Feuer, und ich las darin
Die Lebensangst, die blasse Furcht vor allem,
Was heiteren Genuß und Frohsinn tötet.

Du schlugst des Pferdes Flanken mit der Gerte,
Die Mähnen rauchten und die Nüstern bebten.
Wir rasten vorwärts, stets nach Westen zu
Dem Abendfeuer nach, das leis verglomm.

Des Mondes bleiche Sichel hinter uns
Traf uns mit ersten feindlich kalten Blicken,
Ein Nebel ballte sich und schob sich näher
Wie feuchte weiße Locken, und schien listig
Mit nassen Geisterhänden uns zu greifen.

Du schauderteſt vor Frost — ein Kind der Sonne,
Das ohne Licht und Daseinslust verendet.

Sorgsam auf meinen Sattel hob ich dich.
Ich wärmte deine Lippen an den meinen
Mit einem langen heißen Kuß des Lebens.
Wir jagten vorwärts, stets nach Westen zu
Dem Abendfeuer nach, das längst verglommen.

II.

Aus einer Ampel blauer Schale rieselt
Die weiche schmeichlerische Glut.
Vom Feste müde, auf Angorafellen
Gelagert, blickst du traumverloren,
Vom milden veilchenfarbnen Licht umsponnen.

Aus deinen losen schwarzen Flechten quellen
Wachsgelber Rosen welkgedrückte Blätter.
Die Schwärmeraugen, von der Hand beschattet,
In feuchter Schwermut trübe schimmern.

Du denkst der Stunde, da ich einstens
Vor dir gekniet, um Liebe betteInd,
In blinder Raserei, voll tiefer Demut,
Mit wirren Worten, leis gehauchten Tönen
Um süßen heiligen Genuß gefleht,
Und du . . mit großen heißerschrocknen Augen
Mich bebend ansahst, zürnend mich
In keuscher Wallung von dir stießest.

Und heute.
Da der Sehnsucht unerfüllte
Blutwarme Wünsche dir die Seele schwellen,
Der Sinne Glutwind deine Stirne streift,
Und du . . so bitter einsam und verlassen,
Von keines lieben Freundes Hand gestreichelt,
Reut dich die Stunde, da du dich verstoßen . .

Durchs offne Fenster aus des Parkes Dunkel
Die Klagelaute einer Amsel hallen.
Des Springborns träge Wassersäule
In gleichem Tonfall niederplätschert.

Nervöses Zucken, stummes Weinen geht
Durch deine sehnsuchtmatten schweren Glieder,
Dein Schwärmerauge sinnt und sinnt.

Um deine Ampel schwirrt in schnellen Kreisen
Ein Falter, der nach Wärme lüstern,
Und von der Flamme Todeskuß versengt,
Sinkt zappelnd er zu deinen Füßen nieder.

Leipzig. Hugo Grothe-Harkányi.

Selbstmörder.

Von Hans Fischer.

(Wiesbaden.)

I.

Er stand am Fenster, wie er es Mittwochs und Samstags immer that, denn dann erwartete er einen Brief von seinem Schatz. Es war gegen fünf Uhr nachmittags. Kurz nach fünf kam gewöhnlich der Briefträger.

Mit geschlossenen Augen lehnte er sich zum Fenster hinaus und ließ sich von der Sonne bescheinen, die nur um diese Zeit ihre schrägen Strahlen in das Zimmer sandte.

Zunächst war es dunkel vor den geschlossenen Augenlidern. Allmählich wurde es heller; schließlich hellrot. Einzelne weißschimmernde Punkte begannen vor den Augen zu tanzen, erst langsam, dann schneller und immer schneller, in wirrem Durcheinander. Da wurden sie schwarz, wie Samt so gesättigt, die Bewegungen rundlich, kreisförmig, harmonisch. . . . Ein kurzer, heftiger Strahl! Einen Augenblick lag es ihm wieder ruhig vor den Augen. Dann tröpfelte es leise von oben her in großen, roten Punkten, wie die ersten Tropfen eines Gewitterregens. Kleiner wurden sie. Schneller fielen sie, wie Blutstropfen.

Er stöhnte leise. Aber es war ihm unmöglich, die Augen zu öffnen.

Die hellrote Masse vor seinen Augen erweiterte sich. Er sah und fühlte sie hinter seinen Augen, wo es bisher dunkel gewesen war, dem Gehirn zu aufsteigen. Unablässig fielen die roten Tropfen nieder. Und da! Auf einmal sah er sein Gehirn in all seinen Windungen rötlich überschienen.

Leise, wie erster schmelzender Schnee, fielen die roten Tropfen auf die graue Masse. Stürmischer wurden sie, dichter wirbelten sie, und auch die Gehirnmasse begann sich zu bewegen, auf und nieder, in ungefügen Wellen, wie man das stürmische Meer im Theater darstellt. Dichter fielen die roten Tropfen, wie in langen Fäden, und häuften sich hier und dort zu kleinen Blutkugelbergen. Und siehe da, auf einmal begann es zu rinnen. Kleine, winzige Blutbächlein schlängelten sich und tauchten in der grauen Masse unter. Wie das schmerzte! Größer wurden sie, höher türmten sich die Haufen der immer dichter fallenden Blutflocken. Da! Alles schwamm in Blut, das ganze Gehirn! Er schrie auf, riß die Augen auf, weit und angstvoll, daß die hellen Sonnenstrahlen hineinbrannten. Das brachte ihn

wieder zu sich. — Er trat zurück und ließ sich in das alte, morsche Sofa fallen. „O, nur das nicht, nur das nicht!“ stöhnte er. „So grausam kann der Augenblick nicht bestraft werden. O Gott! Gott! Wenn sie mir nicht bald bestimmter schreiben kann . ., ich geh' zugrunde! Das Gewissen . .“ Er starrte vor sich hin. „Ha! wenn ich sie heiraten könnte, jetzt gleich, ich machte mir gar keine Gewissensbisse mehr drüber. Was hab' ich denn gethan? Endlich mal natürlich gehandelt. Ich will ja nur sie, sie, sie allein! Alle andern Frauenzimmer sind mir ja vollständig schnuppe. Das ist doch nichts unmoralisches? Nur diese elenden gegenwärtigen Zustände machen es dazu. Es ist doch nicht unmoralisch, mit 25 Jahren kein Kapaun zu sein!“

Es klopfte. Er fuhr in die Höhe und rief laut: „Herein!“ „Endlich!“ atmete er erleichtert auf, als der Briefträger in der Thür erschien.

„Herr Hansing, hier ein Brief.“ Mit verschmitztem Lächeln überreichte er ihn dem Studenten, nahm schmunzelnd wie stets seinen Groschen in Empfang und trabte wieder von dannen.

Hansing hielt den Brief eine Weile in der Hand, ohne ihn zu öffnen. So machte er es schon wochenlang. Jedesmal fürchtete er sich, ihn gleich zu öffnen. Das verhängnisvolle Wort konnte ja drin stehn.

Jetzt waren schon fast fünf Monate vergangen seit jenem prächtigen Maitag, wo er sich hatte hinreißen lassen. In jedem Briefe erwartete er das verhängnisvolle Wort, um jedesmal wieder erleichtert aufzuatmen. Heute war ihm ganz besonders schwer zu Mut. Er tastete an dem geschlossenen Brief herum. Er fühlte sich so leicht an, als wenn er höchstens einen Bogen enthielte. Sonst schrieb sie doch stets mehr. Sollte vielleicht heute? . . „Ach was! Unsinn!“ fuhr er auf und riß hastig das Couvert auseinander.

Er las. Drehte das Blatt herum. Las wieder. Es war ja unmöglich! Und doch, da stand's: „Fritz, Fritz! was hast Du gethan! Fritz, komm bald! Fritz!“ Die folgenden Worte waren etwas verwischt, und doch konnte es nicht anders heißen: „Fritz, ich bin schwanger!“ Er buchstabierte an dem letzten, fast unkenntlich gewordenen Wort herum, ob's nicht doch etwas anderes heißen könnte: „schw . . schwach?“ Nein, es war länger. Es hieß schwanger. Und dahinter stand nochmals in eiligen, hastigen, langgezogenen Buchstaben: „Komm bald! gleich! sobald Du irgend kannst!“

Also doch! . . . Endlich war es eingetreten. Seine Furcht war begründet gewesen. Was nun? . .

Er ballte die gestickten, gehäkelten Decken, die die Blößen des Sofas verbergen sollten, zu einem Klumpen zusammen und grub den schmerzenden Kopf hinein.

Wieder klopfte es. Ein . . zweimal. „Donnerwetter rrein!“ schrie

Fritz heftig. Der eintretende Freund, der eine Treppe höher wohnte, blickte Hansing erstaunt an wegen dieser grundlosen Heftigkeit. „Mensch, warum so heftig?“ — „Werde doch wohl noch heftig sein dürfen, wenn ich will!“ — „Meinetwegen,“ beschwichtigte der andere: „Hast Du schlechte Nachrichten bekommen?“ fragte er mit einem Blick auf den offen daliegenden Brief. — „Im Gegenteil! Ganz vorzügliche. Meinem Schatz geht's ausgezeichnet. Weiß sich vor Gesundheit gar nicht zu lassen, wird immer dicker und . . .“ — „Freut mich!“ unterbrach ihn der andere. „Weißt Du, ich komme . . ich wollte Dich nämlich bitten, mal mit heraufzukommen,“ fuhr er etwas zaghaft fort, „hab' grad so ein interessantes Präparat unterm Mikroskop.“ Hansing starrte ihn einen Augenblick verständnislos an. „Die Glockentierchen sind famos,“ begann der andere wieder. „Zu schön! Ich wollte sie Dir gerne mal zeigen, da Du ja auch Interesse dafür hast.“ Hansing sprang auf. „Mensch, hast recht! Kolossal recht! Ich brenne vor Verlangen nach Deinen Viechern, Deinen Amöben, Mollusken und anderm Krabbenzeug. Wie geht's ihnen? Wohlauf? Freut mich! Wie viele hast Du denn heute schon geschlachtet? Kerl, kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut.“ Er lachte. „Mensch, habe gradezu erstaunliche, unbändige Sehnsucht nach ihnen. Komm! Komm!“ Er ergriff den Erschrockenen am Arme und zog ihn mit sich zur Thüre hinaus.

Nach einer halben Stunde polterte Hansing wieder die Treppe herunter. „Besten Dank, Otto!“ rief er dem Freunde nach, „und weitere gute Verrichtung. Zur Fütterung bin ich wieder da, verehrter Amöberich!“

„Was nun?“ sprach er halblaut, sich aufs Sofa setzend. Er marterte sein Hirn, konnte aber zu keinem klaren Gedanken kommen. Es hämmerte und klopfte in ihm. „Luft!“ schrie er, stieß auch noch das andre Fenster auf und lief im Zimmer hin und her.

Immer dunkler wurde es. Der Christuskopf nach Guido Reni, den ihm sein Schatz geschenkt und den er über der Schlafstubenthür aufgehängt hatte, war in Dämmerung gehüllt.

„Verdammt! in diesem dumpfen Loch kann's ja kein Schwein aushalten!“ Er griff nach seinem Hut und verließ das Haus.

Langsam schlenderte er durch die Straßen, bald hier bald dort ein Schaufenster musternd. Vor einem Waffenladen machte er Halt. Die einzige Lösung, dachte er und besah sich genau die blinkenden Pistolen und Revolver. Er ging einige Schritte weiter, kehrte aber gleich wieder um. „Nutzt nichts, die einzige Rettung!“ Er griff nach der Thürklinke, die Hand zitterte leise. Scheu sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn auch niemand bemerkte. „Ruhe!“ knurrte er und atmete recht langsam und tief. Das beruhigte ihn äußerlich. Er trat ein und kaufte sich einen Bulldoggrevolver. „Die Be-

zeichnung ist zwar scheußlich, aber die Sache selbst nicht übel," meinte er, das Ding in der Hand wiegend. „Schauderhaft großes Kaliber. Grausig plump und gründlich." Er schlenderte weiter. Abermals machte er Halt — vor dem Laboratorium. Er war Chemiker. „Daran hätte ich zuerst denken sollen! Cyankalium!" Er trat ein in den Saal, wo er arbeitete. Richtig, da stand es noch, der Assistent war grade damit beschäftigt. „Noch so spät, Herr Hansing?" redete der ihn an. „Ja wohl, Herr Doktor; brauche noch etwas von dem Zeug — für Schmetterlinge. Bin nämlich großer Schmetterlingsfreund und -Jäger. So töte ich sie am besten, und die Dinger fahren ins Jenseits, ohne irgend etwas von ihrer Schönheit zu verlieren. So lieb ich's." Er nahm zwei große Stücke aus dem Glasbehälter. Der Assistent lachte: „Na, Herr Hansing, hören Sie mal, das langt für einige Tausend. Was wollen Sie mit all dem Zeug. Außerdem darf ich's eigentlich gar nicht dulden, daß Sie Cyankalium mitnehmen." — „Doktor, sein Sie kein Unmensch und verderben Sie mir nicht den ganzen Spaß. Außerdem giebt's ganz verdammt zähe Schmetterlinge, die nicht so leicht tot zu kriegen sind." Der Assistent lachte wieder: „Sie machen wieder Ihre schlechten Witze. Na meinetwegen, weil Sie's sind." — „Grammersch!"*) — „Übrigens kommen Sie heut Abend mit in'n Hirsch? Ganz famoses Getränk dort!" — „Kann leider nich, bedaure, muß verreisen." — „Und die Schmetterlinge?" — „Eben drum. Habe ein rares Exemplar auf dem Korn, dem ich schon lang nachjage. Der muß dran. Mahlzeit, Herr Doktor!" — „Mahlzeit, Herr Hansing!"

„Jetzt sind wir für alle Fälle geborgen," sagte Hansing vor sich hin und machte sich auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, schleppte er ein paar Bretter herbei, stellte sie gegen die Wand, zündete die Lampe an, trat einige Schritte zurück, zielte und schoß. Entsetzt hielt er sich die Ohren zu. „Potz Blitz! was en Schkandal. — Die Bestie dröhnt ja wie 'ne Kanone." Er lauschte. Nach einer Weile lächelte er. Er hörte seine dicke, brave Wirtin von unten herauf grüßen. „Ach Gott, ach Gott, was bin ich erschrocke! Ach Gott, ach Gott, Herr Hansing, es is doch kei Unglick bassiert? Nee abber so was!" Nach Luft pustend stand sie vor ihm. Er lachte. „Kalt Blut, Frau Groß. Übe mich bloß im Pistolenschießen." — „Ach Gott, ach Gott! abber warum denn?" Er lächelte verschmitzt. Na, Frau Groß, alte Studentenmutter! warum übt sich denn unsereiner im Pistolenschießen — he?" Erschrocken schlug sie die Hände über'm Kopf zusammen. „Nee, abber so was! Ach Gott, ach Gott! Se wolle sich doch net schieße?!" — „Das

*) = grand merci, gebräuchliche Verballhornung bei einem Teil der hessischen Bauern.

habe ich ja auch nicht gesagt, Frau Groß; ich will mich bloß üben." — „Nee, abber so was! Un Sie war'n mei besder un stillsder Mieder. Ach Gott, ach Gott!" Hansing verneigt sich ironisch. „Nur Geduld, Frau Groß, in ein paar Tagen hat der Spaß ein Ende." — „Wirklich, wirklich, Herr Hansing? Darum muß ich Se auch schon bitte, Herr Hansing, sonst wird mer de ganze Nachberschaft rewellisch. Sehn Se! da gucke se schon aus alle Fenstern." — „Albernes Pack, Dreckbande!" schimpfte Hansing und riß die Vorhänge herunter. „So, Frau Groß, jetzt schießen wir im Schatten, wie's schon einmal ein großer Mann vor mir gethan hat. Können sich beruh'gen, totschießen werd' ich mich nich gleich." — „Nee, abber so was, Herr Hansing! So en braver, stiller Mieder, wie könne Se so was sage! Sie un dodschieße? Die Sind! die Sind! Ach Gott, ach Gott! wie könne Se mich so erschrecke!" — „Potz Bimbam! Frau Groß, ich hab' Ihnen ja gesagt, daß ich mich bloß üben will. Verstehn Se denn kein Deutsch?" — „Ach ja, Herr Hansing. Abber mache Se's nit zu arg un nemme Se sich in Obacht, sein Se vorsichtig, daß nix bassiert." Sie warf einen scheuen Blick nach dem Mordinstrument. „Ach Gott, ach Gott! nemme Se sich ja in Obacht!" — „Soll besorgt werden. Nun bitt' ich aber um mein Abendessen, Frau Groß!" — „Ach Gott, ach Gott! das hätt' ich ja bald vergesse!" Schnell war sie wieder zur Thür hinaus.

Noch einmal knallte er los, daß die Wände bebten. Dann warf er den Revolver auf den Tisch. „Schockschwerenot! das Möbel verpestet ja alles!" Er riß auch noch die Thüre zum Schlafzimmer auf.

Wieder warf er sich ins Sofa und bohrte den Kopf in die Kissen. Die Ohren sausten ihm noch von der Lufterschütterung. Wieder versuchte er nachzudenken. Aber nur ganz wirr fuhren ihm die Gedanken der letzten Wochen durch den Kopf. Daß die Eltern nicht vergeben würden, daß keine Rettung möglich. . . . Was sollte er auch anfangen? Ein Handwerk verstand er nicht. Mit dem Trödel, den er gelernt, konnte er keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken, geschweige zwei, geschweige gar drei Menschen ernähren. . . . Das Kind! sein Kind! . . . . Was das für ein merkwürdiger Gedanke war. Wie es wohl aussehn würde? Blond wie er oder dunkel wie sie? Zierlich oder plump? Und die Augen! Klein und stechend wie die seinen oder groß . . groß, dunkel, boopisartig wie ihre? . . Da packte ihn eine heiße Sehnsucht nach dem kleinen, ungeborenen Wesen, das ihm gehörte und das nun nie geboren werden sollte. — Wieder sprangen seine Gedanken ab. Es ging nicht anders, sie mußten sterben, er, sie und das Kind. Er konnte sie nicht ernähren. Rein unmöglich! Ja, wenn die Eltern vergeben würden und zu irgend etwas raten, aber so? Ganz unmöglich! Er stöhnte und fuhr in die Höhe. Wenn er sich gleich erschösse!? das wäre

das einfachste. Dann wäre er alles los mit einem Schlage. . . „Gemeiner Kerl!" schrie er sich selbst zu. Und das arme Mädchen, das er unglücklich gemacht? Hahaha! das konnte dann selbst sehen, wie's fertig würde. „Zu gemein!" Und doch, der Gedanke war verlockend. . . . Wenn ich wahnsinnig würde, dachte er weiter. Das wäre schon bedeutend anständiger, das gäb auch 'ne erträgliche Entschuldigung. So 'ne kleine fixe Idee! Er mußte sie nur ein bißchen pflegen, wie ein geliebtes Schoßkind, dann würde sie schon wachsen und groß werden. . . . Er gab sich Mühe, eine auszuhecken, so 'ne kleine, niedliche fixe Idee. Er quälte sich und quälte sich, aber wahrhaftig, zu dumm! er konnte keine finden. Absolut nicht, wie er sich auch abmühte. . . . Wieder hörte er seine Wirtin die Treppe herauf pusten. Die reinste Dampfmaschine! . . . Hm . . . das wäre ja so 'ne fixe Idee . . . so 'ne Dampfmaschine, die ihm immer näher auf den Leib rückte. Er mußte sich's nur ein bißchen ausmalen. Mit einiger Phantasie ging's schon, mußte es gehn. . . . So ganz von weitem kam sie näher, schon sah er die Lichter vorne immer näher kommen, schon hörte er sie pusten und stöhnen, jetzt war sie ganz nahe. Noch ein paar Sekunden, dann war er Brei, ein Haufe Fleisch, Blut und Knochen, alles durcheinander. Er sah's ganz deutlich, jetzt mußte es kommen, die fixe Idee. Er griff sich an den Hals. Der schnürte sich schon zusammen, und das Blut lief auch schon schneller, so dumpfrauschend um die Ohren dem Hirn zu. Jetzt . . . Jetzt! . . . Da! da kreischte jemand. Wild fuhr er auf. Seine Wirtin stand zitternd vor ihm. „Zum Donner!" fuhr er sie an, „was stör'n Sie mich in meinen besten Phantasieen?" — „Ach Gott, ach Gott, wie sehn Se aus, Herr Hansing! So wild! Ach Gott, ach Gott! was bin ich erschrocke. Wie Se mich ebe ansahn so . . . so . . . abwesend. Ach Gott, ach Gott! Se sin krank, Herr Hansing, Se sin krank. Ich will Ihne en Thee koche, Kamillethee zum schwitze. Das hilft!" Er fuhr sich über die Stirn. „Schwätzen Se doch kein Blech, Frau Groß. Ich war grad am einschlafen." — „Ach Gott, ach Gott! Se müsse Sich schone, Herr Hansing. Se sin krank, ganz gewiß, Se sin krank!" — „Zum Teufel! Nein! Ich bin gesund, ganz gesund, nur zu gesund. Stellen Se Ihr Zeug her, ich hab' Hunger. Essen will ich und trinken, verstehn Sie?" — „Un ich koch Ihne doch en Kamillethee!" — „Dann schmeiß ich Sie samt Ihrem Thee zum Tempel naus. Bleiben Se mer nur mit dem Zeug vom Leibe!" — „Un ich koch Ihne doch en Kamillethee!" beharrte sie. „Machen Se, was Se Lust haben, trinken thu ich en doch nich, darauf können Se sich verlassen," rief er ihr nach.

Wieder mal vorbeigelungen, dachte er und wurde lustig und mußte lachen. „Ne komische Idee, so 'ne fixe Idee!" Er griff zu Brot und Wurst. Das schmeckte nicht übel. Er schenkte sich Bier ein. Das schmeckte auch.

So gut hatte es ihm noch nie geschmeckt. Jetzt merkte er's erst, wie gut er's gehabt. Jetzt, wo's bald alle ist mit all dem, mit Biertrinken, Wurstessen 2c. 2c." Er trat wieder ans Fenster. Da fiel ihm die Scene von um 5 Uhr wieder ein. Das war ja die schönste fixe Idee, die man sich denken konnte. „Schaf, daß ich daran nicht gleich dachte," murmelte er, „noch emolo!" und schloß die Augen. Aber alles blieb finster und tot und ohne Bewegung. „Es gerät nich, die Konstitution ist immer noch zu gut!" Er schlug mit der Faust an den Schädel. „Ja, wenn man aus einer Bauernfamilie stammt, in der dritten Generation spürt man's noch. Alles andre mag kaputt sein, aber das Hirn, das hält's noch 'ne ganze Weile aus. Das hat bei den edlen Voreltern Generationen lang brach gelegen. Das ist nicht umzubringen, trotz allen Bemühens." Er seufzte auf. „Dann helpt dat nich," meinte er, griff zu Hut und Stock und verließ das Haus.

Erst spät in der Nacht kam er zurück.

Gemütlich brummte das Petroleumherdchen, und Kamillentheeduft lagerte in der Stube. Wütend fuhr Fritz nach dem Topf und schleuderte ihn wider die Wand. „Alberne, dumme Gans!" schimpfte er. „Mit ihrem Sauzeug verpestet sie die ganze Luft. Pfui Teufel!" Ärgerlich kroch er ins Bett und streckte sich.

„Hm . . . der Mensch ist für den Sarg wie gemacht, alle zwölf Stunden legt er sich auf den Rücken, parat zum Eingenageltwerden. Zu dumm, daß man sich trotzdem so schlecht an den Gedanken gewöhnen kann." Er schloß die Augen. Gradeso würde er in 24 Stunden aussehn, nur das bißchen Leben fehlte, nur kälter würde er sich anfühlen; das war alles. Dann ging's lustig an die Verwesung. Erst die Augen, dann die Eingeweide u. s. w. Schade, daß man das nicht mit ansehn kann, dachte er, doch . . wer weiß! Am Ende hockt das Seelchen stillvergnügt auf dem Deckel und besieht sich den Fall, froh, den Körper nun bald ganz los zu sein, diesen elenden Körper, der ihr so viel zu schaffen gemacht hat."

Er öffnete die Augen wieder und starrte in die Finsternis. Der Alkohol hatte ihn etwas beruhigt. Jetzt wollte er noch mal ordentlich nachdenken. Schließlich! das Leben ist im Grunde gar keine so rare Einrichtung. Stoffwechsel! das ist alles. Und wenn nur das kleinste Atom ein wenig aus der gewohnten Lage kommt, wird der ganze Apparat auffässig. Die richtige Philisterwirtschaft. Wenn nicht alles nach der Uhr geht, geht die ganze Geschichte aus 'en Leim. Eigentlich das einzig vernünftige, da etwas nachzuhelfen, daß es schneller geht. Doch . . da durchflog es ihn schon wieder heiß. Leben! leben! schrie es trotz alle dem. Gab's denn wirklich gar keine Möglichkeit mehr? Zum Gassenkehrer konnt' er's doch auch noch

bringen. Aber Elsbeth und das Kind, wie sollte er die durchbringen. Und dann wußte er, er durfte sie nicht mehr verlassen. Er war ja dann ihr einziger Halt.

Schreiber konnte er vielleicht auch noch werden. Doch mit den paar Batzen konnten sie auch nicht leben. Jägerhemden müßte er sich dann jedenfalls anschaffen, daß sie nichts zu bügeln hätte. Dies widerwärtige Zeug! Und die Kragen? Nein! es ging nicht. Die Betten mußten auch gemacht werden und die Hosen ausgeklopft und dann schließlich auch mal was neues angeschafft. Aus den Fingern konnte er sich das alles doch nicht saugen?! Unmöglich, unmöglich! es gab keinen Ausweg.

Ruhelos wälzte er sich hin und her, bis er endlich in einen bleischweren Schlaf fiel. Jäh fuhr er in die Höhe! Er hatte geträumt. Er goß grade das Cyankalium ins Glas. Es sah aus wie Brausepulver. Er wollte es ansetzen. Doch dieser widerliche Mandelgeruch . . . zu scheußlich! Die Hände zitterten ihm. Plumps! Da lag's in der Stube. Hiervon war er aufgewacht. — Er hatte sein Glas mit Wasser auf die Erde geworfen. —

Verständnislos starrte er vor sich hin. Es war ihm, als hätte er tagelang in wüsten Träumen gelegen. Alle Knochen schmerzten ihm. Er reckte sich. Da! jetzt wußte er es wieder. Schwanger! das war's. Er sprang aus dem Bett. Es wurde draußen schon hell. Es war Zeit, daß er abreiste.

Der Revolver grinste ihn an. „Immer noch der alte," murmelte er, das Cyankalium zu sich steckend. „Wieder mal 'ne unnötige Ausgabe, denn gebrauchen kann ich's dort doch nicht, macht zu viel Lärm." Er warf das Ding in die Sofaecke. „Für die lachenden Erben," höhnte er und ging.

II.

Langsam bewegte sich der Zug. Die Sonne goß Wärme übers Land, wohlthuende, fruchtbare Wärme.

Durch einen Tunnel ging es? Wie das brauste und tobte! Fritz griff sich an die Stirn. Das hatte er ja beinahe vergessen. Es lief ihm fröstelnd über die Glieder. „Da wird sein . . . da wird sein . . heulen, heulen," brausten die Räder. — „Zähneklappen, Zähneklappen," stöhnte die Lokomotive, „Zähneklappen, Zähneklappen . . . . da wird sein . . . . da wird sein . . . heulen, heulen," tönte es wirr durcheinander. „Zähneklappen," — nein, jetzt hieß es anders: „Höllenbraten, Höllenbraten" . . . „Ach was, so ein Unsinn!" Aber immer wieder hörte er es: „Höllenbraten, Höllenbraten." Es ließ ihn nicht los. Er konnte seine Phantasie nicht mehr abzwingen, sie malte ihm die schrecklichsten, greifbarsten Scenen vor. Diese grinsenden Teufelsfratzen. . . . Jetzt spießten sie ihn auf eine große Gabel

und — der Atem verging ihm — jetzt tauchten sie ihn in eiskaltes Wasser. „Prrr!“ Er schüttelte sich. „Heulen, heulen — da wird sein . . . da wird sein.“ Immer langsamer, gezogener: „Da wird sein . . . da . . . wird . . . sein . . .“ Ein schriller Ton, ein Anziehen der Bremse, daß es durch alle Glieder ging, der Zug stand. Fritz sprang auf. Der Spuk war zu Ende. „Barmherziger Gott! wie wird Elsbeth mit ihrem frommen Sinn hierüber wegkommen,“ stöhnte er und preßte die Hände vors Gesicht.

Wieder setzte sich der Zug in Bewegung. Ängstlich lauschte er, mit verhaltenem Atem. Doch nein! — es ließ ihn in Ruhe. Er starrte zum Fenster hinaus. Eine starke Steigung war zu überwinden. Nur langsam, ganz langsam kam der Zug vorwärts. Langsam rückten ein paar Häuser näher, ein Dorf kam in Sicht. Die Dächer waren alle mit Ziegel gedeckt. Nur ein Haus hatte ein Schieferdach. Es lag dicht am Bahndamm, von wildem Wein umrankt, das Pfarrhaus. Das Herz krampfte sich ihm zusammen in jähem Schmerz. „Die armen, armen Eltern! Wie würden die es tragen! Die zarte Mutter, der strenge, ernste Vater mit seiner strengen Theologie und seinem strengen Glauben . . . Daran hatte er auch noch nicht recht gedacht. Immer bloß an sich. Fester richtete sich sein Blick auf das Haus. Er meinte, die Eltern müßten aus demselben heraustreten und ihn . . . ja was denn? Eine Blutwelle stieg ihm zu Kopf. Sah er recht? Er lachte hart und laut. Am Fenster stand das Ehepaar. Er ein großer, kräftiger Mann, sie eine kleine rundliche Frau, beide noch jung, sehr jung, und sie küßte ihn, tüchtig, gar nicht pastoral. Das? . . . seine Eltern? Er mußte wieder lachen und sank auf die harte Bank zurück. Nur nicht denken, ja nichts denken. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht. . . . Es half nichts. „Schlafen!“ Er schloß die Augen. „Viele Wörter sind auf is masculini generis: panis, piscis, crinis, finis, ignis, lapis, pulvis, cinis . . . Da konnte er nicht weiter. Also von vorn: panis, piscis, crinis, finis . . . ignis . . . da schlich es schon wieder heran . . . lapis, pulvis . . . da wird sein, da wird sein . . . panis, piscis . . . heulen, heulen . . . Zähneklappen, Zähneklappen . . . pulvis, cinis . . . heulen, heulen . . . Immer schneller: panis, piscis, crinis, finis, ignis . . . Nur nichts hören . . . ignis, lapis . . . nur nichts denken . . . ignis, lapis, pulvis, cinis. Krampfhaft murmelte er diese Wörter. Panis, piscis, cri . nis . . finis . . . ig . . . . nis . . . Ruck!! Wieder hielt der Zug. Auch das war überstanden. Er war an seinem Bestimmungsort.

Langsam ging er die Wagenreihe entlang, noch ganz wirr von der eben ausgestandenen Qual. Diese Kohlen- und Rauchluft bedrückte ihn, nahm ihm den Atem. Erleichtert atmete er auf in der herrlichen Baumallee, die sich vom Bahnhof nach der Stadt hinzog.

Auf und ab ging er. Er mußte sich erst noch ein wenig sammeln. Wie sollte er ihr entgegentreten? mit welchem Gesicht? Was würden ihre Eltern sagen? Lügen mußte er, lügen, was ihm so verhaßt war, einen falschen Grund für sein plötzliches Kommen mußte er angeben. Aber was? Pah! Sehnsucht, Verlangen nach ihr, das genügte bei ihnen. Sie waren ja so gut, sie fanden es ja so begreiflich, daß er's mal wieder nicht hatte aushalten können. Schneller ging er. Schon sah er das Haus. Aber niemand war am Fenster, auf dem Balkon, auch Elsbeth nicht. Sie erwartete ihn wohl noch nicht. Das Gitterthor stand offen. In zwei Tagen würde man sie da heraustragen. Er sah's ordentlich. Groß würde der Leichenzug wohl nicht sein, es waren ja Selbstmörder. Nur einige Unterbeamte, die dazu verpflichtet waren, und einige sogenannte gute Freunde, die die Neugier trieb. Dieser ekelhafte Geruch welkender Blumen, den er nie hatte leiden können, stieg ihm in die Nase. Ganz deutlich roch er Cypressen heraus. Widerlich! Er ging ein Stück zurück. Er fühlte, daß er sein Gesicht noch nicht genug beherrschte, daß es in den Zügen lag wie verhaltenes Grauen. Irgend ein unbedachtes Wort, zu vollem Entsetzen würden sie aufschnellen. Mehrmals strich er sich darüber hin, bis sie sich vernünftig anfühlten. Energisch ging er jetzt auf das Haus zu. „Nur Mut, es wird schon schief gehen," tröstete er sich. „Die Woche fängt gut an, sagte der, der am Montag gehängt wurde." Energisch schellte er. Da huschte sie auch schon aus ihrem Zimmer, öffnete und zog ihn schnell in die „rote Stube". „Fritz, Fritz!" schluchzte sie, sich an ihn hängend. Er zog sie empor und legte ihre Arme um seinen Hals. So stand er eine ganze Weile und — kam sich ungeheuer albern vor.

Wie leicht sie noch immer war! Grade wie früher. Und doch . . . er sah etwas scheu von der Seite in ihr Gesicht. Da stieg heiße Röte in ihr empor. Sie fühlte, was er dachte. Sie glitt an ihm nieder. Heftig, überstürzend sprach sie auf ihn ein. „Die Eltern habe ich schon vorbereitet. Du hättest's nicht mehr aushalten können." Er lachte bitter. Sie strich ihm über die Augen. „Bitte, Schatz, mach' ein vernünftig Gesicht!" — „Na, und heut Abend?" — „Still! nachher . . . bitte, mach' jetzt ein vergnügt Gesicht." Einen Augenblick musterte sie ihn und zog ihn dann mit fort ins Wohnzimmer. „Verdammt! wie das Frauenzimmer couragiert ist und sich verstellen kann," dachte er.

Mit Freuden wurde er aufgenommen. Der Mutter schmeichelte es, daß er wegen ihrer Tochter alles andre im Stich gelassen. Es that ihr wohl, als wäre er ihretwegen gekommen. Der Vater lächelte behaglich. „Ich hab' mir's ja gleich gedacht, daß Sie bald wieder hier wären." Er rieb sich vergnügt die Hände. Seine Älteste war sein Liebling. Krampfhaft be-

mühten sich Elsbeth und Fritz, lustig zu sein. Nur verstohlen blickte eins das andre an, mit zusammengekniffenen Augen, kurz und flüchtig. Er sah wohl, sonst wäre sie in Weinen ausgebrochen.

Nach Tisch zogen sich die beiden, wie immer, wenn er hier war, in die „rote Stube" zurück, um ungestört zu sein. Einen Augenblick lehnten sie an der Balkonthür und blickten stumm in den gegenüberliegenden Garten. Sie fürchteten sich beide ein wenig vor der Aussprache. „Komm!" sagte er endlich und zog sie zum Sofa auf seinen Schoß. Sie strich ihm über die Haare. „Bitte, bitte, noch nicht!" flehte sie. Er sah stumm vor sich nieder. Plötzlich blickte er sie groß und voll an: „Elsbeth, bist Du denn Deiner Sache sicher, ganz sicher?" Sie hielt seinen Blick jetzt ruhig aus. „Ja, Fritz!" — „Aber . ." — „Ich weiß, weiß, was Du sagen willst," unterbrach sie ihn schnell. „Ich weiß es aber ganz genau." — „Wenn Du Dich aber doch irrtest?" — „Es ist unmöglich, ganz unmöglich!" Sie küßte ihn. „Bitte, Schatz, verschon' mich mit Einzelheiten. Ich kann's Dir weiter nicht auseinandersetzen. Bitte! bitte!" — „Hm! wär' doch 'ne verflixt dumme Geschichte, wenn wir uns so ganz ohne Grund von dannen machten." — „Ich sage Dir ja . ." — „Du kannst Dich aber irren, sage ich. Solltest doch lieber erst 'nen Arzt fragen." Sie sprang auf. „So was willst Du mir zumuten? Und wen soll ich denn fragen? etwa unsern Hausarzt." Verächtlich zuckte es dann über ihr Gesicht: „Ist Dir wohl gar so arg zu sterben. Brauchtest's ja nicht dahin kommen zu lassen. Ich bin doch nicht schuld daran? Wahrhaftig nicht! Aber wenn Du nicht willst, haha! soll mir auch nichts dran liegen, meinetwegen bleib leben. Kann auch allein sterben. Gieb mir nur das Gift oder was Du sonst hast . . Aber . ., kann auch so fertig werden, allein, wenn Du" — Fritz war aufgesprungen — „wenn Du zu" — zähneknirschend schüttelte er ihren Arm — „und ich sag's doch, wenn Du zu feig bist!" Keinen Laut brachte er hervor. . . „Wie sie schön ist, das Mädel," mußte er unwillkürlich doch denken. Er ließ sie los und ließ sich zurückfallen. Er lachte kurz und hämisch auf. „Prächtig! Endlich haben wir uns mal gezankt. Das fehlte noch. Jetzt is es höchste Zeit, daß wir abkratzen. Das allerbeste! Würde uns sonst ja doch nur langweilig auf die Dauer!" Laut aufweinend warf sie sich an ihn, klammerte sich an ihn und drückte ihren Kopf fest an seine Brust. Das hatte er nicht gewollt. Fester drückte er sie. „Liebling, komm! sei wieder vernünftig, komm! nicht weinen." Immer heftiger schluchzte sie. „Donnerwetter! man hört's ja durch drei Zimmer, Du Racker, Du lieber, dummer Kerl! Was soll denn die Mutter sagen? Pussel, Herzensschatz! komm, sei wieder still!" — Allmählich beruhigte sie sich ein wenig. Vergebens bemühte er sich aber, ihren Kopf in die Höhe zu

bringen. Immer wieder redete er auf sie ein. „Schatz! Jü! Kopf hoch!" Sie schüttelte ihn leise und grub sich immer fester ein. „Warum denn nicht?" Wieder dasselbe Schütteln. „Wirst ja der reinste Ölgötze." Er versuchte wieder, sie in die Höhe zu bringen. „Bitte, nich!" — „Na endlich wenigstens ein paar Worte. Warum denn nich?" Sie schwieg. „Willst Du's mir ins Ohr sagen?" — „Nein!" — „Sapperment noch mal, was willst Du denn?" — „Bleiben." — „Warum denn?" — „Ich . ." — „Na! los! Ich?" — „Ich schäm' mich." — „Warum denn?" — „Wegen . ." „Jü!" — „Wegen alles." Wieder begann sie, heftiger zu weinen. Ihm wurde auch etwas beklommen ums Herz. Er schwieg. Dagegen ließ sich eben nichts sagen.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe, trotz ihres roten Kopfes, und küßte ihn heftig, unersättlich, immer wieder. „So ist's recht. Jetzt bist Du wieder mein lieber, vernünftiger Schatz."

Arm in Arm saßen sie. Ab und zu huschte ein leises Lächeln über ihr verweintes Gesicht, und sich enger an ihn schmiegend sagte sie: „Wir haben uns ja." Er nickte. „Hast recht, das ist die Hauptsache." Sie scherzten mit einander, küßten sich, an das eine Wort klammerten sie sich: Wir haben uns ja. Ehe sie's gedacht, war die Zeit herum, wurden sie zum Kaffee gerufen. Sie sahen sich erschrocken an, über die Hauptsache hatten sie ja noch gar nicht gesprochen. „Elsbeth! vorwärts zum Kaffee," rief nebenan der Vater und klopfte laut an die Thür. Sie sprangen auf. „Nachher, nach dem Spaziergang wollen wir darüber reden," sagte sie. Hand in Hand traten sie ins Wohnzimmer.

Nach dem Kaffee wurde spazieren gegangen, wie immer. Rechts ging die Mutter, daneben Elsbeth und Fritz, dann der Vater. Es war schon fast dunkel, als sie nach Hause zurückkamen. Elsbeth gab Fritz einen Wink mit den Augen. Er verstand ihn und ging wieder in die „rote Stube". Nach kurzer Zeit kam auch Elsbeth. „Ich hab Mama gesagt, daß wir noch etwas besonderes zu bereden hätten, sie wird uns nicht stören." Wieder saßen sie auf dem Sofa. „Es ist das beste, wir machen's gleich ab," begann er und zog aus der Westentasche eine Glaskapsel mit Cyankalium. „Ein Stück wie ein Nadelkopf groß genügt. Etwas mehr wirkt jedenfalls sicher und augenblicklich." Er reichte ihr die Kapsel und fühlte, wie ihre Hand feucht war. Eng zog er sie auf den Schoß. „In ein Glas mit Wasser schüttest Du's. Es braust kurz auf und dann trinkst Du's. All is die Geschichte." — Sie schauderte leicht. — „Aber nimm nicht zu viel, hörst Du, sonst wirkt's zu stark, und zu Deiner Verschönerung trägt's dann nicht bei." — „Wann?" fragte sie leise. Er sann einen Augenblick nach. „Hm, um $1/2$ 12. Nur nicht in der Geisterstunde, wär gar zu romantisch." Sie zitterte

am ganzen Körper. „Bleib bei mir!“ flehte sie. „Aber, Schatz, das geht doch nicht. Denk doch mal, der Skandal.“ Er griente. „Wenn denn Skandal sein muß, dann aber gründlich.“ — „Bleib bei mir!“ begann sie wieder ungestüm, ihn fest umschlingend. Er küßte sie. „Komm! sei lieb. Is ja gar nich so schlimm un thut gar nich weh.“ — „Fritz, bitte . . .“ — „Sei mein mutiges, kleines Frauchen, wie ich Dich gern hab. Kopf hoch! Nich schlapsig! Du weißt, wie verhaßt mir das ist.“ Sie richtete sich auf und nahm sich mit aller Kraft zusammen. Sie drückte ihm die Hand, fest, krampfhaft. „Ich bin mutig. Ja, Elsbeth ist mutig, furchtbar mutig. Sieh doch nur, ganz furchtbar!“ Dabei liefen ihr die hellen Thränen über die Backen. Er hätte laut schreien mögen. O Gott, warum mußte es so kommen! — Immer wieder strich sie über seine Hand. „Ja, Fritz, Elsbeth is mutig, furchtbar mutig.“ Er küßte sie schweigend auf die Stirn. Er konnte nicht sprechen. Sie küßte seine Hand und mit einem schwachen Versuch zu lächeln fragte sie: „Was is Elsbeth?“ Stürmisch preßte er sie an sich. „Mein Alles! Alles!“ — „Mehr?“ — „Mein Engel!“ — „Noch mehr!“ — „Mein Herzensschatz!“ — „Un mein?“ — „Mein Liebling!“ — „Un? . .“ — „Mein Weib!“ Da blickte sie froh auf. „Bitte noch mal.“ — „Mein Weib, mein liebes, liebes Weib.“ Er küßte sie, daß ihr der Atem verging. „Noch!“ Er küßte sie wieder. Wieder klopfte es: „Fertig zum Essen!“ Fritz wollte aufspringen, doch sie hielt ihn zurück, „Noch!“ bat sie, ihren Kopf zurückbiegend. Wieder wollte er auf. „Noch! Noch!“ Dabei trat sie mit den Füßen auf wie ein ungezogenes Kind. Mit einem letzten, tüchtigen Kuß zog er sie in die Höhe.

Hastig würgte Fritz an seinem Schweinekotelette. Die Mutter sah manchmal besorgt und ärgerlich zu Elsbeth hin. Sie sah so rot aus, so erhitzt. Der Mutter wurde plötzlich ganz ängstlich zu Mut. „Mein Gott, man darf ihr doch nicht zu viel nachgeben,“ dachte sie. „Wir verwöhnen sie zu sehr, denn es ist nicht gut, daß die beiden so stundenlang alleinsitzen. Von morgen an soll das anders werden,“ nahm sie sich vor. „Wenn doch nur die Jungens nicht auf der Universität wären, dann könnten die ein wenig um sie sein,“ seufzte sie.

Nach Tisch blieb man bei einem Glas Wein gemütlich zusammen. Die beiden „heimlich Verlobten“ saßen natürlich nebeneinander, sehr ehrbar. Elsbeth sah Fritz bittend an. Er stellte seinen Fuß auf den ihren. Sie lächelte dankbar. Die Kniee hatten sie auch einander näher gebracht. Wie es ihm so wohlich warm von ihr aus durch die Glieder zog! In ein paar Stunden war das alles steif und kalt. — Sie flüsterten miteinander, während die Eltern Haushaltungsangelegenheiten besprachen. „Bleib bei mir!“ — „Es geht nicht.“ Unter dem Tisch streichelte er ihre linke Hand. Sie rückte

mit ihrem Stuhl näher. „Leg' Deinen Arm um meine Lehne!" — „Schatz, die Eltern." Sie schüttelte energisch den Kopf. „Bitte!" Wie flehend ihre großen, dunklen Augen ihn ansahen! Er legte den Arm, wie sie gewünscht, und sie lehnte sich fest dawider. Leise zog sie an der Tischdecke, bis sie lang auf ihrer Seite herabhing. Geschickt breitete sie dieselbe etwas über ihre und Fritzens Kniee und faßte leise unter derselben seine rechte Hand.

„Kinder, nun redet aber auch mal was mit uns, das verlangt schon der gute Ton," scherzte der Vater. Fester drückte sie sich wider Fritzens Arm und fest hielt sie seine Hand unter der Tischdecke, so daß er sich nicht losmachen konnte und in etwas gezwungener Haltung ein Gespräch anfing. Die Mutter merkte wohl, was ihn behinderte. Immer heftiger warf sie ihrer Tochter nicht mißzuverstehende Blicke zu. Doch vergebens. Elsbeth ließ sich gar nicht stören, sondern rückte nur näher an Fritz heran. Das Mädchen ist mir heute rein unverständlich, dachte die Mutter. Was soll nur der Bräutigam von ihr denken. Morgen muß ich doch mal ernstlich mit ihr reden.

Gegen 11 erhob sich der Vater, küßte seine Tochter — Elsbeth hing sich heute auffallend fest an ihn — drückte Fritz die Hand und verschwand im Nebenzimmer, die Uhr aufzuziehen. Die Mutter ging ebenfalls hinaus, zu sehen, ob im Haus alles in Ordnung war, daß man mit Ruhe schlafen konnte. Elsbeth warf sich Fritz in die Arme. „Bleib bei mir! bitte!" Jetzt wurde Fritz ärgerlich. Er stampfte mit dem Fuß. „Hör' endlich damit auf. Es ist ja zu albern! Bist doch kein kleines Kind mehr." — „Sei nur nicht böse, nur jetzt nich noch, sonst kann ich's gar nicht." Fritz zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Er strich ihr beruhigend über das dunkle, wellige Haar. Da überkam ihn eine weiche, fast weinerliche Stimmung. Das arme, arme Kind! Immer wieder strich er ihr über den Kopf. Und bei dieser Bewegung fiel ihm sein Vater ein. Wenn's zu Bett ging, strich er seiner Tochter auch jedesmal so über die Haare. „Sleep well, sleep well, my lovely girl!" murmelte er, ihre Stirn küssend, wie es sein Vater bei seiner Schwester auch that. „Fritz, ich kann nicht so allein sterben, ich kann, ich kann's nicht! Mit Dir ja, aber ohne Dich, ich kann's nicht!" — „Dann mußt Du's lassen." — „Und Du? Du?" — Es näherten sich Schritte. Sie fuhr aus seinen Armen. Er sah sie an, steif und starr, wie geistesabwesend, immer vor sich hinmurmelnd: „Sleep well, sleep well, my lovely girl!" — Dann ging er schnell zur Thür hinaus. Elsbeth rührte sich nicht von der Stelle. . . . Plötzlich fuhr sie mit beiden Händen an die Stirn, sank in den nächsten Stuhl, stieß den Kopf hart auf dem Tisch auf und weinte, würgend und heftig. Wie aus weiter Ferne hörte sie draußen auf dem Gang die Mutter noch mit Fritz ein paar Worte reden. „Und kommen Sie morgen nur nicht zu spät herunter, sonst ängstigt sich das dumme Mäd-

chen und meint gleich, Sie wären verdorben, gestorben," rief ihm ihr Vater noch nach, als Fritz schon zur Gangthür draußen war, um sich in den folgenden Stock zu begeben, wo sich die Fremdenzimmer befanden. Was Fritz darauf antwortete, konnte sie nicht verstehen. Mühsam richtete sich Elsbeth auf und schlich in ihr Zimmer. Mechanisch zog sie die Kleider ab, breitete sie über den Stuhl neben dem Bett und legte sich nieder.

Wie jeden Abend kam jetzt die Mutter. Es war dunkel im Zimmer, so daß sie Elsbeths Gesicht nicht sehen konnte. Erschrocken trat sie ans Bett, als sie schluchzen hörte. „Kind, was fehlt Dir?" — „Nichts, gar nichts," stammelte Elsbeth. — „Warum weinst Du denn?" ... Einen Augenblick war es still. Dann begann Elsbeth zu kichern, erst schwach, dann heftiger: „Ich bin zu ... glücklich! Hahaha!" Laut begann sie zu lachen, immer lauter, und heftig zuckte ihr Körper und warf sie fast aus dem Bette. Die Mutter drückte sie fest an sich und suchte sie zu beruhigen. — Erschöpft sank Elsbeth in die Kissen zurück. Die Mutter ging hinaus, holte Chinin, das sie stets vorrätig hatte, und gab ihr's ein. „So! Jetzt versuche zu schlafen, und morgen ist alles wieder gut." — „Ja, morgen ist alles gut," murmelte Elsbeth, umschlang ihre Mutter und küßte sie. „Gelt, bist nicht böse?" — „Aber, Kind ... nein!" — „Auch morgen nicht?" — „Nein, Mädchen." Sie machte sich los. „Jetzt schlaf!" Sie küßte ihre Tochter auf die Stirn und verließ das Zimmer.

Elsbeth starrte ins Dunkel. — „Nein, ich kann's nicht," stöhnte sie, „ohne ihn kann ich's nicht!" Unruhig wälzte sie sich hin und her. „Und er? wird er's können? Lieber Gott, laß ihn nicht ohne mich sterben," betete sie. ... Die Uhr im Nebenzimmer schlug $^1/_2$ 12. Sie fuhr in die Höhe. Atemlos lauschte sie. Sie meinte, sie müßte dann etwas hören. Als es $^3/_4$ schlug, saß sie immer noch aufrecht, angestrengt lauschend. Alles war still, nur die Uhr nebenan ging ihren Gang mit Geräusch. Sie ließ sich wieder zurückfallen. Nein! es konnte nicht sein, er mußte noch leben ... sonst hätte sie es hören oder wenigstens irgendwie spüren müssen. — Erst spät fiel sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf, vollständig erschöpft.

Fritz warf sich auch unruhig hin und her. Die Lampe brannte neben dem Bett und warf ihr mattgelbes Licht übers Zimmer. Seine Glaskapsel lag neben ihr. Auch ein gefülltes Wasserglas stand da, bereit, das Gift aufzunehmen. Aber auch er konnte es nicht über sich gewinnen, allein zu sterben.

„Sie muß zu mir kommen, anders geht's nicht." Er dachte nach, wie sich das wohl machen ließe. Plötzlich fuhr er auf und sah nach der Uhr. Es war schon zwölf Uhr vorbei. Mein Gott! Hier oben saß er, und unten war Elsbeth vielleicht schon lange tot. Es durchrieselte ihn kalt. Er sprang auf und lief durchs Zimmer. Er meinte, er müßte runter, zu ihr,

nachsehn, ob's schon geschehn war. Er rüttelte an der Thür, die er selbst verschlossen hatte. Es ist ja Unsinn, der bare Blödsinn! Es geht ja nicht. Das sollte 'ne schöne Geschichte geben, wenn ich jetzt drunten erschiene. . . . Und doch . . er könnte ja, er hätte ja einen Grund . . ., wenn er sagte, er hätte . ." Er lachte laut auf. So 'ne Einrichtung gab's ja auch hier oben. Die reinste Tragikomödie! Sie wußten, daß er das wußte. Nein! So ging's auch nicht. Er warf sich wieder auf's Bett. „Morgen früh werd' ich das Zeug mit runter nehmen, und wenn sie tot ist, schluck ich's auf der Stelle . . . Herrgott laß sie nicht tot sein." . . Wieder lachte er laut. „Dazu ist unser Herrgott noch gut genug. Wenn's einen an den Kragen geht, kümmert man sich auf einmal um ihn. Nein! Nein! — Er schlug mit der Hand auf die Decke — jetzt will ich mich wenigstens auch nicht um ihn kümmern . . . . Aber wie bring ich sie in meine Wohnung? . . ? . Darüber grübelte und sann er, und über diesem Grübeln schlief er endlich ein, sich auch im Schlafe unruhig hin und her werfend. Mit einem lauten Schrei fuhr er gegen Morgen auf. Sein Blut raste. Er hatte etwas Schreckliches geträumt; wußte aber jetzt schon nicht mehr was. Ganz wach saß er aufrecht im Bett. — Da sprang er aus den Federn. „So früh bin ich mein Lebtag noch nich aufgestanden," spöttelte er, auf die Uhr sehend. Es war erst $^1/_2$7. Bald war er angezogen und schloß die Thüre auf. Wie Blei fiel es über ihn. Wenn sie schon tot war?!

Leise schlich er zur Treppe und horchte. Er schauerte zusammen. Er hörte lautes Wehklagen und gellendes Schreien . . . . Alles war still. Seine Phantasie mußte ihm einen Streich gespielt haben. Wieder fuhr er zusammen. Er hörte Schritte von unten heraufkommen. Er blieb stehen. Jetzt schellte es. Die Thür wurde geöffnet. „Geben Sie drei Brödchen mehr," sagte Elsbeths Mutter. Erleichtert atmete Fritz auf . . . . Vielleicht war sie aber noch gar nicht in Elsbeths Zimmer gewesen. Auf dem folgenden Treppenabsatz blieb er wieder stehen und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Er lauschte. Er meinte, jeden Augenblick müsse er einen lauten Schrei vernehmen oder irgend etwas Entsetzliches . . Aber alles blieb still. Er schellte. Die Mutter öffnete. Die fuhr mit einem leisen Schrei zurück. „Fritz, sind Sie krank? Mein Gott, wie sehn Sie aus? Und wie früh! Elsbeth ist auch schon aufgestanden, ich kenne Euch beide gar nicht mehr." — „Wo . . wo ist sie?" stammelte er. „In der Eßstube." Mit drei langen Schritten war er an der Thür — die Mutter sah ihm kopfschüttelnd nach —, riß sie auf, warf sie zu und hob Elsbeth mit mühsam unterdrücktem Jubeln in die Höhe. Er wußte sich gar nicht zu fassen. Er küßte sie ab, preßte sie an sich, hielt sie von sich, zog sie wieder fest in seine Arme, küßte sie, stammelte Liebesworte, lachte und weinte in einem Atem. Als er etwas

ruhiger geworden, sah ihn Elsbeth mit glänzenden Augen an: „Wußt gar nicht, daß Du mich so lieb hast.“ — „O Du Liebling! Schatz! Alles! süßer Kerl, Pussel! Kamel, Esel, Racker! Liebling! Pussel! O Gott! wie dank ich dir, daß sie noch lebt.“ Der Atem verging ihm. Er zog sie mit sich auf einen Stuhl und begann von vorne. Elsbeth machte sich heftig los. Auf einen andern Stuhl. Die Mutter kam mit dem Kaffee. Sie lächelte, als sie die beiden ansah. „Habt Euch ja schnell wieder erholt. Hätt'st ihn mal sehn sollen, wie er aussah, als ich ihm die Thür aufmachte,“ wandte sie sich zu Elsbeth. „Und Sie, Sie hätten mal das Mädchen sehn sollen. Wie ein Schatten schlich sie schon seit sechs hier herum. Was seid ihr zwei Menschenkinder!“ Die beiden erwiderten gar nichts, sondern sahen sich stumm, glücklich an.

Nach dem Kaffee zog er sie ins Nebenzimmer. „Komm, spiel' mir das Andante, Du weißt, das von Beethoven aus der Pastoralsonate.“ Sie spielte, das that wohl und beruhigte. Still setzte sie sich dann neben ihn und hielt seine Hand.

Dann erzählten sie sich, wie sie die Nacht verbracht . . . „Und jetzt sind wir so klug wie zuvor,“ sagte Fritz. Nach einer Weile: „Willst Du's nicht doch lieber Deinen Eltern sagen, sie sind so gut.“ — „Fritz, es geht wirklich nicht.“ — „Eigentlich sollte man doch auch für die Konsequenzen einstehn können.“ — „Das wäre dann wohl mehr Deine Sache. Aber auch das hat keinen Zweck. Was sollen wir denn anfangen nachher? Sie würden uns trennen,“ sie drängte sich fest an ihn, „und das halte ich nicht mehr aus. Das geht nicht. Die haben zwar kein Verständnis hierfür, aber es geht nicht.“ — „Ich habe einen Vorschlag, Du mußt zu mir kommen.“ — „Daran habe ich auch schon gedacht. Es ist das einzig vernünftige.“ — „Aber bald, lang halt' ich das so nicht mehr aus.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief sie plötzlich. „Gestern schrieb mir Helene, ich sollte sie recht bald besuchen ... so wird's gehn.“ — „Wieder 'ne Lüge,“ knurrte er. — „Ach was, dummer Schatz, das geht jetzt nun mal nicht mehr anders, haben wir A gesagt, müssen wir auch B sagen. Laß mich nur machen.“ Sie umarmte ihn: „Küß mich!“ — „So geht's, ja, so geht's!“ begann sie wieder. Sie wurde ganz eifrig bei diesem Pläneschmieden. „Heut Mittag reist Du ab . . .“ — „Schon?“ warf er elegisch ein. „Ja. So ist's das beste,“ fuhr sie unbeirrt fort, „und in zwei bis drei Tagen bin ich bei Dir, was ich Dir dann vorher noch mitteilen werde.“ Sie bestand auf diesem Plan, und so blieb's dabei.

Zur nicht geringen Verwunderung der Eltern sagte Fritz bei Tisch, er müsse heute schon wieder abreisen. Er hätte zu viel zu thun. Er errötete über diese Lüge. Die Eltern faßten es aber anders auf. „Is doch

en tüchtiger Mensch," meinte der Vater, als die Eltern allein waren. „Reißt sich aus aller Arbeit raus, aber es läßt ihm doch keine Ruh. So lieb ich's." Auch die Mutter lobte Fritz. So waren die beiden sehr zufrieden mit dem zukünftigen Schwiegersohn. — Elsbeth war sehr standhaft beim Abschied; weit standhafter als sonst. „Auf baldiges Wiedersehn!" rief sie ihm noch nach, als der Zug sich in Bewegung setzte. Fritz ärgerte diese Standhaftigkeit ein wenig, weil er selbst sich gar nicht so sonderlich wohl fühlte bei den Gedanken an das Ende. Und dies verdammte Rütteln, Zischen, Bremsen, das durch alle Nerven ging! An der nächsten Station stürzte er zwei Gläser Bier hinunter. Er fürchtete sich vor seinen Gedanken. An seinem Wohnort angekommen, trank er auf der Bahn wieder zwei Glas. Er fürchtete sich vor dem Alleinsein. In der Nähe des Bahnhofs lag eine kleine Kneipe, dahin flüchtete er.

Das Lokal war leer. Nur im Nebenzimmer, aus dem ein unangenehmer Schnapsgeruch herüber drang, saß ein Einsamer vor einem Spitzglas mit „Dauborner".

Ein paar Fliegen surrten wider die Scheiben, langsam tickte . . tackte die Uhr. Langsam fielen einzelne Tropfen vom Bierkrahn kurz aufklatschend in die untergestellte Blechschüssel. Im Schein der letzten Sonnenstrahlen wirbelte leise der abgestandene Cigarrendampf und zog in langgedehnten Streifen wie feuchte Schleierwolken zur dunklen, fliegengeschwärzten Decke. Auch draußen war es still. Nur ab und zu hörte man die laute Stimme des Wirts, das Schnaufen eines ankommenden Zuges.

Stumpfen Sinnes sog Fritz an dem schalen Bier und sah den Rauchwolken seiner Cigarre nach, die sich mit den andern heftiger wirbelnd verbanden.

Neben der Einsame begann zu schmatzen, breit und fett. Mit hartem Stoß stellte er das Glas wieder nieder und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Rasselnd stieg es auf aus seiner Brust, in langen Tönen, bis es zum Munde kam. Heftig gurgelnd warf er aus, immer wieder nachholend in langen, schleimigen Fäden, wie sie die Spinnen ziehen. Wieder war es still. Wieder begann der Einsame vor sich hinzumurmeln. Die Worte wurden verständlicher, die Stimme war scharf, trocken, wie ein Reibeisen. „Trink, Bruder Brendel, trink!" hörte Fritz ihn sagen, „da unne gönne se Der doch nix mehr . . . Trink, Bruder Brendel, trink!" Wieder unterbrach ihn ein Hustenanfall, und mit Ekel sah Fritz durch die Thürspalte, wie er sich vornüberbeugte und den Speichel aus dem Mund triefen ließ auf den schmutzigen Boden zu großen' schleimigen Placken. Heftig klopfte Fritz mit dem Glas auf den Tisch. Das war ja zu scheußlich! „Trink, Bruder Brendel, trink! Da unne gönne se Der doch nix mehr," klang es wieder im selben Ton

von neben an, und dasselbe harte Aufstoßen des Glases. Da lachte Fritz spöttisch vor sich hin. A ba! warum sollte er gehn? Dummes Zeug! Das war ja ebenfalls ein Todeskandidat, nur durfte er eines ehrlichen Todes sterben. Dafür war seiner aber reinlicher. . . Wieder klopfte er, heftiger als das erste Mal. Er ließ sich ein neues Glas geben.

Einige Augenblicke tropfte es schneller vom Krahne in die Schüssel. Bald aber ging's wieder im selben Zwischenraum. Und die Uhr tickte . . tackte, die Fliegen summten, surrten, der Trunkenbold hustete und ermutigte sich ab und zu durch seine Worte zu einem neuen Schnaps. Jedesmal aber, wenn er sagte: „Trink, Bruder Brendel, trink! Da unne gönne se Der doch nix mehr," setzte auch Fritz an und that einen tüchtigen Schluck. So saßen sie bis spät in die Nacht hinein. Und dann taumelte der Bruder Brendel links die Straße hinab, und Fritz ging ebenfalls unsicheren Schritts rechts die Straße hinauf seiner Wohnung zu.

Mechanisch machte er Licht und mechanisch sah er nach, ob kein Brief da liege vom Schatz. „Schafskopf!" schalt er sich selbst, er kam ja gerade erst von ihr.

Unsicher flackerte das Licht in seinen Händen und warf zitternde, schmale Streifen auf das Christusbild. Hin und her zuckte es durch das schmerzverzogene Antlitz, als wollte es laut aufweinen.

III.

Mit wirrem Kopf erwachte Fritz am andern Morgen. Es war noch dämmerig im Zimmer. Laut fluchend sprang er aus den Federn, denn es kribbelte ihm wie Ameisen im Schädel. Beim Kämmen hatte er ein Gefühl, als sollte er skalpiert werden, als beschwerte sich jedes Haar extra über schlechte Behandlung und wollte ihm zum Tort aus der wunden Kopfhaut brechen. Eiligst machte er sich an die frische Luft. Das that wohl, das kräftigte. „Jetzt sind's der Dummheiten genug," sprach er vor sich hin. „Um das bißchen Leben sich so anzustellen. Zu elend, jämmerlich! Pfui! In betrunkenem Zustand kann jeder abkratzen, aber nüchtern und ohne Verrücktheit, das ist eben das Kunststück."

Als er wieder nach Hause kam, hörte er schon auf der Treppe lauten Lärm in seiner Stube. Mit drei Sätzen war er oben und lachte aus vollem Halse, wie er seinen Freund Otto sah, der sich bemühte, die Schlafstubenthür aufzubringen, die Fritz abgeschlossen hatte. Verdutzt sah sich Otto um. Als er Fritz erblickte, ging er freudig auf ihn zu. „Gott sei Dank! Ich dachte schon, Dir wär' was passiert." Er schüttelte ihm kräftig die Hand. Fritz war ganz gerührt. „Mensch, wo hast Du denn gesteckt?" fragte Otto. Fritz zog ihn nahe zu sich heran, beugte sich und schrie ihm

ins Ohr: „Bei meiner Braut!“ Entsetzt fuhr Otto zurück: „Scheusal!“ Fritz schloß die Schlafstubenthür wieder auf. „Nun sag' mal, warum um Himmelswillen schließt Du die Schlafstube ab, wenn Du nicht drin bist?“ — „Privatvergnügen . . Frau Groß zu ärgern.“ — „Andre Leute schließen ab, wenn sie . .“ — „Himmelbombenelement! Andre Leute! Was gehn mich andre Leute an. Muß man denn alles machen wie dies Herdenvieh?“ Otto lächelte und setzte sich. Fritz schwuppte auf die Tischkante. „Nun aber Scherz bei Seite, Fritz. Ich hörte gestern von der Großen, Du hättest ein Pistolenduell?“ — „Stimmt!“ — „Dachle, Du wärst ein prinzipieller Gegner von dem ‚Schwindel‘?“ — „Stimmt!“ — „Sagtest noch vor acht Tagen, würdest Dich nie auf solchen ‚Unsinn‘ einlassen.“ — „Stimmt dito.“ — „Mensch, so gieb doch endlich vernünftige Antworten!“ — „Wer heißt Dich denn vernünftig fragen, he?“ Otto schlug die Beine übereinander. — „Hör' mich jetzt mal ruhig an.“ — „Los!“ — Du hast Dich nie mit solchem Zeug abgegeben. Du weißt, ich um so mehr. Drum frag' ich Dich, ob Du mir den Kunden nicht abtreten kannst. Gäb' ihm mit Freuden einen Denkzettel.“ Fritz reichte Otto die Hand. „Alter, guter Kerl! . . Es geht aber wirklich nich. Meine sogenannte Ehre hängt ganz davon ab. Außerdem wär's eine schauderhafte Gewissenlosigkeit, Dich dem Gegner auszuliefern.“ — „Sag' wenigstens, wer es ist.“ — „Fällt mir nich ein!“ — „Na, dann wie er aussieht?“ — „Ein dürrer, langer, hohläugiger Kerl, nichts als Knochen und klapperndes Gebein. Aber treffsicher! der beste Pistolenschütze.“ — „Der lange Schmidt?“ — Fritz wollte sich ausschütten vor Lachen. „Zu famos! Nimm's nich übel!“ Er konnte sich gar nicht beruhigen. „Schmidt? Kostbar! Giebt zwar viele Menschen, wo Schmidt heißen, aber der heißt anderscht.“ Otto hielt seinen Ärger gewaltsam zurück. „Kenn' ich ihn?“ — „Natürlich! bist ja Mediziner! Weißt Du, ein recht verkommener Universitätsbummler und urbemostes Haupt. Ohne bestimmtes Metier. Allen pfuscht er ins Handwerk, Euch Medizinern aber am liebsten. Hat's faustdick hinter den Ohren. Dabei thut er gerne gar zu gutmütig. Zwar, er frißt kei Treppengeländer, beißt kei Schrauben ab un macht nit in die Kirch', wie man bei uns sagt, aber . . .“ — „Nun! dann raus mit der Sprache!“ — „Hm? — Den Vornamen will ich Dir noch verraten: Hans! Feiner Name? Was? Wie alle Kanarienvögel. Stammt aus sehr altem Geschlecht, Aristokrat vom reinsten Wasser. Dabei aber vorurteilslos, sag ich Dir, vollständig vorurteilslos. Kommt ihm nicht drauf an, auch so 'ner bürgerlichen Kanaille den Garaus zu machen. Kurz F. K., feiner Kerl, wie Ihr sagt.“ Otto war aufgestanden. „Fritz! nun zum letzten Male: bitte sag' mir den Namen!“ — „Donnerwetter, nein! Nein!“ Länger konnte Otto auch nicht mehr an sich halten. „Kerl!

bammle nich so mit den Beinen, das macht mich nervös!" Fritz ließ sich nicht stören. „Bist ein gräßlicher Mensch," stöhnte Otto. — „Freut mich auch mal von Dir zu hören." — „So nimm doch Vernunft an! Wenn Dir was passiert, will ich ihn doch fordern können. Dazu brauch' ich doch seinen Namen!" — „Dann is es dazu immer noch Zeit genug." Otto fiel ein neuer Ausweg ein: „Dann mach' mich zu Deinem Sekundanten." Fritz blinzelte vergnügt. „Überlistest mich doch nich. Hab' schon einen. Einen ganz famosen, kleinen, appetitlichen Kerl, sag' ich Dir, un folgt auf Leben un Tod." — „Du bist unausstehlich!" schrie Otto ihn an, „adjeu!" — „Au revoir, mein Lieber." Wütend schlug Otto die Thüre hinter sich zu. Fritz lachte. „Unbezahlbar! Wie der dumme Kerl in seinem Biereifer gar nichts merkte. Hans! Hahaha! Hans Mors! Zu famos!" Sein Blick fiel auf die Schlafstubenthür. „Auch auf den Leim is er gekrochen. . . . Jetzt werden se uns wenigstens ein paar Stunden ungestört tot sein lassen. Probatum est."

Er griff nach dem Revolver und schoß.

Er schob sich wieder auf die Tischkante. „Der gute Kerl. — Alter, braver Freund! Wenigstens einer, dem's leid thut, wenn man nicht mehr vorhanden. . . . — Ach was! Nur keine Rührung!" Er sprang auf und rief seiner Wirtin. Sie erschien sogleich, als wenn sie schon gewartet hätte. „Ei, wisse se denn schon, Herr Hansing, der Professor, na, wie heißt er, der von der Scheographie, na, Sie kenne en ja, der hat sich erschosse. Denke Se sich, gestern hat er sich erschosse. So e Mann! So e Sind! Abber ich hab's schon lang gesagt, daß es nit richdig mit em is. Wisse Se! Da ging er als vorbei" — sie deutete zum Fenster hinaus — „un da stan er als ganz lang un legte de Händ' an de Kopp und schüttelt' en un dann ging er widder e Stick un dann stan er widder un schüttelte als mit em Kopp. Da hab' ich schon zur Beckern gesagt, daß es nit richdig mit em is, un gestern, denke Se sich, gestern hat er sich erschosse. Er war gleich dot." Ganz außer Atem war sie gekommen vor lauter Eifer. Fritz war etwas bleich geworden. „Die Sind'! die Sind'! Abber ich hab's gleich gesagt, daß es nit richdig mit em is. — Un die Frau, denke Se sich, Herr Hansing, so en große, schwarze Schleier hat se sich gekauft, un heut morgend sin se schon all in schwarze Kleider rumgelaufe, un die zwei Mädercher hatte auch schwarze Strümp an, denke Se sich, so Leut'! . . . Denke Se sich!" — „Na ja! Der Mann hat recht gehabt, der war den Krempel eben leid." Sie schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Nee abber so was, Herr Hansing! Die Sind'! die Sind'!" — „Herrgott nochmal! weiter wissen Se auch gar nichts. Immer mit Ihrem die Sind'! die Sind'! Wollen Sie vielleicht über ihm zu Gericht sitzen? he?" — „Ach

Gott! Ach Gott, Herr Hansing!“ Sie fuhr sich mit der Schürze an die Augen. „Na, dann bringen Se mir meinen Kaffee.“ Gedrückt schlich sie zur Thüre hinaus.

Fritz ging unruhig hin und her . . . „Jetzt hab' ich doch einen anständigen Vorgänger in dem Fach. Wenn ich mir denke . . . Herrgott! wie kann sich der Esel nur erschießen, hat Familie und Geld, Geld! Zu dumm! Mir unverständlich . . . Werde mal Otto inquirieren.“

Er stieg die Treppe hinauf. Ohne anzuklopfen trat er ein. Otto saß vor seinem Mikroskop und drehte sich nicht um. Fritz tippte ihm auf die Schulter. „Du!“ — „Was soll's?“ — „Aha!“ dachte Fritz, „dem liegt's noch von vorhin im Magen.“ Er ergriff seine Hand. „Komm! alter Kerl, sei nicht böse über meine Heftigkeit, ich hatt's längst wieder vergessen. — Übrigens hast Du's schon gehört, da der, der Geographikus, das Schaf, hat sich erschossen?“ — „Mäßige Dich ein wenig, wenigstens Deine Ausdrücke.“ — „Na hör mal! Wenn einer Frau und Kinder hat und sein gutes Einkommen, warum soll er sich erschießen?“ — „Giebt doch wohl noch andre Gründe!“ — „Mensch, sei doch nicht so knurrig! Red' mal! Der Kasus interessiert mich.“ — „Außerdem war er jedenfalls irr als er's that.“ . . „Haha! Wenn's ein Professer oder so was is, sagt Ihr das immer. Das Dekorum is gewahrt, un der Pope kann ihm noch obendrein ne schöne Rede halten.“ — „Das ist nicht wahr!“ fuhr der andre auf. „Jeder Selbstmörder ist im Augenblick der That nicht bei Sinnen.“ — „Da sind ja die Herren Selbstmörder fein raus.“ Fritz schob das Mikroskop bei Seite. „Na laß mal Deinen Guckkasten fünf Minuten in Ruhe und hör mich an. — Kann man durch einen plötzlichen Schreck verrückt werden?“ — „Ja und nein. Ja, wenn der betreffende erblich belastet ist und ein Mensch, der sich auf einen plötzlichen Schreck hin töten würde, wäre dies. Seine That bezeichnete eben den Ausbruch des Irrsinns. In der Regel sonst nicht.“ — Otto wurde eifriger. — „Es folgt auf den Schreck ein Zustand, wo der betreffende scheinbar sein psychisches Gleichgewicht wieder erhält. Nach einiger Zeit erst beginnt er zu kränkeln, und dann erst tritt die Psychose ein. Wenn überhaupt eine eintritt, denn auch hierzu gehört eine Prädisposition.“ — „Jetzt bin ich so klug wie vorher.“ — „Dann lies Krafft-Ebings Psychiatrie, dann wird's Dir klarer werden.“ — „Kann denn jemand so nach und nach irrsinnig werden, wenn er irgend etwas schreckliches erwartet und immer hieran denken muß?“ — „Allerdings! Das ist das Schlimmste. Meist unheilbar.“ Fritz schwieg eine Weile. — „Wenn ich mich nun in diesem Augenblick erschösse, hier vor Deinen Augen, würdest Du mich dann auch für verrückt halten?“ — „Allerdings!“ — „Mensch! ich bin ja aber gar nicht verrückt.“ Otto lachte. „Du willst Dich ja auch gar nicht er-

schießen." Fritz biß sich auf die Zunge. Beinah hätte er sich verraten. „Und wenn ich mich nun doch erschösse?" — „Dann wärst Du auch irrsinnig." Fritz kaute an den Lippen. Er hätte so gerne noch mehr gefragt, aber es ging absolut nicht, sonst mußte der was merken. Otto vertiefte sich wieder ruhig in sein Mikroskop. Nach einer Weile fragte Fritz: „Gehst Du mit zur Beerdigung?" — „Nein!" — „Wann is se?" — „Morgen um halb vier." Er packte Otto am Arm und rüttelte ihn. „Mensch! sei nicht so langweilig!" Ein Präparat fiel bei der heftigen Bewegung vom Tische und zerbrach am Boden. Wütend sprang Otto auf, die Stirnader schwoll ihm, er packte Fritz am Handgelenk. Zornrot suchte der sich zu entwinden. Heftig schüttelten sie sich, ohne einen Laut auszustoßen. Plötzlich ließ Otto los. „Ich glaube wahrhaftig, Du hast mich angesteckt mit Deiner Verrücktheit." Fritz stürmte zum Zimmer hinaus, ohne ein Wort zu entgegnen. Otto blickte ihm lange kopfschüttelnd nach. „Das muß anders mit ihm werden. Er ist so gereizt, nervös runter, sonst nimmt's bald ein böses Ende!" Inzwischen rannte Fritz wieder unten auf und ab. . . . „Bin ich nun verrückt oder bin ich nicht verrückt? Schon dieser Zweifel zeigt, daß ich verrückt bin. . . . Wenn ich aber verrückt wäre, würde ich doch nicht daran zweifeln, verrückt zu sein. . . . Folglich bin ich nicht verrückt. . . . Wie komme ich aber überhaupt auf diesen Gedanken, verrückt zu sein, wenn ich nicht verrückt bin? . . . ? —" — Erschöpft fiel er schließlich in den nächsten Stuhl.

Am andern Mittag stellte sich Fritz pünktlich am Trauerhause ein. Es war ihm merkwürdig feierlich zu Mute. „Grade als ging's zu meinem eignen Begräbnis," dachte er und erschrak gleich darauf über diesen Unsinn. Dem Trauerhaus gegenüber unter der gaffenden Menge stand auch ein Bäuerlein, gar ehrerbietig die Mütze in der Hand, mit fromm-ernstem Gesicht. Als sich der Zug in Bewegung setzte, der Sarg, die nächsten Leidtragenden vorüber waren, legte sich ein verschmitztes Lächeln über das stoppelige Gesicht. Er klopfte seiner, Mund und Nase aufsperrenden Ehehälfte auf den Rücken, und Fritz hörte ihn sagen: „Do git's lange Gebärrer un korze Brodwärscht." *) Die Umstehenden lachten, auch Fritz. „Ja! so war's."

Die Militärkapelle spielte den Chopinschen Trauermarsch. „Grade wie für mich gemacht," dachte Fritz wieder, denn es war sein Lieblingsmarsch der Art. Es war warm. Die Sonne hatte noch Macht und der Weg war weit, durch staubige, schmale Gassen. Plötzlich hörte Fritz den Trauermarsch eine Oktave höher, in den abscheulichsten Fisteltönen. Erschrocken sah er auf. Ringsum die Leute schwatzten und tappten ruhig weiter. Unruhig blickte

*) Lange Gebete und kurze Bratwürste. Hessische Redensart.

er nach vorn. Da benahm's ihm den Atem. Er sah sich einen anderen Leichenzug entgegenkommen. Die Pferde tänzelten und drei Geistliche hüpften wie die Derwische hinterdrein. Sie hatten Bratwürste in den Händen, die sie gegeneinander schwangen. Hinterher sprang alles im $^3/_4$-Takt und biß in kurze, dicke, triefende Bratwürste. Immer näher kam der Zug. Da auf einmal . . . kurz vor ihm war es zerflossen, dieser ekelhafte Leichenzug. Wieder blickte er nach vorne. Ein andrer Sarg kommt daher spaziert. Er liegt drin. Blaß und tot. . . . An ihm vorüber. Nach einer Weile — er greift mit der Rechten an die Brust, die sich schmerzhaft zusammenkrampft — kommt sein Vater. Erst aus weiter Ferne. Dann immer näher. Ganz ergraut ist er. Die Gestalt tief zur Erde gebeugt. Und in der Hand hält er ein großmächtiges Taschentuch, mit dem er die Thränen abtrocknet. Es hängt ihm wie eine durchnäßte Kaisergeburtstagsfahne bis zu den Knieen herunter. Lautschluchzend zieht er an ihm vorüber. . . . Es kommt seine Mutter, ebenfalls grau und alt geworden. Dann seine Schwester. Dann Verwandte und Freunde. Alle weinend. Alle mit demselben großen Taschentuch. . . . „Und ihre Thränen fließen, wie's Bächlein auf den Wiesen." Ha, so ist's! Grad wie im Struwelpeter. Er hält sich an seinem Nachbar fest und beißt die Zähne zusammen, um nicht laut auf . . . zu lachen oder zu weinen. Er weiß es selbst nicht recht. Mürrisch läßt sich der Nachbar als Stütze gebrauchen. „Mein Gott! Die Verwandten gehören vorne hin. Da ist für derlei Fälle Vorsorge getroffen. Was thut der hier heulen und verdirbt einem die gute Laune." . . . Endlich stehen sie am Grabe. Reden werden gehalten. Eine immer länger als die andre. Eine immer lobhudelnder als die andre. . . . Fritz atmet auf: „Endlich ist aus dem bissigen Alten der weißgewaschenste Engel geworden," brummt er. „Das war das beste Gegengift gegen vorhin," denkt er. „Lange Gebärrer un korze Brodwärscht. So ist es. Ganz genau so!" Dann eilt er nach Hause.

Ein Bote hat ein Telegramm gebracht. „Komme heut Abend um zehn. Elsbeth," lautet es. „Endlich! Es ist auch höchste Zeit. Bin so wie so schon ungefähr fürs Narrenhaus reif. . . . Jetzt noch das Schwerste," murmelt er und greift nach dem Briefpapier, seinem Vater noch ein paar Worte zu schreiben. Noch einmal schießt der Gedanke empor, jäh und heiß: Alles bekennen! Neuanfangen, weiterleben. Er fährt sich durch das feuchte Haar. „Nein, es geht nicht mehr. Die letzten Tage haben mich vollends ruiniert. Es ist aus." Lange kaut er an der Feder, er kann nicht über das „lieber Vater" hinauskommen. Endlich nimmt er einen Anlauf.

„Wenn Du diese Zeilen bekommst, bin ich tot. Elsbeth auch. Ich habe sie geschwängert. — (Mit Wollust schreibt er dies brutale Wort. Es thut ihm wohl, das endlich loszuwerden.) — Bitte, begrabt uns zusam-

men. Wirst das verstehen. Bist ja noch aus der romantischen Zeit. Einige Rechnungen stehn noch aus. Schulden noch etwa 150 Mark, ich hab's in meinem Notizbuch, das im Hausrock steckt, notiert. Bitte, bezahl' sie. Bist ja dann alle Geldsorgen um mich los.

Behalt mich ein klein wenig trotz alledem lieb.

Grüß die Mutter und das Wurm — (so nannte er seine Schwester, weil sie auch Elsbeth hieß und es ihm unangenehm war, so noch jemand anders außer seinem Schatz zu nennen). —

Bitte! bitte! vergebt Euerm Fritz."

Er legte den Kopf auf den Tisch und — weinte.

Dann überflog er nochmals die Zeilen. Mehr konnte er nicht schreiben. Alles andre konnten sie sich ja auch denken. Rasch steckte er das Blatt in ein Couvert, schrieb die Adresse, klebte eine Marke auf und steckte den Brief in die Tasche, um ihn heut Abend, wenn er Elsbeth abholte, in den Zug zu werfen.

Einen neuen Bogen Papier entfaltete er. Ein paar Freunden wollte er doch auch noch etwas schreiben. Er dachte nach. . . . Was? . . . Ein irres Lächeln glitt über sein Gesicht. Er holte seine Scheere, halbierte ein paar Blätter und schnitt sie durch. Jetzt sah es grade aus wie eine Verlobungsanzeige. Er umränderte sie schwarz und begann zu schreiben. . . . Nach einer Weile hielt er ein, prüfte und las:

Als Tote empfehlen sich:

Fritz Hansing *Elisabeth Winkel*

Hades a. Styx.

Selbstmördergasse 42. *I. Gang 2. Grab links.*

Zufrieden lächelte er. So machte sich's. Noch einige solche Verlobungsanzeigen schrieb er, adressierte und schob sie ebenfalls in die Tasche.

Rastlos lief er dann wieder durchs Zimmer, mit unruhig flackernden Augen.

Als es ganz dunkel geworden, ging er auswärts essen.

Endlich! endlich! war's Zeit, an die Bahn zu gehn.

— Elsbeth hing sich fröhlich an seinen Arm. Das machte ihn wieder stutzig. „Woher sie nur die gute Laune hat? Der Henker mag's wissen! — Zwar, es ist ja angenehmer, als wenn sie konstant heulte, aber so ein kleinwenig könnte sie doch gedrückter sein, daß er etwas zu trösten, aufzurichten hätte." Jetzt kam er sich fast überflüssig vor. Leise schlichen sie die

Treppe hinauf, daß niemand etwas merke. Alles ging gut. Jetzt waren sie sicher.

Elsbeth küßte ihn heftig und zog ihn mit ans Fenster. Eng aneinander geschmiegt blickten sie zum tiefdunklen Himmel, der mit Sternen übersät war.

„Wie schön! wie schön!" flüsterte sie. „So schön hab ich's noch nie gesehn." — „Das kommt daher," entgegnete Fritz, „daß es uns nichts mehr angeht. Wir sind objektiv, und da sehn wir dann endlich, wie schön die Welt ist, wenn wir unsre kleinen Schmerzen und Schmerzchen abgethan, die uns jeden wahren, ruhigen Genuß verderben." Elsbeth lächelte: „Alter Bär! nimm's nicht übel. Mir kommt's so schön vor, weil Du bei mir bist."

Fritz schwieg etwas gekränkt. Elsbeth konnte sich gar nicht sattsehn. „Und siehst Du, Fritz, der liebe Gott ist auch nicht böse auf uns. Ich habe so lange darum gebeten, jetzt weiß ich's und bin ganz ruhig. — Ich hab' ihn gefragt, was wir denn anders thun sollen? Ach, er weiß ja, daß wir gerne leben blieben. Aber es giebt keinen Ausweg. — Gestern war ich noch so außer mir. Da hab' ich gebetet und gebetet. Seitdem bin ich ganz ruhig." — „Eigentlich hättest Du katholisch werden müssen," meinte Fritz. — „Geh! sei nicht garstig!" Sie schlug ihm auf den Arm. Das schien ihr als Stockkalvinistin der größte Schimpf. — „Woher weißt Du denn so genau, daß es nach dem Tode überhaupt noch was giebt? . . . Wenn nun alles alle is?"

Sie klammerte sich schaudernd an ihn. „Bitte nich!" Die Thränen schossen ihr in die Augen. „Ich hab' Dich ja erst so kurz. Ich will Dich noch lange, lange, ewig haben — dort oben." Fritz unterdrückte einen Seufzer. „Wenn man doch auch seiner Sache so sicher sein könnte. — — Und wie stellst Du Dir denn das eigentlich mit unserm Kinde vor?" — Ihre Augen glänzten. „Das treffen wir auch dort oben. Fritz! sieh, darauf freu ich mich auch. Ach, ich kann Dir's gar nicht sagen. Und dann sind wir Drei immer zusammen. Und dann," — sie schmiegte sich errötend an ihn — „dann sind wir so glücklich. Und weißt Du, wie's in der Bibel heißt, die Engel freien nicht u. s. w." — sie stockte — „weißt Du, auch davon sind wir dann frei und . . . und dann ist alles noch viel schöner." — Er sah sie starr an. „Hm! die ist also auch verrückt," dachte er. Laut: „Du weißt ja immens genau Bescheid im Himmel." — „Es steht ja doch in der Bibel!" Er fuhr sich durch die Haare. „O diese Logik!" stöhnte er. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder," fuhr's ihm durch den Kopf. „Herrgott! wär's doch auch werden könnte!" Sie trat ins Zimmer zurück. „Komm! Schatzing, wir wollen Licht anstecken." — „Hast recht, sonst kommen wir nie zu Ende." Als die Lampe brannte, stellte sie sich vor das Christusbild. „Und wofür

wäre denn sonst der Herr Jesus gestorben?" Sie sah in sein zweifelndes Gesicht. Da überkam sie auf einmal die alte Angst. Sie fiel nieder und flehte: „O bitte, bitte, lieber Herr Jesus, laß uns wieder zusammenkommen!" Fritz trug sie zum Sofa. Da saßen sie lange ... lange, die Hände ineinander gepreßt. Elsbeth heiße, flehende Worte murmelnd, Fritz erst zweifelnd, dann stutzend, dann überwältigt von der Innigkeit ihrer Worte, in Gedanken mitbetend, mitringend um Ruhe, Befreiung von allen Qualen und Zweifeln.

Und da kam es über sie, beruhigend, erquickend, erlösend, wie großer, ewiger Friede.

Aufjubeln hätten sie mögen. Frei, frei waren sie von allem Elend.

„Jetzt wollen wir schlafen gehn," flüsterte er leise. Sie küßte ihn. „Du lieber, lieber Schatz! Gelt, ich hab' recht?" Er nickte. Ja, sie hatte recht. Und wenn sie auch nicht recht hätte, wer bürgte denn dafür, daß er recht hatte? Keins von beiden ließ sich beweisen. Beides mußte man glauben. Ihr Glaube aber war jedenfalls der beglückendere.

Fritz zog die Jacke aus. „Könntest mir mal dies elende Hemdenknöpfchen rausmachen! Will zum Schluß wenigstens alle Vorteile des Nichtjunggesellendaseins auskosten." Sie lachte, half ihm und küßte ihn. „Liebling! — Dein Weib war ich schon lange, jetzt bin ich auch einmal noch Deine Frau." Dann ging sie ins Schlafzimmer. Nach einer Weile rief sie: „Komm!" Er verschloß die Schlafstubenthür.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den andern Morgen gegen sieben erschien Otto.

„Fritz!" rief er. Keine Antwort. Nochmals rief er. Alles still.

Er drückte auf die Klinke der Schlafstubenthür. Sie war verschlossen. „Ist der aber früh ausgeflogen!" murmelte er. ... „Schon in aller Herrgottsfrühe, um fünf, hat er dreimal geschossen. Sonderbar. Ob heute das Duell ist?" Wieder rüttelte er an der Thür. Sie gab nicht nach. Er schüttelte den Kopf. „Unbegreiflich! Sonst war er doch der geborne Langschläfer. ... Jedenfalls ist heut Morgen das Duell. Anders läßt sich's nicht erklären. Hoffentlich ist's ihm gut gegangen." Nachdenklich ging er auf und ab, nochmals überlegend, wer wohl der Gegner sein könnte. Dann verließ er das Zimmer.

Die Thür hatte er, zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, aufstehn lassen.

Ein heftiger Windstoß fuhr durchs Fenster und warf sie mit einem lauten Krach in die Angeln. Einen Augenblick horchte Otto auf. Dann ging er weiter. ... Das Christusbild war von der Wand gefallen und am Boden zerklirrt.

„Erotika."

Skizze von Valentin Traudt.

(Rauschenberg.)

Fast unerträglich sinnverwirrendes Flammengefunkel bricht sich in den tausenden von geschliffenen Krystallen, welche die vielarmigen Leuchter zieren. . . Auf rotsamtnen Stühlen wiegen sich üppige Frauen mit halbentblößten Busen, deren leichte Spitzenumrahmung mehr verrät, als sie verhüllen soll. Zur Seite und im Hintergrund des Saales stehen die tadellos gekleideten Herren, matt lächelnd. —

Verstohlene Blicke, kaum bemerkbares Augenwinken, vielsagendes Fächerwedeln, phantasiebethörendes Bewegen der blumengeschmückten, zarte Duftwellen hauchenden Schultern. . . .

Goldgefaßte Riesenspiegel vervielfältigen das zauberhafte Bild.

Rings kein wunschloses Herz.

— — Da steigt am Arme eines blassen Mannes in rotseidener Robe, eine dunkelfeurige Rose im Rabenhaar, die junge Künstlerin auf das Podium. Den großen Strauß legt sie neben den Notenhalter des geöffneten Flügels. Sie spielen zusammen „sein" neuestes Werk. — „Erotika." —

Aller Augen folgen ihnen.

„Welch interessanter Mann!" geht es von Mund zu Mund, und manches Frauenauge schaut seitwärts in die Spiegel und überfliegt prüfend den eigenen Leib. . . Seltsam. . . Die Männer drücken das Monocle fester in das Auge, wischen die Gläser des Kneifers, um die Virtuosin zu bewundern.

„Prächtiges Weib!" — — „Diese Augen!" — — „Diese rosige Büste!" — —

Ein Flüstern, ein leises, warmes Durchzittern der Nerven. . . Die Lichter brennen auch zu hell. . . Die Augen schmerzen!

Lautlose Stille. . . Nur heftigeres Atmen hie und da!

Der bleiche Mann spielt hinreißend und sie noch hinreißender. Sie können nicht anders . . . so ist es vorgeschrieben. . .

„Erotika!"

Wie leises Flüstern in der Jasminlaube, durch welche der Mond webt, wie Nachtigallenlaut, erstes Stammeln unschuldiger Liebe. . .

Aber die Hörer verstehen das nicht. Einige rücken unruhig auf ihren Plätzen.

Da! — — Sie berührt ihn mit dem äußersten Ende ihres Spitzenkleides. . . Er blickt seitwärts. Eine Blutwelle wirbelt nach seinem Hirn, der Rosenduft des Straußes bestrickt ihn und — — die Weisen werden feuriger, heißer, begehrender. . .

Das Säuseln der Blätter schweigt; die Nachtigall ist verstummt, aber es klingt wie kosendes Umarmen, Rauschen eines Sommerkleides. . . .

Die Augen der Frauen glänzen feucht, die Stirnen werden rot und röter, die Brust glühender, rascher atmend, die Blicke kühner. . . Und die Männer? — — O, die wissen, was es bedeutet. Sie suchen Blicke und finden sie. . . Ein stummes Nicken, ein flüchtiges Berühren des nackten Armes mit der feuchtwarmen Hand. . .

„Erotika!“

— Und die Spieler? —

Er mußte übergreifen und streifte, erst unwillkürlich, dann aber absichtlich ihren Busen . . . Sie lächelt, neigt ihm den Kopf zu. . . Die Tasten werden feucht. . . Sie berührt ihn öfter. . . Zufall? . . Er erwidert!

Die Töne verschlingen sich brünstiger wie heischende Menschenarme, sie beben wie schwellende Leiber, sie küssen, kosen, locken. . .

Er kennt sie nun und sie ihn auch!

Er rückt mit dem Fuße näher; sie will entweichen, aber kommt doch; es durchschauert ihn und die Töne hallen durch den Saal wie aus der Lustlaube eines Sultans, der in den Armen seine entblößte Lieblingssklavin hält, die ihm gehorcht . . Wie das bebt und begehrt. . . Und nun ein wirrer Akkord — das Aufschreien der höchsten Fleischeslust. . .

Alle fühlen es!

Der Künstler zuckt zusammen. . . Was ist ihm? — — —

— Das Spiel ist verklungen.

Beide erheben sich. . . Sie flüstert ihm bei dem folgenden Quartett etwas ins Ohr. . .

„Ich kann nicht!“ erwidert er tonlos. — —

Seine überreizte Phantasie hat ihn betrogen; er sieht graufahl aus, als habe er ihre Schönheit schon gekostet? Auf jeder Wange brennt ihm ein roter Fleck. . . Seltsam!

„Erotika!“

Sie schreitet zum Büffetsaal. . .



Der Alchymist.*)

Von Arthur Pfungst.

(Frankfurt a. M.)

Gleichwie ein mächt'ger Strom aus dunkeln Tiefen
Zu Tage tritt und tosend rauscht ans Licht,
Ein Sohn der Wasser, die verborgen schliefen,
Ein rauher Sklave, der die Fesseln bricht
— So wachen auch in unerforschten Quellen
Die neuen Zeiten auf aus altem Bann;
Wo ist die Kraft, die über ihre Wellen,
Die über ihren Lauf gebieten kann?
Wo ist die Macht, die zeugend prägt die Zeit
Aufs neu' von Ewigkeit zu Ewigkeit?

Der Schoß der Gegenwart die Zukunft trägt,
Und in der Menschen Thaten ruht die Kraft,
Die jegliche Epoche anders prägt,
Und neuen Zeiten neuen Inhalt schafft.
Es wählt sich selbst die Menschheit ihr Geschick,
Die Thaten sind die Richter, die entscheiden,
Sie sitzen zu Gericht mit starrem Blick,
Verkünden Glück, Vernichtung oder Leiden.
Die Zeiten fliehen, kommen, wie sie kamen,
Die Zukunft bringt die Frucht aus früh'rem Samen.

Die Menschheit ist ein brütender Vulkan,
Der auf- und niederwogt in Feuersglut,
Der immerdar zum Lichte strebt hinan,
Mit Kräften, die Jahrtausende geruht.
Wie unterird'sche Feuer Flammen speisen,
Die übermächtig ihre Fesseln sprengen,
Daß Berge, Feuerbrand gebärend, kreisen,
Der Banden spottend, die ihr Sein beengen —
So zittert auch das All in dumpfem Krachen,
Wenn Völker aus dem langen Schlaf erwachen.

Als Laskaris an des Jahrhunderts Wende
Zur Frühlingszeit erschien in deutschen Landen,
Ging eine Weltepoche still zu Ende,
Ein neues, gold'nes Alter schien erstanden.
Der finst're Priesterglaube, der die Welt

*) Sechster Gesang aus dem in nächster Zeit erscheinenden zweiten Teil der epischen Dichtung „Laskaris" (siehe „Gesellschaft", Jahrgang 1890 Heft V und 1892 Heft V).

Verdüsterte gleich einem Trauerschleier,
Der Wahn vergang'ner Zeiten war zerschellt, —
Es atmeten die Geister wieder freier;
Es wich die Nacht und es begann zu tagen
— Die Menschheit wollte nicht mehr fromm entsagen.

Die Sonne küßt zuerst die Bergeshöh'n —
Die Fürsten und die Großen, die voll Macht
Erhaben über den Nationen stehn,
Sie sah'n zuerst das Licht in dunkler Nacht.
Da wähnten sie das Heilige versunken,
Zerstört die Sitte und den Himmel tot,
Sie rasten durch das Leben daseinstrunken
Und ihren Lüsten wehrte kein Gebot. —
Sie feierten den ersten Sonnenstrahl,
Doch ihre Feier ward zum Bacchanal.

Die Herrschenden verspotteten die Pflicht
Und jagten zügellos nach Sinnenlust,
Sie lauschten auf die leise Stimme nicht,
Die trotzig mahnt in jeder Menschenbrust,
Sie reckten sich aus langem Schlaf empor,
Wie unbeholf'ne ungeschlachte Riesen,
Sie traten kraftgeschwellt ans Licht hervor,
Es klang ihr Ruf: „Gebieten und Genießen!"
Allüberall der Ruf sein Echo fand,
Doch nirgends lauter als am Elbestrand.

Es war der Fürst, der Sachsen stolz regierte,
Das treu'ste Abbild seiner wilden Zeit,
Es stritten Sinnlichkeit und Machtbegierde
Um seine ragende Persönlichkeit.
Gleich einem Helden aus den alten Sagen
Trat er ans Licht mit ungestümer Kraft,
Bereit, sein Schwert durch eine Welt zu tragen —
Durchglüht von wilder Liebesleidenschaft
Versank er in den Tiefen roher Lust,
Weil er sein Selbst zu zähmen nicht gewußt.

Vom Glanz des Hofes zu Versailles berückt,
Den er einst sah in seiner Jugend Tagen,
Von jenem wunderbaren Prunk entzückt,
Der sein empfänglich Herz ließ lauter schlagen,
Schien ihm das höchste Ziel auf dieser Erden,
Der Schönheit und der Liebe froh zu weih'n
Das kurze Leben, und ein Fürst zu werden,
Der rings die Welt erfüllt mit Sonnenschein.
Er ward zur Sonne, die mit blinder Kraft
Hier Blumen zeugt, dort Wüsteneien schafft.

Es trieb ihn wild, im Leben zu gestalten
Die Bilder seiner Phantasie, der heißen,
Er wollte als ein Fürst auf Erden walten,
Deß Glanz und Größe die Nationen preisen.
In seinen Augen war das Volk die Herde,
Die all ihr Gut zum Opfer bringt und schweigt,
Die froh mit ihrem Blute düngt die Erde,
Wenn nur die Welt sich vor dem Fürsten neigt,
Sein Ohr auf wilde Beifallsrufe lauscht,
Sein Leben wie ein Traum vorüberrauscht.

Die Großen drängten heischend sich um ihn,
Den Strahlenden, den Spender aller Gnaden,
Er gab die letzte Kraft des Volkes hin,
Die Schmeichler reich mit Schätzen zu beladen;
Der Wohlstand sank, das Land erlag den Lasten
Im blut'gen Krieg um Polens feile Krone. —
— Wer frug darnach? Die Höflinge verpraßten
Das Mark des weiten Lands mit bitterm Hohne,
Derweil sie durch die Welt wie Götter schritten,
Die Starken schwelgten und die Schwachen litten.

Nicht das Verdienst, des Herren Wort allein
Erhob den Mann, bedeckte ihn mit Schmach,
Die alte Treue ward zum leeren Schein,
Und Willkür ward zum Recht, — wer frug darnach?
In solchen Zeiten stehen Männer auf,
Die kühn sich jeder Frevelthat erfrechen,
Der Schranken spottend, die im Siegerlauf
Berauscht, verblendet sinnen auf Verbrechen.
In solcher Zeiten grauenvoller Nacht
Gelangen feile Frau'n zu Glanz und Macht.

Und daß die Frau verleugnet ihre Pflichten,
Daß sie begehrt den Mann zu unterjochen,
Statt ihn aus seinem Falle aufzurichten,
Das ist der Fluch entarteter Epochen. —
Und auch des Weibes Fluch, das selbstverschuldet,
Wenn rechtlos es geknechtet wird vom Mann,
Wenn es nach Freiheit lechzend, Qualen duldet.
Nur der wird frei, der machtvoll trotzen kann
Mit starkem Geist dem Niedrigen, Gemeinen
— Auch wenn die Sterne zu verblassen scheinen.

Es zogen viele schöne stolze Frauen
Nach Dresdens Fürstenhof mit frohem Mut,
Um jene wunderbare Pracht zu schauen,
Die allen schien der Erde höchstes Gut.
Um jenes längst ersehnte Glück zu fassen,

Das einst des Kindes Herz erhofft, erträumt,
Auf jenen Höh'n zu lieben und zu hassen,
Wo übermächtig wild das Leben schäumt.
— Und allen ward, was sie begehrt so heiß,
Sie strahlten, siegten, — doch um welchen Preis!

Entartung, Feilheit überall; vergebens
Sucht man Gestalten edler Weiblichkeit
Bei jenen Frau'n, die auf den Höh'n des Lebens
Voran zu leuchten wähnten ihrer Zeit.
Sie zogen stolz herbei mit stolzen Namen,
Und ihrer Jugend froh aus allen Landen,
Doch alle stolzen Schönen, so da kamen,
Bald ihre Ehre in Entehrung fanden.
Wie Mücken flogen sie zum fernen Schimmer
— Doch ach, sie fanden ihren Heimweg nimmer.

Aus jenem düstern Zeitengrunde funkelt
Ein Weib — dem Morgensterne gleich, umweht
Von goldnem Strahlenglanze, der verdunkelt
Mit seinem Licht des Fürsten Majestät.
Aurora, so die schönste Blume hieß
Von allen, die des Hofes schwüle Luft
Erbarmungslos verdorren, welken ließ
Und jäh versinken in dem Moderduft —
Ein Weib, geliebt, vergöttert und bewundert
Von ihrem schönheitstrunkenen Jahrhundert.

Aurora schwedischem Geschlecht entstammte,
Ein edler Sprosse heldenkühner Ahnen,
Durch ihre Adern jenes Feuer flammte,
Das zu den Waffen trieb und zu den Fahnen
Einst ihre Väter, die mit stolzem Mut
Den Tod im wilden Kampfgetümmel starben,
Und grimmig um der Erde höchstes Gut,
Um Heldenruhm mit ihrem Degen warben.
Von jenem wilden Glanz, der sie umfloß,
Ein Hauch sich auf Auroras Haupt ergoß.

Als sie zum Liebeshof nach Dresden zog,
Voll kühner Hoffnung, jugendschön und rein,
Ein jedes Herz ihr froh entgegenflog,
Sie wandelte beglückt im Sonnenschein,
Sie war so stolz in ihrer Jugend Prangen,
Daß keiner wagte liebend ihr zu nah'n,
Daß alle Dichter rühmend sie besangen,
Die Augen selig preisend, die sie sah'n. —
Und ihrer Schönheit Macht den Herrscher bannte, —
Sein Herz in wilder Lieb' zu ihr entbrannte.

Er warb um ihre Gunst mit heißem Fleh'n,
Er ehrte sie mit Festen ohne Gleichen, —
Sie war zu schwach, um stolz zu widersteh'n
Dem Wort des Fürsten, und sie ward sein eigen.
Derweil sie sich für immerdar verlor,
Derweil ihr Glanz versank in düst're Nacht,
Stieg sie zu ungeahnter Macht empor
Und sonnte sich in jener stolzen Pracht,
Die leuchtend von den Höh'n der Menschheit blinkt,
Verheißungsvoll im Thal dem Wandrer winkt.

Ihr Auge freute sich am bunten Schein,
Am schalen Prunk und drang nicht in die Tiefen,
Sie kannte nicht der Armen schwere Pein,
Die hart bedrängt nach einem Helfer riefen;
Sie fragte nicht, woher der Goldstrom kam,
Der unerschöpflich, unergründbar schien,
Sie war beglückt, gesättigt und sie nahm
Als schuldigen Tribut den Reichtum hin,
Den Schweiß des Volkes, das in bitt'rer Not
Sich klagend beugte vor des Herrn Gebot.

Sie war die Königin des Hofs, beneidet
Von Tausenden, die heiß und wild begehrten
Gleich ihr zu prunken und mit Macht bekleidet
Der reichen Feste Königin zu werden.
Und doch zog durch Auroras Herz zuweilen
Inmitten jener Pracht ein tiefes Weh,
Als müsse sie hinab zur Tiefe eilen,
Als welke sie auf schattenloser Höh',
Als ob die Sehnsucht sie von dannen triebe,
Als blühe dort im Thal ihr Glück und Liebe.

Was wollten jene trüben Schatten sagen,
Die sie umdüsterten mit tiefem Gram,
Die ihr ins Herz versenkten stumme Klagen —
Was wollte jenes Lied, das sie vernahm?
War es der Abscheu vor dem Übermaß,
Mit dem die Welt um sie den Nektar trank,
Ambrosia gleich den sel'gen Göttern aß,
Derweil das weite Land ins Elend sank?
Bedrückte sie das Leid, das unbewußte,
Daß sie den hohlen Prunk verachten mußte?



Levantinerinnen.

Von Karl Schüller.
(Osnabrück.)

Mehr denn je neigt sich seit etwa einem Jahrzehnt unsere Aufmerksamkeit wieder den alten und in gewissem Sinne doch wieder so neuen Völkerschaften zu, welche den Teil der Erde bewohnen, welchen man häufig „da unten in der Türkei“ zu nennen pflegt. War früher die Furcht vor den türkischen Greueln und griechischen Piraten, die Angst vor der Möglichkeit des Entbrennens eines Weltkrieges auf dem dortigen Flecken Erde der Anlaß zum Ausblick nach der Levante, so haben wir allmählich und glücklicherweise alles Grauen und Zittern vor den Völkerschaften jener Länder verloren. Wir interessieren uns jetzt für ihre ethnographischen Eigentümlichkeiten, für ihre unleugbar kulturellen Fortschritte, für ihre landschaftlichen Reize, für die Entwicklung ihrer Eisenbahnen und gleichzeitig auch ihrer Staatsschulden, und endlich auch — für ihre Frauenwelt. Über nichts hat man sich wohl je so falsche, ja mystische Vorstellungen gemacht als grade über sie, was darin seinen Grund hat, daß selbst noch heutigen Tages nicht nur die Türkinnen und Perserinnen, sondern auch die Griechinnen und Armenierinnen, und selbst die nicht wenig zahlreichen Spaniolinnen (spanische Jüdinnen) nicht so in die Außenwelt oder in die Öffentlichkeit treten, wie das bei Frauen des Abendlandes der Fall ist. Gingen doch noch vor etwa 15 Jahren die Spaniolinnen verschleiert, obgleich sie keine türkische Verwaltungsmaxime, welche man immer so gerne zum Sündenbock zu machen beliebt, dazu zwang oder veranlaßte. Bei allen levantinischen Völkerschaften aber ist nirgends mehr der Geist der Neuzeit, der Einfluß des rollenden Flügelrades und des Schraubendampfers sichtbar geworden, als bei den Griechinnen und Armenierinnen.

Über die Männer dieser Volksstämme ist schon zu wiederholten Malen — allerdings selten Richtiges — geschrieben worden, so daß nun auch Mitteilungen über ihre Frauenwelt in die Öffentlichkeit gebracht werden können, ja müssen, zumal auch bei diesen Völkern das Leben und Treiben der Frauen nicht ohne Einfluß weder auf den Mann, noch auf die Familie, noch bezüglich des Staates ist. Also die Griechinnen und Armenierinnen treiben demnach wohl auch Politik? Nein und ja, wie man eben den Begriff des politischen Treibens eng oder weit stellen will. Es giebt in neuerer Zeit insbesondere unter den Armenierinnen einige Persönlichkeiten, welche, soweit die Stilistik in Betracht kommt, durchaus nicht ohne Talent die

„öffentliche Feder" führen, aber der Darstellungsstoff selbst ist höchst selten eigene Erfindung, meist Entlehnung aus französischen Schriftstellern, welche bekanntlich in der Levante die ernste Stelle auch sogar vor den einheimischen nationalen Autoren einnehmen.

Aber trotz diesen „Blaustrümpfen" hat sich die griechisch-armenische Frauenwelt noch nicht so in die Öffentlichkeit gedrängt, daß sie wie einige in England das öffentliche Stimmrecht zum Parlamente fordern, welches zwar in der Türkei zur Zeit wieder eingeschlummert ist, oder daß sie, wie in Berlin einige Frauen, sich um soziale Politik bekümmern. Vorläufig giebt's in der Levante noch keine soziale Frage in unserem modernen Sinne; die politische ist nur insofern vorhanden, als die christlichen Volksstämme im Osmanenreiche danach trachten, vom türkischen Joche, das übrigens auf den gewöhnlichen Muselmännern mindestens ebenso schwer wie auf den Christen lastet, befreit zu werden und eigene Staaten zu bilden. Und soviel in ihren Kräften steht, beteiligen sich die griechischen und armenischen Frauen an diesen Bestrebungen und suchen das Ihrige beizutragen zur Befreiung von den Jahrhunderte alten Fesseln. Da aber ihre Männer vorläufig noch immer auf dem mehr oder minder passiven Widerstand beharren, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die von Natur ruhigen Armenierinnen und die zwar von Temperament unruhigeren, aber sonst jede Anstrengung scheuenden Griechinnen es sich auch ihrerseits an der „Passivität" des Verhaltens gegen die herrschenden Muselmänner genügen lassen. Aber trotz dieser Ruhe entflammt ihr Frauenherz dennoch zuweilen von nationaler Begeisterung, namentlich bei kirchlichen Festgelegenheiten; im kirchlichen Kultus steckt eben ein gut Teil der Pflege des nationalen Bewußtseins. Bei solchen Ereignissen ist es äußerst interessant, die sonst bis zum Verdruß trägen Frauen der Armenier und Griechen über Politik, über ihre nationalen Wünsche, über die Türken, mit welchen sie in der größten, friedlichsten Eintracht zu leben scheinen, sprechen und disputieren zu hören. Jedoch gestattet ihnen das unbesiegbare Bequemlichkeitsgefühl nicht, sich dieser nationalen Erregung lange hinzugeben; mit der Feststimmung verschwindet am andern Tage auch die Begeisterung für Befreiung und Wiederaufrichtung der nationalen Selbständigkeit. Neben der Bequemlichkeit ist es das Gefühl der Jahrhunderte alten „Hörigkeit", welches den Geistern nur ein augenblickliches Aufwallen, niemals aber eine andauernde, vor den größten Opfern nicht zurückschreckende Erhebung und Begeisterung gestattet.

Bequem, ja zum Teil recht träge „mit Hand und Herz" sind die Griechinnen und Armenierinnen. Das ist übrigens ein Fehler oder, wenn man will, auch ein Laster, welches sie nicht nur mit den Frauen der übrigen levantinischen Länder, sondern auch mit sämtlichen Männern von Halb-

und Ganzasien gemein haben. Die sozialen Einrichtungen in jenen Gegenden sind derartig beschaffen, daß die Frauen wirklich nur Frauen fürs Haus, aber niemals Hausfrauen nach deutschem Begriffe sind. Die Griechin oder Armenierin ist nur die Haus- und Schlafgenossin des Mannes, welcher für seine Frau alles schaffen, sorgen und besorgen muß. Natürlich ist das, soweit die wohlhabenden und reichen Gesellschaftsklassen in Betracht kommen, ein fast überall wahrzunehmender Zustand: aber daß dieses Familienverhältnis auch in den gewöhnlicheren und ärmeren Volkskreisen herrscht, das ist eine Eigentümlichkeit, die vielleicht noch bei einigen Völkern im fernen Ostasien anzutreffen ist, aber hauptsächlich den Griechen und Armeniern zukommt, wenn wir von den Türken ganz absehen wollen, bei welchen infolge des Haremsystems naturgemäß ganz eigenartige, hier zum Vergleiche nicht passende Familien- und soziale Verhältnisse obwalten.

Die griechischen und armenischen Frauen sind zwar etwas thätiger als die Frauen der Moslemin, und namentlich die Armenierinnen sind äußerst geschickte Arbeiterinnen und verfertigen mit flinker Hand und mit künstlerischem Blicke die unzähligen, kunstvollen oder geringen Zier-, Schmuck- und Schaustücke, welche im großen Basar (Bazar ist französische, nicht türkisch-deutsche Schreibweise) oder in der Tschartschi, wie der Türke die verdeckten Kaufhallen nennt, zu beschauen und zu kaufen sind, und in Europa unter dem Namen „Türkische Handarbeiten" einen gangbaren Handelsartikel bilden. Aber arbeitsam oder fleißig kann man die Griechinnen wohl niemals und die Armenierinnen auch nur selten nennen. Es ist die Armenierin des Arbeiter- und Handwerkerstandes, welche aus Neigung und Erwerbstrieb, oder die Armenierin auf dem Lande, welche aus langer Weile, vielleicht auch des Verdienstes wegen, die genannten schönen Kunst- und Handelsgegenstände verfertigt. Aber diese so arbeitsamen Armenierinnen werden ebensowenig wie die gar nicht fleißigen Frauen ihrer Nation und wie die tändelnden und plaudernden Frauen der Griechen ihre Männer davon entbinden, für das Haus zu sorgen, alles für den Haushalt Notwendige anzuschaffen und das „tägliche Brot" mitzubringen. Türkinnen, Griechinnen und Armenierinnen sind sich darin alle gleich, daß sie nicht selbst für die Hauswirtschaft — etwa Putz und Kleidung ausgenommen — die Einkäufe zu besorgen, sondern sich dem nicht ausschließlich türkischen Kef hingeben und sich alles von ihrem Manne ins Haus bringen lassen.

Während die türkische Bauernfrau nicht nur die Hausgeschäfte besorgen, sondern auch auf dem Ackerfelde thätig sein muß, sieht man sehr selten eine Griechin oder Armenierin außer dem Hause beschäftigt. Sie sitzen vielmehr daheim auf dem Minder (Diwan) am Fenster, schauen ins Freie, plaudern, und arbeiten ein wenig Handarbeit oder gar nichts dabei. Die

Hausverwaltung stellt an sie, abgesehen von dem mit Sorgfalt ausgeführten Wasch- und Reinigungsgeschäft, die denkbar geringsten Ansprüche. Die Kindererziehung erfordert wenig Aufmerksamkeit, fast gar keine Arbeit und, weil ein Ding wie eine europäische Schule auf dem Lande fast so gut wie gar nicht vorhanden ist, gar keine Pünktlichkeit. Man ist, d. h. die Frauen sind mit den einfachsten Gerichten zufrieden, der Mann arbeitet draußen oder sitzt im Kaffeehause und begnügt sich überall und immer mit etwas Brot, Käse oder einer der zahlreichen Südfrüchte, so daß an die Kochkunst und die häusliche Arbeitsamkeit der Frauen die allergeringsten Ansprüche gestellt werden. Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß auf dem Lande sich keine Gelegenheit zur Entwicklung eines etwaigen Arbeitstalentes bietet, und daß demgemäß eine apathische Ruhe herrscht, welche, abgesehen von einigen melancholischen Kirchen- und Heiligenfesten, weder von Kirmessen, noch von Volksfeiern, noch von Bällen und Tänzen unterbrochen wird. Das Tanzen einer Frau gilt im Orient weder bei Muselmännern noch bei Christen (Orthodoxen) für sittsam; darum tanzen nur die Männer und zwar auch nur einmal jährlich, nämlich am Ostertage. Allerdings tanzen auch die reicheren griechischen und armenischen Frauen in den größeren Städten, wo der europäische Einfluß schon nach jeder Richtung hin sich geltend macht. Mir will scheinen, daß diesmal die Orthodoxen mit ihrer Anschauung über das Tanzen und seine Folgen, soweit die Levantinerinnen dabei eine Rolle spielen, nicht ganz unrecht haben.

Aber die Frauen in den levantinischen großen Städten sind selbstverständlich bei weitem nicht alle reich, und darum sind ihrer, die aus wirtschaftlichen Gründen nicht tanzen, viele.

Daß aber die nicht tanzlustigen — man kann annehmen, daß die nichttanzenden Levantinerinnen meist auch keine Lust zum Tanzen haben — Griechinnen und Armenierinnen eine Fülle anderer Vergnügungen hätten, kann man nun nicht behaupten. Für sie, wie für die Türken beiderlei Geschlechts, liegt in der Ruhe, welche meist die Form eines vor sich hinträumenden Daseins annimmt, und dann von dem Muselmann mit dem bedeutsamen Wörtchen „Kef" bezeichnet wird, die Summe aller Glückseligkeit, wenn man von der Befriedigung der erstaunlichen und ungemäßigten Putzsucht der orientalischen Frauen absehen will. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß infolge dieser eitlen Putzsüchtigkeit die orientalischen Völker wirtschaftlich und auch kulturell so wenig Fortschritte machen. Es ist dies aber eine Thatsache, die sich logisch und psychologisch sofort erklären läßt, wenn man berücksichtigt, daß dieser Modetandsteufel mit der Einführung der billigen, das blöde Auge blendenden und die gediegenen einheimischen Arbeiten verdrängenden europäischen Industrieartikel seinen sieg-

reichen Einzug in die Augen und Herzen der Levantinerinnen gehalten, mehr und mehr Propaganda für den europäischen Einfluß gemacht, damit den künstlerischen und einst wenigstens noch etwas arbeitsamen Sinn der Morgenländer bethört und den unvermeidlichen Untergang der einheimischen Kunstfertigkeit und Strebsamkeit besiegelt hat. Nur ein Gutes hat der Einzug der europäischen Waren dort in der Levante geschaffen. Das ist das Putz- und Modengeschäft, das einzige Kauflokal und das einzige Geschäft, in welchem Griechinnen und Armenierinnen thätig sind und dem sie sich mit Hand und Kapital widmen. Sonstige Geschäftsfrauen, wie namentlich wir Deutsche sie zu hunderttausenden aufzuweisen haben, kennt man im ganzen Orient nicht. Eine „levantinische Wirtin", welche mit Verabreichung von Speise und Trank ihren Lebensunterhalt erwerben sollte, giebt es nicht; es ist das in Anbetracht der orientalischen Sitten und Verhältnisse durchaus nicht zu bedauern. Frauen und Witwen, welche, wie das sonst noch vielfach Sitte ist, bei ihren Verwandten nicht untergebracht werden können, ist ja auch außer dem Modegeschäft noch vielfache Gelegenheit zum Broterwerb geboten. Und da sind es namentlich die Griechinnen, welche für andere Leute die Wäsche besorgen. Wäsche nähen ist nicht üblich; der Orientale kauft am liebsten alles „fertig". Daraus ergiebt sich für die Frauen von selbst die Schwierigkeit, daß sie nicht wissen, was sie zu Hause thun sollen. Haushaltung, Kindererziehung erfordern nicht viel Zeitaufwand; mit dem Tragen von etwa selbstzufertigenden Hauskleidern ist man sehr sparsam, die übrigen Kleidungsstücke kauft man fertig im Magazine; für Handarbeiten haben sie, wenigstens die Griechinnen, keine Neigung; folglich hat man Zeit genug zum plaudern, intrigieren, kokettieren, frisieren und putzen. Daß die Griechinnen jeden Standes und nicht minder die reichen Armenierinnen sich diesen „Reizen des Lebens" ganz und voll hingeben, ist bereits angedeutet worden. Es wird dies jedem Fremden bemerkbar, der nur einen Tag durch ein griechisches oder ein reiches armenisches Stadtviertel gewandert ist. Nach dem Gesagten, und wenn man die Vererbung der klassischen Hellenenschönheit dabei in Anrechnung bringt, wäre zu erwarten, daß insbesondere die heutigen Griechinnen gesunde und vollendete Schönheiten sein müßten. Das Gegenteil ist aber der Fall; eine Griechin mit schönem Gesicht trifft man selbst in den Straßen von Athen, Konstantinopel und Smyrna selten an; einer solchen Schönheit mangelt meistens der Reiz entwickelter Formen und die Anmut der Bewegungen. Macht man die Griechen auf diese uns befremdende Erscheinung aufmerksam, so behaupten sie, daß in den Städten selten „reine" unvermischte Abkömmlinge der alten Hellenen wohnen; man müsse die „klassischen" Griechen auf dem Lande und auf den Inseln suchen. Was die ländlichen Griechinnen betrifft, so haben wir darunter

auch niemals eine wirkliche Schönheit gefunden; vielleicht halten sich diese in den Bergen oder Hochlanden der zahlreichen Inseln verborgen. Die heutigen Griechen sind ein gräco-slavisches Mischvolk und haben als solches mehr von den Slaven als von den Hellenen geerbt, wofür mir nebst dem zu lang entwickelten Halse auch die jedes Geschmackes bare Putzsucht zu sprechen scheint. Ob die vorzugsweise unter den verheirateten griechischen Frauen herrschende, mindestens ziemlich übliche Laxheit der Sitten von den Slaven oder von den „antiken" Hetären herübergekommen ist, mag dahingestellt sein; jedenfalls aber sind die heutigen griechischen Frauen trotz ihrer zahlreichen, kostspieligen Mädchenschulen und -Institute für ihre Männer nicht so unentbehrliche, so geistig bedeutende und anregende Genossinnen und Freundinnen, wie es einst die Hetären einem Sophokles und anderen „Unsterblichen" waren. Selbstverständlich bezieht sich das Gesagte auf die griechischen Städterinnen, nur in der Stadt giebt es ein eigentliches Gesellschafts- und Verkehrsleben; auf dem Lande herrscht meist die „ländliche Unschuld", wenigstens kommen Fälle vom Gegenteil nur selten zur Kenntnis der Fremden, und von den vereinzelten extremen Fällen lassen sich keine allgemeinen Schlüsse ziehen.

In sittlicher Hinsicht stehen die Armenierinnen über den Griechinnen, wie sie auch diesen in der Hauswirtschaft und in der Handfertigkeit, soweit man davon reden kann, entschieden überlegen sind; allerdings taugen die reichen Armenierinnen nicht mehr als die städtischen Griechinnen, nur herrscht bei diesen die Lasterhaftigkeit in allen städtischen Volkskreisen, bei den Armenierinnen nur in den reichen Familien. Auch sind die armenischen Frauen im allgemeinen schöner, mindestens gesünder, weniger anspruchsvoll, weniger intrigant als die Griechinnen. Ist die Armenierin ebensowenig wie die Griechin einer deutschen Hausfrau gleich, so ist sie doch als Levantinerin häuslich zu nennen; sie ist nicht so viel auf der Wanderschaft nach allen Vettern, Basen und Bekannten wie die mitteilsame, ewig herumpilgernde Griechin. Diese findet selten und meist auf unsaubere Weise einen Europäer zum Ehemann, während Franken (Europäer) nicht selten mit einer Armenierin eine glückliche Ehe führen. Das mag vielleicht damit zusammenhängen, daß die Armenier, abgesehen von den Türken, sicherlich am wenigsten mit den den Europäern meist feindlich gesinnten Slaven in Blutsverbindungen getreten sind. An den Armenierinnen tadelt man manchmal nicht mit Unrecht die etwas zu üppige Fülle der Formen und den Anflug von „Bart", eine Erscheinung, welche man übrigens in allen südlichen Ländern beobachtet und bei den Griechinnen nicht am wenigsten. Aber selten findet man reizendere, einfach und doch geschmackvoll gekleidete Geschöpfe, als es die jungen Armenierinnen auf dem Lande sind. Alle armenischen Frauen sind

in neuerer Zeit lernbegierig und ihre Mädchen zeigen größere Ausdauer im Lernen als die Griechinnen, welche dazu noch eine durchaus unangenehme Sprache sprechen, sich über alle Maßen eingebildet betragen und insbesondere die größten Feindinnen und Verächterinnen der Türkinnen sind, während die Armenierinnen ein klangvolles, eigentümliches Idiom sprechen und sich mit den Türkinnen und Europäerinnen meist aufs beste verständigen.



Sinnlichkeit und Grausamkeit.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

Vor einigen Jahren war die Gegend in der Umgebung der westfälischen Industriestadt Bochum in fieberhafter Aufregung. Eine in den Annalen des Kultur- und Rechtsstaates geradezu unerhörte Erscheinung hatte die Gemüter weitester Kreise der Bevölkerung der roten Erde mit Furcht und Entsetzen erfüllt. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurden fünf bis sechs Mädchen in der Nähe bewohnter Plätze ermordet aufgefunden; die Untersuchung erbrachte den Nachweis, daß sie vor ihrer Ermordung das Opfer eines Verbrechens gegen die Sittlichkeit geworden waren. Die nähern Umstände, unter welchen diese Schandthaten verübt wurden, führten mit unabweisbarer Notwendigkeit zu dem Schluß, daß sie sämtlich auf die Thätigkeit eines Mannes zurückzuführen waren. Trotz der mit der größten Sorgfalt und Emsigkeit geführten Untersuchung konnte man nur in zwei Fällen den Thäter entdecken, und auch dieser Erfolg wäre ohne einen glücklichen Zufall nicht möglich gewesen. Auf dem Blutgerüste wurde jenem die gerechte Strafe zu teil. Über allen andern Fällen schwebt auch heute noch Dunkel und Geheimnis. Diese Bochumer Verbrechen zeigen, wie richtig der alte Erfahrungssatz der Psychologen von der nahen Verwandtschaft der Sinnlichkeit und der Grausamkeit ist. In der That giebt es, so seltsam dies auch erscheinen möchte, keine Triebe, die so häufig mit einander gemeinsam auftreten wie diese. Schon die hellenischen Dichter wußten dies, und was die Kriminalpsychologie in der Lage ist beinahe Tag für Tag

festzustellen, wird durch Beispiele aus der Geschichte aller Zeiten und aller Völker bestätigt. Der sinnliche Verbrecher findet einen Genuß darin, seinem Opfer Qualen zuzufügen. Die diabolische Willensrichtung, der er unterthan ist, kleidet die Sinnlichkeit in das Gewand der Grausamkeit. Gerade bei den Bochumer Verbrechen kann diese engste Verbindung von Sinnlichkeit und Grausamkeit in allseits klarer Weise festgestellt werden. Nicht etwa die Furcht vor der Entdeckung und dem Verrate ist es zumeist, was den Mörder veranlaßt sein Opfer auf ewig stumm zu machen, sondern die Begierde nach den Schauern der Grausamkeit. Deshalb genügt ihm nicht der einfache Tod, sondern der qualifizierte. Es befriedigt ihn, wenn er mit seinem Messer in dem menschlichen Körper wühlen kann; sein Opfer mit einem Stiche zu töten ist ihm viel zu wenig. Jeder Schnitt in den Leib bereitet ihm eine infernalische Lust. Diese Verwandtschaft gehört zu den schwierigsten Kapiteln des Seelenlebens. Mitunter geht die Sinnlichkeit ganz in die Grausamkeit über und ist in ihr nur noch durch eine eigentümliche Richtung auf das Geschlechtliche erkennbar. Ein interessanter Kriminalfall, welcher sich vor mehreren Jahrzehnten in Deutschland zutrug, ist in dieser Hinsicht von Wichtigkeit. Die idyllische Ruhe einer mittelgroßen Stadt wurde an einem Sonnabend in schrecklicher Weise dadurch gestört, daß vor einem Thore mehrere Frauen aufgefunden wurden, welche sämtlich in schwerster Weise durch Messerstiche verletzt waren. Daß eine und dieselbe Person sämtliche Verletzungen verübt hatte, ergab zunächst der Umstand, daß alle Stiche sich in demselben Körperteile befanden und das Aussehen sämtlicher Wunden das gleiche war, woraus mit Sicherheit geschlossen werden konnte, daß sie auch mittelst desselben Werkzeugs ausgeführt wurden. Der Untersuchung gelang es sehr bald, den Thäter in der Person eines Schreinergesellen zu entdecken. Er legte alsbald ein unumwundenes Geständnis ab. Äußerst interessant war die Motivierung, welche er für seine Unthat vorbrachte. Er gab an, zur Mittagszeit des heißen Tags habe ihn plötzlich die unbezähmbare Lust befallen, mit seinem Messer in den Körper eines Menschen zu schneiden, dabei habe ihn aber der Gedanke beherrscht, es müsse der Körper eines Weibes sein. Mehrere Stunden habe er gegen dieses Verlangen angekämpft, schließlich sei dasselbe aber so stark geworden, daß er ihm nicht länger habe Widerstand leisten können. Er habe auf eine günstige Gelegenheit gewartet und bei dem Anblick der ersten Frau, die ihm vor dem Thore begegnet, sei sein Verlangen mit solcher Stärke hervorgebrochen, daß er sich sofort auf sie gestürzt und ihr mit seinem Messer mehrere Stiche beigebracht habe. Während der That und durch dieselbe empfand er nach seiner Aussage ein Gefühl der Befriedigung, ein Lustgefühl, welches durch keinen andern Genuß ersetzt werden könne,

und als die erste That vollbracht gewesen, sei diese Begierde durch dieses Gefühl noch stärker in ihm erwacht und habe ihn zu weiteren Attentaten angetrieben. Hier war die Sinnlichkeit ganz in die Grausamkeit übergegangen und hatte auf das psychische Leben des Verbrechers einen Einfluß in solchem Grade ausgeübt, daß immerhin die Frage aufgeworfen werden durfte, ob derselbe die Zurechnungsfähigkeit in einem für die Bejahung der Schuldfrage genügenden Maße besitze, eine Frage, die mit vollem Rechte bejaht wurde. Zwar stand es fest, daß man es im vorliegenden Falle mit einer völlig anormalen Äußerung der Sinnlichkeit zu thun habe, einer von der Wissenschaft als pervers bezeichneten Sinnlichkeit, allein dieselbe hatte nicht die Seele des Verbrechers umnachtet, sie hatte ihn nicht der Möglichkeit beraubt, der dämonischen Triebkraft den kraftvollen Widerstand eines gestählten Willens entgegenzusetzen.

Sinnlichkeit und Grausamkeit treten nicht erst in den reifern Lebensjahren gemeinsam auf, sondern schon bei den Verbrechen im Kindesalter. Professor Lombroso in Turin, der hervorragendste Irrenarzt Italiens, hat eine erhebliche Anzahl von Kindern beobachtet, welche in frühestem Alter wegen strafbarer Thaten, die sie mit voller Kenntnis ihrer Strafbarkeit vorgenommen hatten, bestraft werden mußten. Sehr viele unter diesen nicht minder bedauerns- denn verdammenswerten Kindern zeichneten sich durch einen Hang zur Sinnlichkeit aus und bei einer erheblichen Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe, welche schon als zarte Wesen mit dem Gifte sittenloser Gedanken erfüllt waren, wurde eine Neigung zur Grausamkeit konstatiert, die oftmals geradezu unbändig war. Die Raffiniertheit, mit welcher diese kleinen und unentwickelten Geschöpfe Grausamkeiten erdachten und ersannen, kam der Raffiniertheit der mittelalterlichen Foltertechnik gleich und eine wirkliche ungeheuchelte Freude, ein ungemeines Vergnügen wurde aus ihren Worten und Handlungen jedesmal entnommen, so oft ihnen eine solche Grausamkeit geglückt war. Auch andere Gelehrte, welche ihre Aufmerksamkeit dem Verbrechen der Kinder zugewendet haben, konnten die gleichen Resultate konstatieren wie Lombroso. Schon seit längerer Zeit hat sich die Wissenschaft, insbesondere die psychiatrische, mit diesem Gegenstande beschäftigt und die Behauptungen, welche man darüber aufstellt, sind deshalb nicht, wie man so oft glaubt, als kühne Hypothesen eines mit mehr Phantasie als Kritik ausgestatteten Forschers zu betrachten, sondern sie müssen als sichere, allseits erhärtete und festgestellte Thatsachen gelten. In nicht geringerem Grade sind Sinnlichkeit und Grausamkeit bei den weiblichen Verbrechern gepaart, und es ist kein Zufall, daß die weiblichen Verbrecher des Südens an Grausamkeit die des Nordens und der mittleren Klimaten ebenso übertreffen wie an Sinnlichkeit. Ein Vorurteil, aber ein durchaus unbegründetes,

ist es, wenn man glaubt, daß das Weib die eigentlichen Grausamkeiten nur ausnahmsweise verübe. Lombroso hatte unlängst mitgeteilt, daß sizilische Weiber ermordete Carabinieri zerstückten und das Fleisch nach Pfunden verkauften, daß eine Mutter ihre kleine Tochter verhungern ließ und um sich an ihren Qualen zu weiden und dieselben zu vermehren sie zwang, den Mahlzeiten ihrer Geschwister beizuwohnen. Die italienische Strafrechtspflege hatte sich mit einer Frau zu beschäftigen, welche ihr Kind durch Bienenstiche töten ließ und eine andere warf ihr Kind gefesselt in einen Ameisenhaufen, um es auf diese Weise der qualvollsten aller Todesarten zu überliefern. Die sämtlichen Thäterinnen, welche so das weibliche Gefühl in kaum glaublichem Umfange verleugneten, zeichnete ein Hang zur Sinnlichkeit in nicht gerade vorteilhafter Weise aus. Wenn wir in dem „Pitaval" blättern, jener hochinteressanten Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle aus Frankreich vor der Revolution, so begegnen wir bei zahlreichen Verbrechen der Erscheinung, daß sich die beiden hier erörterten Eigenschaften in dem Thäter vereinigten, um die schrecklichsten und raffiniertesten Verletzungen des Lebens und der Sitte hervorzurufen. In überreichem Maße bestätigt die Geschichte aller Zeiten, daß beide in den weitaus meisten Fällen gemeinsam auftreten. Ein unübersehbares, für die Psychologie noch wenig benütztes Material liegt in den Annalen der Geschichte in dieser Beziehung aufgespeichert. Das Leben der römischen Imperatoren, eines Tiberius, Nero und Kaligula, eines Domitian und Heliogabal bietet eine geradezu klassisch zu nennende Illustrierung der Wahrheit der psychologischen Lehre. Von Domitian erzählen die römischen Historiographen, daß er Ehefrauen, nachdem er sie zur Untreue verleitet, mit dem Tode bestrafte und eine Vestalin, welche seinen Verführungskünsten erfolgreichen Widerstand leistete, lebendig begraben ließ. Von Tiberius wird berichtet, daß er die alte Bestimmung des römischen Rechts, wonach keine Jungfrau hingerichtet werden durfte, dadurch umging, daß er das zum Tode verurteilte Mädchen vor der Hinrichtung durch den Henker entehren ließ. Ähnliche Beispiele bieten die Annalen der russischen Herrscher, beispielsweise die Lebensgeschichte Iwans des Schrecklichen und Peters des Großen, und nicht minder, wenn schon in verfeinerter Gestalt, die Fasten der italienischen Fürstengeschlechter der Kolonna, Orsini und auch der Mediäer. Was die zeitgenössischen Historiker von dem Leben der hochbegabten Beherrscher der Blumenstadt erzählen, denen Kunst und Wissenschaft so sehr zu Danke verpflichtet ist, bezeugt eine Raffiniertheit des Genusses verbunden mit einer Raffiniertheit der Grausamkeit, für die uns heute das eigentliche Verständnis abgeht. Jedoch alle diese Beispiele sind unbedeutend im Vergleiche mit den blutdürstigen, die Menschheit schändenden orientalischen Despoten, deren Thaten in der Ge-

schichte die verdienten Schandsäulen erhalten haben. Das Leben und Treiben der türkischen Sultane fast ohne Ausnahme, der Beherrscher des himmlischen Reiches und der Mongolenfürsten, um von dem abzusehen, was uns die zeitgenössischen Reisenden aus Afrika und Asien erzählen, beweist mit erschreckender Deutlichkeit, daß der Mensch das Grausamste aller Geschöpfe sein kann und daß, je stärker die Sinnlichkeit eine niedrige und ungebildete Natur beherrscht, um so entwickelter und erfinderischer der Grausamkeitstrieb zu sein pflegt. Welche Thaten sind während des Aufstandes in Indien von den indischen Fürsten an den englischen Gefangenen verübt worden, welches Bacchanal des sinnlichen Blutdurstes feierte der Rajah Nena Sahib in der Cidatelle von Luktor! Auch bei den Frauen, von welchen die Geschichte spricht, findet der soeben aufgestellte Satz Anwendung. Was die Römer von Messalina der Nachwelt überliefert haben, findet seine Analogie in dem Leben einer Elisabeth, Anna und Katharina von Rußland, und wenn auch Gregorovius in seinem klassischen Buche über Lucrezia Borgia nachgewiesen hat, daß Vieles von dem, was die zeitgenössischen Schriftsteller über das Leben dieser unseligen Frau erzählen, auf Haß, Böswilligkeit und Entstellung beruht, so bleibt doch auch bei Anwendung der deutschen Kritik noch mehr als genug übrig, um sie als eine in jeder Beziehung ebenbürtige Genossin der römischen Kaiserin erscheinen zu lassen, von welcher Juvenal in der sechsten Satire spricht.

Nicht nur in den Individuen zeigt sich die Paarung der beiden Eigenschaften, sondern auch in ganzen Sekten und Religionsgesellschaften. Die Religionsgeschichte kennt zahlreiche Sekten, welche einem sinnlich-grausamen Kultus in ausschweifendstem Maße sich ergaben. Es sei hier nur, um nicht in den Blättern der Geschichte Beweise hierfür aufzusuchen, an zwei Sekten erinnert, welche noch in unsern Tagen bestehen, die Thugs-Würger in Indien und die Skopzen in Rußland. Die Thugs suchen möglichst viele Menschen, gleichviel ob sie ihrer Sekte angehören oder außerhalb derselben stehen, zu töten, und je größer die Marter ist, welche den Tod ihrer Opfer begleitet, um so größer ihre Befriedigung; die Skopzen (= weiße Tauben) töten nicht, aber sie verüben grausame Körperverletzungen, und je häufiger und schmerzhafter sie dies auszuführen vermögen, um so größer ihre Genugthuung, um so größer das Verdienst, welches eine wahnumnachtete Lehre ihnen zuschreibt. Beide Sekten huldigen der Sinnlichkeit im höchsten Maße, in beiden wird die Ehe als Unzucht verworfen und der zügelloseste Kommunismus der Geschlechter empfohlen und ausgeübt. Was von Zeit zu Zeit über das Leben und Treiben dieser Verworfenen bekannt wird, übertrifft bei weitem die Berichte der römischen Geschichtschreiber über die Bacchanalien. Welche Grausamkeiten unter diesen Sekten vorkommen, beweist die wohlbezeugte

Thatsache, daß Skopzen ihre eigenen Kinder erstochen und mit dem Blute und Herzen eine Art Kommunion veranstaltet haben.*)

Diese Anthropophagie ist in der That die letzte Konsequenz, zu welcher der mit der Sinnlichkeit verbundene Grausamkeitstrieb führt, und auch sie ist häufig genug zu konstatieren. Taine erzählt in seinem Werke über die französische Revolution, daß bei der Ermordung der Prinzessin Lamballe, der durch ihre Schönheit berühmten Freundin der Maria Antoinette, entmenschte Mordgesellen beiderlei Geschlechts dem getöteten Weibe, dessen Leib man noch im Tode geschändet hatte, das Herz aus dem Leibe rissen und in dasselbe hineinbissen, eine Thatsache, welche in den verhimmelnden Darstellungen der französischen Revolution meistens mit Stillschweigen übergangen wird. Derselbe Autor berichtet noch von andern Fällen der Anthropophagie, welche gelegentlich des Septemberblutbades vorkamen. Die Tigernatur, welche nach Voltaires berühmtem Ausspruch jedem Franzosen eigen ist, zeigt sich hier in ihrer vollen, grausigen Nacktheit und Zügellosigkeit. Unter den vielen Lügen, welche in den Kriminalromanen auf Kosten des guten Glaubens der Leser kolportiert werden, nimmt die einen der ersten Plätze ein, daß sinnliche Verbrecher meistens gutmütiger Natur sind. Wie aus den vorstehenden Erörterungen ersichtlich, ist dies durchaus unwahr und beruht auf einer gänzlichen Unkenntnis der Kriminalpsychologie. Rätselhaft ist es allerdings, wie es möglich ist, daß die beiden Triebe, in denen sich die Gegensätze der Bejahung und Verneinung des Daseins nach Schopenhauer am stärksten äußern, beinahe regelmäßig gemeinsam auftreten! Emile Zola, welchem ein durchdringender Blick in die Nachtseiten des Lebens der Seele nicht abgesprochen werden kann, hat in mehreren seiner aus la boue de Paris stammenden Frauengestalten die Paarung von Sinnlichkeit und Grausamkeit mit Naturtreue geschildert. Allein den Grund dieses psychologischen Phänomens anzugeben, ist dem Naturalisten ebensowenig gelungen, wie bisher der Wissenschaft. Haß und Liebe, erklärte der alte hellenische Weltweise, seien die Gründe aller menschlichen Handlung und sie seien, fügte er zu einer Zeit hinzu, wo Aphroditens Götterleib unter dem gottbegnadeten Meißel des Künstlers entstand, genau genommen dasselbe Gefühl, welches sich nur in zwei entgegengesetzten Erscheinungsformen äußere. Der Grausamkeit liegt der Haß und der Sinnlichkeit die Liebe in ausschließlich sinnlicher Bedeutung zugrunde. Ob nicht diese Lehre des alten Hellenen eine Erklärung für das psychologische Problem enthält, das uns im vorstehenden beschäftigte? Wir stehen an, dies mit voller Bestimmtheit zu verneinen. Die Verirrungen

*) Ich entnehme diese Thatsachen einer Arbeit des russischen Juristen Lichatcheff, welche in der kriminalistischen Zeitschrift „Der Gerichtssaal“ 1884 erschien. Einen Zweig dieser Sekte hat Sacher-Masoch in seinem Romane „Die Seelenfängerin“ geschildert.

der Menschen bieten eben Probleme dar, welche der Philosophie noch weit bedeutendere Schwierigkeiten entgegensetzen, als die Dinge zwischen Himmel und Erde, und ewig wahr bleibt das Wort, welches Schiller einer kleinen kriminalistischen Erzählung vorausschickte: „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für das Herz und den Geist als die Annalen seiner Verirrungen.“



Fritz von Uhde.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Ged bei Feuerberg).

In allen Künsten der Gegenwart ein einheitlicher Zug: Zuerst Reaktion gegen den Scheinidealismus der Epigonen, naturalistischer Gegentrumpf darwider, nicht ohne renommistischen Spektakel auf den Tisch geworfen; dann eindringliche, ernste, prahlereiferne Vertiefung in diese „neue Richtung“, eifriges Lernen in der „neuen Schule“, größte Ausbildung der Mittel; Schwanken nun, ob dies genug sei, genug das verblüffend getreue Abschreiben der Umwelt, und daneben die bange Frage, ob es auch möglich sei, bis in die letzten Forderungen, oder ob es nicht doch ein drüberhinaus gäbe über das starre Dogma der Objektivität, ob es nicht besser sei, die Unmöglichkeit völliger Naturwiedergabe zu umgehen durch eine künstlerische Beschränkung, die doch eine Bereicherung bedeutet: echtes Regen des Individualismus; schließlich: sieghaftes Vordringen dieses psychologischen, persönlichen Zuges, der am besten als der lyrisch subjektive zu bezeichnen ist und der, dem Innerlichen zugewandt, die gute Schule des Naturalismus zwar nie verleugnet, sich aber doch von ihrem Äußerlichkeitskult emanzipiert und Seelenoffenbarung über alles setzt.

Die Franzosen haben, in der Kunst des Bildes wie des Wortes, den Anstoß zu dieser Neubewegung gegeben, sie haben vor allem das Technische entwickelt. Auch den Zug ins Seelische haben sie vorgedeutet, aber den deutschen, von Natur aus lyrischen Künstlern scheint es vorbehalten, diesen Zug zu vertiefen und die lyrische Kunst der Persönlichkeitsausschöpfung damit auf die Höhe zu führen.

Deutliche Zeichen sind dafür vorhanden. Nur die unheilbarste Denkträgheit vermag noch das Schlagwort des „rohen Naturalismus“ gegen die moderne Kunst auszuspielen.

Und sie spielt es aus.

Man nenne den Namen Uhde z. B., und alle Pechte und Pietsche jammern im Chor: Naturaliste!

Die klugen alten Herren! So wenig sie sonst verstehen: in dem Punkte sind sie höchst beschlagen, sich die Sachen ihres Geschäftes recht leicht zu machen.

Unfähig, dem Entwickelungsgange der jungneuen Kunst Phase für Phase zu folgen, stehen sie noch immer vor dem Thore des Naturalismus, durch das diese ihren Siegeszug begann, nicht ganz unvergleichbar jenem bekannten Quadrupeden, der gleichfalls durch sein erstauntes Interesse für neue Thore berühmt ist.

Lassen wir sie stehen und staunen. Indes sie ihre würdevollen Häupter schütteln (ein erfolgloser Versuch, Gedanken herauszubekommen), haben sich dem Vorwärtsmarsche der jungen Kunst längst schon neue Thore des Schönen aufgethan, und die Sonne des Sieges lacht über glorreichen neuen Meistern, die ihrerseits gelassen lächeln über die Chöre des Jammers und der Wut, die diesen Siegeszug begleiten.

Der Erste unter ihnen, Fritz von Uhde, soll hier in seiner Künstlerschaft geschildert werden.

Es ist bekannt, daß Fritz von Uhde zu jenen verhältnismäßig zahlreichen modernen Künstlern (ich erlaube mir, dazu auch die Dichter zu rechnen) gehört, die nicht eigentlich von „Profession“ Künstler sind, sondern die vordem in außerkünstlerischen Berufen thätig waren. Wie Liliencron, so war Uhde ursprünglich Offizier, und unter seinen Dekorationen befinden sich friedlich nebeneinander der deutsche Kriegsorden des eisernen Kreuzes und die französische Friedensauszeichnung der Ehrenlegion.

Schon während seiner Dienstzeit als Offizier des sächsischen Gardereiterregimentes entstanden zahlreiche Gemälde, doch von diesen sowohl wie von denen, die kurz nach Quittierung des Dienstes, zwischen 1877 und 1880 in München entstanden, sind nur wenige aufzuzählen, wie eine in Dorés phantastischem Geschmacke gehaltene Schlacht von Sedan, ein paar Bilder in Makartscher, ein Reitergefecht in altniederländischer Art, ein „Reiterangriff des Regimentes von Plotho in der Schlacht bei Wien 1683“ und ähnliche Werke, aus deren Stoffen und kurz angedeutetem Charakter man schon weiß, daß sie mit der eigentlich Uhdeschen Kunst wenig zu thun haben.

Denn zu dieser wurde der Grund in Paris gelegt, bis sie sich selbstherrlich und deutsch weiter entwickelte auf eigenen Bahnen.

Über diese Entwicklung zuvörderst ganz kurz einen Blick: Zuerst war Munkacsy sein Meister in Paris, dessen Einfluß man auf einigen Werken jener Zeit leise erkennen mag, aber stärker noch wirkten altniederländische Einflüsse. Ich nenne von Bildern jener Zeit nur einige, so „La chanteuse“, mit der Uhde 1880 im Pariser Salon debütierte, „Les chiens savants“ vom Salon 1881 (beide in Pariser Privatbesitz*]), „Holländische Wirtsstube“ (jetzt in Amerika), „Das Familienkonzert“ (in Amsterdam), das köstliche „lachende alte Weib mit Bierkrug“, das in der trefflichen Radierung von Wilhelm Krauskopf, und die überaus feine „Holländische Nähstube“, die in einer der schönen Albertschen Heliogravüren weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

In dem letztgenannten Bilde kommt der naturalistische Meister schon stark zum Durchbruch. Da ist schon der helle, herrliche Tag, das Lichtmeer der Wahrheit und jene wunderbare Lebensstimmung, die nichts von der Stimmungsflunkerei der alten Atelierkunst hat. Es ist echt und recht aus dem holländischen Milieu genommen, das bald Mode werden sollte. Uhde selbst entnahm ihm 1882—1883 noch einige Werke, wie den „Leierkastenmann von Zandvoort“, das Stück „Aus dem Altleutehaus in Zandvoort“, „In einer holländischen Küche“, „Holländische Fischerkinder“ usw. usw.

Im Winter 1883 auf 84 entstand das erste große religiöse Bild: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, das im Besitze des Museums der Stadt Leipzig ist und das die zwei hervorragendsten Züge des Meisters in sich hat: seinen tief religiösen Zug zur Christusgestalt, zu jenem Christus redivivus, den er als gütigen Heiland inmitten heutiger Heilssehnsucht sieht und die wunderbare Erfassung des Kindlichen. In kleinerem Umfange hat er das Bild später für einen Wormser Kunstfreund nochmals gemalt. Mit Medaillen wurde er dreimal bedacht, wie denn Uhde zugleich zu den beschimpftesten und zu den äußerlich geehrtesten Künstlern der heutigen Zeit gehört. Das Ausland zumal erkannte seinen Wert schnell, und allen voran zeichnete ihn vielfach der Pariser Salon aus.

Dem Bilde im Leipziger Museum folgte, neben vielen kleineren Werken, im Winter 84—85 als zweites Gemälde religiösen Gepräges dasjenige, das jetzt im Städelschen Museum zu Frankfurt ist: „Die Jünger von Emaus“, 1885 das Werk, das die Berliner Nationalgalerie erwarb: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“, 1885—86 das „Abendmahl“, 1886

*] Die meisten Uhdeschen Werke sind, außer den von Galerieen angekauften und im Besitze des Hofkunsthändlers H. L. Neumann in München befindlichen, in ausländischem, vielfach amerikanischem Privatbesitz. Die deutschen Kapitalisten kaufen immer noch am liebsten Bodenhausen, — mit wenigen Ausnahmen.

die „Bergpredigt", 1887—88 das Dreiflügelbild „die heilige Nacht" in erster Fassung, 1888 das wundervolle „Bildnis eines im Garten sitzenden Mädchens", 1888—89 die zweite Fassung der „heiligen Nacht", 1889 das „Heideprinzeßchen" und die „Kinderstube", 1889—90 der „Gang nach Bethlehem", der jetzt in der Münchener neuen Pinakothek den frommen Kunstschwätzern ein Greuel ist, 1890 „am Morgen", „Heimkehr" und der „heilige Abend", 1891 „die Flucht nach Ägypten", „Ostermorgen" (die drei heiligen Frauen, vom Grabe kommend), eine weitere, vollkommen andere Fassung der „Flucht nach Ägypten", ein Damenportrait (sitzend), „heimkehrende Frauen" (aus dem Dachauer Moor), „Verlassen" (ein Sozialstück), 1892 „die Verkündigung bei den Hirten", „Jesus, eine Bauernfamilie besuchend", „heilige Familie", (Pastell), „der Gang nach Emaus", „der Ostermorgen" („Weib, was weinest du?"), verschiedene Portraits und Pastells verschiedenen Inhalts.

Es ist wie bei Liliencron: in verhältnismäßig kurzer Zeit ein reiches Werk, das Werk reifer Mannesjahre. Und es ist keine Abnahme der Kraft zu merken, auf die man aus so fruchtbarer Schaffensthätigkeit schließen könnte. Wohl scheinen die Jahre 1885—88 die segenschwersten an innerem Gehalte, denn sie gaben das „Abendmahl" und die beiden Fassungen der „heiligen Nacht", zwei Werke, die allein genügten, ihrem Schöpfer einen Platz neben den ersten Künstlern zu sichern, aber der „Gang nach Bethlehem" und „der heilige Abend", die „Flucht nach Ägypten" und „die Verkündigung bei den Hirten", mögen sie auch nicht ganz die Tiefe und Größe dieser unvergleichlichen Werke erreichen (denen sie übrigens in gewissen technischen Qualitäten noch überlegen sind) —, Werke abnehmender Kraft sind sie keinesfalls, im Gegenteil: wer zu sehen versteht, der erblickt in ihnen nicht allein reiche Schönheit des schon Errungenen, sondern auch Verheißungen auf neue Offenbarungen in erster Kraft.

Im Rahmen eines kurzbemessenen Aufsatzes über eine solche künstlerische Persönlichkeit, so reich an Werken und so weit an geistigem Horizonte, zu urteilen, ist nicht leicht.

Den Künstler nach Taineschem Rezepte aus seinem Milieu zu entwickeln, ist bei einer so kompliziert modernen Natur wie Uhde in Kürze nicht angängig.

Nur ein paar Andeutungen seien gegeben.

Infolge seiner ehemaligen Laufbahn als Offizier, infolge des Umstandes, daß er nie „Schüler" gewesen im Sinne des jungen Akademikers, daß er in die Kunst trat schon als fertiger Mann, als hartgestählte Persönlichkeit mit aristokratischem Gepräge, ist er ein Grandseigneur-Künstler geblieben, nie zum professionellen Bildermacher geworden.

Außer dem ehemaligen Offiziersmilieu aber spricht die Abstammung

aus hochkirchlicher protestantischer Familie mit, die sich ganz deutlich in dem eminent protestantischen Charakter seiner Evangelien-Bilder und in der instinktiven Wutreaktion der Ultramontanen gegen diese zeigt.

Dagegen nun, gegen die Offizierslaufbahn und die Abstammung aus theologischer Familie seine Bedeutung als „Kunstrevolutionär" gehalten, seine zornige, zähe Auflehnung gegen die herrschenden Richtungen künstlerischen Epigonentums, — ist das nicht ein unlösbarer Widerspruch?

Aber es scheint nur so. Uhde ist in Wahrheit kein Umstürzler in der Kunst, kein Neuerungssüchtiger, kein Revolutionär, sondern, so sehr sein Schaffen auch revolutionär wirkte in dem Sumpfe der Auchkünstler des professionellen „Idealismus", d. h. der leersten Äußerlichkeitskunst, die Innerlichkeit mit konventionellen Mitteln heuchelte, so sehr ist all sein Schaffen doch nur Ausfluß der Sehnsucht nach Anschluß an jene alte, wirklich alte und große Kunst, als deren Fortsetzer sich jene Nachmaler sehr mit Unrecht ausgaben. Wie in der Dichtung die Nachtreter unserer Großen von Weimar uns das Hellenentum und alles, was klassisch ist, verekelten durch eine verblasene, persönlichkeitslose „Poesie", so vernebelten die Epigonenmeisterchen der Malerei die echte Schönheit der alten großen Italiäner durch eine blasse, blutlose, leiblose, pseudoidealistische Kunst ohne Natur und Kraft. Das schon ist bezeichnend, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, sich an die Italiäner hielten, daß sie eben so volksfremd waren wie persönlichkeitslos. Die Pseudorealisten, die ihnen folgten, und die, historisch betrachtet, unzweifelhaft einen Fortschritt bedeuteten, kamen gleichfalls dem nicht nahe, was die germanische Kunst eines Dürer, vorzüglich aber eines Rembrandt schon gezeitigt. Zu diesen hin aber strebt die Kunst Uhdes, und zu diesen gelangt zu sein als würdige Genossin ist ihr höchster Ruhm. Nur die Oberflächlichkeit verbildeter Augen merkt dies nicht; — die kunstkundigen Franzosen mit ihrem feinen Spürsinne des Nationalen haben es längst bemerkt, und als noch in Deutschland das blödsinnige Zetermordio über den „Kunstfranzosen" Uhde herrschte, da nannten sie ihn schon den germanischen Künstler. Denn sie, länger schon freigeworden von der Samtjackenperiode, sie sehen es klar, daß die Technik wohl anders war als jene der Alten, freier, kühner, unmittelbarer und mittelreicher, aber daß im Grunde Auffassung und Charakter deutschen Geistes sei: naiv und stark, innerlich gemütreich bei mancher scheinbaren Härte, charakteristisch und ohne viel Rücksichten auf geheiligte Formeln, aber doch von sprechender Schönheit.

Daß diese Kunst als frevelhafte Umwälzung aufgenommen werden konnte, — welch ein Armuts-, welch ein Verkommenheitszeugnis für die damals noch herrschende Kunstübung und für die Jämmerlichkeit der Richtspruchgewaltigen älterer Garnitur.

Wir fassen es heute nicht, es ist uns ein Rätsel. Aber kein schönes . . . Schmutziger Naturalismus! Das war das Leitmotiv der Jammerchöre, und hinein brummte das mißvergnügte Wort „Armeleutmalerei".

Das war man ja gewöhnt, und das ließ man sich gefallen, daß in gefälligen Genres romantische Geschichten erzählt wurden aus dem Volksleben, rührende Anekdoten und grausliche Mordgeschichten, — aber das Volk, wie es ist, ganz und gar wie es ist, ohne Theater und ohne Maskerade zu schildern: wirklich arme Leute, die nicht einmal auf Rührung spekulieren und ganz einfach elend sans phrase sind, — proh pudor! Dabei alles in einem fatalen hellen Lichte, höchst ungewohnt und daher höchst tadelnswert, alles so ohne viel Arrangementskunststücke herausgeschnitten aus der Natur, fast wie zum Trotze allen Kompendien und guten Lehrsätzen, der Schmutz thatsächlich Schmutz und die Proletarier thatsächlich Proletarier, keine Salonplebejer aus Gartenlaubenromanen, rücksichtslos überhaupt alles aufs Wahre hinausgespielt, — ja, meine Herrschaften, — ist denn das erlaubt? Die Kunst soll doch . . . . „Die Kunst soll . . ." Da steht das Wort, mit dem die künstlerisch Impotenten künstlerische Kraft und Größe so gerne bändigen wollen.

Nein, oh ihr anmaßenden Theorienkrämer, die Kunst soll gar nichts, eure Kritik aber soll der Teufel holen. Denn eine Kritik, die sich auf solchen Unsinnsworten aufbaut, ist nichts als Knüppel im Wege einer selbstherrlichen, immer im Takte laufenden Künstlernatur.

Fritz von Uhde hat sich höchstwenig um sie gekümmert, und vielleicht sind darum ihre Herolde ihm so gram.

Wie hätte er sich aber um sie kümmern sollen, er, der Vorwärtsschreitende, um sie, die beharrlich auf einem Punkte stehen bleibenden, beharrlich die Luft mit ewig gleichen Phrasen erfüllenden. . .

Als er den Schritt von der Armeleutmalerei zur modernen Evangelienmalerei machte, als er ganz offenbar Symboliker wurde (wenn auch nicht im Sinne des heutigen Symbolistes), als er Engel malte und Heiligenscheine (freilich überhäupten einer armen Proletarierin von heute), als er zwar in der Technik der große Wirklichkeitsmaler blieb, als welcher er seit 1880 sich eingeführt hatte, aber im tiefsten Sinne ein Ideenverkörperer wurde durch künstlerische Verlebendigung der evangelischen Erzählungen, — da plärrte ihm dennoch immer und immer wieder jenes alte Schlagwort entgegen als vermeintliches Verdammungsurteil.

Mußte er, der hochgebildete, geistvolle Mann nicht eine solche Art von Kritik mißachten?

Er ging also ruhig seinen Weg weiter.

Es war gar nicht einmal ein so großer Schritt, den er aus der Arme-

leutmalerei in die Evangelienmalerei that, denn man kann bei ihm sagen, daß seine Bilder religiösen Inhalts in der That profan sind, in jenem edelsten Sinne, daß sie dem Herzen menschlich nahe stehen, just wie jener Heilbringer Jesus, der auch nicht im Tempel, sondern auf der Gasse predigte, und daß seine profanen, seine Armeleutbilder religiös sind in reinster Wesensentfaltung dieses Wortes, im Sinne der Religion der Liebe, die aus dem Mitleid erblüht.

Aber freilich: es war ein großer Schritt von der landläufigen religiösen Malerei weg.

Wiederum indes ein Schritt, der an verlorenes Alte anknüpfte.

Die älteste christliche Malerei entströmt inniger Gläubigkeit, Heilsgewißheit, schwärmerischer Glückseligkeit im Glauben; sie war unkünstlerisch spiritualistisch, wie das Christentum selbst und hätte, wäre das möglich, gewiß am liebsten Wesen ohne Fleisch und Bein gemalt. Es war die rechte Nazarenerkunst, die eigentliche, wahre Kunst des Christentums, eine Kunst für Märtyrer, denen es Verdienst sein mußte, neben dem übrigen auch die Augen zu peinigen, freilich, um in dieser Pein Wonne zu empfinden.

Aber wie der christliche Spiritualismus überhaupt nicht imstande war, die alt-heidnische, gesund-menschliche Freude am Sinnlichschönen und Schönsinnlichen ganz auszurotten, so vermochte er auch nicht die Dienerin dieser Lust, die farben- und formenfreudige Kunst von der Erde zu jagen. Die Kunst wurde zwar christgläubig, aber sie schuf sich für ihre Zwecke eine Religion nach ihrem Bilde, sie bewältigte ästhetisch die christliche Fleischesfeindschaft, sie erbaute eine Schönheit im Glauben. Das war eine künstlerische Emanzipation des Fleisches, keine echt christliche Kunst mehr, aber doch eine Kunst, die mit ihrer Schönheit der Religion große Dienste geleistet hat.

So in Italien, wo die Fornarina-Modonna die entzückten Augen zum Himmel lenkte und das Christkindl als grübchenholdes Bambino alle Mütter in Liebe entzündete.

Rembrandt brachte ein ganz anderes Evangelium auf die Leinwand. Sein Stamm hielt enger am Inhalt des Christuslebens, an den großen Leiden des Retters der Elenden. So gab er weniger äußerliche Schönheit als lebendige Lehre, und diese sprach zu seinem Heute von einem Christus, der in diesem Heute als Heutiger lebte.

Auf diesem Wege schritt die christliche Kunst Deutschlands nicht weiter. Welche Phasen alle sie durchmachte, bis sie zum christlichen Kunstgewerbe von heute (denn nur von einem solchen kann im ganzen die Rede sein) herabsank, kann hier nicht verfolgt werden. Genug, daß sie anlangte, wo sie jetzt ist, bei dem geleckten, frisierten, verhimmelten Christustypus von

Oberammergau, dem der goldblonde Bart in so wundervolle Zipfel gedreht und das Haar so anmutig à la stud. theol. gescheitelt ist.

Gegenüber diesen Sünden an der Religion und am gesunden Menschenverstande zugleich erhob sich die religiöse Kunst Fritz von Uhdes, die deutsch-religiöse Kunst.

„Das ist auch religiöse Kunst," sagt über sie der geistvolle Kritiker des „Journal des débats", aber von anderer Art als die der alten Italiäner, weniger für den Schmuck berechnet, dafür aber um so inniger; weniger predigend, dafür aber um so tiefer; wer vor sie hintreten mag und es versteht, sie recht anzuschauen, für den giebt es nichts, das das Herz mehr bewegen könnte. Diese Kunst geht nicht auf Vorteile aus, schmeichelt nicht dem Publikum. Was sie sagt, sagt sie in erster Linie, um sich selbst genug zu thun, in rein persönlichem Kultus. Hier wird nichts dem Wunsche, Gefallen zu erregen, geopfert; keine selbstgefällige Grazie eines banalen Lächelns, eines konventionell anmutigen Ideals schwächt hier den tiefgrundigen Ernst, beeinträchtigt die Glut des Gebetes, zerstreut die Andacht rein innerlicher Schönheit. Noch weniger ist hier irgend etwas dem ethnographischen Momente, historischer Echtheit geopfert. Diese Kunst macht es sich nicht zur Aufgabe, uns das Äußerliche der wiedergegebenen Erscheinung in archäologischer Treue vor Augen zu führen: — es handelt sich bei ihr lediglich um sittliche Ernsthaftigkeit, um die Wahrheit des rein Menschlichen. Was bedeutet es übrigens, daß ein Künstler den Ort der Handlung aus einem Land ins andere verlegt, wenn er sie so unseren Augen und unserem Herzen näher bringt, wenn er sie uns mit innigerer Deutlichkeit sehen und fühlen läßt . . . ?"

Schöner kann über dieses eigentlichste Sondergebiet Uhdes nicht geurteilt werden. Wer die wunderbaren Bilder: „Lasset die Kleinen zu mir kommen", „Abendmahl", „Heilige Nacht" und die andern dieser Art selber sehen durfte und sie mit offenen Augen und mit frisch empfänglichem Herzen anzuschauen vermochte, der wird in diesem Urteile seine eigenen Empfindungen ausgedrückt finden. Das Ewig-Menschliche im Christentum, allen Dogmenwustes, aller mystischen Verschleierung entkleidet, strahlt aus diesen Bildern heraus, zu warmem Leben im Kunstwerke neu erweckt durch den Genius, dem andachtsvollen Zuschauer ins tief erregte Herz, — ganz gleichgültig, ob in diesem Herzen noch Gebetskraft keimt oder nicht. Wenn unserem Volke, wenn zumal den zerrissenen Seelen des Proletarierstandes noch mit dem Christentume geholfen werden könnte: die Religionsbilder Fritz von Uhdes könnten mächtige Faktoren des modernen sogenannten „praktischen" Christentums sein. In ihnen ja lebt die himmlische Liebe zu den Armen und Elenden, diese milde, gnadenvolle Liebe, die mit linder Hand die

Wunden des mörderischen Lebenskampfes derer heilen möchte, denen unsere Zeit den schrecklichen Namen der Enterbten gab. Die Figuren dieser herrlichen Bilder sind allesamt Figuren aus dem hart arbeitenden Volk, dem im dumpfen Herzen nur noch ganz schwach und leise die Flamme der Hoffnung glimmt, welche aber zu einem Jubelbrande aufloht, wenn sich ihr die Liebe naht, ganze, volle, tiefmitleidige Liebe. Das bißchen Hoffnung, es ist noch heute die Hoffnung auf einen Messias, der aus dem Volke selbst heraufsteigt. Und so ist auch der Uhdesche Heiland immer dargestellt. Ein wenig feierlicher zwar seine Kleidung und die Züge seines Antlitzes mit den mild-gütigen Augen edler, aber er ist ihresgleichen, ist ein Genosse derer, die mit dem ruhig glutvollen Blicke der Hoffnung an ihm hängen.

Aber er ist nicht nach dem Geschmacke der „geistlichen Herren", dieser Christus unter den Armen von heute, denn der ihre wird in gestickten Feldgewändern gepredigt, und er ist auch nicht nach dem Geschmacke der Herren Pastoren, denn der ihre ist hinausgepredigt aus der Welt mit dem „Worte". — Von uns, den Ungläubigen, aber wäre viel zu sagen von ihm, viel des Glaubens und der Verehrung. Uns ist er nicht bloß ein Bild aus der Vergangenheit, sondern ein Symbol in die Zukunft.

Doch es ist hier nicht möglich, näher einzugehen. Jedes der Uhdeschen Bilder verdient eindringliche Nachdichtung, denn jedes ist ein Stück Leben und ein Stück Seele seines Schöpfers.

Nicht die Evangelienbilder allein, sondern alle. Der naturalistische Zweck des „wider die Natur sein" wird im Sinne der Seelenoffenbarungskunst gesucht, nicht im leeren Abschreiben. Der seelische Gehalt spricht am vernehmlichsten aus ihnen. —

Vom Technischen zu reden, von der unbestrittenen Wissenschaft Uhdes als Maler im eigentlichsten Sinne ist selbst in Deutschland nicht mehr nötig. Dies Eine nur sei gesagt, daß in dieser Hinsicht ein fortwährendes Steigen seiner Kunst jedem Urteilsfähigen ersichtlich ist. Aus den nebeligen Mischstimmungen ist er zu einer klaren Helle gelangt, und nun geht er in eine tiefe Farbigkeit von höchstem koloristischen Reize. Sein „Gang nach Emaus" ist ein Beweis dafür und desgleichen seine wundervollen Pastelle.

Ein ganzes Kapitel wäre über seine Bedeutung als Anreger, als Führer im Kampf zu schreiben. Es möge der Hinweis darauf genügen, daß er in allererster Linie es gewesen ist, der in München die Bewegung in Fluß gebracht hat, deren wichtigste Folgeerscheinung die „Sezession" war. Nicht gering ist darum der Haß, mit dem er bedacht wird. Aber dieser ist ihm unter seinen vielen Ehrenpreisen einer mehr. Denn es steckt ein Stück Polemiker in ihm, Polemiker durch die That und durch das Wort. Mit Recht ist dies gefürchtet wegen seiner Schärfe, aber es ist nicht bloß scharf, sondern auch

treffend. Er ist ein starker Geist, der keine Ursache hat, ein Hehl daraus zu machen, daß er diese Stärke fühlt. Seine vornehme Natur nimmt diesem Stärkegefühl aber jeden Anflug von Dünkel und Überhebung. Wo er große Kraft und ungewöhnliches Können sieht, ist er ein feuriger Anerkenner, ja selbst ein thätiger Propagandist.

Daß freilich die Schwachen sagen, er dulde nichts neben sich, ist kein Wunder, denn sie an seiner Seite zu dulden, hat er keine Ursache.

Alles in Allem: ein großer Künstler und ein ungewöhnlicher Mensch.

Ein moderner Roman.*)

Besprochen von Karl Busse.

(Berlin.)

Jüngst hatte ich mit einem bekannten älteren Ästhetiker einen sehr interessanten Disput, der sich um das Werther-Thema drehte. Dabei ward auch die Frage nach dem Werther unsres Jahrhunderts aufgeworfen — Werther natürlich nicht als den Helden einer sentimentalen Liebesgeschichte, sondern als Zeittypus, als Verkörperung des jetzt lebenden Geschlechts, als Vertreter einer Übergangsperiode aufgefaßt —, und so weit unsre Anschauungen über die Art und Weise, wie dieser neue Offenbarungsroman geschrieben und beschaffen sein müßte, auch auseinandergingen, in Einem waren wir einig, nämlich darin, daß er noch nicht da wäre.

Kurze Zeit darauf bekam ich das neu erschienene Buch von Ludwig Jacobowski in die Hände, dessen Titel „Werther, der Jude" und dessen nähere Bezeichnung als „moderner" Roman und als „Buch der Leiden" mich begreiflicher Weise jetzt um so mehr reizten. Und ich bereue nicht, es gelesen, es zwei und drei Mal gelesen zu haben. Zwar ist es eben auch nur ein Werther und nicht der Werther unsres Jahrhunderts, aber allein der Umstand, daß hier doch einmal ein wirklich moderner Roman vorliegt, ein Roman, der in der Idee sowohl wie in der Art und Weise der Charakteristik neues und interessantes bietet, der unbestritten zu den besseren Prosaerzeugnissen der letzten Jahre gehört, rechtfertigt und erfordert eine längere Besprechung.

*) „Werther, der Jude." Moderner Roman von Ludwig Jacobowski (Berlin, Hoffschläger, 1892.)

Der Werther ist hier der jüdische Student Leo Wolff, „eine schlaffe Instinktnatur, die nur träumerisch ihrem eigenen Empfindungsleben nachgeht“. Die Halbheit, die allen Übergangsmenschen ihren Stempel aufprägt, ist bei ihm besonders ausgebildet. Er will unendlich viel und hat nicht die moralische Kraft, seinen Willen auszuführen, er ist molluskenhaft, schwächlich, weibisch und verbirgt das hinter großen Worten und Plänen, er empfindet als echter Dekadent Lust an der Unlust, Wollust im Schmerze, er ist ganz der Sklave seiner Stimmungen und quält diejenigen, die er am meisten liebt, nämlich sich und seine „Braut“, auf eine ganz raffinierte Weise. Ihm fehlt vollständig der zähe Fleiß und die stramme Energie seiner Stammesgenossen, er kann es nicht begreifen, wie man ohne Arbeit an der Börse ein Vermögen verdienen kann und darf, er ist durch seinen Umgang mit seinem Freunde Manzow selbst ein halber „Goj“ geworden, ein Christ, der so deutsch-christlich-sentimental empfindet, wie der echteste aller Teutonen, der für den „Don Carlos“ schwärmt und sich zu deutschen Gretchen magisch hingezogen fühlt. So ist er kein ganzer Jude mehr und noch kein ganzer Germane, und in diesem unglücklichen Zwitterzustande liegt die große Tragik seines Lebens. Er selbst charakterisiert diesen Zustand einmal am besten, wenn er von sich sagt, daß er mit jeder Faser und andererseits wieder mit keiner einzigen Jude sei. Er ist mit jeder Faser Jude, denn er ertappt sich manchmal auf einem echt jüdischen Zuge, er hat noch all die Rasseneigentümlichkeiten an sich, er muß wie jeder andre Beschimpfungen aller Art einstecken. So ist er mit seinen Stammesgenossen durch gleiche Schmerzen verbunden. Er leidet mit ihnen und leidet bei seinem viel feiner entwickelten Gefühl noch weit mehr als sie, aber er kann sich nicht mehr mit ihnen freuen, weil er ihre Freuden nicht mehr begreift. In dieser Beziehung ist er eben garnicht mehr Jude, und so ist sein ganzes Leben eine lange Leidensgeschichte. Durch fortwährende Beschäftigung mit dem Judenproblem ist er zu der Ansicht gekommen, daß der Antisemitismus teilweise berechtigt sei, daß seine Glaubensgenossen die instinktive Abneigung oder offne Verachtung seitens der Christen selbst verschuldet haben. Und nun, gerade weil es ihm selbst das Herz zerreißt, wird es ihm zur grausamen Wollust, alles um sich herum in einem Lichte zu sehen, welches die Juden weitaus schlechter, die Christen weitaus besser erscheinen läßt, als sie wirklich sind, und so findet er schließlich „aus dem Labyrinth der Verfolgungen der Juden“ keinen andern Ausweg, als innere Umwertung ihrer ethischen Werte, als eine Regeneration ihrer moralischen Faktoren. Am liebsten möchte er der Reformator sein, der diese Umwälzung anbahnt, der Führer und Vertreter einer jungen Generation von Juden, die im deutschen Kaiserreiche aufgewachsen und durch eine unüberbrückbare Kluft von dem

älteren Geschlechte getrennt ist. Und weil diese jüngere Generation bereits ganz mit fremden d. h. christlich-germanischen Elementen durchsetzt ist, weil sie deshalb mit einem wesentlich anderen moralischen Maßstabe mißt, so wird sie auch anders gemessen werden, wird ihr gegenüber die Abneigung und der Haß der Christen schwinden, weil er keine Berechtigung mehr haben wird. Das ist das Ideal des jungen Studenten, und an sich will er zuerst die große Reform beginnen, er will ein Jude sein, „edel, hilfreich und gut". Aber was thut er? Er liebt ein Christenmädchen, Lene, und wird von ihr wiedergeliebt. Trotzdem quält und peinigt er sie. Weshalb? Ja, er will es wohl nicht, aber seine Stimmungen verlangen es einmal, es gefällt ihm. Dann verführt er sie. Weshalb? Aus Eitelkeit, denn seine Kommilitonen necken ihn mit seiner Tugendhaftigkeit. Und das Schändliche ist eben, daß es nicht im plötzlichen Rausch geschieht, sondern daß er sich ganz genau überlegt, wodurch er am sichersten bewirken kann, daß Helene auf seine Stube kommt. Als er dann sein Ziel glücklich erreicht hat, vernachlässigt er das Mädchen, das seinetwegen zu Hause Schimpf und Schande erträgt, über der schönen jungen Frau seines greisen und von ihm hochverehrten Lehrers. Natürlich macht er sich immer und überall die bittersten Vorwürfe, ironisiert über sich selbst, der ein Millionenvolk führen will und sich selbst nicht leiten kann, kommt aber nie über thatenlose Reue hinaus. Er hat weder die moralische Kraft zur Tugend noch den Mut zur Sünde und spielt schließlich eine ganz erbärmliche Rolle. Inzwischen hat sein in einer Kleinstadt lebender Vater durch ein betrügerisches Aktienunternehmen gerade alle die von Leo verehrten Christen, seinen Lehrer, seinen Freund und andre, um ihr ganzes Vermögen geprellt. Halb wahnsinnig reist Leo nach Hause, um noch etwas zu retten und um sich von seinem Vater und damit zugleich von der älteren Judengeneration loszusagen. Krank kommt er an, schwebt zwischen Tod und Leben und als er endlich gesundet, hört er, daß Lene, die von ihm schwanger geworden, sich selbst den Tod gegeben habe, da sie sich auch von ihm verlassen glaubte und die Schande nicht ertragen konnte. Nun ist er fertig. Geschieden von seinem Vater durch ein völlig anderes Empfinden, durch seine Christenmoral, geschieden von all denen, die er liebte, durch den letzten Betrug seines Vaters, durch seine Zugehörigkeit zum Judentum, vor seinem Gewissen der Mörder eines reinen Mädchens, das zu ihm fast wie zu ihrem Gott aufgeschaut hat, sieht er alle seine hochfliegenden Pläne zunichte werden, erkennt er, ein wie großer Schwächling er ist, wird es ihm klar, daß er selbst nicht besser ist als die ältere Generation, die er so verachtet. Er kann nicht mehr zurück, denn hinter ihm liegt etwas ihm fremd gewordenes, er kann nicht vorwärts, weil er nicht rein genug dazu ist, und so hat er nichts mehr! Keine Heimat, kein Volk, kein Ziel. Er

muß sterben und er stirbt. Das überrascht uns nicht, weil wir es lange erwartet haben. Werthernaturen müssen zugrunde gehen, weil sie immer Übergangsnaturen und als solche stets energielos und krank sind. Ein Altes stirbt in ihnen und ein Neues fängt an zu leben, sie sind überreif für das Alte und noch nicht reif für das Neue und finden keinen harmonischen Ausgleich für die Gegensätze, die in ihnen gähren, die sie aufreiben, die sie schlaff und krank machen. Was sie können, wollen sie nicht und was sie wollen, können sie nicht. Die Hand, die ein morsches Gebäude in Trümmer legte, ist zu schwach und müde, um ein neues aufzuführen und auf Trümmern ist nicht gut sein. So gehen sie unter, einem stärkeren jungen Geschlechte den Aufbau überlassend, zu dem sie selbst zu krank und elend sind. „Nur das Gesunde ist es, aus dem das Große wird," sagt Jacobsen.

Leo Wolff will ein Führer sein. Und welchen Weg weist er? Welche Ideen bewegen ihn und ist er sich der letzten Konsequenzen dieser Ideen bewußt? Er hält die ältere jüdische Generation für verdorben — verdorben weniger durch eigne Schuld, als durch das Milieu, durch das Überwuchern des merkantilen Geistes, das eben nur eine Folge ihrer jahrhundertlangen Einsperrung in besondere Stadtviertel ist. Sie können nicht begreifen, daß es unmoralisch und unehrlich ist, einen Goj zu betrügen. Es fehlt ihnen der Sinn dafür, sie verstehen einfach das Verwerfliche dieses Thuns nicht. Die jüngere Generation jedoch ist frei von diesem moralischen Defekt oder will sich davon freimachen, sie ist von der älteren dadurch für immer geschieden und verfolgt einen neuen Weg nach neuem Ziel, einen Weg, auf dem sie untergeht, weil sie für das Ziel noch nicht reif ist. Mir fällt dabei unwillkürlich eine Parallele aus der Geschichte ein: Moses führt sein Volk aus Ägypten, er und seine Stammesgenossen suchen auch auf neuen Pfaden nach dem gelobten Land, aber trotz ihrer Sehnsucht danach muß die lebende Generation auf diesem Wanderzuge sterben, weil auch sie noch nicht reif genug ist, weil sie in die Sünden der Väter noch zu oft zurückfällt. Nur Moses sieht das Ziel vom Berge aus vor sich liegen, aber nur im Tode. Etwas ähnliches haben wir auch hier: der Führer der jungen todgeweihten Generation, als der sich Leo Wolff doch vorkommt, stirbt, ohne das Ziel zu erreichen, aber sein brechendes Auge sieht in das Antlitz seines besten Freundes, eines jungen edlen Christen, der sonst im ganzen Roman nicht auftritt. Und da lächelt der Sterbende. Der junge Jude verscheidet in den Armen des jungen Christen, das junge Judentum geht unter und zugleich auf im idealen jungen Christentum — Christentum hier nicht als kirchlicher und religiöser, sondern als ethischer Begriff aufgefaßt.

Es geht uns hier nichts an, ob diese Idee falsch oder richtig, ihre

Ausführung möglich oder unmöglich ist, da nur noch das zopfigste Professorentum das Unglaublichste leisten und eine Dichtung nach ihrer Idee beurteilen kann. Uns kann es nur darauf ankommen, zu untersuchen, ob diese Idee klar und dichterisch zum Ausdruck gebracht ist. Und das muß unbedingt verneint werden, ja, es scheint fast, als ob der Autor absichtlich in dieser Hinsicht eine Unklarheit erstrebt hätte. Was bei diesem Roman fast unvermeidlich war, nämlich die Wirkung durch Gegensätze, vermeidet er ganz. Wir sehen nicht, weshalb Leo Wolff notwendigerweise zu seinen Ideen kommen mußte, wir sehen weder von vornherein das verrottete ältere Geschlecht vor uns noch die Vertreter eines idealen Christentums, und das war eine Unterlassungssünde, die sich schwer rächt. Denn nun müssen wir es auf Treue und Glauben hinnehmen, daß Leo gerade der ist, als der er vor uns steht, wir erhalten über seinen Entwicklungsgang nur vage Andeutungen und dadurch wird er uns weit schwerer verständlich. Der Dichter zeigt sich ja nicht nur darin, was er aus einem Stoffe macht, sondern oft noch mehr darin, was er nicht daraus macht, und mir scheint, daß Jacobowski hier viel versäumt hat. Warum sehen wir nicht, wie der Held als Kind schon unter den Beschimpfungen zu leiden hat, wie er fieberhaft nach den Gründen dafür sucht, wie er die Fehler der Juden erkennt, wie er täglich mehr im fortwährenden Umgang mit dieser älteren Judengeneration ihre Unsitten verachten lernt — weshalb sehen wir nicht, wie derselbe Leo im Verkehr mit idealen jungen Christennaturen zu der Ansicht kommen kann, daß die Christen überhaupt moralisch höher ständen und besser seien, als seine Stammesgenossen? Aber alle diese Gegensätze sind nicht da oder sind in die Ferne gerückt und verschleiert. Deshalb muß uns das letzte Verständnis für Leo fast fehlen. Er ist ein Fertiger, dessen Werdegang wir nicht miterleben und der deshalb auch uninteressant wird.

Es giebt sozusagen zwei Arten psychologischer Romane. Die beiden mustergültigsten Werke, die wir dafür haben, sind auf der einen Seite Dostojewskis „Raskolnikow", auf der andern Jacobsens „Niels Lyhne". Dort haben wir einen Helden, der sich gemäß der von ihm selbst geschaffenen Verhältnisse entwickelt, hier einen, der als vollständig fertiger Charakter die ohne sein Verschulden an ihn herantretenden Verhältnisse betrachtet und sich seiner Individualität gemäß ihnen gegenüber benimmt. Raskolnikow geht durchs Leben, an Niels Lyhne zieht es vorbei; Raskolnikow ist ein Ring, an den sich immer neue Ringe anschließen, bis wir schließlich eine ganze Kette vor uns haben, Niels Lyhne ist und bleibt dagegen ein einziger Ring. Ebenso Leo Wolff. Bei ihm aber wird das zum Fehler, was bei Niels nicht der Fall ist. Im letzten Grunde nämlich ist auch die eben gemachte Einteilung nur bedingt richtig, nur oberflächlich, nur halb-

wahr. Denn wenn auch Niels im großen und ganzen fertig ist und sich nicht mehr entwickelt, so haben wir doch miterlebt, wie er ward, wie seine Eltern ihn aufzogen, was sie für Menschen waren — kurz, wir kennen sein ganzes Milieu. Wenn er dann ins Leben hinaustritt, finden wir es selbstverständlich, daß er sich nicht mehr ändert. Raskolnikow aber, der uns überhaupt erst in den Jahren vor Augen tritt, wo Niels bereits fertig ist, muß sich noch entwickeln, wenn wir uns für ihn interessieren sollen. Leo Wolff nun fängt wie Raskolnikow an und geht weiter wie Niels Lhyne, d. h. er tritt als Mann auf und hat zugleich keine Entwicklung mehr. Und das ist das Veraltete an diesem modernen Roman, das sich auch noch in anderer Weise rächt — nämlich in der Komposition.

Wenn wir die bedeutendsten Romane der Weltlitteratur betrachten, so haben wir fast stets eine Lebensgeschichte vor uns, d. h. es ist immer nur ein Einziger, auf den das volle Licht fällt. Man denke nur an Simplicius Simplicissimus, an den Werther, an Madame Bovary, an Raskolnikow und Niels Lhyne. Um aber die Aufmerksamkeit des Lesers fortwährend auf Einen Einzigen hinlenken zu können, um die volle Beleuchtung nur dieses Einen zu rechtfertigen, muß derselbe interessant genug sein, darf er nicht immer derselbe bleiben, muß er handelnd eingreifen und sich entwickeln, wie das bei fast allen vorgenannten Romandichtungen der Weltlitteratur der Fall ist. Geschieht das nicht, bleibt der Held ewig auf demselben Flecke stehn, anstatt vorwärtszugehn, so wird er uns bald überdrüssig, wenn nicht der Dichter von einer ganz ungewöhnlichen Begabung und Eigenart ist. Und letzteres ist bei Jacobsen der Fall. Ein Raskolnikowstoff würde immer interessant sein, auch wenn ihn ein Dichter bearbeitet hätte, der nicht im entferntesten an Dostojewski heranreichte, aber ein Niels Lhyne von einem weniger originellen und bedeutenden Poeten verfaßt, als Jacobsen einer ist, wäre schlechterdings unmöglich, würde tötlich langweilig wirken. Dort wird uns stets der Held an sich fesseln, hier im letzten Grunde immer nur der Dichter. Dort liegt das Hauptgewicht im Helden, hier in der Situation, dort im Centrum, hier in der Peripherie. Jacobowski kann sich nun trotz seines Talentes mit Jacobsen nicht im entferntesten messen. Der Däne übertrifft ihn an poetischem Genie, ausgeprägtester Eigenart, Feinsinnigkeit und dichterischer Intensivität um ein Bedeutendes, und was ihm aus diesem und noch einem anderen Grunde gelingt, nämlich aus Niels trotz seiner Schwäche, That- und Entwicklungslosigkeit den Mittelpunkt des ganzen Romans zu machen, das mußte dem Verfasser von „Werther, der Jude" notwendigerweise mißlingen. Ist schon an Niels Lhyne die Komposition die schwächste Seite, so geht sie hier vollständig in die Brüche, obwohl man, wie es mir scheinen will, fast merkt, wie große Mühe sich der

Verfasser gegeben hat, die Einheit des Werkes zu wahren und in dem Helden einen ständigen Mittelpunkt zu schaffen. Bewußt oder unbewußt fühlt er aber schließlich selbst, daß seine Mühe umsonst ist, und so läßt er den Helden plötzlich ganz fallen. Im dritten Buche tritt Leo überhaupt nicht auf, wird er endgültig von Lene verdrängt. Was aber noch bezeichnender ist, ist der Umstand, daß gerade dieses dritte Buch, in dem der Held völlig verschwindet, unbestritten der schönste, packendste und dichterisch am höchsten stehende Teil des ganzen Werkes ist.

Um mein kritisches Gewissen zu entlasten, muß ich noch kurz über einen andern Punkt sprechen. Es ist mir nämlich ganz unbegreiflich, wie ein Dichter einen derartigen Stil schreiben kann. Es sind weniger die direkt falschen Wort- und Satzverbindungen, die grammatikalischen Verstöße oder einige wenige Zeilen voll blühenden Blödsinns, die mich zu dieser Auseinandersetzung drängen. Schließlich hat jeder mal das Recht, eine Sprachdummheit in die Welt zu setzen. Aber was mich nervös machte, ist der Mangel an feinem Sprachgefühl, der überall zutage tritt, sind jene Fehler, die eigentlich keine sind. Wie ein Mensch rasend werden kann, wenn er immerzu in unendlicher Wiederholung einen einzigen Ton hört, so kann auch das ewige Wiederkehren eines einzigen Wortes einen Menschen unglücklich machen. Und wie viel mal müssen wir mit dem Helden „Gedankenfäden abspinnen“, wie oft beginnen oder endigen drei, vier, fünf auf einanderfolgende Sätze mit demselben Wort! Wie ist es nur möglich, daß man in drei Zeilen drei Mal das Wort „Weihnachten“ (oder „Vater“, „Coupé“, „Stimme“), brauchen kann, wo doch die deutsche Sprache so reich ist. Soll man derlei Sachen nun übergroßer Flüchtigkeit oder wirklicher Armut zuschreiben? Und dann die vielen Härten, die durch Auslassung der Hilfszeitwörter entstehen! Diese Auslassung, die stets sehr viel Diskretion erfordert, muß doch immer durch irgend einen Umstand gerechtfertigt sein. Daß alles dies jedoch durchaus keine Nebensachen sind, beweist einmal der Umstand, daß sie bei manchem Leser wirken wie vielleicht das Schrillen eines Schieferstiftes auf der Tafel und beweist andrerseits das Beispiel eines Storm, Jacobsen, Flaubert, von denen besonders der letztere geradezu unglücklich gewesen wäre, wenn zwei Sätze ohne besonderen Grund mit denselben Worten, ja Silben begonnen hätten. Überhaupt können unsre jüngeren Dichter und Schriftsteller viel von den großen älteren Stilkünstlern — und hierzu zähle ich auch z. B. Hans Hopfen — lernen. Ich sagte schon, daß mir die direkt falschen Konstruktionen weit nebensächlicher erschienen. Leider sind sie in größerer Anzahl vorhanden, als man es im Interesse des Autors wünschte. „Die Stiefel ausgezogen, so hatte er sich aufs Sofa gelegt“, ist französisch, „ankommen wohin“ lateinisch und „ausladeten“ statt „aus-

luden" ebenso wie „diese schöne Bilder" jedenfalls nicht deutsch. Weit merkwürdiger jedoch ist ein Gesicht, das einen Kopf in die Hände nimmt, eine kristallklare Luft, die Nebel und Dampf ausatmet, Sonnenstrahlen, die ein ganzes Pflaster austrocknen, Korridore, die einen matten Schein geben, oder gar Augen, die horchen können, während „einzig allein" und eine „Kindheit, wo man ein Kind ist" wieder allzugroße Pleonasmen sind. Verfehlt dürften die Bildungen „spürig" und „fieberisch" sein, direkt falsch sind „lieblos" statt „ungeliebt", „erdziehend" statt „erdwärtsziehend", „Kehlestiefe" und „Steinesleichen".

Allen diesen Fehlern stehen aber mindestens gleich große Vorzüge gegenüber, die den Wert eines Romans nach Schillers Ausspruch ja bestimmen. Was „Werther, der Jude" vor so vielen ähnlichen Büchern voraus hat — er ist wirklich „modern". Modern nicht nur darin, daß er einen modernen Menschen zum Helden hat, und zwar einen Menschen, der vor vielleicht zwei Jahrzehnten überhaupt noch nicht hätte leben können, da es damals noch eine derartig gesinnte junge Judengeneration nicht gab, modern ferner nicht nur in der Idee, modern nicht nur darin, daß er in der Hauptstadt des deutschen Reiches spielt, sondern vor allem auch modern in der Art und Weise der Zeichnung, nicht nur im Was? sondern auch im Wie. Ich kenne kaum einen Roman der Weltlitteratur, in dem die indirekte Charakteristik mit solcher Konsequenz durchgeführt wäre wie hier, und zwar durchgeführt, ohne daß ein weniger aufmerksamer Leser irgend etwas davon merkte, was für das gute Gelingen zeugt. Es kommt kaum ein oder zwei Mal vor, daß der Autor aus seiner Rolle fällt.

Ob ein Dichter Talent hat, ob er wirklich den Namen Dichter verdient, wird sich nun stets am besten daraus erkennen lassen, wie er das ihm selbst gegenüberstehende Geschlecht zeichnet. Eine Frau, der ein männlicher, ein Mann, dem ein weiblicher Charakter plastisch gelingt, dürfen auf den Namen echter Poeten Anspruch machen. Und in „Werther, der Jude" ist ein Mädchen, zu deren Zeichnung sich der Autor gratulieren kann. In dieser Lene steckt so unsäglich viel von der echten Poesie des Lebens, daß wir mit diesem großen Kinde lachen und weinen, daß wir erbittert sind gegen diesen Schwachkopf von Leo, daß wir alle ihre Qualen mitleiden. Das ganze dritte Buch ist die wunderbarste Passionsgeschichte eines liebenden, verführten und verlassenen Mädchens, die ich seit langem gelesen habe. Sie packt und erschüttert in ihrer Lebenswahrheit, sie läßt uns nicht los, weil wir hier eine Entwicklung haben, sie nimmt uns so vollständig gefangen, daß wir mit den Zähnen knirschen und dem Schicksal grollen, das dieser

Mädchenblume das volle Erblühen versagt. Es ist ja richtig und Carolath hat ganz recht, wenn er sagt: „Es müssen Blumen sein, Blumen am Weg", und doch schmerzt es immer wieder, wenn man solch eine zertretene Blume sieht. Und immer wenn ich das Buch aus der Hand legte, beim ersten Male so gut wie beim zweiten und dritten Male, hatte ich das Gefühl: Wenn du doch diese Helene geschaffen hättest —! So drollig es klingen mag: doch das größte Lob, das ein Dichter dem andern spenden kann.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Theater und Musik.

Dem guten Timon von Athen ist der Bulthauptsche Musenliebesdienst schlecht bekommen.

Bulthaupt fand nämlich, daß sein Vorarbeiter William Shakespeare oder wer sonst bei der Erschaffung dieses unglückseligen Atheners die Hand in der Tinte gehabt, viel zu wenig für den Familienstand des Heiden gethan habe und daß wohl um dieser Vernachlässigung willen aus dem Herrn Timon kein brauchbarer Theatermensch geworden sei.

Also erschuf Bulthaupt aus Bremen dem Herrn Timon aus Athen ein heiratsfähig Töchterlein und diesem Töchterlein einen Bräutigam, wie er für Trauerspiele taugt — eitel, selbstsüchtig, furchtbar schön und furchtbar treulos und gemein, während das Bräutchen ganz aus Süßholz geschnitzt und mit dem glänzendsten Tugendlack angestrichen ist, widerstandsfähig in Wind und Wetter.

Diese herrliche Tochter Bulthauptscher Faktur wird aber erst recht das Unglück Timons. Sie setzt ihm nämlich, nachdem er ihren Bräutigam-Hundsfott im zweiten oder dritten Akt totgeschlagen, dermaßen zu, daß der alte Isegrimm im letzten Akt ganz windelweich wird und als sentimentaler Thränenfritze eines rührsamen Todes stirbt. (Mit dem obligaten Trauermarsch und gedämpftem Trommelschall hinter der Scene.)

So wurde uns also mit aller Epigonen-Barmherzigkeit nach allen Regeln der Biedermaier-Theatralik der Timon von Athen als ein richtiger Familienblätterheld auf der Bühne vorgestellt — mit dem Erfolge, der ihm in der heutigen Welt gebührte: Durchfall.

Daß Bulthaupt ein gewandter Dramaturg ist, daß er glänzende Verse zu schmieden versteht, daß er aus vorgefundenem Material mit Zugabe von eigenen Erfindungen ein äußerlich regelrechtes Ding herzustellen vermag, das wie ein fünfaktiges Trauerspiel aussieht, ist für die wahre Bühnendichtkunst, wie sie heute verstanden und von den modernen dramatischen Poeten gefordert wird, ganz unzulänglich, sobald der schöpferische

Funke eines energischen Kunstgeistes fehlt, der mit eherner Konsequenz Menschen und nicht Theaterpuppen auf die Bühne stellt.

Bulthaupts „Timon von Athen“ ist ein Theaterpuppenspiel, dem die glänzende Ausstattung der Münchener Aufführung so wenig wie die eingesetzte nicht geringe Kraft der Schauspieler ein lebendiges künstlerisches Interesse zu gewinnen vermochte. Nach wenigen Aufführungen war das Stück an der Teilnahmslosigkeit des Publikums verschieden und im Reiche der Schatten verschwunden. Es wäre daher auch zwecklos, auf die Leistungen der Darsteller kritisch einzugehen und Vorzüge und Fehler der Hauptbeteiligten (der Zettel macht über dreißig Personen namhaft!) abzuwägen. Nur die eine Bemerkung sei angebracht, daß Herr Possart als Inhaber der Titelrolle durch unkünstlerische Übertreibungen in Mimik und Deklamation, namentlich durch seinen opernhaften Sprechgesang, den traurigen Timon noch verschlimmert hat.

Wertvoll war diese Timon-Aufführung aber doch. Sie zeigte nämlich eine kräftige Fortbildung des Geschmacks von Seite des Publikums: mit klassizistischen Pfuschwerken und Virtuosenmache alten Stils ist ihm auf die Dauer nicht mehr beizukommen. Auf Überrumpelungen erfolgt prompt die Reaktion. Ein Fingerzeig für spekulative Dichter und Darsteller.

Auch das neue Stück von Richard Voß „Der Zugvogel“, das am 30. November seine erste Aufführung an der Münchener Hofbühne erlebte, hat dem strengeren Geschmack gegenüber einen schweren Stand. Es ist kein vollwertiges Kunstwerk. So viele gute Seiten sich ihm auch abgewinnen lassen mögen, es gehört doch nun einmal zu der bösen Gattung der exotischen Sensations-Theatraik, für welche das bessere deutsche Publikum immer weniger zu haben ist. Der Erfolg war ein äußerlicher und nicht einmal ein ganz unbestrittener. Wobei nicht verschwiegen sein soll, daß Darstellung und Regie nichts weniger als über alle Kritik erhaben sich zeigten. Dem schärferen Blick enthüllten sich eine erkleckliche Anzahl Fehler, die bei einem Kunstinstitute von dem Range der Münchener Hofbühne nicht ungerügt bleiben dürfen.

Doch zunächst ein paar Worte über den Inhalt des Stückes selbst, das in seiner Breite und Buntheit wie ein dramatisierter Roman anmutet und mit seinem Gewimmel von Episoden und Nebenfiguren (gut anderthalb Dutzend!) Akte lang zu keiner klaren, energisch fortrückenden Handlung gelangen kann.

Also: Den Spitznamen Zugvogel führt der junge Graf Sassin (Herr Stury), ein romantischer Schwärmer, wie in der Ära Tolstoi so viele im heiligen Rußland auftauchen, nur daß Sassins Schwärmerei wirklich ins Himmelblaue geht. Er hat seine Wiesen und Felder, Haus und Hof freiwillig unter eine verkommene Bauernschaft verteilt und zieht nun selbst in ärmlicher Tracht als Abkömmling eines glänzenden, mit den ersten Familien des Reiches befreundeten Geschlechts im Lande umher, um das Volk für sein neues Evangelium zu gewinnen, Sklaven und Frauen zu emanzipieren usw. Die Bauern teilen sich zwar in sein reiches Stammgut, bestaunen seinen Edelmut, bejubeln seine Lehren, aber innerlich stehen sie ihm doch weitfremd gegenüber und sobald er den Rücken wendet und den Schauplatz wechselt, sind sie Gauner und Trunkenbolde ärger als zuvor. Aus dem früheren aristokratischen Lebenskreise Sassins ist es namentlich die Familie der Fürstin Romow (Frau Dahn-Hausmann), mit welcher der Zugvogel die intimsten Beziehungen aufrecht erhält. Marfa Bolino, das Gesellschaftsfräulein der Fürstin (Fräulein Heese), ist seine bis zum Fanatismus erhitzte Anhängerin und vermittelt zugleich seinen heimlichen Briefwechsel mit der jugendschönen Prinzeß Ira (Fräulein Hofmann), die ihn glühend liebt und seine phantastischen Volksbeglückungsideen teilt. Als sie mit einem Fürsten Waraschin (Herr Keppler) wider ihre Neigung

vermählt werden soll, verläßt sie mit ihrem kleinen genialdrolligen Lieblingslakai Mischka (Frau Conrad-Ramlo) heimlich das Haus und entflieht zu Sassin, auf dessen von den Bauern besetztem Stammschlosse sie eine haarsträubende Mißwirtschaft antrifft. Erst die Forderung des geliebten Zugvogels, ohne den Segen der Kirche sein Eheweib zu werden, bringt sie zur Besinnung und zur sofortigen Heimkehr. Sie zieht mit dem ihr bestimmten Bräutigam ab, der gekommen war, um dem über seine gescheiterten Pläne halbverrückten Sassin gehörig den Kopf zu waschen. Nachdem gleichzeitig die Bauern einen lärmenden Anschlag auf Freiheit und Leben Sassins in Scene setzen, geht der Schwärmer freiwillig in die Verbannung und marschiert mit seiner treuen Anhängerin Marfa nach Sibirien, um dort gemeinsam ihr heiliges Erlösungswerk fortzusetzen.

Dies im Umrisse die Haupthandlung.

Von einer Vertiefung der Charaktere und einem psychologisch starken und unerschütterlichen Aufbau des Dramas finden sich nur geringe Ansätze. Die Exposition in dreitgespanntem Rahmen macht Erwartungen rege, die im Verlaufe des Stückes nicht erfüllt werden. Alles vollzieht sich nach der Schablone theatralischer Effektwirkung. Die Scenen folgen sich, die Personen kommen und gehen, wie sie der Autor für seine blendende Theatralik braucht, unbekümmert um die innere Notwendigkeit einer gesetzmäßig straffen dramatischen Entwicklung.

Unter solchen Umständen ist es den Schauspielern nicht allzu schwer anzurechnen, wenn auch sie in der Hauptsache in äußerlichem Komödienspiel stecken blieben. Immerhin hätten einige allzu unkünstlerische Verstöße vermieden werden können. Herr Sturv in der Titelrolle und Fräulein Heese als geheime Agentin der sozialistischen Propaganda erschienen von Anfang an in einer so starren Maske und einem so aufdringlich deutlichen Spiel, daß sich sofort alles an den Fingern abzählen und am Ton abhören ließ und jede feinere Wendung ausgeschlossen blieb. Auch Herr Keppler gab seinen Fürsten Waraschin viel zu nett und gefällig und verzichtete auf jede tiefere künstlerische Charakteristik des „Menschen aus der Steppe", des „plumpen" Bauers mit dem „Bärenkopf", der in seiner salonheldenhaften Darstellung sich in nichts vom ersten besten französischen Hüttenbesitzer mit den bekannten auf billigen Effekt herausgeschleuderten Tiraden unterschied. Diese Rolle würde z. B. in den Händen Häussers zu viel überzeugenderer und tieferer Wirkung gelangt sein. Ein Besetzungsfehler, wie leider viele gemacht werden, und der in diesem Falle um so weniger zu entschuldigen ist, als Herr Keppler selbst die Regie führte und das entscheidende Wort in der Besetzung haben konnte. Zu den besten Leistungen des Abends gehörte die Prinzeß Ira des jugendlichen Fräuleins Hofmann. Hier zeigte sich eine echte frische Begabung für die Darlebung verwickelter Seelenprobleme mit einem sehr achtungswerten schauspielerischen Können, dem nur zu wünschen ist, daß es vor der Verführung zu komödiantischer Routine bewahrt bleiben möge. Glänzend waren einige Episodenrollen vertreten. In erster Linie ist die Fürstin der Frau Dahn-Hausmann, ein Kabinettsstück edelster und reifster Menschendarstellungskunst, zu nennen, sodann der Lakai der Frau Conrad-Ramlo und die verkommenen Bauern der Herren Wohlmuth und Schneider, realistische Genrebilder von entzückender Vollendung.

Wie in der „Neuen Zeit" macht Richard Voß auch im „Zugvogel" einen konfusen Schwächling zum Anwalt moderner Ideen, während er geschickt dafür sorgt, das Ewiggestrige kraftvoll und liebenswürdig vertreten zu lassen. Und das ist der Humor von der Moral dieser Art Sittenkomödie, daß sie zwar den Reformator gegen den Umstürzler auszuspielen scheint, aber imgrunde doch nur der Versumpfung

das Wort redet und sich damit selbst um jede gesunde moralische Wirkung bringt. Bossens Kunst ist reaktionär.

Im königlichen Theater am Gärtnerplatz kamen in den letzten Monaten neben einigen Alltagsneuheiten eine Volksoper „Edelweiß" von Bracl und Kamzak und die Volksposse „Doppelselbstmord" von dem unvergeßlichen und in seiner Art unersetzlichen Anzengruber mit starkem Erfolge zur ersten Aufführung. Wie ich höre, wurden im Volkstheater auch Anzengrubers „Brave Leute vom Grund" recht wacker gegeben und vom dankbaren Publikum mit Freuden aufgenommen.

Jammerschade, daß Anzengrubers große Begabung nicht rein und ungebrochen zur Entfaltung kommen konnte. Sein Wiener Milieu wurde sein Verhängnis, mußte es werden. Er mußte seinen Tribut dem Geist der Entartung und Erschlaffung bezahlen, der im unglückseligen Wien alle Lebens- und Schaffensverhältnisse ergriffen. Darum in seinen schönsten, kunstvollsten Volksstücken oft dieser plötzliche Fall ins Widerlich-Sentimentale, ins Läppisch-Rohe, was den Wienern als „G'fühl" und „Hamur" gilt, dieser plötzliche Absturz vom Lebensechten ins Komödiantische und Maskeradenhafte.

Wie in der Dichterei, so ist's auch in der Schauspielerei. Ich habe dieser Tage Felix Schweighofer als Gast im Gärtnertheater gesehen, in einem ins Wienerische überschnackeltem Stück „König Krause". Beim dritten Aufzug lief ich davon. Dieses Gemisch aus Natur und Unnatur, aus Schaum und Hefe, aus Dreck und Feuer ist für einen Nicht-Wiener einfach entsetzlich. Wenn das auch noch Kunst sein soll — meinetwegen, nennt's wie ihr wollt. Aber bleibt mir vom Leibe damit. Soll es aber gar ein ins Komisch-Humoristische übersetzte Abbild eures wirklichen Denkens, Fühlens und Lebens sein, hat euer Geist und euere Seele wirklichen Teil daran, dann ins Narrenhaus mit dieser ganzen Wirtschaft. Eine Kunst für Irrsinnige scheint mir dieses Komödiantenwesen, das die Dekadenz noch überdekadenzt.

Auf dem Gebiete der Musik — Gebiet der Musik! — blüht das Geschäft. Ein Konzert schlägt das andere. Ausverkauf zu Schleuderpreisen an allen Ecken und Enden. Die Konzertsäle, d. h. die Musikausverkaufsläden müßten aus Mangel an musikalischem Volk eine gähnende Leere zeigen, wären sie nicht zur Hälfte mit Freikartenmenschen gestopft. Aber es wird fortmusiziert, fortkonzertiert, fortvirtuositiert wie im Wahnsinn. Geschäft, Geschäft, Geschäft! Auf deutsch: Bankrott, Bankrott, Bankrott — —

Oasen in dieser musikalischen Spektakelwüste bilden die Kaim-Konzerte im Odeon, die Akademie-Konzerte im Odeon und Hoftheater und die selteneren Aufführungen einiger künstlerisch ernsthafter und vortrefflich geleiteter Vereine, wie des Oratorien-Vereins, des Porgesschen Chorvereins, des Lehrergesangvereins. Es ist auch hier das Angebot des Guten und Besten so gewachsen, daß es ein einzelner Mensch kaum mehr bezwingen kann. Von ruhigem Genießen ist keine Rede mehr. Man nascht nach Möglichkeit da und dort und ist herzlich froh, wenn man ein Restchen heiliger Stimmung mit hinüberrettet in das betäubende Tohuwabohu unseres ekelhaften Großstadtmassenlebens. Ich habe klüglich bis jetzt nur das erste Kaim-Konzert (so genannt nach dem Unternehmer Doktor Franz Kaim, dem Vertreter der großen Stuttgarter Klavierfirma in München) besucht und mich wahrhaft erfrischt und entzückt an den herrlichen Darbietungen der Geigerin Frida Scotta und der Sängerin Antonie Mielke. Mit dieser dankbaren Erwähnung will ich hiermit nachträglich den beiden großen Künstlerinnen meinen bescheidenen Lorbeerkranz überreicht haben.

Malerei.

Hie Künstlergenossenschaft, hie Verein bildender Künstler (Sezessionisten), hie Kultusministerium — hie Jahresausstellung, hie Nichtbeteiligung — hie München, hie Dresden!

Ich sehe die Mitgliedliste der Sezessionisten durch und finde neben einer Masse gleichgültiger Durchschnittspinselmeister Künstler ersten Ranges.

Ich sehe die Mitgliedliste der Künstlergenossenschaft durch und finde — das Gleiche.

Ich lese die väterlichen Schreibebriefe des Münchener Magistrats an die Künstlervereine, ich lese die weisen Reskripte des Kultusministeriums, die Jahresausstellung im Glaspalaste betreffend, und denke mir Allerlei dabei. In der Hauptsache dieses: Um die eigentliche Kunst handelt sich's gottlob in dieser ganzen verworrenen Geschichte auch nicht nagelsgroß. Es handelt sich um Verwaltungsfragen, um Personenstreit, um Geschäftskrakehl. Die Einen wollen frei und selbstherrlich sein und die besten Geschäfte machen, und die Anderen wollen frei und selbstherrlich sein und gleichfalls die besten Geschäfte machen. Und die Katzen beißen sich in die Schwänze und drehen sich im Kreise. Und der Magistrat und das Kultusministerium stehen dabei und reden diplomatische Erlasse. Aber da ist die Diplomatie wirklich für die Katz' — da hilft kein Reden, so oder so. Gebt jeder Partei den halben Glaspalast und laßt sie darinnen wirtschaften nach ihrem Parteiverstand und Parteivorteil und der ganze Streit ist zu Ende. Es handelt sich, wie gesagt, imgrunde gar nicht um Kunst und Kunstprinzipien, es handelt sich ums Geschäft. Also gebt jedem seine Bude frei zu freier Konkurrenz und die Geschichte ist aus. Wozu der endlose Lärm und die tragischen Geberden? —

Inzwischen finden die Freunde der Bewegung in der Malerei neue Werke in Hülle und Fülle in den Wochenausstellungen des Kunstvereins, der in der That seit zwei, drei Jahren in einem großartigen Aufschwung begriffen ist und sich mit seinen Sammelausstellungen einzelner Künstler eine ruhmvolle Spezialität geschaffen hat. Daß er auch den Jüngsten und Allerjüngsten mit ihren tollsten Farbenexperimenten und stürmischen Drauflosgängereien die Schranke zum lustigen Tournier öffnet, kann man vielleicht vom kunstpädagogischen Standpunkt von zweifelhaftem Werte finden. Allein mit übertriebener Ängstlichkeit wird bekanntlich auch nichts Gescheites ausgerichtet. Also die Bahn frei! Schließlich kann jeder doch nur seinen eigenen Hals brechen.

Ich habe in der letzten Zeit sehr gute Bilder gesehen. Edmund Blume stellte ein großes und in jeder Hinsicht bedeutendes Gemälde aus: „Opfer des Streiks“. Da ist frischer, voller Atemzug des neuen Geistes und ehrliche Gewissenhaftigkeit obendrein. Eine sehr tüchtige Arbeit war auch Blumes Selbstbildnis. Blume hat in München von der Presse und von Ausstellungsunternehmern (auch im Glaspalast!) mancherlei Unbill erfahren. Wie seine neuesten Arbeiten erweisen, hat der Künstler dadurch keine Einbuße an lebendiger Kraft erlitten; die Bosheit hat ihn nicht mürbe gekriegt. Rüstig strebt er vorwärts, eine echte, brave Künstlernatur.

Sehr interessante technische Versuche brachten zwei junge Maler: Max Slevogt und L. Corinth. Die geruhsamen Herren älterer Richtung waren darob aus dem Häuschen, die korrekten Kritiker schlugen mit Wehgeschrei die Hände über dem Kopf zusammen, das Publikum stutzte, spottete, ulkte. Gleichgültig. Slevogt hat enorm viel Talent und Eigennatur. Er wird seinen Weg machen. Corinth hat noch weitere Erweise seines Ernstes zu erbringen, bevor sich feststellen läßt, was Urtrieb seines Wesens, was Lust an momentaner Verblüffung ist.

Ein Bravo der Verwaltung des Münchener Kunstvereins. Mögen die Geister

und die Farben auseinander platzen. Das Leben im preußisch-deutschen Stechschrittreich ist in der Ära der Teufelsaustreibung von Wembling grau und dumm genug. Es lebe die Freiheit der weiten Horizonte! Es lebe des Geistes bunte Pracht! — Zum guten Schluß noch ein paar Worte über einen Münchener Künstler seltener Art. Er erscheint selten im Kunstverein, selten im Glaspalast, er gehört zu keiner Koterie, er gehört weder zu den Alten noch zu den Jungen. Ein Wundervogel also? Ach nein, ein schlichter Mensch, der aus treuer Seele seine Kunst pflegt, still, bescheiden, wie einen Gottesdienst im Kämmerlein, wie ein Gebet im Geiste. Ein Mystiker also? Im Modesinn — Gott bewahre, nichts weniger als das! Ihn zu begreifen — Karl Haider schreibt sich der Mann — gehe man in seine Wohnung in der Liebigstraße Nr. 24, drei Treppen hoch, da wird man eine kleine Sammlung von Ölbildern von seiner Hand und von Handzeichnungen seines Vaters, des unerreichten Jagdzeichners Max Haider, ausgestellt finden. Doch ich lasse lieber einen Freund erzählen: „Karl Haider ist einer von jenen Malern, die zu allen Zeiten nur ein kleines Publikum finden werden, und doch eine echte, tiefgründende Künstlernatur. Hans Thoma, mit dem, wie mit Arnold Böcklin ihn auch langjährige Freundschaft verbindet, mag ihm am nächsten stehen, nur ist bei Karl Haider der malerische Ausdruck noch weit spröder, der Verzicht auf Wirkung durch technische Geschicklichkeiten noch vollkommener. Auch ist sein Stoffgebiet enger umgrenzt: heimische Landschaft, heimische Menschen; nichts darüber hinaus. Aber das ist mit einer Liebe, mit einer Innigkeit gegeben in seiner schlichten Einfachheit, die allen äußeren Effekt entbehrlich machen können. Eine gute Anzahl der Bilder schildert Typen aus dem oberbayerischen Landvolk: Bauern, Jäger, dralle Dirnen. Und sie sind innerlich lebendig und echt, keine entkleideten Modelle, keine Theaterfiguren. Dazu kommt, daß Haider ein Meister der Linie ist, „ein köstlich Ding an Malern" heutzutage. Und das ist wirklich ein Zeichnen, das Können braucht, denn das vielbeliebte Hilfsmittel der Photographie ist verschmäht — die großen Vorbilder Haiders, Dürer und Holbein, haben sie ja auch nicht gekannt. Eigentümlich intim sprechen Haiders Landschaften an: eine überraschend naive, große und unmittelbare Anschauung der Natur spricht aus ihnen, obwohl gerade hier der Mangel technischen Raffinements besonders auffällt. Es sind nicht Bilder, in denen man sich satt sieht, man sieht sich immer mehr in sie hinein." — — —

Und damit Schluß für heute.



Frankfurter Theater.

Von Paul Raché.

(Frankfurt a. M.)

Wir sind hier mitten drin in der Wintercampagne. Es hat bis jetzt nicht weniger als vier neue Stücke gegeben, die von auswärts importierten Novitäten nicht eingerechnet. Aber der große Treffer hat noch immer nicht kommen wollen. Und es würde sehr schlecht um das Theater bestellt sein, wenn Herr Oskar Blumenthal mit seinem getreuen Kollaborator Kadelburg nicht den Einfall gehabt hätte, den großen Räuberhauptmann Athanasias auf die Bühne zu bringen und mit einer pikanten Sauce begossen den Zuschauern zu repräsentieren. Es ist jammerschade, daß die beiden Herren, die als Verfasser der zwar nicht sehr geistreichen, aber immerhin recht lustigen Komödie zeichnen, aus Berlin sind, aus demselben Berlin, von dem sich der Herr Intendant Claar so gern emanzipieren möchte. Aber hat man mit seinen eignen Novitäten ein solch entschiedenes Pech, wie Herr Claar in der bisherigen Spielzeit, pfeift man schließlich auf alle guten Vorsätze und Prinzipien und drückt dem Kollegen Blumenthal im Geiste gerührt die Hand. Wenn es sich um Kassenerfolge handelt, ist man sehr gern zur Nachsicht bereit, selbst wenn man Theaterdirektor ist.

Um aber von den vier Novitäten zu sprechen, um die es sich hier handelt: Da war zuerst ein einaktiges Schauspiel „Das Jubiläum" von Moritz Goldschmidt. Herr Goldschmidt ist Frankfurter und das ist jedenfalls der Grund, daß das Stück nicht in Berlin zur Aufführung gekommen ist. Über das Stück selber kann ich mich sehr kurz fassen. Es ist unnötig, den Inhalt hier wiederzugeben. Unnötig weil unmöglich. Das „Jubiläum" gehört zu den in neuerer Zeit immer häufiger vorkommenden Stücken, die keine Handlung haben, sondern nur aus Redensarten bestehen. Es giebt für diese Art Stücke, die oft recht unterhaltend sind, noch keine richtige bühnenpraktische Bezeichnung. Ich möchte sie „dramatische Feuilletons" nennen, dadurch sind sie wohl am besten charakterisiert. Und das vorliegende Stück gehört sicherlich nicht zu den schlechtesten dieses neuen Kunstgenres.

Ich komme nun zu dem Hauptereignis der Saison, der Aufführung von Emil Claars vieraktigem Schauspiel „Die Schwestern". Man kann es Herrn Claar nicht verdenken, wenn er, in Anbetracht der Mißerfolge, die er bisher mit den von ihm zur Aufführung gebrachten Stücken hatte, dieser Misere kühn entschlossen ein Ende zu bereiten gedachte und selber ein Stück für seine Bühne schrieb. Schon Wochen vorher wurde tüchtig die Reklametrommel gerührt. In allen Blättern, von Wien bis nach Berlin, stand es zu lesen, daß Herr Claar ein neues „modernes Schauspiel" vollendet habe, das demnächst in Frankfurt seine Erstaufführung erleben werde. Und endlich kam er auch, der sehnlichst erwartete Premièrenabend, dem man mit den hochgespanntesten Erwartungen entgegengesehen hatte. Aus dem „modernen Schauspiel" der Reklamenotizen war allerdings schon auf dem Theaterzettel ein simples „Schauspiel" geworden. Das fiel aber den wenigsten auf und es braucht ja schließlich auch nicht alles modern zu sein. Die Aufführung war mit dem größten Bühnenraffinement in Scene gesetzt worden, so daß ein Erfolg nach außen hin von vornherein gesichert war. Die Schauspieler mit Leib und Seele bei der Sache, jeder darauf bedacht, seine Rolle zur Zufriedenheit des Autors durchzuführen, die weiblichen Mitglieder in neuen glänzenden

Toiletten, funkelnagelneue Dekorationen, blendende Spiegel und strahlende Kronleuchter, ein Flimmern und Glitzern, daß der Zuschauer förmlich geblendet wurde, draußen im Zuschauerraum eine siegesfrohe Claque, langanhaltender, brausender Beifall nach jedem Aktschluß, wiederholtes, huldvolles Verbeugen des glücklichen Verfassers — und der große Erfolg, der erhoffte und ersehnte Treffer war da. So weit war alles ganz hübsch und gut, wenn nur die bösen Kritiker nicht gewesen wären, die bekanntlich nur auf der Erde umherwandeln, um die Theaterdirektoren zu ärgern. Und als am nächsten Tage die Morgenblätter erschienen, waren all die schönen Illusionen von dem Treffer und dem durchschlagenden Erfolge dahin. Eine offne, ehrliche Kritik ist mir allerdings nicht zu Gesicht gekommen. Ein Intendant ist ja gemeiniglich kein gewöhnlicher Sterblicher und hat sich gewisser Rücksichten zu erfreuen, die für die übrigen Erdenmenschen nicht existieren. Aber zwischen den Zeilen konnte man mehr oder weniger deutlich lesen, daß mit dem neuen Stück eigentlich nichts los war.

Und es war in der That nichts!

Man vermag sich über den Wert des Opus einigermaßen ein Urteil zu bilden, wenn man seinen Inhalt kennt. Die Handlung ist kurz folgende: Der reiche Gutsherr Ernst von Osterroth feiert den zehnjährigen Hochzeitstag mit seiner abgöttisch geliebten Seraphine. Weshalb er sie so liebt ist nicht recht einzusehen, denn Seraphine tritt uns von Anfang an als eitles, oberflächliches, nur nach Äußerlichkeiten strebendes Weib entgegen, das auf den Zuschauer einen durchaus unsympathischen Eindruck macht. In ihrem Hause befinden sich noch ihre beiden jüngeren Schwestern, Lidwina und Casimira, die beide verliebt sind — Lidwina in einen Privatdozenten, Casimira in einen Referendar. Aber Seraphine will von diesen Herzensneigungen nichts wissen. Sie hat andre Pläne. Für Lidwina ist ein Marquis in Aussicht genommen, der Seraphinen stark den Hof macht, und für die andre Schwester Herr Andreas Blaudorf, der zwar keinen glänzenden Namen hat wie der Marquis, in dessen Vermögensverhältnissen aber ein ebenso bedeutendes Plus vorherrscht, wie ein Minus in denen des adeligen Bewerbers. Die beiden Schwestern sind ob dieser Absichten ihrer tyrannischen Schwester todunglücklich und verzweifelt, und es wäre schlecht um sie bestellt, wenn ihnen nicht ein Retter erstünde in der Person des Fürsten Agenor von Kamolski, der sich dem Vater der beiden Schwestern verpflichtet fühlt und ihm auf dem Sterbebette versprochen hatte, sich seiner Kinder anzunehmen. Dieser edle Pole aus der Posakel sucht den Plan Seraphinens zu hintertreiben und es beginnt nun das offne Kriegsspiel — auf der einen Seite Seraphine, auf der andern der Fürst. Bis zum Schluß des zweiten Aktes dauern die Plänkeleien, ohne daß es zu einer Entscheidung kommt. Seraphine wird uns immer unsympathischer. Geradezu abstoßend erscheint sie im zweiten Akt, wo sie ihre alte Mutter, die weither gereist ist, um sie zum heutigen Tage zu beglückwünschen, hart anläßt und sich weigert, sie willkommen zu heißen, weil sie unangemeldet in Hut und Mantel unter die Gäste tritt. Die Scene ist einfach häßlich, ganz abgesehen davon, daß der ganze Auftritt gesellschaftlich unmöglich ist. Dieser Akt von Gefühllosigkeit bringt den alten Fürsten in Harnisch. Er sagt Seraphinen ordentlich seine Meinung, sie sei nicht nur herzlos, sondern auch schlecht. Der Zuschauer ist ganz seiner Ansicht und denkt nicht im entferntesten daran, daß sich in der Fünfzehnminutenpause, die zwischen dem zweiten und dritten Aufzug liegt, im Charakter Seraphinens ein gewaltiger Umwandlungsprozeß vollzieht. Als der Fürst ihr erzählt, daß der Marquis ein ehrloser Abenteurer sei, daß in der Gesellschaft das Gerücht umlaufe, sie wolle seine Heirat mit ihrer Schwester nur, um ungenierter in seiner Nähe sein zu können, daß dieses Gerücht ihrem Manne zu Ohren gekommen sei und daß

dieser im Begriff stehe, sie zu verlassen, da tritt uns Seraphine mit einem Male als das liebende Weib mit dem unendlich großen Herzen entgegen. Sie beschwört den Fürsten, ihr zu helfen, verspricht und gelobt alles mögliche usw. usw. Der Fürst hat nun gewonnenes Spiel, und am Schluß des vierten Aktes gruppieren sich um den edlen Polen drei glückliche Paare, zwei Brautpaare und ein wiederversöhntes Ehepaar.

Wie man sieht, ist der Stoff für ein vieraktiges Schauspiel etwas dürftig und die ganze Handlung würde langweilen, wenn Claar sie nicht durch einige Theatermätzchen etwas interessanter gemacht hätte. Vom Standpunkt des Theatermannes ist das Stück auch nicht schlecht, es hat viele dankbare Rollen und manche recht effektvollen Scenen. Die litterarische Kritik aber kann sich mit dem Stück durchaus nicht einverstanden erklären. Es ist vom Anfang an bis zum Ende auf lauter Unwahrscheinlichkeiten aufgebaut, die das kritische Gewissen geradezu herausfordern. Vor allem ist der Charakter Seraphinens arg verzeichnet. Es hätten sich in den ersten beiden Akten sehr leicht einige Züge anbringen lassen, die uns die Person der Heldin etwas sympathischer machen. So aber ist durch nichts angedeutet, daß auch hinter dieser starren, kalten Maske ein wärmeres Herzensleben pulsiert, und der plötzliche Umschlag im dritten Akt überrascht zu sehr, um glaubhaft zu erscheinen. Auch ist durchaus nicht einzusehen, weshalb Seraphine gegen die Verbindung ihrer Schwestern ist. Sie schilt die beiden Bewerber „Hungerleider", verspricht aber dem Marquis, von dem sie weiß, daß er gar nichts besitzt, als Mitgift eine jährliche Rente von fünfzigtausend Mark. Der Geldpunkt als Agens der ganzen Handlung ist unter diesen Umständen doch ein zu schwacher Boden für den Aufbau eines Dramas.

Inzwischen ist das Stück in Nürnberg und Mannheim aufgeführt worden. Die Blätter berichten natürlich von einem „großen Erfolge". Wer's glaubt, wird selig. Ich muß bei meiner Ketzeransicht verharren.

Die dritte Novität vermittelte uns die Bekanntschaft mit einer bisher nur wenig genannten schwedischen Schriftstellerin Atfhild Agrell, deren Schauspiel „Einsam" im hiesigen Stadttheater zur überhaupt ersten Aufführung in Deutschland gelangte. Das Stück behandelt die Frage, ob und inwieweit eine Frau, die in ihrer Jugend einen Fehltritt begangen hat, bei einem sonst untadelhaften Lebenswandel Anspruch auf die Achtung der Gesellschaft machen kann. Thora Edlin ist eine solche Frau. Wie ein Fluch lastet die Jugendsünde auf ihr und ihrer Tochter Yngwa, deren Liebe durch den Makel, der an ihrer Geburt haftet, ernstlich bedroht wird. Zwei meisterhaft gezeichnete und konsequent durchgeführte Charaktere, diese Mutter und diese Tochter! Es geht ein starrer, eisiger Hauch über das ganze Stück. Die Scenenführung ist einfach, straff, die Sprache markig, einschneidend, ohne rhetorische Mätzchen, überhaupt ohne jede auf äußere Wirkung hinzielenden Zuthaten. Also kein Stück für die große Menge. Um eine Verbindung ihrer Tochter zu ermöglichen, soll Thora ihrem ehemaligen Verführer, einem ehrlosen Menschen, den sie aus tiefstem Herzen verachtet, die Hand reichen. Alle sind von diesem Ausweg zur Lösung des Konfliktes entzückt. Yngwa fordert energisch von ihrer Mutter, daß sie ihrem Glücke dieses Opfer bringe, und niemand versteht, was in diesem Augenblick in der Brust des Weibes, in dem Ehre und Mutterliebe einen harten Kampf kämpfen, vorgeht. Sie weigert sich, die vorgeschlagene Bedingung zu erfüllen, was zur Folge hat, daß sich alle von ihr abwenden und sie einsam zurücklassen. Wie gesagt, kein Stück für die große Menge. Wer aber im Theater noch etwas andres sucht wie ein paar Stunden müßiger Zerstreuung, dem wird das vorliegende Stück eine reiche Fülle von Anregung bringen und er wird um des Ganzen willen gern über die unleugbaren technischen Mängel hinwegsehen, die es im Einzelnen hat.

Einen in seiner Art hochinteressanten Theaterabend bot die Aufführung von Rudolph Lothars einaktigem Schauspiel „Caesar Borgias Ende“. Wer das bisherige Schaffen des ohne allen Zweifel hochbegabten jungen Wiener Dramatikers, der auf der Frankfurter Bühne zum ersten Male zu Worte kam, beobachtet hat, mußte der Aufführung mit den hochgespanntesten Erwartungen entgegensehen. Leider war der Erfolg durchaus nicht derart, wie von manchen Seiten angenommen wurde. Nach dem „Berliner Börsen-Courier“ freilich hat das Stück eine begeisterte Aufnahme gefunden. Das ist eine ebenso dreiste wie unverschämte Behauptung, die den Thatsachen keineswegs entspricht. Man ist derartige Lügenberichte von dem Berliner Reklameblatte allerdings gewohnt und die ernste litterarische Kritik giebt schon lange nichts mehr auf das „Urteil“ des genannten Blattes. Der Erfolg des Abends bestand darin, daß die Hälfte der Zuschauer sich ganz passiv verhielt, während ein Viertel klatschten und die übrigen heftig zischten. Ich muß diese Thatsache wahrheitsgemäß konstatieren, um so mehr, als ich persönlich bedauere, daß der Erfolg des Stückes kein größerer gewesen ist, als er in Wirklichkeit war. Man mag gegen das Stück einwenden, was man will, das Eine jedenfalls muß man zugestehen, daß es eine an und für sich hochinteressante Neuheit war, die durchaus nicht das schroff ablehnende Urteil verdient, das sie von manchen Seiten erfahren hat. Das Stück hat indessen zu viel Fehler, als daß sich die Kritik mit ihm befreunden könnte, der Aufbau und die Scenenführung sind ungeschickt und die Spannung an der sonst sehr lebendigen Handlung wird bedeutend abgeschwächt dadurch, daß der Dichter gleich von der ersten Scene an den Ausgang des Stückes ahnen läßt.

Die historisch sehr verworrene Gestalt des Cesare Borgia ist eine der anziehendsten für den Dramatiker. Das dämonenhaft Wilde in dieser von glühendem Thatendurst getriebenen und nie Befriedigung findenden Siegernatur, die zur Erreichung des einmal gesetzten Zieles auch vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt, hat der Dichter vortrefflich gezeichnet. Aber es ist ihm nicht gelungen, diese Verkörperung des schrankenlosesten Egoismus uns menschlich näher zu bringen. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, die in einem Akt nicht gelöst werden kann, es ist unmöglich für den Zuschauer, in der kurzen Zeit in diesen seltsamen Charakter einzudringen. Die Handlung spielt im Schlosse von Campo del Medina, wo Cesare Borgia gefangen gehalten wird. Der Kerkermeister verläßt auf einige Zeit das Schloß und legt die Bewachung des Gefangenen in die Hände seiner Tochter Juana. Die Gewinnung des Mädchens und die Ermöglichung der Flucht bilden den Hauptinhalt der folgenden Scenen. Kaum aber hat Borgia den Fuß vor das Thor gesetzt, als ihn die Kugel des eifersüchtigen Liebhabers Juanas trifft, der draußen auf der Lauer liegt. Mit den Worten „Du hast den Borgia getötet“, bricht er zusammen und der Vorhang fällt. Dieser kurze plötzliche Abbruch wirkt ebenfalls befremdend auf das Publikum, das größtenteils noch auf die Tradition schwört und daran gewöhnt ist, daß der sterbende Held bis zu seinem letzten Atemzuge eine längere Rede hervorstöhnt. Zudem wurde der Erfolg des Stückes noch durch die Darstellung beeinträchtigt. Alexander Barthel hatte sich diesmal in der Auffassung der Titelrolle arg vergriffen, wodurch namentlich die höchst eigenartige und packende, von elementarer Leidenschaftlichkeit getragene Liebesscene mit Juana viel von ihrer Ursprünglichkeit und Wirkung verlor.



Die Columbusfeier in Spanien.

Von Johannes Fastenrath.

(Köln.)

Aspirante numine
Columbi opera
alter emersit orbis.
Columbus noster est.

Durch die göttliche Eingebung ist durch das Werk des Columbus eine neue Welt aus den Fluten emporgetaucht. Columbus ist unser!" schrieb der große Papst Leo XIII. für die Festnummer der Madrider Ilustración Española y Americana vom 12. Oktober 1892. „Columbus ist unser und die Rábida seine Wiege!" hallte es wie ein millionenstimmiger Jubelruf, wie ein unendliches Triumphgeschrei durch die spanische Welt beider Hemisphären, und la madre patria, die den Völkern Amerikas ihr Blut, ihren Namen, ihre Geschichte und ihren Glauben gegeben, begrüßte ein edler Vertreter der neuen Welt, Santa Cruz von Costa Rica, auf dem Madrider Congreso literario hispano-americano mit den begeisterten Worten: „Wenn Spanien auch keinen andern Ruhmestitel hätte, so könnte ihm der eine genügen, daß 16 Völker Amerikas dankbar ausrufen: „Du bist unsere Mutter, wir sind Deine Söhne."

In der Rábida, dem Entstehen der Entdeckung von Amerika, sind in den festlichen Oktobertagen des Jahres 1892 die Worte eines Deutschen erklungen: „Es giebt nur ein Nuelva, es giebt nur ein Spanien, es giebt nur einen Columbus!" Und vor jenem Hügel, zu dem Columbus seinen hungernden Sohn geleitete, vor dem geheimnisvollen Kreuz, an dessen Fuß das Kind sich niedersetzte, indes sein Vater mit zitternder Hand ans Thor des Klosters klopfte, rief am 12. Oktober ein amerikanischer Staatsmann und Dichter, der Gesandte von Uruguay am spanischen Hofe, der beredte Zorrilla de San Martin, während Thränen der Freude über seine Wangen rannen, da er mit seiner feurigen amerikanischen Seele auf heiligem Boden, dem heiligen Boden seines Vaterlandes stand: „Unaussprechlich ist, was ein Amerikaner hier fühlt. Welch ein Poem! Hier die Ausfahrt, dort das Meer, darüber hinaus die Unendlichkeit und der Sturm und der Kanonendonner der Pinta und der Ruf: Land! und Amerika, den Fluten entsteigend oder vielmehr seinen heldenmutigen Seefahrern entgegengehend. Aber es giebt noch ein anderes großes Gedicht: Amerika, das Jahrhunderte seiner Erlösung harrte, mein liebes Amerika, als es zum ersten Male die Karabellen sah, sein Riesengeschrei, als es sie grüßte und die beiden Symbole seiner Erlösung, das Kreuz Christi und die Standarte von Castilien, erblickte. Ich möchte diese gewaltige Stimme haben, den ersten Schrei der neugeborenen Welt, um in ihrem Namen die Mutter Spanien zu grüßen: das Brausen des Meeres, das die endlosen und einsamen Küsten peitschte, das Rauschen der jungfräulichen Wälder, die derselbe Wind, derselbe Odem Gottes schüttelte, der die Karabellen vorwärtstrieb, das Krachen unserer Vulkane, der glühenden Tributpflichtigen des Himmels, und unserer Ströme, der prachtvollen Tributpflichtigen des Meeres; alles, was groß und erhaben und glänzend ist, um in diesem Augenblick in einer Sprache ohne Gleichen das Vaterland der genialen Frau zu grüßen, die den Columbus verstanden, die mit ihm das Fiat aussprach, das Licht im Abgrund hervorbrachte, und die, die Nebel zerreißend, die das dunkle Meer umhüllten und einen ver-

finsterten Stern aus unserm Planeten machten, diesen hellentzündet in die Himmelsräume warf, so daß er von nun an wie ein Stern erschien, den ihr Genius gelöst."

Spanier und Amerikaner, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Deutsche, Engländer, Skandinavier, Russen und Griechen und selbst ein Neger, der intelligente Gesandte von Hayti am Madrider Hofe, sie alle haben auf historischem spanischem Boden bei der 4. Centenarfeier der Entdeckung von Amerika das Andenken dessen gefeiert, dessen Glaube so felsenstark war, daß um seinetwillen Gott die neue Welt hätte schaffen müssen, wenn sie nicht schon bestanden hätte.

Mag immerhin Antonio Peña y Goñi ausrufen: „Das vierhundertjährige Gedenkfest der Entdeckung von Amerika hat den Columbus aus seiner Gruft wieder hervorgezogen. Vier Jahrhunderte lag er in der erhabenen Ruhe des Todes und heute kehrt er in die blöde Thätigkeit des Lebens zurück, wie eine seltsame Erscheinung, die für wenige Tage der Neugier des Publikums sich aufdrängt. Ich flehe zu Gott, daß diese Tage rasch vorübergehen, damit der Genius seine unsterbliche Ruhe wieder erlange, damit er wieder groß und frei sei, fern von den Thorheiten der Weisen und von der gräulichen Berührung mit der Menge, die ihn jetzt zur Kleinheit und Knechtschaft verdammen," so bleibt das Eine doch wahr: das Spanien der Gegenwart, das Fest auf Fest gefeiert, die Santa Maria des Columbus, die Pinta und die Niña neuerstehen ließ, die Rábida wiederhergestellt, dem großen Genueser und der kastilischen Königin Denkmäler gesetzt, hat recht, die ruhmreiche Zeit wieder heraufzubeschwören, in der es das neue Land der Verheißung entdeckte, in der in seinem Himmel die Pinzone, Ojeda, Ponce de Leon, Vasco Nuñez de Balboa, Hernando de Soto, Solis, Hernan-Cortés, Francisco Pizarro, Pedro de Valdivia, Pedro Alvarado und Sebastiano de Elcano strahlten, spanische Seeleute die neue Welt eroberten, spanische Schwerter den unermeßlichen Raum des jungfräulichen Amerika unterwarfen. Spanien, das seine Vergangenheit geehrt und in der Volksphantasie die Größe jener Tage wieder auferweckt, hat damit eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, und in der Verehrung des Columbus hat sich ihm Amerika zu einem Bund der Liebe geeint. Aber nicht nur Amerika, denn „die Entdeckung einer neuen Welt, die im unendlichen Ocean verborgen lag", ist, wie der kurz vor der Centenarfeier verstorbene Felipe Picatoste sagt, „die einzige geschichtliche Thatsache, deren Gedächtnis alle Völker der Erde begehen können".

Ein Franziskaner, der greise Guardian der Rábida, Fray Juan Perez, der Beichtvater der Königin Isabel I., war der Fürsprecher des Columbus; ein Franziskaner, der Bischof von Badajoz, hat die americanistas begrüßt, die zur Columbusfeier nach der Rábida gekommen, und ein Franziskaner, der Bischof von Lugo, hat in Gegenwart der Königin-Regentin die Worte zu Ehren des Entdeckers angesichts seines Denkmals vor der einsamstillen Rábida gesprochen, und Franziskaner haben diesen ehrwürdigen Tempel spanischen Ruhmes von der Königin Maria Christina am 12. Oktober zurückempfangen.

Es war nur ein Akt der historischen Gerechtigkeit, daß die Ehre, den Reigen der Columbusfestlichkeiten zu eröffnen, der Stadt Huelva zufiel, über deren geweihten Wassern noch der Geist des ligurischen Helden schwebt, die ihm so viele Männer zu seinem kühnen Unternehmen geliefert und in der seit 1880 die Sociedad Colombina Onubense besteht, die sich den Kultus des Columbus zum Ziele gesetzt und heute im Advokaten José Sanchez Mora, dem Festredner von Huelva und der Rábida, den wortgewandtesten Präsidenten besitzt.

In Huelva und Palos begannen am 3. August die Columbusfeste und im Kloster de la Rábida, das fern vom Geräusche der Welt in kurzer Entfernung von der Stadt

Huelva und dem Dorfe Palos sich auf der Landspitze erhebt, die den Odiel vom Rio Tinto trennt, wurden am 7. Oktober die Feste fortgesetzt. Denselben wohnten zu meiner großen Freude auch viele Deutsche bei, so der ausgezeichnete Columbusbiograph und Professor der Universität Bonn, Johannes Rein, und der bekannte Weltreisende Professor Wilhelm West. Dank dem Ministerpräsidenten D. Antonio Cánovas del Castillo, der die Wiederherstellung des Klosters durch den Architekten Velasquez verfügt, fand die erste Sitzung des Amerikanistenkongresses unter seinem Ehrenpräsidium im patio mudéjar des welthistorischen Klosters statt. Aus dem reichbeflaggten weißschimmernden Huelva fuhren wir in einer halben Stunde auf einem großen Dampfboot nach der neuen Landungsbrücke der Rábida, wo uns der Bürgermeister von Palos, Señor Prieto, ein einfach schlichter Mann und Nachkomme dessen, der zur Zeit des Columbus dieselbe Würde bekleidete, willkommen hieß. Auf einem mit Palmen bepflanzten Wege gelangten wir zu Wagen in kurzer Zeit zum Kloster. Wir saßen dort, Damen und Herren, etwa 400 an der Zahl, im patio unter freiem Himmel, indes die andalusische Sonne ihre hellsten Strahlen herniedersandte, die einigen von uns sogar lästig wurden. „Ich bedaure," unterbrach der Ministerpräsident seinen Vortrag, in dem er die Kleinheit der Umgebung mit der moralischen Größe der Entdeckung verglich, „ich bedaure, daß das poetische Gefühl, das mich veranlaßte, hier den Kongreß zu eröffnen, kleine Folgen wie diese hat, und sehe jetzt, wie der Sinn für das Altertümliche mit der Wirklichkeit im Streit liegt. Aber trotzdem bedaure ich meine Wahl nicht."

Nach dem Ministerpräsidenten, den Vertretern von Amerika und dem von Italien sprach der Bischof von Badajoz: „Ich bin in diesem Kongreß ein Spanier und betrachte mich als Amerikaner und bin zugleich ein Bruder des Mannes, der dem Columbus ein wenig Brot und ein wenig Wasser gab. Ich kenne Amerika. Von den Höhen der Anden bis zu den Thälern des Plata und des Amazonenstromes, auf den steilsten Gipfeln, auf denen kaum die menschliche Lunge atmen kann und der Puls 140 Schläge in der Minute giebt, überall, wo der Name Spanien in den amerikanischen Republiken ausgesprochen wird, fühlt man lebhaft die Liebe zu unserm Vaterlande. Möchten die amerikanischen Völker dem Mutterlande neues Leben einhauchen!"

Dann erklärte der Ministerpräsident den Kongreß für eröffnet und der Gobernador der Provinz Huelva brachte ein Hoch auf König und Königin aus. Nach beendeter Sitzung ließen wir americanistas in den verschiedenen Gemächern des Klosters zum festlichen Mahle uns nieder und beim schäumenden Champagner ertönten Brudergrüße und Hymnen auf Columbus und Spanien, auf den Guardian Juan Perez, den Mönch-Astrologen Antonio de Marchena, den berühmten Arzt von Palos Garcia Fernandez und den reichen und unerschrockenen Schiffsrheder Martin Alonzo Pinzon, der soviel bei der Bevölkerung von Huelva gegolten. Kaum konnten wir uns trennen von dem historischen Boden, in dem die ersten Schritte des Columbus widerhallten und der erste Ruf von der Entdeckung von Amerika erscholl, und wir glaubten noch die Thüren zu sehen, durch die der Pater und der Arzt eintraten, um mit Columbus jene unsterbliche Konferenz abzuhalten, in der zum ersten Male das Problem der Entdeckung aufgestellt wurde, und jene Thür, aus der auf einem Maultier der bescheidene Bote mit dem Schreiben von dannen zog, das der Guardian an die kastilische Königin gerichtet. Es war uns, als ob wir die hohe Gestalt des Mannes erblickten, der im Gefühl dessen, was er ihnen brachte, sich den beiden Kronen von Castilien und Aragon gleichstellte, und wir stimmten begeistert in das Wort ein: „Si monumentum requiris circumspice." Ein Spanier aber sagte zum Lobe der unvergleichlichen Königin: „Es war dem Columbus schwerer, hier eine Isabella zu entdecken, als im Meere eine neue Welt." Wir betrachteten

noch mit Interesse die hohe Palme, die Korkeiche und den Ölbaum, die sich aus der Zeit des Columbus bis auf die Gegenwart erhalten.

Dann aber gab es eine endlose Reihe von Gastmählern und Bällen im prachtvollen Hotel de Colon in Huelva, das mit seinen Palmengärten seinesgleichen nicht hat; wir hatten Feste durchzumachen, die dem spanischen Staatssäckel allzu teuer zu stehen kommen werden und die Männer der Wissenschaft bald in Lukullusse verwandelten, bald zu Verehrern andalusischer Anmut in reizenden bailes de mantilla machten. Fast zwei Monate lang kamen wir Festteilnehmer aus dem traje de etiqueta, Frack oder Uniform, nicht heraus. Ebenso unentbehrlich wie diese war der chapeau claque. Glücklicherweise hatte ich durch die Fürsorge meiner Frau deren zwei mitgenommen und konnte so einem berühmten deutschen Gelehrten mit einem aushelfen. Ich müßte jetzt erzählen, wie wir von Huelva der Königin-Regentin entgegenfuhren, müßte erzählen von dem Abbild der Santa Maria und der beiden Karabellen, die wir in Huelva kennen lernten und dann in Sevilla wiedersahen und die im nächsten Jahre die Columbusreise nach Amerika machen sollen; müßte berichten von dem Festzug in Huelva, von unserm Defilé vor der Königin, dem Rey Niño und den beiden Infantinnen, seinen Schwestern, von dem Festakt des 12. Oktober, der Einsegnung des Columbus-Denkmals vor der Rábida durch den Erzbischof von Sevilla, von den glänzenden Festen in der heitersten Stadt Spaniens, der schönsten Stadt des Betis, dem Karrussel in der Plaza de Toros, der retreta der fackeltragenden Soldaten, die auf ihrem nächtlichen Ritt einem phantastischen Zuge glichen und von der Galavorstellung im Teatro de San Fernando von Sevilla, um die uns jeder Freund weiblicher Schönheit und weiblichen Schmuckes beneiden müßte. Doch ich spare mir dies alles für ein größeres Werk auf.

Besonders hatte sich Granada, die Stadt der Alhambra und des Generalife, auf den Besuch der Königin vorbereitet. Dieselbe sollte in dem nahe gelegenen Santafé im Kriegszelt, das einst ihrem Gemahl D. Alfonso XII. gedient, erscheinen und von dort auf Granada schauen wie ihre große Vorgängerin Isabel I. Sie sollte im herrlichen carmen de los Mártires wohnen, das den Zorrilla beherbergt zur Zeit seiner feierlichen Dichterkrönung im Palast Karls V., und sie sollte das Denkmal der königlichen Beschützerin des Columbus enthüllen, das die Meisterhand Mariano Benlliures geschaffen. Aber es kam anders. Alfonso XIII. war leider krank von den Anstrengungen von Huelva in den märchenhaft schönen, alhambraähnlichen Alcázar von Sevilla eingezogen, und der Königin wurde daher von ihrem unbeliebten Ministerium geraten, nicht nach Granada zu gehen. Das Volk von Granada enthüllte jetzt mit eigener Hand das Standbild, da seine Königin es nicht enthüllen sollte.

Auch das politisch mißvergnügte Madrid wurde unwillig über das Ausbleiben seiner Feste und zwang einen unpopulären Alkalden zur Entlassung. Wie groß aber auch die Unzufriedenheit in Madrid war, hier lag doch trotz Huelva, Cádix, Sevilla, Salamanca, Barcelona und Montserrat der Schwerpunkt der spanischen Columbusfeier. Nicht durch die kirchliche Feier in San Francisco el Grande, nicht durch die veladas im Teatro Real oder die Aufführung einer spanischen Oper „Colon" im Teatro de la Zarzuela, nicht durch den äußeren Prunk der Hoffeste, die durch die Teilnahme des portugiesischen Königspaares noch einen besonderen Reiz erhielten, oder durch den Pomp der recepción des Ministerpräsidenten, nicht durch die beiden Festzüge, von denen der eine von den Innungen der Stadt, der andere vom Municipium veranstaltet worden, nicht durch die vielen Kongresse, obgleich auch diese zum Teil von großer Bedeutung waren, wie z. B. der Congreso literario hispano-americano, der Männer wie

Gaspar Nuñez de Arce, José Echegaray, Teodoro Llorente und den Bischof von Salamanca vereinte und die Erhaltung der Reinheit der Sprache Castitiens erstrebte, sondern durch die in der That einzigen Ausstellungen und die Fülle dessen, was im Madrider Ateneo auf Veranlassung des D. Antonio Sanchez Moguel seit länger als einem Jahre in mehr als 40 Vorträgen über Columbus und seine Zeit von spanischen und portugiesischen Gelehrten, mit Cánovas del Castillo an der Spitze, geleistet worden, und durch ausgezeichnete Veröffentlichungen, wie die illustrierte Zeitschrift „El Centenario", von der bereits 26 Nummern erschienen und an der auch ein deutscher Hispanophile teilgenommen, das Buch D. Emilio Castelars „El descubrimiento de América", das Buch D. Viktor Balaguers „Cristóbal Colón", die „Autógrafos de Colón y papeles de América", welche die Herzogin von Berwick und Alba herausgab, die Festnummern der „Correspondencia de España", des „Liberal", des „Imparcial", der „Ilustración Española y Américana", der „Unión Ibero-Américana" usw.

Wenn jedem Spanier das Herz höher schlagen mußte, als er am 3. August im Hafen von Huelva die Schiffe fast aller Nationen der Santa Maria als dem treuen Abbild des Schiffes huldigen sah, das einst die Meereswelle mit einem Hymnus als Botin des Lichts und des Forschritts begrüßt, wie stolz muß ihn der Anblick der Schätze machen, die jetzt im Palast der Nationalbibliothek aufgehäuft sind und zwei verschiedene Civilisationen, zwei getrennte Welten hier zum ersten Mal am spanischen Herd vereint und verbrüdert zeigen, Spanien und Amerika, die miteinander für die Ewigkeit verbunden. Dies glänzende patriotische Werk, die historisch-europäische und die amerikanische Ausstellung, ist die eigenste That des D. Antonio Cánovas del Castillo, der hierbei kräftig von Navarro Reverter und vom Jesuitenpater Fita unterstützt und auch durch Sendungen von Berlin und Wien erfreut wurde. Unter demselben Dache befinden sich die spanischen Ruhmeszeichen, die Kunstgegenstände der spanischen Kirchen, die Waffen der spanischen Krieger und die amerikanischen Götzenbilder, die Reste einer vergessenen Epoche. Diese Ausstellungen offenbaren die unerschöpfliche und unzerstörbare Lebenskraft der spanischen Rasse und zeigen, welch einen unendlichen Schatz das spanische Volk von den früheren Generationen überkommen und den nachfolgenden hinterlassen muß. Möge dieser blendende Reichtum nicht die Begierde der Fremden reizen, sondern das Volk, das ihn sein eigen nennt, möge ihn als ein heiliges Vermächtnis wahren und hüten!

Außer diesen beiden Ausstellungen hat Madrid noch eine dritte: eine internationale Kunstausstellung, die eine Geschichte der spanischen Malerei in diesem Jahrhundert enthält und auch von München, dank dem patriotischen Eifer der ebenso um Spanien wie um Deutschland verdienten Schloßherrin von Nymphenburg, der Infantin Doña Paz, beschickt worden.

Wie in den historischen Ausstellungen von Madrid Amerika und Spanien miteinander verbunden, so waren sie es auch in den festlich geschmückten gastfreundlichen Salons der Unión Ibero-americana, wo die ersten amerikanischen Redner sprachen, wo die Leyer des Angel Lasso de la Vega mit der des Zorrilla de San Martin sich einte, und der greise Graf von Cheste, einem Barden der Vorzeit vergleichbar, seine Sänge vortrug.

Wer die Columbusfeier in Spanien mitgemacht, die auch wertvolle Dichtungen, wie die des José Lamarque de Novoa in Dos Hermanas bei Sevilla und die der Carolina Valencia in Palencia, hervorgerufen, wird sagen müssen: Groß ist Columbus, groß ist Spanien!



Kritik.

Romane und Novellen.

Die Besprechung des neuesten Berliner Romans und zugleich der besten Prosadichtung, die uns der Herbst gebracht, „Drohnen“ von Georg Freih. von Ompteda (Berlin, Fontane & Co.) bringt unsere modernen „Überwinder des Naturalismus“ einigermaßen in Verlegenheit. Daß die Erzählung vortrefflich ist, kann keiner leugnen, aber der böse Zola hat mit seinen vertrakten Vorbildern unseren Ompteda um seine künstlerische Unschuld gebracht! Und dergleichen kritische Verzwicktheiten mehr. Das will herzlich wenig bedeuten. Der Roman „Drohnen“ ist die stärkste und gesündeste Leistung, deren sich die Berliner Belletristik im vergangenen Jahre rühmen darf. Gegen die Vorzüge des Werkes kommen die wenigen Fehler, die superkluge Kritiker herausgetiftelt, nicht auf. — Von dieser ernsthaften Zeitdichtung zu einem romanhaften Roman ist ein ungemütlich weiter Weg. Wir müssen ihn machen, um über das neueste Buch der Frau Sophie Junghans „Zur rechten Zeit“ (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, 3 Bände) einige Worte zu sagen. Frau Junghans ist eine fleißige Schriftstellerin, die ihren Beruf zugleich mannhaft ernst nimmt. In der Sprachbehandlung wie in der Fabuliertechnik hat sie von Buch zu Buch Fortschritte gemacht. Ihr neuestes Werk darf sich als Unterhaltungslektüre mit den Produkten ihrer bekanntesten Kolleginnen messen. Die Charakteristik der Frauen ist ihre besondere Stärke und an eigenartigen Typen hat sie stets Überfluß. Aber gerade dieses Bewußtsein des Überflusses wird ihr zum Verhängnis. Sie stopft viel zu viel in ihre Geschichten hinein. Dadurch sind sie stofflich so überladen, daß die Verfasserin künstlerisch sie nicht mehr zu bewältigen vermag. Und das ist für den litterarischen Geschmack das Unausstehliche auch an diesem „Zur rechten Zeit“: Mangel an gediegener Durcharbeitung. Darum auch mannigfache Ansätze zu den fesselndsten psychologischen und sozialen Problemen (z. B. hier die interessante Millionärstochter Marie Godehus) und ein flüchtiges Hinweghuschen oder ein Verkriechen in die bekanntesten romantischen Mäuselöcher, wo die Gelegenheit zu freier künstlerischer Entfaltung sich geradezu gebieterisch aufdrängt. Aber das ist der Fluch des romanhaften Romans: Hop, hop, hop, Historie im Galopp! Daneben ist eine breite Sittenschilderung mit eindringender Psychologie der handelnden Menschen und sozialen Schichten wie in Omptedas „Drohnen“, trotz aller gelegentlichen Neigung zu zolaïstischem Symbolismus, freilich ein ganz anderes Kunstwerk. Und die Wirkung eine ganz anders aufrüttelnde! Aufzurütteln war natürlich auch kaum die Absicht der Frau Junghans. Sie wollte einen romanhaften Roman schreiben — und das ist ihr auch in beachtenswerter Weise gelungen. Sie hat nicht, wie Ompteda, der Tapfere, einen Satz aus Darwin als Motto auf das Titelblatt gesetzt. Und schließlich, wer weiß, blüht ihr doch noch ein ganz anderer Erfolg in der reichsdeutschen Lesestube als dem ernsthaft dichtenden Manne! — Siehe auch, liebe kritische Seele, den 12. Band der „Novellen-Bibliothek der Illustrierten Zeitung“! (Leipzig, J. J. Weber.) Auf fast 400 Seiten anderthalb Dutzend Novellen. Keine einzige geht künstlerisch über braves Mittelmaß hinaus. Einige stehen sogar darunter. Kräftige schriftstellerische Eigenart mangelt sogar den besten. Zu diesen sind in erster Linie zu rechnen: „Aus Alt-Berlin“ von Frau H. von Preuschen, „Eine Laune“ von Dupont, „Zu spät“ von Steinhausen. Wer zur reiferen Jugend gehört (Hut ab!) und gerne manchmal ein Viertelstündchen der

vaterländischen Litteratur opfert (nach Skat, Klatsch und Tratsch, die willig Stunden erhalten!), der kann ohne Gefahr ungebührlicher Aufregung zu diesem Band der „Novellen-Bibliothek" greifen. Derartige Geschichten-Sammlungen erfreuen sich auch in Deutschland lebhafterer Nachfragen, als die ernsthafteren Prosadichtungen größeren Umfangs, die unseren keuschen Mimosensinn noch obendrein gefährden könnten. Ich weiß drum auch nicht, ob die Novelle des vorsichtigen Adolf Stern „Die Wiedergefundene" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) die Schranke der häuslichen Litteraturcensur leicht passieren wird. Man stelle sich vor: ein adelig Mädchen, in frühester Kindheit den Eltern geraubt und in einem Cirkus, der auch nicht von Pfarrerstöchtern pensionatssittig geleitet zu werden pflegt, zur Kunstreiterin erzogen! Wie „peinlich", wenn diese Kentaurin mit ihren Cirkusanschauungen ihrer alten uradeligen Mama wieder gegenübertritt! Freilich sorgt der Autor in geschickter Weise dafür, daß das wilde Weltkind einen tüchtigen Läuterungsprozeß durchmacht und ihre Adelsseele selbst wiederfindet. Allein trotzdem! Ach, wir Deutschen von der Sittsamkeit Gnaden! M. G. C.

Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomacker. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter.)

Die gewandte Märchenerzählerin, deren letztes Werkchen „Klumpe-Dumpe und andere Märchen" ungeteilte Anerkennung fand, tritt nun mit zwei Novellen vor das Publikum, die das wirkliche Leben im Alltagsgewande wiedergeben wollen. Beide sind gewandt erzählt und beide schildern je einen Frauencharakter, dem etwas „Ungewöhnliches" anhaftet. Die Heldin der ersten Erzählung, die „Wäschers-Käthe", ist gewissermaßen eine neue Auflage des Käthchens von Heilbronn. Die Rolle des Ritters, dem die etwas übernaive Schöne nachfolgt — da wir im neunzehnten Jahrhundert leben, natürlich per Eisenbahn —, vertritt ein junger, blonder, mit allen Reizen jugendlicher Männlichkeit ausgestatteter und beinahe bis zur Unmöglichkeit tugendsamer Student. Die Geschichte geht aber nicht so gut aus wie zur Zeit der Romantik; denn der Student weist das Mädchen, für seine Tugend fürchtend, von sich. Sie soll in das Haus seiner Mutter zurückkehren. Das nimmt sich diese so ungemein zart besaitete Wäschers-Käthe so sehr zu Herzen, daß sie schleunigst am Typhus stirbt. Die zweite Novelle spielt im Petersburger High life. In der Heldin Ljuba will die Verfasserin ein halb dämonisches, halb launenhaft verzogenes weibliches Wesen schildern, aber diese Charaktermischung ist ihr nicht sehr gut geraten. Der Leser weiß nicht, was er aus dieser Ljuba eigentlich machen soll. Auch die Scenen aus dem Gesellschaftsleben sind konventionell. Doch die Geschichte schließt gut, d. h. „sie kriegen sich", und daran mag sich die sinnige Leserin erfreuen. Frau Hanna Schomacker besitzt entschieden Erzählertalent, doch sollte sie, wenn sie ihren Märchenträumen entsagt und die Wirklichkeit nachzugestalten sucht, diese Wirklichkeit etwas genauer studieren und eingehender beobachten. Hans Merian.

Karl Proells neueste Skizzenbücher. — Karl Proell ist ein liebenswürdiger Plauderer, dem sich alles, was er erlebt, wie von selbst zum Feuilleton gestaltet. Auf die besondere Art des Stoffes kommt es ihm dabei gar nicht an. Was ein Dichter vielleicht zu einer fünfaktigen Tragödie verarbeitet hätte, wird bei Proell genau so, wie die neueste Großstadtanekdote, zu einem gemütlichen Plausch. Man erzählt ein bißchen, geistreichelt mit einigen Schlagern, rührt etwas Gemüt dazu, macht einen flotten Witz und predigt zur Beruhigung des Lesers hier und da etwas Moral, das ist das bekannte Rezept aller Feuilletonisten. Proell wendet es ebenso gut an, wie seine Kollegen alle. Nur einen Vorzug hat er vor den meisten, die das deutsche Publikum alltäglich unter dem Strich erheitern müssen: er kann deutsch schreiben! Ja, man ertappt ihn sogar

bisweilen bei der ehrlichen Arbeit, seinem Ausdruck jene unmittelbare Anschaulichkeit, jene der Natur abgeguckte Selbstverständlichkeit zu geben, die den Dichter vom Schriftsteller unterscheidet. Allerdings wird er keinen feinfühligen Leser darüber hinwegtäuschen, daß diese plastischen Ausdrücke samt und sonders mühsam erklügelt und nicht einzelnen starken Empfindungen entsprungen sind, wie sie den Dichter quälen, bis er sie in den ihnen gleichwertigen Sprachlaut umgesetzt hat. Darum erwärmt Proell niemals; ja, wo er tragisch sein will, wie im „Kesselstein“ oder den „Bedetten des Todes“ (Zerbrochenes Spielzeug. Ein Skizzenbuch von Karl Proell. Berlin. Richard Wilhelmi. 1892), reicht alle Kunst der Sprache nicht aus, den Mangel an wirklicher Gestaltungskraft zu verdecken. Viel anmutender sind die lustigen Skizzen, wie der „Morgengruß“ oder die „unnatürliche Großmutter“ im „munteren Jahrhundert“ (Berlin. Richard Wilhelmi. 1892). Hier paßt der Plauderton, der aalglatt über die Dinge hinweggleitet; hier hat gerade soviel Humor und Gemüt Platz, als Proell besitzt; hier werden keine hohen Erwartungen gespannt, und darum bleiben auch die Enttäuschungen aus; hier liebt man leichte Striche und flüchtige Umrisse, wie sie ein guter Feuilletonist aufs Papier zu werfen pflegt. Und ein guter Feuilletonist ist Karl Proell ohne Zweifel. Wenn er aber gar die soziale Frage in einem kurzen Feuilleton („Das Normalglück“) zu lösen sucht, so vergißt er, daß man das atlantische Meer nicht mit einem Fingerhut auslöffeln kann.

Edgar Steiger.

Marco Brociner: Rauschgold. Dresden, E. Pierson. — Marco Brociner ist eine der sympathischesten und eigenartigsten Erscheinungen der Wiener Schriftstellerwelt. Er hat sich mit seinem bedeutsamen Roman „Jouel Fortunat“ einen verdienten Namen gemacht. Nicht wahr, ein seltenes Ereignis in deutschen Landen, wo gewöhnlich der eine das Talent und der andere den Erfolg hat! Seine Feuilleton-Novellen erfreuen sich eines großen Leserkreises; Brociner hat dies Genre sozusagen entdeckt: die kleine, stimmungsvolle Erzählung mit viel Plastik und Koloristik, in der Ausdehnung von höchstens sechs Spalten, unter dem Strich. Darin ist er Meister, diese epigrammatische Schilderungskunst macht ihm kein Einziger von den vielen Wiener Feuilletonisten nach. Die erste Novelle des uns heute vorliegenden Bandes behandelt einen interessanten Stoff und ist sehr geschickt erzählt. Sehr geschickt! Brociner ist der Realist für die Familie. Er folgt „errötend“ den Spuren K. E. Franzos. Er windet sich manchmal . . . hält plötzlich inne . . . erdrückt die Sehnsucht, das zu sagen, was er wirklich empfindet. Denn er schreibt für Familienblätter, seine Novellen darf Papa, Mama, Sohn, Tochter, Base, Vetter beruhigt lesen. Dagegen können wir „die Liebesabenteuer des Herrn Bodrica“ nur den verdorbensten Gemütern empfehlen. Bobrica ist eine köstliche originelle Figur, die rasch bekannt wurde. Dieser gemütliche Bomba-Redacteur erzählt die verfänglichsten Dinge der Welt in dem natürlichsten Ton der Welt. Leider erhält er jeden Sonntag, ungefähr in der hundertsten Zeile, eine ausgiebige Ohrfeige; dieser so oft wiederkehrende Knalleffekt wirkt auf die Dauer ermüdend. Dann trinkt er auch zu viel, ich persönlich wünsche Herrn Bodrica ein langes Leben, aber ich prophezeie ihm ein Delirium tremens. Besonders toll sprüht sein kalauerfreier, alkoholhaltiger Humor in den Skizzen „über die Ehe“ und „Hamlet senior“. Die folgenden kleinen Geschichten offenbaren den scharfen Beobachter, den tüchtigen Menschenkenner, den modernen Poeten. Brociner hat es gezeigt, daß man selbst in Wien ein beliebter Feuilletonist werden kann, ohne zu geistreicheln und seine Dichterwürde aufzugeben.

Alex. Engel.

Der Schadchen als Held der neujüdischen Dichtung. Jedes Volk hat seine Nationalhelden, in denen es sich selber abspiegelt, jede Gesellschaft ihre poetischen

Lieblingsgestalten, in denen sich ihre sittlichen Ideale verkörpern. Das alte Griechenland hatte seinen Achill und Odysseus, das deutsche Mittelalter seinen Siegfried und Hagen, das 18. Jahrhundert seinen alten Fritz, die Revolutionszeit ihren Werther, Götz, Karl Moor und Fiesko, der Kapitalismus und Militarismus der deutschen Bourgeoisie hat seinen Bismarck, der Sozialismus unsrer Tage den klassenbewußten Arbeiter, der Anarchismus den vereinsamten Übermenschen, die moderne Judenheit — den Schadchen!

Ja, so seltsam es klingt, der offizielle Kuppler, der in der Litteratur der anderen Kulturvölker höchstens als komische Figur verächtlichster Art in Gesellschaft von Dirnen und Zuhältern auftritt, wird gegenwärtig von den jüdischen Skribenten deutscher Zunge als Ausbund aller Tugenden, als Inbegriff aller Sittlichkeit gefeiert. Und zu welchem Zweck? Man möchte laut auflachen! „Die Kollektion Cronbach“, heißt es in dem Waschzettel, den der Verlag von Siegfried Cronbach in Berlin seinen Publikationen beilegt, „will den Antisemitismus bekämpfen dadurch, daß sie in wahren gemütvollen Bildern dem Leser das wirkliche Thun und Treiben der Juden vor Augen führt.“

Fürwahr, ich sehe schon Herrn Böckel, wie er Herrn Siegfried Cronbach im Namen aller Antisemiten dankend die Hand schüttelt. Einen besseren Bundesgenossen konnte er gar nicht finden als diesen jüdischen Buchhändler, der den Antisemitismus mit seines verstorbenen Bruders Schadchengeschichten totschlagen will.

Doch der Leser urteile selbst! Vor mir liegen zwei Bände der besagten Kollektion, der eine verfaßt von Siegmund Cronbach, der andere der Feder eines Herrn S. Kohn entsprungen. Und in nicht weniger als fünf von den sechs Geschichten, die hier erzählt werden, spielt ein Schadchen die Hauptrolle. Und was für eine Rolle! Um das Haupt des jüdischen Ehekupplers, dieses traurigen Überbleibsels aus der Zeit der Barbarei, da man das Weib als Ware an den meistbietenden Mann verkaufte, wird bald ein Heiligenschein, bald eine Märtyrerkrone geschlungen, und von den beiden jungen Leuten, die auf solche Art aneinander verschachert werden, wissen die Herren Cronbach und Kohn mit der allerunschuldigsten Miene zu berichten, wie lieb sie sich haben, wie ihnen das Herz bräche, wenn das Heiratsgeschäft des Onkel Jonas, das er im Auftrage der beiderseitigen Eltern eingefädelt, durch plötzliche finanzielle Schwierigkeiten scheiterte!

Ich bin kein Antisemit und ich weiß wohl, daß die kapitalistischen Ehen der Gegenwart in den allerchristlichsten Kreisen nach dieser Schadchenmanier geschlossen werden. Aber man schämt sich hier doch wenigstens, dies offen einzugestehen; man heuchelt eine Neigungsheirat, auch wo lediglich das Geld den Ausschlag giebt; denn man empfindet das Schmähliche und Unsittliche derartiger Verbindungen. Und wo sich die Litteratur mit solchen Stoffen beschäftigt, da heuchelt sie entweder mit, wie das in unseren Familienblättern die Regel ist, oder sie brandmarkt derartige Ehebündnisse als das, was sie sind, — als staatlich und kirchlich privilegierte Prostitution. Niemals aber ist es einem deutschen Schriftsteller, und mochte er noch so verlogen sein, eingefallen, die Kuppelei gemütvoll zu verherrlichen. Dieser traurige Ruhm blieb den Herren Kohn und Cronbach vorbehalten. Ohne es zu wollen, haben diese Vorkämpfer des Judentums das alte Märchen von der Heiligkeit der jüdischen Ehe seines ganzen Zaubers entkleidet: das jüdische Weib ist ihrem Manne treu, nicht weil sie höhere sittliche Anschauungen hat, sondern weil sie sich noch ganz als Sklavin fühlt, die, einmal verkauft, zum unentäußerlichen Warenvorrat ihres Ehegemahls gehört. Die Freiheit der Entschließung, die erste Bedingung des sittlichen Menschen, fehlt dem Judenmädchen ganz. Die Wahl ihres Zukünftigen besorgen die Eltern durch den Schadchen;

sie selbst, gewohnt, keinen eigenen Willen zu haben, ist dankbar, wenn überhaupt Einer sie kauft, in dessen Armen sie mit Einwilligung ihrer Angehörigen ihrem Geschlechtstriebe fröhnen kann.

Fürwahr, eine merkwürdige Art, den Antisemitismus zu bekämpfen. Glauben die Juden wirklich dadurch, daß sie die ihnen anhaftenden körperlichen und geistigen Krebsschäden verherrlichen, irgend einen Gegner zu bekehren? Gewiß nicht! Die lächerliche Art, wie Herr Kohn in das Herz seines Schadchens alle nur denkbaren menschlichen Tugenden pfropft, widert jeden nichtjüdischen Leser einfach an.

Beer Moriner ist ein „alter Grenadier“, der im Kugelregen vor Belgrad dem Erzherzog Franz das Leben gerettet hat! Er findet eine Brieftasche mit Banknoten, damit er sich als der ehrlichste Mensch auf Gottes Erdboden ausweisen kann! Er entlarvt einen schurkischen christlichen Oberamtmann, der einen ehrlichen jüdischen Getreidehändler beim Fürsten angeschwärzt hatte 2c. 2c. Kurz und gut, er und alles, was Jude heißt, ist rein und unsträflich, und nur unter den Gojim giebt es manche räudige Schafe! Denn die Kuppelei vermehrt nicht nur, sie veredelt auch die Menschheit. Edgar Steiger.

Der Hoheit Ehre. Die Hausfreunde. Erzählungen von Ludwig v. Poyßl. Mannheim. J. Bensheimer. 1892. — Warum Herr v. Poyßl diese Geschichten der Öffentlichkeit übergeben hat, vermag ich nicht zu ergründen. Mich dauert das viele schöne Papier, das sich ruhig mit solchem Unsinn bedrucken ließ, mich dauert der Setzer, der an dieses Machwerk seine Zeit verschwendete, mich dauert der Verleger, der auf seine Kosten „Der Hoheit Ehre“ in die verschiedenen Papierkörbe der deutschen Zeitungen reisen ließ; mich dauert endlich am meisten der „Dichter“, dessen Hand die vielen Buchstaben, aus denen sich die beiden Erzählungen zusammensetzen, aufs Papier zu malen hatte. Man nehme aus einer beliebigen Anzahl der schlechtesten Fürstengeschichten, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts geschrieben wurden, eine beliebige Anzahl von Personen und Situationen und stelle diese Clichés recht ungeschickt zusammen, so hat man einen Roman wie „Der Hoheit Ehre“ in der Hand. Selbst als Kolportageroman betrachtet, ist die Arbeit gänzlich mißlungen. v. Poyßl versteht sich nicht einmal auf die plumpe Technik der Hintertreppenlitteratur. Er ist nur langweilig, nichts weiter. Es ist daher ganz natürlich, daß der Verleger für eine solche litterarische Mißgeburt mit ganz besonderen Mitteln Stimmung zu machen sucht. Aber wie? Geheimnisvoll wird im Waschzettel angedeutet, die in dem Buche erzählten plumpen Intriguen, die man viel besser in jeder alten Schwarte der zwanziger und dreißiger Jahre nachlesen kann, hätten sich in jüngster Zeit an einem deutschen Hofe wirklich abgespielt! Was gilt die Wette? Der deutsche Leser geht auf den Leim und kauft das Buch. Erhält er ja zu der geheimnisvollen Hofgeschichte, die er nach Belieben nach Stuttgart, München, Darmstadt, Dresden oder Berlin verlegen kann, noch eine Humoreske mit in den Kauf, eine Kleinstadtgeschichte, in der dieselben Drahtpuppen, die v. Poyßl erst als Prinzen, Grafen und Barone kostümiert hatte, im schwarzen Frack des Bürgermeisters und im Gehrock des Stadtschreibers auftreten. Edgar Steiger.

Ottokar Tann-Bergler. „Aus dem lachenden Wien“, Spiegelbilder. Jac. Dirnböck, Wien, 1892. 2. Auflage. Mit einem Titelbild von Kögstrand.

Auch sein neues Buch ist das Werk eines äußerst „liebenswürdigen Talentes“, wie ihn die „Gesellschaft“ im Aprilheft 1890 nach seinen „Wiener Guckkastenbildern“ genannt hat. Es sind köstliche Skizzen aus dem Wiener Leben, frisch und keck und resolut, aber die echtes Lokalkolorit tragen, nicht nach der Art, wie sie Bahr schreibt, mit dem

Wienertum um jeden Preis; mit geflissentlich anmutigeren Formen, aber die sich nicht in den Vordergrund drängen.*)

Dokumente eines gesunden Humors sind z. B. die prächtigen Skizzen „D' erschrecken S' net!" „Der Badwasch'l" oder „Der Winterrockmarder". Ein Kenner seiner Landsleute weiß er deren Schwäche mit glücklicher Satire zu geißeln. Seine Schreibweise ist fein und geistvoll. Er ist ein Braver im Gefolge der Schlögl, Chiavacci und Pötzl, der Realisten im Wiener Humor. Karl Kraus.

Merkwürdig! Wir ergötzen uns an den so „interessanten" und „spannenden" Leihbibliotheksromanen, an den so „moralischen" Rührstücken ältester Fexung, an den zuckerigsten Blaublümchendüfteleien. Indessen aber grünt und blüht eine neue Dichtung heran, jung, frisch, männlich. Wir wissen davon nichts oder wollen davon nichts wissen. Wir greifen immer wieder zu unserer alten, liebwerten Fabriksschundware, die uns von der allerhöchsten Obrigkeit der kritischen Mummelgreise ordiniert wird. Fröhliche, kernige Naturen, wie Detlev v. Liliencron, Arno Holz, Otto Julius Bierbaum — von den modernen Dramatikern rede ich gar nicht — sind natürlich in den kritischen Rezepten der ehrenwerten alten Herren nicht enthalten. Warum? Nun einmal, weil sie die unglaubliche Kühnheit besitzen, nicht vor 1832 gelebt und gewirkt zu haben, und dann, weil sie — und das ist noch kühner — Dichter, wirkliche Dichter sind. Und, wie dieser treffliche Dreibund bei unserm Publikum nicht zur Geltung kommen wird (oder nur dann, wenn sich doch einmal einer der besagten Mummelgreise und Oberbonzen, vielleicht einer von der „N. Fr. Presse" dazu entschließen wird, ihn zu rekommandieren), so wird es wohl auch einem unter den „Allerjüngsten" gehen, der plötzlich, wie mit einem Schlage, in den Augen einer vernünftigen, leider ungehörten Kritik zu Ansehen gekommen ist, der nach Art und Fähigkeit Meister Liliencron zur Seite gestellt werden kann: Der 19jährige Karl Busse. Er hat trotz seiner Jugend bereits in zwei Gedichtbüchern und in einer Skizzensammlung Dokumente eines monumentalen Könnens geboten. Mit kurzem will ich sein neuestes Werk besprechen: „Ich weiß es nicht!" Die Erzählung einer Jugend. (Baumert & Ronge, Großenhain.) Gewiß, die 19 Jahre lassen sich in dem Buche nicht verkennen; trotzdem darf man es ein treffliches nennen, ein Meisterwerk, auch gerade wegen der 19 Jahre. Eine Psychologie, wie man sie sich feiner, exakter kaum denken kann, eine haarscharfe Beobachtung der Außen- und der Seelenwelt, das sind die auffallendsten Vorzüge. Die Charakteristik des Milieus und der Menschen, die Technik der Erzählung und Behandlung der Sprache sind eines vollendeten Künstlers würdig. Eine volle Individualität sieht aus dem Buche heraus, es ist das Werk eines ganzen Dichters und eines ganzen, prächtigen Menschen. Wie ein großes, großartiges Gedicht liest es sich, dessen schönste Verse die wunderbaren Naturschilderungen sind. Man hört immer wieder, vielleicht nur zu oft, den echten Lyriker. Da ist alles wie in Licht und Duft und Farben getaucht, da jubelt es von heller Lenzluft, da klagt es von müder Herbstwehmut. Ein Dichter! — Das genügt. Man lese ihn! Auch den Inhalt der Erzählung, deren Begebenheit in den 40er Jahren in Preußisch-Polen vor sich geht, mag ich nicht verraten. Aber Busse, glaube ich, ist nicht der Mann dazu, eine Tagesberühmtheit zu werden. Dazu ist er zu schlicht, zu echt, zu brav und ehrlich. Er mag nicht gern auf den Markt hinausgehen, — und die Leute kaufen nur Marktware. Wenn sie aber seufzen, daß es seit 1832 keine Dichter mehr in Deutsch-

*) Das ist die Art, wie es Bahr schreiben würde, der die Reminiscenzen und Vergleiche liebt. (Anmerkung des Setzers.)

land gäbe, so will ich ihnen zurufen: Es giebt schon welche, Ihr lieben Herren; nur müßt Ihr sie suchen. Der Dichter darf nicht zu Euch, Ihr müßt zum Dichter kommen. Und Ihr werdet Euch selbst das traurigste Armutszeugnis ausstellen, wenn Ihr erbärmlichen Machern ein williges Ohr leihet, doch einen echten Dichter überhört. Die Pflicht der Kritik ist es aber, Euch die schläfrigen Ohren aufzureißen. Hat nun die alte in ihrer greisenhaften Ledernheit nicht den Verstand dazu, so werden wir Jungen es thun, aber dann ziemlich unsanft. Wir werden Euch rütteln, bis Ihr endlich erwachen und sehen werdet, daß ein neuer Morgen in glänzender Schöne angebrochen ist. Dann werdet Ihr entzückt dem jubelhellen Sange freier Dichter lauschen! Karl Kraus.

Lyrische und epische Dichtung.

Wie auf die früher an dieser Stelle angezeigte Sammlung „Erlebte Gedichte" von O. J. Bierbaum, so müssen wir auch auf die soeben erschienenen „Lieder eines Menschen" (München, Dr. E. Albert und Co., Preis 3 Mk.) von Ludwig Scharf ausführlich zurückkommen. Die moderne Lyrik hat in Ludwig Scharf einen so außerordentlich charakteristischen, dämonisch über alle Stränge schlagenden Vertreter gewonnen, daß wir nicht versäumen dürfen, in aller Eile auf diese „Lieder eines Menschen" aufmerksam zu machen — Heriberta von Poschinger, die unter dem Decknamen Heinz Osser schon manches fein empfundene Stimmungsbild in unserem Dichteralbum veröffentlicht hat, tritt jetzt mit einem schmuck ausgestatteten Bändchen „Lieder der Waldfrau" (München, Dr. E. Albert und Co.) vor die Öffentlichkeit. Es finden sich darin Perlen gereiftester Künstlerschaft und edelster Naturanschauung. Wir behalten uns ausführliche Besprechung vor. — Gedichte von Armin Werherr. (Würzburg, Stahel.) Eine glänzende Schilderungsgabe verbindet sich mit frischem Empfinden, Schwung der Sprache mit kühnem Denken. Werke eines echten Dichters. M. G. C.

Lieder eines einsamen Spatzen. Gedichte von Rudolf Sperling. — E. Pierson, Dresden.

Ein liebes Buch! Eine liebenswürdige Individualität spricht daraus, ein frischer Hauch weht uns entgegen. Alles so anmutig, so neckisch, so süß. Mir war es, als ob Rosenblätter über mich fielen, als ob liebeskundige Mädchenaugen mir zulächelten, als ob ich den Frühling klingen hörte. . . Der Dichter hat seine eigene Sprache für seine eigenen Empfindungen. Es ist nicht Schablonen-Lyrik für den Salon des Börsianers, der zwischen glücklicher Hausse und unglücklicher Baisse ein bißchen Litteratur zu sich nimmt.

Alex. Engel.

Kain. Dichtung von Kastropp, 2. Auflage. — Der erste Mörder! Aber Mord ist ein strenges männliches Motiv, das packt nicht. Wie denken Sie über etwas Blutschande? Das liegt ja in der Luft, in welcher bekanntlich die Wagnersche „Walküre" reitet. Jetzt ist Kastropp im rechten Fahrwasser. Abel und Kain lieben beide ihre einzige Schwester Adah, aus Byrons „Kain" wohlbekannt. Mit diesem lüsternen Gänschen ist Abel verlobt, sie aber liebt den strammen Kain. Nach etlichem Hin- und Hergezerr brennt Letzterer durch und kommt auf schlechte Wege, indem er in die Schlingen einer gewissen Lilith gerät, die uns bereits vielfach als Symbol der Sünde bekannt ist. Ihre Antecedentien? War Adams erste Frau, wollte diesen jedoch verführen, worauf Jehova eine gewaltsame Scheidung durchsetzte. Der arme Mann! Nachher legt ihm der Dichter die biblische Eva zu, die ihn nun trotzdem zu Falle bringt. Welcher sinnige Ausbau, welche geschmackvolle Erweiterung der Ur-Fabel! — Vielleicht ist's aber eine besondere Feinheit des Dichters, den Adam noch um einige Grade erbärmlicher hinzu-

stellen: Eine tief-berechnete Anspielung auf die Darwinsche Vererbungstheorie! Dieser Adam ist der würdige Vater dieses Abels und dieses Kains. — Mit besagter Stiefmutter lebt nun der verlorene Sohn jenes althergebrachte Sündenleben im stereotypen Schloß der Zauberin, das durch Ariost, Tasso u. s. w. in unserer Phantasie schon heimisch geworden. Das Bild Adahs quält ihn jedoch und mit seiner gewöhnlichen männlichen Kraft reißt er sich vom Laster los, d. h. läuft wieder Lilith davon. Jeder male sich aus, mit welcher Zärtlichkeit man ihn in den Schoß der Familie aufnimmt! Ein Jahr Probezeit soll er „bei Muttern" bleiben und dann soll Jehova ein Zeichen geben, wer von Beiden Adah'n heiraten soll. Leider hat solche Rahel-Dienstzeit ihr Mißliches. Without much ado rennt Adah (buchstäblich zu nehmen!) ihrem Erkorenen eines stillen Abends nach und — — Natürlich! Kain will in seinem famosen Titanentrotz Jehova'n vorgreifen. Der wird sich grade um kümmerliche Sittengesetze und wesenlose Sittenschranken kümmern! — Am Tag der Entscheidung macht daher Schwester Adah ihrer Mutter eine zarte Eröffnung — und nun ist der Teufel los! Deus ex machina donnert ein wenig. Kain aber ist nicht zerknirscht und hält treu zur Adah. (Man erwäge, daß auch keine andern weiblichen Wesen auf Erden für sein Bedürfnis vorhanden sind!) Da aber kennt er Abeln schlecht. Stille Wasser sind tief, große Momente gebären große Charaktere. Dies milchsuppige Muttersöhnchen, den wir bis jetzt ignorierten, entpuppt sich als ein in seiner Art ebenso titanischer Jüngling wie sein hochfliegender Bruder. Er hat doch auch seinen Willen. „Jehova hat für mich entschieden und ich gehorche wie immer. Samt deinem Liebespfand nehme ich Adah nun doch zur Frau." Etsch! —

Aber Abel hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kains Brunst lodert lichterloh. Es erfolgt der bekannte Hirsch-Kampf und Kain begeht keinen Totschlag aus langgenährtem Neid und Groll in momentaner Aufwallung, sondern bewußtermaßen einen Mord. — Es erfolgt die liebe alte Bühnen-Reminiscenz, das Fluch-Duett von Vater und Mutter; Kain schlägt sich seitwärts in die Gebüsche und Adah ermordet sich und ihr Kind mit einem spitzigen Stein. — Der versöhnende Schluß des Werkes muß dem Autor schwer gefallen sein. Er hat erst Byrons „Himmel und Erde" gründlich auswendig gelernt und sich tüchtig im Milton präpariert. Warum auch nicht? Spielt nicht im Ersteren die Sündflut eine Hauptrolle? Und die brauchen wir, um unser Fahrzeug wieder flott zu machen, das bereits auf der Sandbank der Langeweile festsitzt. Also auf mit den Schleußen des Unsinns! . . . Es hat immer eigentümlichen Reiz, zwei berühmte Männer mit einander in Verbindung zu setzen — Kain wurde wahrscheinlich alt wie Methusalem, lassen wir ihn also mit Noah zusammenkommen! Schon fürchtete ich in Kain den ewigen Juden zu entdecken — Gott sei Dank, eine grundlose Befürchtung! Nie ist mir die Notwendigkeit der Sündflut so klar geworden, als hier in dem Moment, wo sie unserm braven Mörder an die geschwätzige Kehle geht. — Lilith, die ewig-junge, hat mittlerweile eine sehr umfangreiche Buhlschaft betrieben. Ihr letzter Freund ist ein gewisser Lucifer, dessen wir uns aus Byron wohl erinnern — mit dem kleinen Unterschied, daß diese erhabenste Geistergestalt hier zu einem miserablen Sentimentalisten verzerrt wird. Zu guterletzt führt Miltons Satan (nämlich eine Art Oberteufel über Lucifer — Spaß! Als ob man nicht im Handumdrehen die simpeln alten Poeten überteufeln könnte!) seine Heerscharen wider Jahve — bekanntlich mit schlechtem Erfolg, wie bei Milton, Buch 6, zu lesen ist, welchem dieser ganze Schluß mit anerkennenswerter Fingerfertigkeit nachgedichtet ist. Und so schließt denn die Farce, wie Grabbes Hannibal sagt, „mit einem Theaterstreich".

Um seine Verwandtschaft mit Milton ja deutlich hervorzuheben, verschmäht unser Kastropp die müßige Spielerei des Verseins und wählt den ungereimten Jambus, jene Lieblingsform für alle Ungereimtheiten. „Miltons Jamben sind musterhaft. Doch wer wünschte nicht, er hätte Verse geschrieben?“ urteilt der alte Johnson, und Stedman („Victorian Poets“) nennt (mit Bezug auf Tennysons „Königs-Idyllen“) den Jambus das Staatsgewand eines Dichters und den Masken-Domino des Poetasters.

Läßt sich doch jede beliebige Prosa mit geringen Umstellungen in Jamben auflösen. Übrigens scheinen uns Kastropps Jamben flüssiger und gefeilter, als in Hamerlings „Ahasver“, der überhaupt mit seinen Jamben so viel Unglück hat, daß in seinem Prosa-Drama „Danton und Robespierre“ überall die Prosa anfängt, wo die Jamben eintreten. — O diese unglückselige Glätte, diese scheinbare Feile! Wie sehnt man sich in dieser Zeit äußerlichster „Form“ (als ob Form nicht auch poetische Sprachwendungen ɛc. bedeutete) nach Grabbes Jamben-Ungetümen! Und in dieser Form ca. 400 Seiten! „In meinem Leben sah ich solch dicken Quartband nie,“ singt Byron von Wordsworth:

„A drowzy frowzy poem, the Excursion,
Writ in a manner which is my aversion!“

Epiker? Das ist aus der Mode. Herr Kastropp teilt darum sein Monstre-Opus sehr charakteristisch in eine Menge „Kapitel“ ein: Denn wir haben ja einen Sensationsroman im Claurenstil vor uns, wo sich die Tugend erbricht und das Laster zu Tisch setzt.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß in Folge der rühmenswerten Belesenheit des Autors sich in seinem zusammengefuschelten Aspic viele gesunde Reminiscenz-Ingredienzien vorfinden. Sind aber ohne die pikante Sauce verdaulicher. So z. B. Byrons Darstellung der Kain-Mythe.

Byrons Kain und Abel sind mit ihren zwei Schwestern verheiratet. In Adah, Kains Weib, schildert der Dichter sein weibliches Ideal, die Guiccioli, von der einen Seite wie in der herrlichen „Myrrha“ im Sardanapel von der andern. Kain wird so von vornherein durch die edelste und keuscheste Liebe geheiligt. Denn obwohl Byron aus nur zu bekannten Gründen sich bewogen fand, das Motiv der Geschwisterehe hier zu erfinden, so hat er es doch mit solcher Decenz und Zartheit behandelt, daß das Gefühl des Peinlichen kaum aufkommen kann. Ihr naives Unverständnis, als Lucifer die Unsittlichkeit des Verhältnisses andeutet, ist so rührend, daß selbst die Unheimlichkeit der berühmten Frage Adahs: „Was ist Sünde, die es nicht an sich ist?“ durch ihre liebliche Unschuld entschuldigt wird. „Verlaß mich!“ ruft ihr verzweifelnder Gatte. „Alle haben dich ja verlassen!“ ist ihre Antwort. — — Kain selbst ist der junge Byron, der zweifelnde und namenlos leidende Denker, der aber im Grunde liebevoll, edel und schuldlos. Diesem steht Lucifer gegenüber als die klare und kalte Erkenntnis, die jenseits der absoluten Verzweiflung in sich selber Befriedigung findet, den Zustand des älteren Byron verkörpernd. Abel ist ebenfalls ein Typus, ein wohlmeinender verständiger Mann, der eine geniale Natur zur Tobsucht führen könnte: Der Ur-Philister. Stets war er mit seinen spießbürgerlichen Vorurteilen Kain lästig und als derselbe den „Hades“ und den „unermeßlichen Raum“, die Geheimnisse des Übersinnlichen, erforscht hat, ist er überhaupt „untauglich zu menschlichem Verkehr“. In einem Ausbruch zorniger Ungeduld begeht er den Totschlag. Der nun folgende Monolog mit seinem fürchterlichen Widerspruch, daß er, der den Tod am meisten haßt und fürchtet, ihn in die Welt bringt, ist von so erschütternder Tragik und der ganze Schluß so erhaben-versöhnend, daß Goethe es mit Recht als „das Religiöseste, was je geschrieben“ bezeichnet.

Wir wollen nicht bei der Dreistigkeit verweilen, daß ein Anfänger nach einem

solchen Werk frisch aus dem Handgelenk nochmals einen „Kain" schreibt. Aber wir möchten doch darauf hinweisen, daß es gewisse Stoffe giebt, die gleichsam geheiligt sein sollten. Kain und Christus bilden sozusagen die Endpole menschlichen Wissens, Wollens und Könnens. Ahnt Herr Kastropp nicht, daß er obendrein die grandiose Ur-Mythe in der blasphemischsten Weise entehrt und verzerrt hat? Kain ist selbst in der biblischen Auffassung nichts als eine Art Ur-Saul. „Der böse Geist" ist über ihm, was wir heute als Weltschmerz oder Byronismus zu bezeichnen pflegen, und er sucht nach einer Hexe von Endor. Im übrigen eine strenge und herrische Natur. Aber dieser Lumpenkerl, dieser von allen Leidenschaften gefolterte Naturbursche, wagt uns von seinen Leiden vorzujammern? Solcher Weltschmerz (sive Katzenjammer) ist unser alter Bekannter aus dem „neuen Tannhäuser" von Griesebach, der als strebsamer Beamter die Gelegenheit mit den Haaren herbeizieht, um den Kanzler, seinen hohen Gönner, anzusingen, mitten unter erotischen Schweinereien. Wir sind überzeugt, daß diese seltsamen Sucher der Novalis'schen blauen Blume, deren Duft ja laut Spielhagen tötlich ist, im Sumpfrevier demnächst noch gegen den Realismus ein Anathema-Lied schleudern werden. Herr Kastropp wenigstens hat sich in Epigrammen kräftig über den Mist der Realisten erbost. I da könnte jeder kommen.

Karl Bleibtreu.

„Menschliche Tragödie." Gedichtbuch der Gegenwart von Max Appelstaedt, Arnold Garde, Hermann Löns, Peter Merwin, Valentin Traudt und Julius Banselow. Herausgegeben von Arnold Garde. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Ein Gedichtbuch, zu dem sich 6 Autoren vereinigt haben, scheint mir ein sehr fragwürdiges Unternehmen. Man weiß nicht, was man mit so einem Buch, das fast als Anthologie erscheint, anfangen soll. Überhaupt sollte man auf dem Gebiete der Lyrik nur noch mit durchaus Ausgereiftem hervortreten, und alles Halbe und Unfertige zu Hause lassen, von dem vielen Schund, der produziert wird, gar nicht zu reden. Daß dieses Buch eine vortreffliche Leistung ist, möchte ich nicht behaupten. Aber es ist auch nicht schlecht. Es enthält namentlich von Löns und Garde manchen Beitrag, der für die wirkliche Begabung dieser beiden Autoren spricht. Löns zumal erscheint in der Leidenschaftlichkeit und Zerrissenheit seiner Gedichte als eine dichterische Individualität, Garde hat mehr Gabe für melancholische Stimmung, Herbst und Tod sind ihm willkommene Themata. Wenn ich noch Valentin Traudt erwähne, der in seinen Sachen manchesmal einen echten lyrischen Ton trifft, so glaube ich dem Buch mit seinen 6 Autoren gerecht geworden zu sein. Nicht jeder ist ein Dichter, der mit Hilfe einer gewissen Form einen bestimmten Inhalt zu einem Gedicht umstempelt, aber heutzutage macht fast jeder auf den Namen „Dichter" Anspruch, der eben leidliche Verse machen kann. In der Sündflut unserer heutigen Lyrik wird sich nur das Gute und Beste behaupten können. Ich fasse mein Urteil über dies Buch dahin zusammen, daß Löns und Garde manches Gute zu dieser Anthologie beigetragen haben, daß Valentin Traudt manchmal angenehm berührt, ohne doch gleichzeitig den geborenen Dichter zu verraten. Ein bestimmtes Urteil über diese drei Autoren möchte ich zurückhalten, bis ich jeden einmal einzeln getroffen habe. Zum Schluß eine Probe von Arnold Garde:

Wetterleuchten.

Ein schwüler Wind blies durch die Wipfel,
Und hin und wieder durch die Nacht
Brach blutigrotes Wetterleuchten
Als wie von Feuersbrunst entfacht.

Die Vögel schliefen in den Zweigen,
Rings dumpfe Stille, wetterbang — —
Da hob von fern sich wie von Geigen
Ein sinnverwirrend süßer Klang.

Er jauchzte auf und klagte wieder,
Todtraurig, trüb und schmerzlich schrill —
Er klang in meinem Herzen wieder
Und schwieg in heißen Thränen still.

v. S—d.

Auf einsamem Pfad. Gedichte von **Valentin Traudt.** Cassel, 1892. Friedr. Scherl. — Eine etwas weichliche Dämmerstimmung breitet sich über die Lieder und Bilder des grauen Heftchens, in dem ein neuer Kunstjünger seine Erstlinge zusammengestellt hat. Traudt ist nicht ohne Talent, wohl aber bis jetzt ohne ausgesprochene Eigenart. Er lehnt sich vielfach, wie das bei den meisten Anfängern Brauch ist, an unsere bekannteren Salonlyriker an, und verfällt nur allzuleicht in jenen widerlich sentimentalen Ton der Minnesänger der 60er und 70er Jahre. So ist z. B. der seinem früh verstorbenen Weibe gewidmete Liedercyklus „Bertha" gewiß recht gut gemeint, aber doch inhaltlich und formell so unbedeutend, daß es sich kaum lohnt, ihn für Ewigkeiten aufzusparen. Mit ihm verglichen, zeigen die „Abendbilder" einen gewaltigen Fortschritt. Hier schlägt der Dichter nicht immer altbekannte Töne an, sondern ringt sich mehr und mehr zu voller Selbständigkeit durch; ja, mitunter stoßen wir auf Ausdrücke und Wendungen, die, offenbar aus des Dichters eigenem Hirn stammend, dessen Empfindungen geradezu packend veranschaulichen. Man lese nur folgende Zeilen aus dem „Sommerabendbild":

„Doch bald wandert der Purpur
Langsam, leise
Über den Himmel,
Bis er im Westen erlischt
Als letzte Farbe des Lebens.
Vor den Schatten der Nacht
Zieht die ewige Majestät
Am Himmel dahin
Und läßt den Mantel nachlässig stolz
Schleppen im Sonnenstaub,
Den schon genetzt der Tau
Des Abends,
Und die auftauchenden Sterne
Sind Perlen,
Leise gelöst von dem
Kostbaren Kleide" 2c.

Natürlich wäre es voreilig, nach solchen vereinzelten Treffern den ganzen Dichter beurteilen zu wollen. Aber immerhin beweisen sie soviel, daß Traudt Empfindungen in Anschauungen umzusetzen versteht. Warten wir also ruhig ab, ob es ihm gelingen wird, sich aus dem sentimentalen Nebel seiner Dämmerungen ins helle Tageslicht der Wirklichkeit hinüberzuretten.

Edgar Steiger.

Dramen.

Arthur Schnitzler, Anatol. Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893.

Arthur Schnitzler gehört zu den bedeutendsten Talenten Jungösterreichs. Ehrliche Realisten giebt es allerdings sehr wenige bei uns. Auch Schnitzler, der es doch wahrhaftig nicht nötig hätte, kokettiert bisweilen sehr gerne mit den bei uns leider so stark vertretenen „Dekadenten", die gar stolz sind — auf die schwachen Nerven, die sie haben oder auch nicht haben. Schnitzler hat es, wie gesagt, bei seinem wirklichen Talente nicht nötig, nach diesen neurotisch „überwindenden" Kaffeehausdekadenzmodernen hinüberzuschielen.

Diesmal, beim Anatol, hat er stark geschielt.

Dieser Anatol ist ein Cyklus von sieben dialogisierten Skizzen, Scenen, von denen eine ein echter und rechter Einakter ist. **Loris** hat dem Buche einen Prolog vorausgeschickt, der Vater Bahr alle Ehre macht — so „heimlich" ist er: übrigens ein niedliches, herziges Gedicht, ein zierliches Rokokosymbol der modernen — sagen wir — Dekadence, mit leichten Versen in lieblichen Farbenstimmungen gemalt, sehr fein, sehr zart, sehr zerbrechlich und natürlich auch furchtbar vornehm.

„Also spielen wir Theater,
Spielen uns're eig'nen Stücke
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unsrer Seele,
Uns'res Fühlens Heut' und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes, heimliches Empfinden,
Agonieen, Episoden . . .

Manche hören zu, nicht alle,
Manche träumen, manche lachen,
Manche essen Eis . . . und manche
Sprechen sehr galante Dinge . . .
. . . Nelken wiegen sich im Winde,
Hochgestielte, weiße Nelken,
Wie ein Schwarm von weißen Faltern . . .
Und ein Bologneserhündchen
Bellt verwundert einen Pfau an.

Anatol kehrt — originell, aber auch etwas monoton! — in allen Scenen wieder. Natürlich ist er nur ein Pseudonym für Arthur Schnitzler. Zumeist ist sein Freund Max bei ihm, den ich auch kenne, und immer eine andere Dame: Cora, Gabriele, Bianca, Emilie, Annie, Else, Ilona. Also, Erlebnisse eines „Dekadenten“, Nuancen, Episoden, traurig und lustig, Schnurren und Ernst. Viel Witz, viel Satire; der Dialog sehr fein, sehr natürlich. Für den Gesamteindruck sind Loris' Worte die entschiedene Formel. „Halb und heimlich“ und ohne Aufregung, wie wenn es sich vor Licht und Lärm scheute, so im raschen, ich möchte sagen, Gleichgiltigkeitsstil der Dramen Strindbergs und, wie sich die jungen Italiener ausnehmen, wenn sie das Spiel der Duse protegiert.*)

Mir als Nichtdekadenten hat natürlich das fünfte Stückchen am besten gefallen, und ich mache kein Hehl aus der aufrichtigen Freude, die ich an diesem „Abschiedssouper“ hatte, gleich damals, als mir es ein Freund Schnitzlers, auch so eine Art Anatol oder Max oder so was, vorlas. Das ist eine tolle, köstliche, prächtige Komödie, ein kleines Kabinettstück flotter Realistik. Er versteht es, in so engem Rahmen wahrhaftige Menschen zu schaffen. Realismus des Lustspiels! Für mich ist dieses „Abschiedssouper“ ein Seitenstück zur „Cavalleria rusticana“ des Giovanni Verga.

Es ist ein echtes Bühnenstück, nur müssen auch die Darsteller, besonders die Darstellerin der Annie, was können. Dann ist dem Prachtlustspiel der Erfolg sicher.

*) Teufel! Da bin ich ja wiederum ganz in den Bahrstiel hinein geraten!

Schnitzler ist hier wieder der liebe, herzige Kerl, als welchen ich ihn in seinem trefflichen Schauspiel „Das Märchen“ und — und auch sonst kennen gelernt habe.

Bin neugierig, ob sich unsere Theaterleiter zu diesem Einakter entschließen werden. Lustig und wahr zu sein, — dazu haben es die deutschen Schwänkefabrikanten nie bringen können, und die französischen auch nicht: letztere sind nur lustig, erstere gewöhnlich keins von beiden. Drum beherrschen sie unsere Bühnen. Einmal sollte man es versuchen, nur einmal, zum kosten: man lasse ausländische Frivolität und inländische, von alten Späßen lebende Philiströsität beiseite und gönne einem Dichter das Wort! Karl Kraus.

Soziale Litteratur.

Willy Pastor. Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht. 1892. — Die v. Kardorffsche Doppelwährung und der Biehl-Ackermannsche Innungszwang sind die stets ungeladenen Gäste jeder Reichstagsperiode. Nach langen Debatten mit dem ewig gleichen Inhalt werden die Eindringlinge verabschiedet. Eben stecken sie schon wieder den Kopf zur Thüre herein. Herrn v. Kardorff entschlüpfte der jedenfalls originelle Gedanke, daß nur das Silbergeld die Militärvorlage kompensieren könne, die protestantischen und katholischen Reaktionäre kündigen einen Antrag betreffs Einführung des obligatorischen Befähigungsnachweises an. Das Material über diese letztere Frage ist erst kürzlich in einer fleißigen Arbeit, die aus dem Conradschen staatswissenschaftlichen Seminar in Halle hervorging, dargestellt worden. Wir halten mit Hampke, dem Verfasser der Untersuchung, die gezeichneten Bestrebungen nicht nur nicht für schädlich für unsere Industrie in ihrer technischen Vervollkommnung und in ihrer Stellung auf dem Binnen- und Weltmarkte, wir gehen sogar noch einen Schritt weiter und erklären die zünftlerische Bewegung

für eine ihren eigenen Wünschen feindliche Macht. Es giebt gewisse große wirtschaftliche Naturgesetze — ohne jedoch vor dem Manchestertum nur einen Schritt weichen zu wollen — es giebt, sage ich, Gesetze, gegen welche die kräftigste Staatsgewalt ohnmächtig ist. Und dazu gehört in erster Linie die Entwicklung, die auf neue technische Erfahrungen oder Entdeckungen ihr Fundament baut. Und wenn England hundertmal den wackeren Markgraff erkauft hätte, es wäre nie gelungen, die Ausbreitung der Zuckerrübe zu unterdrücken. Und wenn hunderte Meisterprüfungen und Innungsvorschriften angeordnet würden, die Dampfmaschine wird darum keinen Tag ruhen. Da aber die Maschine mit ihrem großen Anlage- und Betriebskapital die notwendige Grundlage der modernen Industrie ist, wird es dem kleinen Manne nicht möglich sein, ein rentables Einzelunternehmen zu erhalten. Ob nun Jeremiaden über den verschwundenen goldenen Boden des mittelalterlichen Handwerkes — ist übrigens bald, noch im Mittelalter, durch Talmi ersetzt worden — angestimmt werden oder Hymnen über diese „jüngste Trophäe auf dem Siegeszuge der Menschheit", ist für den wissenschaftlichen Forscher völlig irrelevant. Eine vernünftige Sozialpolitik baut an dem Bestehenden ohne Voreingenommenheit organisch weiter. Faktische Freiheit des Arbeitsvertrages, faktisch unparteiische Einigungsämter, faktische politische Gleichstellung sind die nächsten grundlegenden Postulate. Was damit erreicht werden kann, sehen wir in England. Die sogenannte mechanische Maschinenarbeit erfordert einen viel höhergeschulten Mann als die alte Produktionsweise: Der Übergang zur Kleinkraftmaschine gewinnt täglich festeren Boden. Diese kann nur ein lange geübter, kulturell und wirtschaftlich gehobener Arbeiterstamm beherrschen. Durch die nun gewährte Möglichkeit des Selbständigwerdens steigern sich die Anforderungen beträchtlich. Wie also wirtschaftlich die Einzelarbeit erst nach Überwindung der kapitalistischen Organisation fruchtbar zur Herrschaft gelangen kann, so ist auch technisch dieser Fortschritt der Nachfolger der Großkraftmaschine. Die elektrische Kraftübertragung hat sich schon vor dem Lauffen-Frankfurter Unternehmen in der Schweiz und anderwärts bewährt. Die Unbeständigkeit des Windes ist nach neueren Feststellungen weit geringer, als landläufig angenommen wird. Wasserfälle, Ebbe und Flut bieten eine üppige, ungenutzte Kraft. Dies gilt es auszunutzen. Große Centralstellen werden die Überleitung der Kraft jedem einzelnen gewissermaßen auf Bestellung besorgen, ohne Preisunterschied bei starkem und geringem Bedarf. Die Frage der Verbilligung der Akkumulatoren wird wohl bald ihre Lösung finden. Biehl und Ackermann können diese heilsame Reorganisation der Volkswirtschaft, welche frei von jeder Utopie, rein an Thatsächliches anknüpfend, jetzt angebahnt ist, freilich nie unterstützen. Im Gegenteil, die Zünftler sind, trotzdem sie sich bombastisch als die Stützen von Thron und Altar ausschreien, die geeignetsten Leute, in dem Arbeiter das Bewußtsein zu stärken, daß er im heutigen Staat seine Lage nicht verbessern könne. Andererseits kann dem Fabrikadel nicht oft genug wiederholt werden, daß er nicht der Entwicklung Schluß ist. Denn nicht, wie Brentano mit weitem Blicke ausführt, an das ewige Fortbestehen unserer heutigen Wirtschaftsordnung ist die Blüte unserer nationalen Kultur und unsere nationale Machtstellung gebunden. Würden sie doch sonst äußerst gefährdet sein! Denn, als die historische Schule in der Nationalökonomie dargethan hat, die Wirtschaftsorganisation steht gleich allem Organischen im Flusse der Entwicklung und, wenn irgend etwas, so ist dies gewiß, daß die „kapitalistische" Wirtschaftsorganisation ganz ebenso vergehen wird, wie die feudale Wirtschaftsorganisation und die kommunistische Organisation vor dieser vergangen sind, mögen auch manche Kapitalisten den Gedanken

heute noch ebensowenig fassen wie ein Feudalherr des 12. Jahrhunderts es gefaßt haben würde, hätte man ihm damals von einer kapitalistischen Organisation der Produktion gesprochen.

Pastor führt uns diesen Weg mit eindringlicher Sachkenntnis und logischem Erfassen der wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte. Das Buch, flott und anschaulich geschrieben, schlägt einen von der gewohnten akademischen Behandlungsweise abweichenden Ton an. Manche eingestreute Behauptung und Polemik werden ihren Gegner finden. Mit dem schönen Optimismus der Jugend sieht der Verfasser die Welt und die guilelmische Arbeiterpolitik an. Vielleicht ist beim nächsten Werk der Rausch verflogen und damit größere Ruhe eingetreten. Der Charakter der Persönlichkeit würde dem Buche nicht geschmälert.

F. G.

„Wilhelm II., Romantiker oder Sozialist?“ von *** Motto: Männerstolz vor Königsthronen! (Zürich, J. Schabelitz.) — Der anonyme Verfasser wirft die Frage auf, ob Kaiser Wilhelm II. Romantiker oder Sozialist sei und kommt zu dem Resultat, daß sich in Wilhelm II. beide Elemente vereinigen. Es läßt sich ein solches Thema wie das vorliegende aus naheliegenden Gründen nicht leicht frei erörtern. Die Frage, ob Wilhelm II. nun mehr Sozialist, oder mehr Romantiker sei, ist doch aber auch recht müßig. Das lösen, was heutzutage viele Menschen fordern, das kann kein Wilhelm II., und wenn er noch viel mehr Sozialismus in sich trüge. Daß sich aber in Wilhelm II. etwas Tragisches verkörpert, hat der Autor richtig erkannt. Leider verliest sich die Broschüre zu sehr in gleichgültigen Einzelheiten und Betrachtungen und läßt wohl mit Absicht manches außer acht, was doch sozusagen auf der flachen Hand lag. Im übrigen ist sie ziemlich flott geschrieben. A. v. S—d.

„Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie.“ Mit einem polemischen Nachwort: K. Kautzkys Abenteuer in Zürich von Hans Müller. (Zürich, J. Schabelitz.) — Eine Broschüre, die den Sozialdemokraten aller Farben und Gattungen viel zu denken geben sollte. Die „Fraktion“ bekommt mancherlei zu hören, und zwar von einem Autor, der mitten in der sozialdemokratischen Bewegung steht. Das polemische Nachwort hat mir am besten gefallen. K. Kautzky hat für den Ausdruck „Verleumder“, den er in einer öffentlichen Versammlung in Zürich Herrn Müller an den Kopf warf, von diesem eine Ohrfeige einstecken müssen. Bedenkt man, daß Herr Kautzky derselbe Mann ist, der in der „neuen Zeit“ seine kritische Unfähigkeit an allen möglichen Litteraturwerken stets von neuem zu erproben bemüht ist, so sollte man sich mit der obigen realen Thatsache ganz zufrieden geben.

A. v. Sommerfeld.

„Ein Zukunftsbild der Menschheit“ von Alfred Cleß. (Zürich, J. Schabelitz.) In einer kleinen Broschüre, die von Schiller-Citaten und sonstigen Aussprüchen bekannter oder unbekannter Männer vollgestopft ist, entwirft ein anscheinend unheilbarer Idealist idealsten Ranges ein Zukunftsbild der Menschheit. Man weiß ja, wie solche Zukunftsbilder ausschauen. Die Menschen werden einfach zu Engeln umgestempelt, so auch hier. Ich denke mir das Leben in einer solchen Zukunftsgesellschaft ziemlich fade und traurig. Alles so heilig, nüchtern, schwindsüchtig, daß man für diese Zukunftsmenschen ein tiefes Erbarmen empfinden sollte. Zum Schluß rückt der Autor mit seiner eigentlichen Absicht heraus: Herrschaft des weiblichen Geschlechtes, wobei er natürlich Schillers „Würde der Frauen“ citieren muß. „Das Weib ist zu seiner Würde erwacht und führt das Geschick der Menschen mit stiller sicherer Hand zu seligem Los.“ Ich habe dagegen gar nichts einzuwenden und werde mich demnächst auch zu einem seligen Lose führen lassen. Es liegt entschieden etwas Wahres in des Autors schwärmerischen Worten über die Herrschaft des weiblichen

Geschlechtes. Ach ja! — man hat ja die Weiber manchmal zum Fressen gern!

A. v. Sommerfeld.

Kunstgeschichte.

Die Kunstbewegung unserer Zeit und Deutschlands, insbesondere Münchens Kunstaufgabe bildet das Thema einer ohne Verfassernamen erschienenen Flugschrift (München, Franz), welche anläßlich des Sezessionistenstreites „zur Aufklärung und Gedeihenserhaltung“ beitragen will. Die Absicht ist gewiß löblich. Sie wird in Wirklichkeit aber wenig erreichen. Zunächst hätte der Verfasser mit seinem vollen Namen für seine Sache eintreten müssen. Belehren, ermahnen, tadeln, zureden hat aus geschlossenem Visiere heraus heutzutage gar keinen Sinn und in den seltensten Fällen irgendwelche Wirkung. Es ist zudem ein sittliches Gebot: Jedermann soll mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit in den Kampf der Geister eintreten, aber nicht aus einer Versenkung heraus oder hinter einer Kulisse hervor seine Stimme ertönen lassen.

Sodann hat diese anonyme Schrift den Fehler, daß sie viel zu weit ausgreift, mit den alten Ägyptern und andern Mumien der ältesten Vergangenheit daherkommt, statt sofort sich auf den gegebenen aktuellen Standpunkt zu stellen. Die Geschichte ist bekanntlich dazu da, daß wir nichts aus ihr lernen. Alle Bewegung geschieht aus Zwang der Umstände, nicht aus akademischem Wissen und Meditieren. Die Not ist die Mutter des Fortschritts, nicht die historisch gefütterte Einsicht oder der von Professoren aufgepäppelte Idealismus. Die Not, die schwere Not allein stachelt die Menschen zu Entscheidungsthaten und jagt die Trägen und Verblödeten aus dem Sumpfe der Gewöhnlichkeit. Auch der Appell an die Regierenden fruchtet selten etwas, denn der regierenden „Herren eigener Geist“ ist meist schwächer und schlaffer — so lange es nicht an die teueren Eigeninteressen geht — als das gute Volk sich träumen läßt. Thatmenschen großen Stils sind in Regierungskreisen äußerst selten, da trifft man eher auf hundert kleine Pfiffikusse, auf fuchsige Diplomaten und schleichende Hintertreppensaiseurs und andere unermüdlich mit lauter kleinen Mittelchen arbeitende Machenschaftler, als auf einen einzigen großen, gewaltigen Charakter von stürmischem Natursinne. Also da hilft keine historische Predigt, mein lieber Anonymus. Die Herren hören mit einem Viertelsohre zu, lächeln ihr einstudiertes verbindliches Lächeln, reiben sich die Hände — und gehen wieder an ihr Geschäft. Nichts wirkt auf sie, nichts stört ihre vergnügten Kreise, als der Zwang der Umstände oder ein niedersausender Donnerkeil aus der Verzweiflungswolke, die sich aus der Massennot schließlich zusammenballt.

München steht hinsichtlich seiner künstlerischen Entwicklungskraft weit besser, als irgend eine andere Stadt unseres vermilitarisierten und verdrillten deutschen Reiches. Ich stimme mit dem Anonymus überein, daß „ganz dieselbe Sache, in München unternommen und durchgeführt, zu ganz anderem Resultate kommen muß“, als etwa in Berlin oder Hamburg, und daß somit der ganzen germanischen Kunst in München mehr genützt und mehr geschadet werden kann, als anderswo in deutschen Landen.

Ich stimme auch da mit dem Anonymus überein, wenn er S. 21 sagt: „Was das kleine Worms und das große Berlin nicht ausgiebig oder richtig genug besitzen, das könnte München durch eine **Neuzeitsbühne** gewinnen, wenn unsere nationale und reale Kunst als gereifte Schöpfung dort einen Siegeseinzug hielte!“

Wunderschön gesagt. Aber als ich vor bald zwei Jahren im Vereine mit anderen für die Kunst begeisterten und in ihrem besonderen Wissens- und Kunstzweig durchaus kompetenten Männern eine Eingabe an den hohen Magistrat der Residenz-,

Haupt- und Kunststadt München machte in einer überaus wichtigen Volksbühnenfrage, eine Eingabe, die von der ernsthaften und künstlerisch sattelfesten Presse in ganz Deutschland mit Beifall ausgezeichnet wurde, da konnte sich derselbe hohe Magistrat, der selbst in den nichtigsten Dingen auf kunststädtische Repräsentation und manierliche Formen hält, nicht zur kleinsten Antwort entschließen, nicht einmal zur Bestätigung des Einlaufes!

Wie ist einst München mit Richard Wagner verfahren! Wie roh beleidigend ist es mit seinem erlauchtesten jugendlichen Kunstkönig Ludwig II. ausgangs der sechziger Jahre umgegangen!

Was der Militarismus, der büreaukratische Schablonismus und Automatismus in Berlin der Kunst zu ihrer vollen Freiheit gesunder Entfaltung in alle Ewigkeit (d. h. für die Zeit der Herrschaft des freiheitswidrigen preußischen Systems) vorenthält, das wird der Kunst in München gar oft verweigert aus elendem Cliquengeist und boshaft borniertem Philistersinn. Aber trotzdem wird der süddeutsche Kunstgeist mit seinem heißeren Temperament, seiner kraftvolleren Natürlichkeit und Derbheit sich nicht an den Münchener Zöpfen aufhängen, er wird aus aller Kränkung und Befehdung als Sieger hervorgehen.

Davon sind wir so innig überzeugt, wie unser Anonymus. Nur für heute und morgen müssen wir uns auf Schlimmes gefaßt machen. In der Kunstausstellungsfrage wurde anläßlich des Sezessionistenstreites der Wagen gründlich verfahren — und der hohe Magistrat wie das hohe Kultusministerium haben tüchtig dabei mitgeholfen. Die Gelegenheit, Weitblick, Geistesgröße und Unternehmungsmut zu zeigen, wurde wieder einmal mit wahrhaft genialer Bravour versäumt. Für dieses Versäumnis bietet auch die wohlgemeinte Schrift über die Kunstaufgabe des modernen Münchens weder Trost noch Hilfe. Die Not muß kommen, die schwere Not, und alle Unvernunft und Borniertheit und ihre profitwütigen Sachwalter hinwegputzen, eher wird's nicht besser.

Über die leider verspätet erschienene Schrift „Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheatergeschichte“ als Rückblick auf die 25jährige Amtsthätigkeit des k. Generalintendanten Baron v. Perfall von Otto Julius Bierbaum (München, Dr. Albert u. Comp.) können wir uns heute nicht eingehend auslassen. Ein prüfender Blick hat uns nur gezeigt, daß Bierbaum sich die Geschichte und sein Urteil darüber viel zu leicht gemacht hat. Der einseitige Litteratenstandpunkt ist überhaupt nicht der richtige, um auf einem so weiten und verwickelten Gebiet alles Wichtige zu erfassen und eindringender Würdigung zu unterziehen. Ganz abgesehen davon, daß die Theatergeschichte, wie sie das Publikum zu empfangen gewohnt ist, noch weit mehr als fable convenue gelten muß, als jede andere Geschichte. Die wahre Wahrheit ist überhaupt nur für den lieben Gott, der zwar ein gerechter, aber auch ein grenzenlos langmütiger Herr ist und sich für das jüngste Gericht Sachen aufspart, die wir armen, kurzlebigen, nach Gerechtigkeit dürstenden Menschen schon in dieser Welt entschieden sehen möchten. Inzwischen können wir uns der höheren Welt- und Kunstjustiz wenigstens durch gewissenhafte Sammlung urkundlichen Materials zu den geheimen Prozeßakten nützlich machen. Die besten Geschichtschreiber und die treuesten Rechtspfleger sind immer noch die großen Dichter. Ich habe die sichere Empfindung, daß z. B. Emile Zola in seiner „Nana“ ein zuverlässigeres Stück Boulevardtheatergeschichte hineingearbeitet und verewigt hat, als sämtliche Pariser Berufshistoriker zusammen jemals zu leisten vermochten. Die Wahrheit in der Dichtung zu sagen und unantastbar zu machen, ist ein großer Trost und eine hohe Pflicht aller berufenen Meister der Feder.

Wie unvollkommen die Tagespresse in diesen Dingen ihres Amtes waltet, zeigt der

Fall Stauffer-Bern. In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 336, München, 3. Dez. 92) schreibt ein, natürlich wieder ungenannter, mit bm zeichnender Herr recht hochfahrendes Zeug über diesen tiefunglücklichen Künstler. Er übt eine bis zum Absurden strenge Kritik an Stauffers „Bekenntnissen" — und zeigt in jedem Satze sonnenklar für jeden feineren Leser mit psychologisch geschultem Blick, daß er, der Kritiker, geistig und künstlerisch wie als einfache „Natur" weit weniger wertvoll ist, als sein so armselig verkritisiertes Opfer Karl Stauffer-Bern. M. G. Conrad.

Philosophie und Theologie.

Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Eine Fortsetzung des Votums über das Christentum Christi und die Religion der Liebe in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schultze, Oberpräsidialrat a. D. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1892. — Der sonderbare Titel könnte manchen Leser stutzig machen, aber beruhige sich ein jeder! Der Titel ist das einzige Geschmacklose an dem ganzen Buch. Th. Schultze behandelt die religiöse Frage der Gegenwart nicht in jener stümpernden Leisetreterei, wie Egidy u. Co., sondern er besitzt den Mut, die letzten Folgerungen aus seinen Vordersätzen zu ziehen. Daher spielt er nicht Fangball mit religiösen Gefühlen und Gefühlchen, jenem bekannten Aroma, nach dem die längst geleerte mythologische Konservenschüssel der positiven Religionen noch duftet, sondern er untersucht streng wissenschaftlich die Entstehungsgeschichte der religiösen Anschauungen und prüft auf Grund dieser wissenschaftlichen Ergebnisse ihren Wert oder Unwert für die Menschen unseres Jahrhunderts. Im „Christentum Christi" hatte er mit dem religiösen Semitismus abgerechnet; in der uns heute vorliegenden Schrift wird die altindische Weltanschauung, wie sie in den Veden niedergelegt ist, und der aus ihr herausgeborene Buddhismus einer kritischen Prüfung unterzogen. Daß diese Prüfung nicht nach dem Willen unserer Theologen ausfällt, schmälert ihren wissenschaftlichen Wert gewiß nicht. Es ist eben ein wirklich freier Geist, der hier an die religiösen Probleme herantritt. Das zeigt sich in der ruhigen, sachlichen Art, wie der Kern der jeweiligen religiösen Anschauung aus dem Wuste der mannigfachen Überlieferungen herausgeschält wird. Th. Schultze gehört nicht zu jenen Atheisten, die dadurch, daß sie den lieben Gott aus der Welt schimpfen, geradezu verraten, daß sie insgeheim ihn doch noch fürchten. Nein, jedes Poltern ist ihm zuwider; ruhig, als handle es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt, hat er im „Christentum Christi" die plumpe semitische Vorstellung eines persönlichen Gottes an der Hand der alt- und neutestamentlichen Urkunden nachgewiesen und die Seltsamkeiten und Ungeheuerlichkeiten des sogenannten göttlichen Heilsplanes, wie ihn die christliche Kirche lehrt, in klarer logischer Entwickelung dargelegt, und ruhig, als sei es wieder gar nichts weiteres, wird in seinem neuen Buche dieser semitischen Form der Welterklärung, die nichts weiter als ein etwas verfeinerter Fetischismus ist, die großartige philosophische Weltbetrachtung der arischen Urvölker Asiens entgegengestellt. Dort der Semit, unfähig, durch philosophisches Denken sich von der plump materialistischen Vorstellung des himmlischen Sultans loszumachen, und ebenso ohne alle künstlerische Phantasie, um von diesem Rachegott ein Abbild zu schaffen, und hier der Arier, der hinter jeder Naturerscheinung des Himmels und der Erde die eine, unendliche göttliche Kraft sieht, die er, dem Kindesalter entwachsend, als jenes unwandelbare, allen Schranken der Persönlichkeit und der Sinnlichkeit entrückte All-Eine erkennt, in das alles individuelle Leben, alles menschliche Bewußtsein ausmündet. Dort eine Moral zitternder Knechte, und hier eine Moral freier Asketen, die nicht die Furcht vor den Geboten und Verboten eines

fremden Gesetzgeberts, sondern der eigne Wille, die Sehnsucht nach dem Nirwana, der Seligkeit des Unbewußten, das Gute thun läßt. Wem könnte da die Wahl schwer fallen?

Das ist ungefähr Th. Schultzes Gedankengang. Ich gestehe, daß ich über den Wert des Buddhismus für unsere Zeit ganz anderer Ansicht bin. Nicht die Weltverneinung des grübelnden Ewigkeitsuchers, sondern die Weltbejahung des sich voll auslebenden Augenblicksmenschen wird die Losung der Zukunft sein. Kein Sterbelied brauchen wir, wohl aber einen Hymnus auf das Leben. Unserer Vergänglichkeit bewußt, schaffen wir uns in jedem Augenblick, da wir in die Höhen der Freude fliegen oder in den Abgrund des Leides niedertouchen, unsere eigene Ewigkeit. Die Religion mit ihren Drohungen und Tröstungen kann uns weder schrecken noch beglücken. An ihrer Statt ist es die Kunst, die uns jene Lebenserweiterung, jenes Allbewußtsein verschafft, in dem wir unser eigenes kleines Weh und Ach wie in einem Weltmeere begraben. Edgar Steiger.

Rettet die Kinder! Ein Mahnruf von Ernst Wichers von Gogh. — Berlin, 1892. O. Harnisch. — Der Verfasser bekämpft die im sozialistischen Programm ausgesprochene Ansicht, daß Religion Privatsache sei, auf das Heftigste. Dem Schöpfer Himmels und der Erden, dem dreieinigen Gott der Christenheit müsse offen der Krieg erklärt werden. Die Befreiung unserer Kinder vom Joche der Religion sei unsere heiligste menschliche Pflicht. Wer da wüßte, wie viele Menschen an dem Zwiespalt zwischen der religiösen Traumwelt und der harten Wirklichkeit scheiterten, müsse dafür sorgen, daß unseren Kindern solche Konflikte erspart blieben. Die Schrift mag als Agitationsschrift recht wirksam sein; die Behandlung der religiösen Frage ist allerdings so plump, daß kein Gegner sich dadurch beunruhigt fühlen wird. Oder glaubt der Verfasser wirklich, daß irgend ein gläubiger Christ — und deren giebt es doch noch einige — sich durch die Frage, warum der Gott Christus nichts von dem von ihm selbst geschaffenen Sonnensystem gewußt habe, auch nur im Geringsten verblüffen lassen? Wer die Religion lediglich mit den Waffen der Naturwissenschaft bekämpfen will, schlägt lauter Lufthiebe. Der erste beste Theologe wird ihn ganz einfach auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ verweisen, und so wohlfeile Triumphe sollte man seinen Feinden doch nicht gönnen. Edgar Steiger.

Zur Geschichte der Exegese. Inaugural-Dissertation v. Immanuel Plato. Frankfurt a. M. J. Kauffmann. — Immanuel ben Salomo de Romi, ein jüdischer Gelehrter, der zu Dantes Zeit abwechselnd Bibelkommentare und schweinische Gedichte schrieb, wurde von Immanuel Plato wieder einmal ausgegraben, um in einem dickleibigen Buche, zu dem die vorliegende Dissertation bloß die Einleitung bildet, abgeschlachtet zu werden. Unendlich viel Fleiß und herzlich wenig Geist steckt in dieser talmudistisch-scholastischen Arbeit, die in ihrer Citierwut und Wortklauberei, in ihrer Paragraphenreiterei und ihren endlosen Schematisierungen mit den armseligsten Philologenarbeiten des jüdischen Mittelalters wetteifert. Keine Spur von einem freien Geiste, der Zeit und Menschen zeitlich und menschlich zu verstehen sucht, sondern der engherzigste Buchstabenglaube, verbunden mit jenem jüdischen Größenwahn, der jede Zeile, die ein mittelalterlicher Jude gekritzelt hat, wie eine Gesetztafel vom Sinai anstaunt und breitspurig kommentiert. Doch das alles möchte noch hingehen. Daß sich aber Herr Plato, anstatt seine Dissertation hebräisch zu schreiben, an unserer lieben deutschen Sprache in empörendster Weise versündigt, geht mir denn doch über den Spaß. Freilich mußte sich, wie die hinten angehängte Vita beweist, das Lateinische dieselbe grausame Behandlung gefallen lassen. Edgar Steiger.

Vermischte Schriften.

Bei Bermann & Altmann in Wien sind die „Grundzüge der deutschen Poetik“ von Sommert in vierter Auflage erschienen. Das Werkchen (Preis M. 1,60) giebt, was sein Titel verspricht, in pädagogisch und didaktisch musterhafter Weise. Da es zunächst für den Schulgebrauch bestimmt ist, wird ihm niemand verargen, daß es sich in konservativen Schranken hält und den neuen Richtungen und Bestrebungen, Irrungen und Wirrungen in der Litteratur ferne bleibt. C.

Vom alten deutschen Reich zum neuen. Die deutschen Einheitsbestrebungen im 19. Jahrhundert volkstümlich geschildert von Heinrich Solger. München, C. Mehrlichs Verlag. 342 S.

Eins der bestgeschriebenen Bücher dieser Art. Mit enormem Fleiß ist der Stoff zusammengetragen, mit gewissenhafter Kennerschaft gesichtet, mit meisterlicher Darstellungskunst zu einem lückenlosen, schönen Ganzen verarbeitet. Und alles so grundehrlich, daß sich nur ein verbitterter Parteinarr am fröhlichen Optimismus des tapfer zu Kaiser und Reich stehenden Verfassers stoßen kann. Grad heraus gesagt: Solger denkt unendlich viel besser vom neuen Reich, als dieses nach unserer Auffassung es verdient; auch in der Kritik diplomatischer Persönlichkeiten (z. B. v. d. Pfordtens) verfährt er oft zu gelinde. Aber diese Milde und Wärme trägt nicht wenig zu dem intimen Zauber des Buches bei. C.

Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart, G. J. Göschen.

Der geniale Stauffer erreichte nur das Heilandsalter: 33 Jahre. Und über seinem jugendschönen Haupte schwebt eine blutige Leidenskrone. Ein herrliches Künstlerleben voll der seligsten Verheißungen, das als Schauspiel der Arbeit und Tapferkeit begonnen, hat über Nacht als erschütterndes Trauerspiel geendet. Bloß um einer thörichten Weiberliebe willen? Wer wollte das feststellen! Auch für den gewiegten Ethiker und Psychologen dürfte es schwer sein das letzte erklärende (nicht verurteilende!) Wort im Problemkomplex der Katastrophe. Das Brahmsche Buch bringt viel Quellenmaterial und wertvolle Fingerzeige für den Seelenforscher. Aber auch der Künstler und Ästhetiker von frischem Spürsinn kommt bei diesen Aufzeichnungen nicht zu kurz, denn sie enthalten Offenbarungen eines unablässig nach dem Höchsten ringenden Schöpfergeistes von wunderbarer Naivität und Rücksichtslosigkeit. Stauffer war eigentlich kein Moderner, er war eine Renaissance-Natur. Das verleiht seinen kritischen Bemerkungen über das heutige Kunstleben in München, Berlin, Italien u. s. w. doppelten Reiz. Seine Urteile z. B. über Lenbach sind geradezu von Bismarckscher Wucht und Treffsicherheit. Brahm hat sich mit den feinsinnigen biographischen Ein- und Überleitungen kein geringes Verdienst erworben. M. G. C.

Hat die Orthodoxie recht? Eine Reihe Untersuchungen von Kristofer Janson. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. Wiesbaden, H. Sadowsky. — Erstes Heft: Ist die Bibel ein inspiriertes Buch oder nicht? Das ganze Werk wird fünf Hefte umfassen. (Subskriptionspreis pro Heft 1 Mk., Einzelpreis 1 Mk. 20 Pf.) — Die Norweger offenbaren auch auf diesem Gebiete eine Frische und resolute Kraft, die unserem stubengelehrten Deutschland zum großen Teile abhanden gekommen ist. Auch in der Kunst liebenswürdig eindringlicher und volkstümlicher Darstellung ist dieser Kristofer Janson seinen meisten deutschen Kollegen überlegen. Wir kommen auf dieses vortreffliche Werk, so bald es abgeschlossen vorliegt, ausführlich zurück. C.

Dr. Martin Luther, sein Leben und Wirken in Liedern aus allen deutschen Gauen alter und neuer Zeit.

Herausgegeben von E. Müller. Mit 14 Bildern. München, M. Poeßl. Preis Mk. 3,60. — Ein elegant ausgestattetes, den antipapistischen Kreisen gewiß hochwillkommenes Buch.

Das Festspiel zu Rotenburg a. d. Tauber. Eine heitere Pfingstgeschichte von Albert Schultheiß. Mit 16 Abbildungen aus dem Festspiel. München, M. Poeßl. Preis Mk. 2,40. — Für die Freunde vaterländischen Lebens bedarf das prächtige Buch keiner besonderen Empfehlung. C.

Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Stuttgart, G. J. Göschen. LV und 123 S. — Das Werkchen bildet Nr. 40,41 der „Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts", begründet durch B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. Es enthält außer einer gut orientierenden Einleitung (keine von den ganz widerlichen hyperphilologischen Totschläger-Arbeiten) von H. Lambel folgende fünf Stücke: Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker, von Herder; Shakespeare, von Herder; Von deutscher Baukunst, von Goethe; Versuch über die gotische Baukunst, aus dem Italienischen des Frisi; Deutsche Geschichte, von Möser. Das Prachtstück über gotische Baukunst von dem 24jährigen Goethe ist bekannt, aber man muß jeden Anlaß begrüßen, der es dem heutigen Geschlecht zum erneuten Durchdenken unter die Augen rückt. Auch Mösers kurze Abhandlung enthält für den modernen Leser mancherlei lehrreiche Hinweise auf historische Vorgänge, die uns heute noch ans Herz greifen. Die übrigen Beiträge interessieren nur den gelehrten Fachmenschen. M. G. C.

Die Sozialdemokratie und die Moderne. Münchener Flugschrift von M. G. Conrad. München, E. Mehrlichs Verlag. Preis 40 Pf. — Ketzerblut. Ein nationales Protestbuch von M. G. Conrad. München, M. Poeßl. Preis 3 Mk. — Der Verfasser beider Schriften ist den Lesern dieser Zeitschrift ein alter Bekannter. Was er ihnen Neues oder Altes in neuer Form zu sagen weiß, mögen sie selbst beurteilen. So genügt hier der einfache Hinweis. X.

Johannes Janssen und die Geschichte der deutschen Reformation. Eine kritische Studie von Mathleu Schwann. München, Verlag von Karl Mehrlich, 1893. 16 Bgn. 3 Mk.

Der Verfasser, dessen Name schon durch mehrere Geschichtswerke rühmlich bekannt wurde, weist nach, daß das Fundament der Janssen'schen Geschichte des deutschen Volkes nur loses Geröll ist, auf dem jeder Versuch, eine konsequente Geschichte der deutschen Entwickelung zu geben, zum Mißerfolg führen muß. „Nicht eine Seite, nicht ein Satz von Janssen hat sein eignes Maß; alles ist unausgedacht, alles hat eine Gegenseite, welche Janssen nicht sehen und infolgedessen auch nicht zeigen konnte." Überall steht der Theologe Janssen dem Historiker Janssen im Wege. Es ist eine Freude für jeden ehrlichen Forscher, den Darlegungen Schwanns zu folgen. Die Leute aber, die auf Janssen geschworen haben, werden entsetzt aufschreien, weil ihr Götzenbild im Staube liegt. Wir sehen einem neuen Kampfe um Janssen entgegen und sind davon überzeugt, daß die Schrift Schwanns eifrig gelesen wird. Hier spricht ein unabhängiger Denker, ein Freund der Wahrheit. H. S.

„Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier und das Verbot der vierten Lateransynode" betitelt sich eine soeben von dem ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Breslau, G. Kaufmann, herausgegebene Broschüre, welche in weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen dürfte. Der Verfasser versucht den Nachweis zu führen, daß es wenige Reliquien giebt, bei denen man die Entstehung der Legende und das immer dreister werdende Auftreten der Fälschung so deutlich verfolgen kann, wie bei diesem Rocke, und indem

er dem berühmten Werke von Gildemeister & Sybel volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, bemerkt er, daß seit der Herausgabe der 3. Auflage des genannten Werkes (im Jahre 1845) Fortschritte in der Untersuchung der schwierigen Materie zu verzeichnen sind, welche eine weitere Klarstellung derselben ermöglichen. Professor Kaufmann wendet sich im Eingange seiner Darlegungen vor allem gegen die Beweisführung des Jesuiten Stephan Beissel, welcher in seinem Buche über die Geschichte der Trierer Kirchen die Klarheit der Thatsachen sehr geschickt zu verdunkeln gewußt hatte, und dem es auf diese Weise gelungen war, die Bedenken des Bischofs von Trier gegen die von der Katholikenversammlung zu Trier geforderte Ausstellung des Rockes zu beschwichtigen. Gegenüber der Beisselschen Schrift stellt Professor Kaufmann fest, daß die Verehrung des angeblichen heiligen Rockes zu Trier auf der Tradition ruhe, daß die heilige Helena im heiligen Lande das Kreuz Christi gefunden, dazu dann auch den ungenähten Rock, um den die Soldaten das Los warfen, und daß sie diesen Rock der Trierer Kirche geschenkt und gesendet habe. Hiermit in Widerspruch steht die Thatsache, daß wir Nachrichten über Helenas Reise im heiligen Lande besitzen, welche es unzweifelhaft machen, daß sie weder Kreuz noch Rock erwarb. Nachweisbar wußte man im 6. und 7. Jahrhundert in Gallien noch nichts vom heiligen Rock. Am Ende des 6. Jahrhunderts sammelte der Bischof Gregor von Tours die Legenden der Heiligen und erzählte auch, was er von dem heiligen Rocke hatte erfahren können — er ward in einer Stadt Galatiens aufbewahrt, 150 Meilen von Konstantinopel, liege dort in einer hölzernen Lade in einer Kirche „Zu den heiligen Engeln" und genieße dort große Verehrung. Im 7. Jahrhundert schrieb dann Fredegar, einer der einflußreichsten Chronisten Galliens im Mittelalter, daß der heilige Rock um 590 in der Stadt Zafad aufgefunden und nach Jerusalem gebracht worden sei. — Also steht jedenfalls fest, daß man im 7. Jahrhundert in Gallien davon überzeugt war, der heilige Rock liege in Jerusalem, und daß niemand daran dachte, ihn nach Trier zu verlegen.

Des weiteren beweist Kaufmann, daß man auch im 9. Jahrhundert in den Trier nahestehenden Kreisen noch nichts davon wußte, daß der heilige Rock in Trier sei, da der Mönch Altmann in seiner Vita Helenae unter den von Helena gesammelten Reliquien den Rock nicht erwähnt.

Einer der interessantesten Teile der Broschüre beschäftigt sich dann mit dem etwa 200 Jahre später in Trier verfaßten Leben des heiligen Agritius, der zur Zeit Helenas Bischof von Trier war, in welchem bewiesen werden soll, daß ein von Helena gesammelter Reliquienschrein nach Trier gelangt sei. Wir müssen uns hier darauf beschränken, zu bemerken, daß der Agritiusbiograph Ende des 11. Jahrhunderts noch nicht zu behaupten wagt, daß Helena den ungenähten Rock nach Trier gesandt habe. Unter den Reliquien nennt er ihn nicht und erst an einer späteren Stelle fügt er eine Legende hinzu, welche den Beweis erbringt, daß damals erst die Sage aufkam, Trier besitze im Helenaschrein den heiligen Rock.

In der Biographie des Agritius wird ein Privileg erwähnt, mittelst dessen der Papst Silvester dem Bistum Trier für alle Zeit den Primat über alle Kirchen von Gallien und Germanien neu erteilt und bestätigt, welchen Trier bisher schon besessen habe. Diese Silvester-Urkunde, die dem Agritiusbiographen 1080 vorlag, ist als falsch anerkannt. Übrigens zählt sie nicht einmal den heiligen Rock zu den Reliquien des Schreins der Helena. Es fand sich jedoch bald ein Fälscher, welcher dem falschen Diplome mehrere Worte hinzufügte, in denen er die Reliquien um den heiligen Rock vermehrte. Professor Kaufmann sagt nun auf Seite 17 seiner

Broschüre wörtlich: „Diese erweiterte Form der Silvester-Urkunde ist aber die Quelle, aus welcher die Nachricht, daß Helena den Rock gefunden und nach Trier gesandt habe, in die Gesta Trevirorum und damit überhaupt in die öffentliche Meinung von Trier geflossen ist. Im Laufe des 12. Jahrhunderts hat die Trierer Kirche diese Legende sozusagen amtlich recipiert, und als man dann die als Helenaschrein bezeichnete Reliquien-Kiste öffnete, fand man natürlich auch einen Rock, der sich für den ungenähten Rock ausgeben ließ, und der 1196 aus dem Nikolausaltar in den Hochaltar des Doms übertragen wurde."

Nach reiflicher Erwägung aller dieser Thatsachen kommt Professor Kaufmann zu dem Schlusse, daß der Helenaschrein und der heilige Rock in demselben zu den tausenden von falschen Reliquien gehören, über deren Fabrikation und schwindelhafte Ausnützung schon das vierte Laterankonzil und das Tridentinerkonzil geklagt haben.

Es steht zu hoffen, daß die Broschüre, welche bei Hermann Walther in Berlin erschienen ist, eifrig gelesen werden wird. Der Verfasser hat sich ein ganz besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er es dem Laien ermöglicht, sich eingehend über die Sachlage zu orientieren. —gst.

Französische Litteratur.

Paul Bourget, La Terre promise (Paris, Lemorre). — Mit seinem neuen Buch wendet sich Bourget mehr noch wie in früheren Werken an die kleine Schar von litterarischen Feinschmeckern, die fähig und willens sind, eingehenden philosophischen Erörterungen verständnisvoll zu folgen. Für diese bietet sich in dieser „Terre promise" ein Werk, das ihnen einen auserlesenen Genuß verbürgt, die große Lesegemeinde wird hier aber kaum das finden, was sie sucht und braucht, denn der vorliegende Roman kann nur bei rein äußerlicher Betrachtung der Unterhaltungslitteratur beigezählt werden. Die tiefgründige Art, wie hier Menschen und Dinge beobachtet und studiert werden, giebt ihm vielmehr den Wert und die Bedeutung einer wissenschaftlichen Facharbeit, die das feinorganisierte psychische Leben des modernen Menschen aufs neue einer gewissenhaften Untersuchung unterzieht. Das psychologische Problem, das sich der berühmte französische Seelenanalytiker diesmal zur Behandlung wählte, ist in dem geistvollen Vorworte, das dem Bande als Einleitung dient, angedeutet. Es heißt da: ‚Jusqu'à quel point le fait d'avoir donné volontairement la vie à un autre être nous engage-t-il envers cet être?" und weiter: „Dans quelle mesure notre personnalité est-elle obligée d'abdiquer l'indépendance de son développement devant cette existence nouvelle?" Die Beantwortung dieser Doppelfrage ist das eigentliche Hauptthema des vorliegenden Werkes. Bourget hat in den vier Personen, zwischen denen sich die Handlung des Romans abspielt, vier Charaktertypen geschaffen, die in der reichen Porträtgalerie, die wir dem feinen Pinsel Meister Bourgets verdanken, einen Ehrenplatz einnehmen. Daß das obengenannte Problem klar und einwandsfrei gelöst wird, ist für jeden selbstverständlich, der da weiß, mit welch peinlicher Sorgfalt der Autor bei seiner Analysierungsarbeit zu Werke geht. Bourgets phänomenale psychologische Spürkunst, die den kompliziertesten Organismus der „vie mondaine" mit solch verblüffender Sicherheit durchforscht, hat sich noch nie in so glänzendem Lichte gezeigt wie in dem vorliegenden Roman, dessen überreichen Gedankeninhalt eine einmalige Lektüre auch nicht annähernd ausschöpft. Je öfter man das Buch liest, desto mehr erkennt man, welche Summe von Geist und feinster Lebensbeobachtung hier angehäuft und in subtilster Weise verarbeitet ist.

Das eigentlich Romanhafte, das in Bourgets „Terre promise" ganz in den Hintergrund tritt, ist dagegen in dem Roman, den Hector Malot letzthin unter dem Titel „Complices" bei Flammarion in Paris veröffentlichte, die Hauptsache.

Hier handelt es sich in erster Linie um den reinen Unterhaltungszweck, den der Roman im übrigen aufs beste erfüllt. Malot ist in Technik und Psychologie ein Alter, aber er ist ein Alter, der seine Sache nicht nur aus dem Grunde versteht, sondern dem es um seine Kunst auch redlichster Ernst ist. In der Heldin seines neuen Romans zeichnet er uns in scharf umrissenen Zügen eine Frauengestalt, die unter dem Banne einer brünstigen Leidenschaft von Stufe zu Stufe sinkt und im moralischen Sumpf untergeht. An der sicheren Charakterzeichnung und der interessanten Gestaltung der Handlung erkennt man die geübte Hand des bewährten Routiniers. Alles in allem: ein lesbarer Roman, der sich der langen Reihe seiner Vorgänger ebenbürtig anreiht. — Das gilt auch von der Dorfgeschichte, die Georges Beaume unter dem Titel „Une race“ bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erscheinen ließ. Auch hier haben wir es mit der Arbeit eines Schriftstellers zu thun, der gut und fesselnd zu erzählen versteht, ohne zu plumpen Theatereffekten seine Zuflucht zu nehmen. „Une race“ wirkt vor allem durch die Lebenswahrheit der Vorgänge und der handelnden Personen, die keine bloßen Romanfiguren, sondern echte und rechte Menschen sind. Sprache und Darstellung lassen nichts zu wünschen übrig.

Eine arge Enttäuschung hat uns dagegen Gustave Guiches mit seinem ebenfalls bei Plon erschienenen Roman „Un coeur discret“ bereitet. Nach dem tüchtigen Anlauf, den der Autor in seinem „Philippe Destal“ genommen, durfte man alles eher erwarten als diese verwaschene Familienblattgeschichte, die den zweifelhaften Vorzug genießt, den Geschmack der höheren Töchter in vollkommenster Weise zu befriedigen.

Jeanne Mairets neuer Roman „Inséparables“ (Paris, Ollendorff) erweist sich als die anspruchslose Gabe eines liebenswürdigen Erzählkünstlers, bei dem es weniger auf das Was als das Wie der Darstellung ankommt. Der Roman wendet sich in erster Linie an das weibliche Lesepublikum, dem hier eine Unterhaltungslektüre von anziehendstem Reiz geboten wird.

„Périnaïk“ ist der Titel einer historischen Erzählung von J. Cantol (Paris, Plon), die sich die Aufgabe stellt, die Erinnerung an die bretagnische Zeit- und Kampfgenossin der Jungfrau von Orleans im Gedächtnis der Nachwelt wieder aufzufrischen. Der Autor entrollt uns in seinem Romane ein figurenreiches, farbensattes Gemälde, in dessen Mittelpunkt die Heldengestalt Périnaïks steht. Cantel bietet uns in seinem Buche nicht nur eine spannende Unterhaltungslektüre, sondern gleichzeitig auch ein Werk, das durch die Fülle des kulturgeschichtlichen Materials, das hier Verarbeitung fand, einen besonderen Wert erhält.

Viviane de Montmoran, der neue Roman des Vielschreibers Pierre Sales (Paris, Flammarion) ist ein Schmöker, der die Leihbibliothekslitteratur um einen weiteren Band vermehrt. Zu irgendwelcher Bemerkung giebt das harmlose Buch, das lediglich zur Befriedigung des stets regen Heißhungers des großen Publikums dienen will, keine Veranlassung.

Jules Verne bietet uns in seinem „Le Château des Carpathes“ (Paris, Hetzel) eine jener abenteuerlichen Geschichten, die der Begründer des wissenschaftlich-phantastischen Romans zu erzählen nicht müde wird. Vernes spezielle Eigenart kommt übrigens in dieser seiner jüngsten Schöpfung in vorteilhaftester Weise zur Geltung, und deshalb wird das Buch auch die beifälligste Aufnahme in den Kreisen der Verneschwärmer finden. Freilich, die sonderbare Geschichte, die uns hier aufgetischt wird, ist nur für jene genießbar, die auf Vernes Art eingeschworen sind, ernsthafte Leute werden rasch dahinterkommen, daß dieses „Château des Carpathes“ im Grunde ein echtes und rechtes „Château d'Espagne“ ist. Dagegen wird

jeder die Teile des Romans, die der Schilderung von Land und Leuten des Goldlandes Siebenbürgen gewidmet sind, mit Vergnügen lesen. Hier erweist sich Verne als realistischer Beobachter, der uns ein farbenfrisches Bild des Lebens und Treibens in den siebenbürgischen Goldbaudistrikten malt, und dieses Bild wirkt um so anziehender, als es uns Verhältnisse vor Augen führt, die so neu und eigenartig wie nur möglich sind.

Maurice Montégut veröffentlichte bei Dentu in Paris eine Sammlung von lustigen Schnurren und gepfefferten Gauloiserien, die den verfänglichen Titel „Don Juan à Lesbos" führt. Bei der großen Beliebtheit, deren sich solche litterarische Zwischengerichte erfreuen, wird es auch dem Montegutschen Buche an Lesern nicht fehlen. Die Prüden und Vorsichtigen thun allerdings gut daran, sich den Titel als Warnung dienen zu lassen; denn wenn die losen Geschichten, die der Band enthält, auch nicht so schlimm sind, als man nach der Aufschrift vermuten könnte, so sind sie doch immerhin noch stark genug, um den schamhaften Philister in Angst und Schrecken zu versetzen.

Von John Henry Mackays bekanntem Werk „Die Anarchisten", das in der „Gesellschaft" bereits eingehende Besprechung gefunden hat, ist im Verlage von Tresse & Stock in Paris eine von Louis de Hessem besorgte französische Ausgabe unter dem Titel „Anarchistes, moeurs du jour" erschienen. Man darf hoffen, daß Mackays interessante Arbeit, die von de Hessem sorgsam übersetzt wurde, auch bei dem französisch lesenden Publikum die verdiente Aufmerksamkeit erregen wird.

André Lefèvre, Les Races et les Langues (Paris, Felix Alcan). — Der an der „Ecole d'Anthropologie" als Professor wirkende Autor hat sich hier die Aufgabe gestellt, Ursprung und Entwicklung der Sprache im Zusammenhange mit dem lebendigen Organismus, der sie hervorgebracht, eingehend zu studieren und entledigt sich seiner schwierigen Aufgabe mit der Gründlichkeit und der geistvollen Art, die seinen wissenschaftlichen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge giebt. Lefèvres tiefdurchdachtes Werk ist von bahnbrechender Bedeutung nicht nur für den Sprachforscher, sondern auch für den Physiologen und Anthropologen. — Eine im gleichen Verlage erschienene Arbeit von Paul Souriau beschäftigt sich mit dem Anteil, den Hypnotismus und Suggestion an der Betrachtung des Schönen und in der Kunst haben. Das hochinteressante Buch, das den Titel „La Suggestion dans l'Art" führt, sucht an der Hand zahlreicher Beispiele den Beweis dafür zu erbringen, daß die ästhetische Wirkung eines Kunstwerkes zum großen Teil auf suggestive Einflüsse zurückzuführen ist. A. G—tze.

Edmond Picard, Synthèse de l'Antisémitisme. — Dem Olympier von Weimar däuchte die ganze Weltgeschichte nichts anderes, als ein Kampf zwischen Glauben und Wissen, dem Advokaten von Brüssel hingegen scheint sie (lediglich) ein Kampf zwischen Semitismus und Antisemitismus. Deutliche Spuren davon glaubt er schon im allergrauesten Altertum zu finden. Die hervorragendsten Erscheinungen seien: Die Kriege der Perser gegen Hellas, die Kämpfe der Punier gegen Rom, die Feldzüge der Araber in Spanien, die Kreuzfahrten (!!), die Fehden der Osmanen gegen das Abendland u. a. Noch mehr! Der Verfasser bestreitet den Semiten just so wie der Radaubruder Drummond alles und jedes Talent, sich in Künsten und Wissenschaften auszuzeichnen. Die maurische Hochkultur, meint er, — (um das Bezeichnendste anzuführen) — ist nicht den Schädeln der semitischen Araber entsprossen, sondern einzig dem Geist der (arischen) Völker. (!!) Die kühnen Nomaden haben sich die Civilisation der Unterjochten ganz einfach angeeignet und mit diesem gestohlenen Gut geprunkt. Was Christus betrifft, so entstammt derselbe (selbstverständlich) nicht dem jüdischen Volke,

aber irgend einer arischen Familie, da Galiläa von einem arisch-semitischen Nationalitätengemisch bewohnt war (vergl. diesbez. christl.-soz. Blätter, Leipzig). Wo sich die semitische Rasse mit der arischen vermischt, geht letztere zugrunde. So ist Griechenland und Rom durch den unseligen Einfluß der Semiten vernichtet worden (!!) und so wird auch ganz Europa fallen, wofern es gegen Sems Geschlecht nicht den Rassenkampf aufnimmt. Präservative? 1) Sämtliche Juden von den Ämtern ausschließen und 2) von den Christen absondern (vgl. das „Fremdengesetz" der deutschen Antisemiten). — Dies die Grundzüge des geharnischten Buches, das den Radikalen sehr willkommen sein dürfte. Wie man sieht: Dichtung und Wahrheit (3 : 1) flott durcheinandergequirlt, mit wohlfeilen Phrasen garniert und dem hungrigen Gaste unter zahllosen Bücklingen auf seine Bestheit (Arier = die Besten) vorgesetzt. Ebenso maßlos in Behauptungen, als mäßig in Begründungen ist diese „Synthese des Antisemitismus" ein Typus der modernen Fanatik. Selbstverständlich wirkt derlei ebenso widerlich und abstoßend, als die plumpe Bekämpfung des Antisemitismus, worin sich ein Österreicher auszeichnet. Es ist dies Herr Isidor Singer, Herausgeber der „Allg. Encyklopädie für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums". Derselbe hatte den seltenen — was sage ich — noch nie dagewesenen Einfall, unseren (d. h. österreichischen) Unterrichtsminister (Gautsch) in einem „offenen Briefe" die Organisation einer Lehrkanzel für den Unterricht der jüdischen Geschichte und Wissenschaften bei allen österreichischen Universitäten freundlichst anzuraten — was sage ich — anzuordnen! (Wahrscheinlich hofft er auf das jüdische Unterrichtsportefeuille.) Aber nicht genug daran! Monsieur Singer empfiehlt — immer verrede ich mich da — befiehlt ferner die Einführung der hebräischen Sprache als obligaten Lehrgegenstand in den Mittelschulen! (Als ob Österreich ohnedies nicht übergenug verjudet*) wäre!) Ist das nicht lustig? Man redet soviel von Überbürdung der Jugend, gegen Griechisch und sogar gegen Latein macht sich allenthalben Opposition geltend und da kommt Herr Singer mit Hebraicis! (Als ob die armselige, stumpfe, unvollkommene und für unsere Zeit ganz und gar nicht taugliche Sprache uns nötiger wäre, als das vollklingende Idiom der Hellenen und Römer. Risum teneatis amici!) Und weißt Du, lieber Leser, weshalb wir dieses schnarrende Hebräisch lernen sollen — was steht die Wette, daß Du in Deinem Leben nicht darauf kommst? — Weil — die jüdische Sprache die „Sprache der Fürsten und Könige" werden wird und dem „Judentum die Zukunft" gehört. Schwarz auf weiß! Blutiger Ernst! Und Herr Singer hat vollauf recht, wofern er unter den „Fürsten und Königen" die haute finance der Rothschilds, Königswerters, Bleichröders u. a. und unter der „Zukunft" die Aufsaugung aller Kapitalien und die Verarmung sämtlicher Gesellschaftsschichten versteht. Und zum Schluß: „Das von Jesaias und den übrigen großen jüdischen Propheten verkündete Gesetz Mosis wird die Religion der Zukunft." Gratuliere dazu! Da werden die Messer Arbeit kriegen! — — Ich habe den verrückten Salm des Herrn Isidor Singer angeführt, damit man daraus ersehe, wie nah dieser deutsche Jude jenem belgischen Antijuden**) verwandt ist und wie extrem beide sind. Bei Picard dummer Fanatismus, bei Singer fanatische Dummheit — in Einzelheiten verschieden, zusammengefaßt aber vollständig al pari, d. h. psychiatrischer Pflege bedürftig. — Und solche Köche läßt sich das Publikum ohne Protest gefallen! O tempora!

Stauf von der March.

*) Vgl. das klass. Beispiel: Zum neuen Erzbischof von Olmütz wurde ein Kahn (offenbar ein unverfälschter Arier) gewählt!

**) Picard ist übrigens in französisch sprechenden Ländern ein spezifisch jüdischer Geschlechtsname, wie bei uns etwa der Name Cohn. Giebt ein solcher „Antisemit" nicht auch zu denken?

Anm. d. Schriftleitung.

Englische Litteratur.

Die Amerikaner schätzen Goethe sehr hoch; das geht aufs neue hervor aus einem Buche des Professors Boyessen: „Essays on German Literature“, das hauptsächlich über Goethe, Schiller und — Gustav Freitag redet. Auch in England fängt man an, Goethe richtiger zu würdigen. Aber seltsamerweise ist es fast bloß sein „Faust“, den die guten Leute kennen. Von der Universalität Goethes, die ihn eben zum „Goethe“ macht, hat man drüben kaum eine Ahnung. Paul Heyse ist bekannter und beliebter als Goethe. Eine Flut von Artikeln und Broschüren ist in London erschienen über den kürzlich verstorbenen Lord Tennyson. Es wird konstatiert von der Presse, daß Tennyson nicht eigentlich populär geworden ist, wie Scott oder Byron es sind. Auch hat Tennyson in seinen späteren Jahren den frischen Pulsschlag der Zeit nicht mehr gefühlt und wurde ungerecht gegen die Kulturfortschritte Englands. Interessant ist es, aus Mrs. Ritschie's „Records“ zu erfahren, daß Tennyson schon als kleiner Knabe dichtete; und zwar im Auftrage seines Bruders Karl schrieb er an einem Sonntag Morgen, als alles zur Kirche war, ein Gedicht über die Blumen im Garten auf eine Schiefertafel. Tennysons letztes Werk ist in diesen Tagen, nach seinem Tode, herausgekommen unter dem Titel „The death of Oenone, Akbars dream and Other Poems. By Alfred Lord Tennyson.“ (Macmillian & Co.). Preis: 6 Schllgs. Die Önone ist die verlassene Braut des schönen Paris von Troja seligen Angedenkens. Besonders gut gelungen ist die Traumvision, in welcher Paris ihr erscheint. Noch weiter nach dem Osten führt uns „Akbars Traum“. Der greise Dichter hat hier sich selbst ein edles Denkmal seiner religiösen Toleranz gesetzt. Gewissermaßen das Thema dieses Gedichtes ist eine Inschrift, welche der Großmogul Akbar, der im 16. Jahrhundert Indien beherrschte, an einem Tempel in Kaschmir anbringen ließ auf den Rat seines Geheimrates, des Philosophen Abul Fazl. Die Inschrift lautet: „Ob von der Moschee das heilige Gebet gemurmelt wird, oder ob eine christliche Kirche die Glocken ertönen läßt aus Liebe zu Dir — bald besuche ich die christliche Kapelle, bald die Moschee. Aber es ist immer Du, den ich suche von Tempel zu Tempel.“ Aus den „Other Poems“ hebe ich hervor „Charity“, worin der Dichter in ergreifender Weise die Geschichte eines betrogenen und doch vergebenden Frauenherzens schildert. — Viel Kopfzerbrechens machen sich jetzt die Leute in England über die vorläufig ziemlich müßige Frage, wer denn der Nachfolger des gekrönten Dichters am Hofe sein soll. Manche schlagen vor, diesen bloß £ 70 tragenden Posten gar nicht wieder zu besetzen, einen Posten, der einen großen Dichter nicht größer, einen unbedeutenden Dichter aber noch kleiner, weil lächerlich zu machen geeignet sei. Andere meinen spottend, Mr. Gladstone solle, weil er in der Politik so ungalant den Frauen das Stimmrecht versagt habe, hier sich revanchieren und eine Novellistin krönen lassen. Andere schlagen den „Ästhetiker“ Ruskin vor. Man sieht daraus, daß im Augenblick niemand in England auch nur annähernd so berühmt ist wie Tennyson. In Deutschland wird schwerlich ein Litterat Aussicht haben, Minister zu werden. Dem Herrn Labouchere, dem Chefredakteur von „Truth“ in London, wäre es wenigstens fast gelungen, Minister zu werden, wenn seine „Wahrheiten“ nicht oft allzu nackt wären und nicht gerade mit Vorliebe aus den allerhöchsten Kreisen ihre Stoffe wählten. Nebenbei will ich bemerken, daß John Bull trotz seiner 300000 Wörter in eine drollige Verlegenheit versetzt worden ist bei dem Versuche, den deutschen Roman von O. Heller „Unter genialen Menschen“ ins Englische zu übersetzen; für das Wort „genial“ hat man im Englischen kein Wort! Dies so wenig als für das Wort „Gemüt“. — Noch will ich einige hübsch illustrierte „Fairy

tales" erwähnen. Aus den „Indian Fairy Tales" erfahren wir, daß Indien die Urheimat des Märchens ist, so manchen Märchens, das wir für altdeutsch zu halten geneigt sind. Der Herausgeber ist Joseph Jacobs. Ähnlicher Art ist das „Green Fairy Book" by Andrew Lang; „Fairy Tales in Other Lands" von Julia Goddard; letzteres Buch mit 86 Illustrationen und nur $3^{1}/_{2}$ Schillinge kostend. Kein Land der Welt ist reicher an prachtvollen, guten und billigen Weihnachtsgeschenkbüchern als England. Freilich werden die Chromolithographien dazu häufig in Nürnberg hergestellt, aber nach englischen Originalen. — Der Schriftsteller Walter Besant klagt in einem Vortrage über die in England zunehmenden Leihbibliotheken und mahnt die Autoren, dagegen vereint Front zu machen. Der berühmte Baritonist Santley hat seine Memoiren herausgegeben und macht durch seinen drolligen Humor viel Glück damit. Ein bedeutendes Werk ist „Life of Michelangelo" von J. A. Symonds; 2 große Bände. Dr. Adolf Brodbeck.

Skandinavische Litteratur.

Die dänische Ernte von 1891 und 1892 ist nicht sonderlich reich gewesen. Wenn ich von den drei Büchern Schandorphs absehe — sie sollen im nächsten Bericht besonders besprochen werden — ist nur ein dichterisch bedeutendes Buch erschienen, Henrik Pontoppidans „Muld". Das übrige ist Kleinkram oder Journalistenarbeit. Ich will einiges vorführen. Auf Vollständigkeit kommt es mir dabei nicht an. Den ganzen Augiasstall auszumisten, kann auch nicht von einem deutschen Kritiker verlangt werden; denn streng genommen wäre es doch nur meine Pflicht, auf Arbeiten hinzuweisen, die auch für uns, für die junge deutsche Litteratur Bedeutung haben. Nach diesem Grundsatz werde ich in der Folgezeit verfahren; wenn also weniger besprochen wird, wenn auch Bücher bekannter Verfasser unberücksichtigt bleiben, dann ist es eine stille Kritik.

Da ich einmal bei allgemeinen Bemerkungen bin, mag noch eine Abschweifung gestattet sein. Wir sind in den letzten Jahren in mehr als einer Beziehung Nordlandsaffen gewesen. Die Ibsenverehrung hat Dimensionen angenommen, die jeden, der noch gesunde Sinne hat, stutzig machen muß. Kiellands und Björsons mehr oder minder gute Produkte sind nordlandgläubigen Herzens als Meisterwerke genossen worden. Meinetwegen. Es ist vielleicht mein persönliches Unglück, daß ich an Ibsen immer den Philister gerochen habe und vor allen Dingen seinen letzten Dramen gegenüber, Produkten wie der „Frau vom Meer" gegenüber, auf dem Standpunkt stehe, daß sie nur deswegen Beachtung verdienen, weil ihr Verfasser früher etwas geleistet hat. Aber merkwürdig ist es, daß in der letzten Zeit Dinge übersetzt worden sind, die auch nicht einen Deut wert sind. Aber sie sind nordisch, sie sind nicht deutsch und daher gut. Was sollen uns Arbeiten wie Christiansens „Lätizia", wie Knut Hamsuns „Hasard", wie Henning Jensens „Kapellan", wie Peter Nansens „Ein glückliches Heim", was soll uns die wüste Phrasendrescherei Ola Hanssons? Wenn durchaus übersetzt werden soll, so übersetzt doch wertvolle Sachen. Und das ist gerade die Schmach und Schande, daß die selbständigen und eigenartigen Schöpfungen zum Teil noch nicht, zum Teil miserabel übersetzt sind. Macht uns mit den besten Leistungen von Schandorph und Pontoppidan bekannt. Antiquiert endlich einmal die miserabeln Brausewetterschen Übersetzungen der beiden ersten Romane von Garborg. Die Koibotnbriefe, dieses Litteraturkleinod, harren noch des Übersetzers. Macht uns Amalie Skram vertraut und Erik Skrams „Gertrude Colbjörnsen", von den Schweden Verner von Heidenstam, Snoilsky, Rydberg. Aber verschont uns mit den Dichtereien eines Edvard Brandes oder gar mit den Produkten des bei lebendigem Leibe hochseligen Rudolf Schmidt.

Man könnte sich die wüste Übersetzerei

immerhin noch gefallen lassen. Aber im Zusammenhange damit steht, daß unser liebes Litteraturpublikum in die verrückteste Nordlandsbewunderung hineingedufelt ist. Hier gilt es einzusetzen; es gilt, der lieben Plebs klar zu machen, daß vom Norden kein Messias zu erwarten ist. In Dänemark, in Schweden, in Norwegen — überall fehlt guter litterarischer Nachwuchs, es fehlen die Leute von 20 bis 30 Jahren. Es fehlt die verheißungsvolle Frische. Wenn Ihr die finden wollt, meine lieben Deutschen, dann spart euch den Weg. Bleibt hübsch zu Hause und seht Euch hier um. Ihr sucht im Norden vergeblich einen Liliencron, Arno Holz, Julius Hart, Dehmel und Falke. Ihr sucht im Norden vergebens nach dem sozialen Pathos des jüngsten Deutschland. Aber Herrgott, ja, das ist Euch ja nicht angenehm. Wenn's wenigstens echt importiert wäre — nicht wahr?

Und nun schnell über einigen Kleinkram hinweg!

Oskar Madsen, auf den einige nicht geringe Hoffnung setzen, hat einen Roman „Frohe Jugend!" geschrieben, in echter Journalistenmanier, in fließendem Stil, unterhaltend, aber jeder dichterischen Kraft bar. Das zeigt sich besonders an den Stellen, wo die Leidenschaft zu Worte kommen soll: dann werden hübsch Phrasen übereinander getürmt, die das dumme Leservieh blenden sollen. Und Leser hat das Buch gefunden, schon deswegen, weil es den Philistern behagt, etwas von der litterarischen Bohême zu erfahren, die hier mit durchsichtiger Maske geschildert ist.

Axel Betzonich stellt in „Myrrha" zwei Geschichten zusammen, wo von Kindesmord und Gattenmord, von leidenschaftlicher Zuneigung des Vaters zur Tochter zu lesen ist — ganz interessanter Stoff, mit oberflächlicher Geringschätzung der Moral, die man eher hassen als verlachen sollte, ohne psychologische Vertiefung, kraß und flach.

Gustav Wied schreibt ein kleines unbedeutendes Drama, das einem hochverehrlichen Publiko mit Recht wenig behagt, das aber mit weniger Recht ausgepfiffen wird, daneben ein paar Skizzen, nicht übel arrangiert, hübsch zu lesen und leicht zu vergessen.

Henning Jensen bringt zwei Tendenzromane: „Der Kapellan" und „Pastor Dahlberg". Der zweite eine Fortsetzung des ersten. Ein alter rationalistischer Geistlicher, der mit seiner Gemeinde in schönstem Frieden lebt, bekommt einen jungen Kapellan zum Gehilfen, der, streng orthodox, die „reine" Lehre predigt. Er macht dem alten Herrn die Gemeinde abspenstig. Der alte Schulmeister muß weichen. Ein Mädchen, das einen Freidenker liebt, geht in der Verzweiflung ins Wasser, da sie weder von ihrer Liebe lassen, noch mit dem der ewigen Verdammnis Verfallenen leben kann. Als die Anhänger des Kapellans dem alten Pastor eine Adresse überreichen, die seinen Abschied fordert, wird er vom Schlage gerührt und stirbt. Seine Tochter, die der Kapellan für seine Anschauungen gewonnen, wird an ihrem Verlobten, einem freidenkenden Arzte, und an ihrem Vater irre; sie endet im Wahnsinn. Das der Inhalt des ersten Romans. Man sieht, es ist starker Tabak. Von einer dichterischen Bewältigung des Stoffes ist keine Rede. Dasselbe gilt von dem zweiten Roman. Immerhin wird man beide Romane mit Nutzen lesen. Der Verfasser, verabschiedeter Geistlicher, kennt die verschiedenen Richtungen innerhalb der Landeskirche aus dem Grunde und hat ihre Repräsentanten teilweise mit großem Geschick charakterisiert. Der Haß schärft die Augen. Nur schade, daß Haß und guter Wille noch keinen Dichter machen.

Karl Larsen hat sich in zwei kleinen dramatischen Arbeiten als scharfer Beobachter des gesellschaftlichen Lebens erwiesen. Diesmal ist er mit dem „bunten Buche" auf der Bildfläche erschienen und müht sich damit ab, alte Sagen (Tristan, Rattenfänger ꝛc.) zu erneuern, schreibt einen Stil, der weder alt noch neu ist, interessant im einzelnen, feinsinnig, teilweise stimmungsvoll; aber solchen Trödel hätte ein Mann, an den sehr große

Anforderungen gestellt werden dürfen, andern überlassen sollen. Im Tilskuer hat er ein paar eigenartige Gedichte „Bettler“ veröffentlicht, von denen ich gern Proben mitteilen würde, wenn mir es gelungen wäre, sie metrisch zu übersetzen.

Hermann Bang bringt zwei Sammlungen von Kleinigkeiten: „Zehn Jahre“ und „Das Theater“. Das erste Buch selbstgefällig arrangierte Memoiren — etwas frühzeitig gesammelt, will mir scheinen. Beide Bücher so manieriert geschrieben, daß wir wohl endgültig die Hoffnung aufgeben müssen, vom Verfasser von „Stuck“, „Tine“ und „Am Wege“ etwas Frisches und Gesundes zu lesen.

Edvard Brandes, der nun einmal das Dichten nicht lassen kann, hat ein Schauspiel „Unter dem Gesetz“ geschrieben. Ein Ehemann verliebt sich in eine sehr kluge Dame, die an einen geisteskranken Mann gekettet ist; das Paar beschließt, auf und davon zu gehen. Aber der Ehemann begeht die unverzeihliche Dummheit, das seiner Frau zu verraten. Sie besteht auf ihrem Recht, und die beiden Reiselustigen lassen die Fahrt bleiben. Das kommt dem Leser nicht unerwartet; denn er hat niemals daran geglaubt, daß sie reisen wollen. Im übrigen mag zugestanden werden, daß das Stück besser ist als was Brandes sonst geleistet hat („Ein Besuch“ vielleicht ausgenommen), also etwa das Maximum Brandesianischer Leistungsfähigkeit darstellt. Aber was will das bedeuten?

Johannes Jörgensen bietet in seinem „Sommer“ dem, der seine beiden andern größern Arbeiten kennt, nichts Neues. Der Stil ist sicherer und weniger manieriert. Man kann dem Buche auch die Prädikate zart, duftig, stimmungsvoll, gefühlvoll beilegen und was dergleichen frauenzimmerliche Ausdrücke mehr sind. Alles hängt in der Luft, Stimmung ist an Stimmung gereiht, ein kleiner Stumpf Handlung, nirgends feste Umrisse; also ähnlich wie in den frühern Büchern, nur blutloser, saftloser — musikalische Schwindsuchtspoesie.

Gustav Esmann hat zwei Zweiakter (Skuespil. Kopenhagen, Schubothe 1891), ein dreiaktiges Lustspiel (Den kære Familie. Kopenhagen, Philipsen 1892) und einen Band Prosa (J Kjobenhavn. Schubothe 1891) veröffentlicht. Es ist sehr ungleiche Ware. Der Prosaband verdient kaum genannt zu werden. Esmann schildert das lustige Kopenhagen. Einzelne kleine Beobachtungen sind nicht übel, aber der Verfasser affektiert einen blasierten Standpunkt, der die Lektüre zum Ekel macht. Höher stehen die dramatischen Arbeiten. Der Zweiakter „Vor der Hochzeit“ ist das Wertvollste. Ein Maler ist mit der geliebten Frau im Auslande gewesen, hat sich mit ihr umgesehen und darüber seine Kunst versäumt. Nach seiner Heimkehr merkt er, daß die Genossen fortgeschritten sind, er zurückgeblieben. Sein Bild taugt nichts. Er macht sich frei, um seiner Kunst zu leben. Die Darstellung ist fein und stimmungsvoll, namentlich die Frau, die mit aller Gewalt den Geliebten festhalten will, ist glücklich gezeichnet. Aber der Konflikt ist nicht tief gefaßt und nicht mit der nötigen Energie durchgeführt. Unbedeutend sind „Die Witwer“. Der Ehemann faßt einen Freund auf der Straße ab und nötigt den Widerstrebenden, ihn zu besuchen. Während sie trübe Gespräche austauschen, wird die Leiche der Frau gebracht: sie ist überfahren worden. Im zweiten Akt sitzen die Männer wieder beisammen; im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, daß die Frau an jenem Abend dem Freunde des Mannes ein Stelldichein gegeben. Der Mann tröstet sich damit, daß nun beide Männer Witwer sind. Nach meinem bescheidenen Empfinden etwas schnell, aber sehr vernünftig und empfehlenswert. „Die liebe Familie“ ist, rein formell genommen, recht gut gelungen und sehr amüsant. Das Stück macht die Kopenhagener Familiensimpelei lächerlich. Aber es ist bezeichnend für die Oberflächlichkeit des Verfassers und seine rein technische Kunst, daß er aus dem Stoffe ein gutmütiges, unschuldiges Lustspiel gemacht

hat, das keinem ein Härchen krümmt, das hoftheaterfähig ist. Der Verfasser von „In Kopenhagen“ ist einer scharfen Satire nicht fähig. Und doch sollte man meinen, daß das Leben der Großkaufmannsfamilie, die hier geschildert wird, jede andre als eine scharf satirische Auffassung unmöglich mache. Aber um Gotteswillen nur keine soziale Satire, nur nicht anstoßen, ein bißchen ironisch, nur nicht verletzen; man darf doch dem guten Publikum keinen Schrecken einjagen. Nur immer hübsch leidenschaftslos. Das ist das Unglück an der ganzen dänischen Dichterei der letzten Zeit. Aus Furcht vor lächerlichem Pathos immer hübsch platt und flach. Daß die sozialen Zustände der Gegenwart eine derbe, scharfe, grobe Behandlung verlangen — das ahnt niemand. Und doch herrschen gerade in Dänemark politische Zustände, die frische, unmittelbare Dichtercharaktere wie mit Naturnotwendigkeit zur Satire treiben sollten.

In dieser Gesellschaft nimmt sich Henrik Pontoppidans Roman „Muld“ (Philipsen, 1891) aus wie eine frische, robuste Bauerndirne unter städtischen Schwindsuchtskandidaten. Der Roman ist die erste Hälfte seines Ganzen; hoffentlich entspricht der versprochene zweite Teil dem ersten. Pontoppidans Schriftstellerei ist nicht immer aufwärts gegangen. Neben vielversprechendem (z. B. „Wolken“) stand geradezu wertloses, wie „Gespenster“, ein Produkt à la Marlitt. Um so erfreulicher das letzte Buch, das dem Verfasser einen endgültigen festen Platz in der dänischen Litteratur anweist, selbst wenn der zu erwartende zweite Band die hohen Erwartungen täuscht. Das, was an dem Buche so erfrischend wirkt, ist die forderungslose Echtheit der Schilderung; man merkt sofort, daß man es hier nicht mit einer auf Grund mühsam gesammelten Materials gegebenen Darstellung zu thun hat. Der Verfasser giebt aus dem Vollen. Er kennt seine dänischen Bauern. Er hat sich in ihren Gedankengang hineingelebt, so daß er ihn mit Leichtigkeit wiedergeben kann. So entstand ein spezifisch dänisches Buch, das ähnlich wie Schandorphs eigentümlichste Produktion volles Verständnis, liebevoll alle Einzelheiten nachfühlendes Genießen nur in Dänemark finden wird. Uns Deutschen ist ja der Grundtvigianismus, die Bauernhochschulbewegung fremd. Der Bauer hat bei uns eine andre Bedeutung. Wir sehen in ihm, politisch genommen, das konservative, retardierende Moment; in Dänemark sind im Bauernstand liberale Ideen eingewurzelt, die wohl, wie jetzt, an Kraft und Stärke einbüßen, aber niemals ganz ausgerottet werden können. Dadurch hat sich der dänische Bauer weit mehr politische Achtung verschafft; man hat Respekt vor ihm. Noch ein anderer Punkt muß hervorgehoben werden. Wir hören oft die Klage, daß Berlin sich eine immer mehr dominierende Stellung aneignet; wir klagen über Berlinerei in Kunst und Gesellschaftsleben. Dieses Übergewicht der deutschen Hauptstadt ist aber gering, mit dem verglichen, das Kopenhagen über Dänemark hat. Denn streng genommen stehen ja neben Kopenhagen nur ein paar Krähwinkelnester. Also die entschiedenste, fühlbarste Centralisation. Kopenhagen ist Dänemark. Bedenkt man diesen Gegensatz zwischen der Hauptstadt als dem alles aufsaugenden Kulturherd und dem Land und nimmt man dazu die volkstümlichen Regungen innerhalb der dänischen Kirche, dann wird man die Entwickelungsgeschichte des jungen Kapellans begreifen, den Pontoppidan schildert, wird begreifen, wie das Kopenhagener Kind dazu kommt, die Hauptstadt zu verlassen, seine Thätigkeit auf das Land zu verlegen und hier sich mit begeisterter Energie in die Bauernseele hineinzuleben, im Überschwang seiner Liebe eher zu viel als zu wenig von der Kultur aufgeben will, wie er, als ihm die theologische Wirksamkeit verschlossen zu werden scheint, rasch entschlossen ist, Bauer zu werden, man wird begreifen, wie er endlich dazu kommt, die Bauerntochter Hansine zu heiraten, um somit aufs klarste zu beweisen, daß ein „fruchtbringendes Verständnis“ zwischen Städtern und Bauern möglich ist. Den Schluß

des Buches bildet eine den Leser bestechende Scene; beim Scheine der Fackeln, die die Bauern zur Ehre ihres Pastors aufgepflanzt haben, fährt der Pfarrherr mit seiner Bauernbraut dem Pfarrhause zu, froher Zuversicht, in der festen Überzeugung, daß er nun das Denken, Träumen, Sorgen und Hoffen der Hüttenbewohner innerst inne verstehe, „die hier in ihren halb unterirdischen Wohnungen leben und in der schwarzen Erde graben und sich abmühen“. Er hat das Zauberwort gefunden, das die Erdhügel öffnet.

Wenn ich den Eindruck, den das ganze Buch macht, schildern will, dann muß ich den Leser bitten, sich zu erinnern, welchen Eindruck die Lektüre Rousseaus auf ein junges Gemüt macht. Hier wird ein Mensch geschildert, der die Begeisterung für die Natur, für das ursprüngliche in That umsetzt, während sie bei uns eine mehr oder weniger starke Empfindung gewesen ist. Und die Kraft Pontoppidans ist so groß, daß er uns das Geschilderte glauben macht; wir haben Schritt für Schritt das Gefühl innerer Wahrheit, und folgen mit einer gewissen Wehmut der Entwicklung der jungen Seele, die Begeisterung nachfühlend und verstehend. Pontoppidan steht über seinem Stoffe; die Anschauungen seines Helden sind nicht seine Anschauungen. Das kommt hin und wieder deutlich zum Vorschein. Und das läßt für den zweiten Band das beste erhoffen. — Ich würde gern auf Einzelheiten eingehen, einzelne Schönheiten hervorheben. Aber dies erforderte Übersetzung ganzer Stellen und würde auch dann noch nichts nützen, da das Buch in seiner Gesamtheit genossen sein will. Ich will nur bemerken, daß „Muld“ in hervorragendem Grade von Romankniffen frei ist, von jenen entsetzlichen Stellen, wo rein journalistische Mache zum Vorschein kommt.

Ich wünsche dem Buche einen Übersetzer; es wird allen denen, die den Wert eines wirklich nationalen Realismus erfaßt haben, herzlich willkommen sein. Hoffen wir, daß es nicht einem der Übersetzungsstümper in die Hände gerät.

G. Morgenstern.

Cammermeyers Verlag (Christiania und Kopenhagen) hat die vier ersten Hefte von „Norsk idræt“ übersandt; Schilderungen der verschiedenen Zweige norwegischen Sports. Auf litterarische Bedeutung erhebt das Buch natürlich keinen Anspruch. Die Darstellungen sind lebendig und geschmackvoll; die Ausstattung gut. G. M.

Jungschweden. Es geschieht selten, daß ein skandinavischer Verleger oder Verfasser der Redaktion der „Gesellschaft“ ein Buch übersendet. Um so erfreulicher war's mir alten Ballonmütze, daß die Verfasser von: Från Lundagård och Helgonabacken, Lundensisk Studentkalender (Lund, Gleerup) bei uns anklopften. Ein Gruß Jungschwedens an Jungdeutschland! Möge er ein gutes Vorzeichen sein. Mag man sagen, was man will, der skandinavische Realismus (wenn ich den dänischen, norwegischen und schwedischen einmal zusammenfassen darf) steht doch dem deutschen in seinem innersten Wesen viel näher als dem französischen, wenn er auch gerade von diesem starke Anregungen, von dem deutschen bislang keine erhalten hat. Strindberg und Arne Garborg sind bei uns heimisch geworden, oder werden es. Zola können wir bewundern, aber im Grunde genommen bleibt er uns fremd. Möge es dahin kommen, daß die junge Litteratur aller germanischen Länder sich der engern Verwandtschaft deutlicher und deutlicher bewußt wird.

Ich kenne keinen der jungen Lundenser, die sich hier zusammengethan haben. Nur der Name Birger Mörners ist mir bekannt. Ich muß also nach den paar Proben beurteilen, die den Inhalt des Buches ausmachen. Lyrik wechselt mit Prosa, Abhandlung mit Dichtung. Die einzelnen Charaktere sind verschieden und werden nur von einem Band zusammengehalten: sie sind jung und modern, vielleicht manchmal hypermodern. Clemens Cavallin giebt eine sympathische Schilderung des alten Materialisten Lutrez. Otis Strömgren geht mit Ola Hanssons „Gegen den Materialismus“ ins Gericht; er nimmt

meines Erachtens den Herrn zu ernst. Wenn man Hansson, der sich bei uns jetzt so unerträglich breit macht, die Prophetenfetzen vom Leibe reißt, kommt doch ein lächerlich kleines Männchen zum Vorschein, das mehr komisch als ernst genommen zu werden verdient. Johan Erikson ist in seinem Aufsatze „Junge Kunst“ hypermodern begeistert für Willumsens Malereien, die ja ganz interessant, aber doch höchstens Ansätze zu etwas Neuem sind. Von den Prosadichtungen ist Lars Rydners Bauernnovelle recht beachtenswert. Der Ton der Darstellung ist sicher und echt; schade, daß sie gegen den Schluß sehr skizzenhaft ist. Von Rydner kann Gutes erwartet werden. Den Tagebüchern Johan Eriksons und Axel Wallengrens kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Die Lyrik ist am reichlichsten vertreten. Hervorragen Birger Mörner (z. B. Waldinterieur) und August Toll. Vielversprechend ist Axel Wallengren mit seinen stimmungsvollen Sehnsuchtsliedern (z. B. Mondschein). Weniger behagt mir Emil Kleen, wenn er die Rosa mystica, virgo intacta besingt; andre Gedichte lassen ahnen, daß das nur vorübergehende Stimmungen sind.

Es kann mir nicht einfallen, irgend welches bestimmtes Urteil über die einzelnen Verfasser aussprechen zu wollen. Dazu sind die Beiträge zu wenig zahlreich. Aber das Gefühl hab ich, daß hier frische, tüchtige Kräfte vorwärts streben. Glück auf!

Ballonmütze.

Vermischtes.

Der Vortrag über das jüngste Deutschland, welchen Herr Lic. Kirchner unlängst im kaufmännischen Vereine in Mannheim hielt und der des aktuellen Gegenstandes wegen eine so große Zuhörerschaft beigezogen hatte, verdient noch einmal außerhalb des Rahmens des gewöhnlichen objektiven Referates an dieser Stelle besprochen zu werden, nicht etwa seines Wertes wegen, sondern eben weil ihm seitens des hiesigen Publikums ein so großes Interesse entgegengebracht wurde. Herr K. leitete seinen Vortrag damit ein, daß er den Bestrebungen und Leistungen des jüngsten Deutschlands durchaus objektiv gegenübertreten und das Gute gern anerkennen werde. Nach dieser Einleitung behandelte er sein Thema von seinem subjektiven Standpunkte in der Weise, daß er unsere neueste Litteratur samt und sonders in mehr oder weniger geschmackvoller Weise kritisch zerriß und dem Hörer lächerlich und verächtlich zu machen suchte. Der Redner behandelte seinen Gegenstand etwa in der Weise, wie jener Tierfreund, der seinem Pudel erst ein Stück Zucker gab, ihn dann tüchtig durchbläute, um ihm zum Schlusse liebevoll das Fell zu streicheln. — Ich verdenke es niemanden, am allerwenigsten einem Lizentiaten, wenn er in dem heutigen Parteikampfe Stellung gegen unsere „Jüngsten“ nimmt; aber wenn er sich doch einmal berufen fühlt, dies in einem öffentlichen Vortrage zu thun, dann sollte er sich zum mindesten aber einer besseren Gründlichkeit und Ehrlichkeit befleißigen, als es der Redner gethan hat. Vor Beginn seines Vortrages gab letzterer eine kurze historische Skizze des jüngsten Deutschlands, um alsdann dessen Stellung zur Poesie, den Frauen und der Gesellschaft klarzulegen. Vor allem gab er eine kleine Auslese von Dichtungen Arents, Henckells u. a. zum besten, welche bezwecken sollten, die Anwesenden einstweilen auf die Gänsehaut vorzubereiten, welche seine späteren Ausführungen bei der naiven Zuhörerschaft hervorbringen sollten. Diese Dichtungen, oder richtiger gesagt, aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstücke, sollten die Stellung der Neuesten zur Poesie „als solche“ charakterisieren und einen Schluß auf die dichterische Kraft derselben ziehen lassen. — Setzen wir den Fall, es bestände irgendwo eine Anzahl Menschen, die von der Existenz Schillers und Goethes keine Kenntnis hätten, und denen irgend ein Professor oder Lizentiat die beiden Dichter-

heroen als rohe, jedes Schönheitssinnes entbehrende Kraftlümmel hinzustellen suchte, indem er die Kraftstellen aus den „Räubern" und dem „Götz" einzeln und mit behädiger Breitspurigkeit zur Vorlesung brächte! Genau nach dieser Methode verfuhr Herr K. Das genüge! Die vielen Frauen und Mädchen, welche der Vorlesung beiwohnten, schien sich der Herr Lizentiat als eine besonders erbauungsbedürftige dankbare Herde vorzustellen; denn den Schwerpunkt seiner Ausführungen legte er in das Verhältnis des jüngsten Deutschlands zum Weibe. — Nur in Spelunken, Kaffee- und noch schlimmeren Häusern suchen sie die Modelle ihrer weiblichen Gestalten!

Gewiß thun sie das mitunter, und meiner Ansicht nach bietet auch das Leben mancher „Magdalena" mehr psychologisches und künstlerisches Interesse, als das Dasein eines Fabrikanten- oder Professorentöchterleins, das der Reihe nach geboren, getauft, konfirmiert, getraut, in Ehren Mutter und Großmutter wird, und damit eine recht schöne, aber meistens recht wenig menschliche Aufgabe erfüllt hat. — Der Dichter soll uns die Menschen, die er uns zeigt, als Menschen geben, wie sie nach menschlichen Trieben handeln, und nicht wie sie, einer konventionellen korrupten Gesellschaft angehörend, nichts weiter sind als willen- und kraftlose Marionetten. Herr Kirchner meint, der Dichter müsse in allen Fällen das Weib auf jene ideale Höhe heben, wie wir es bei unseren Klassikern gewohnt sind. Er verstieg sich hierbei zu dem kaum glaublichen Vergleich, daß auch Ophelia, Cordelia und Antigone schlechten häuslichen Verhältnissen entsprungen seien, um dennoch als glaubhafte Gestalten edelster und höchster Weiblichkeit zu erscheinen. — Daß der gute Mann die Gelegenheit benutzte, um des „guten Schopenhauers", wie er ihn liebevoll nannte, mehr bekannten als gekannten Ausspruch über die Frauen zu citieren, nehme ich ihm weiter nicht übel. Allem Anschein nach ist es das Einzige, was er von dem großen Philosophen kennt, und wenn er seinem weiblichen Auditorium das Gruseln vor diesem gefährlichen Manne beibringen wollte, hat er von seinem Standpunkt aus ganz recht. Die Philosophie scheint übrigens nicht die Stärke des Herrn Lizentiaten zu sein (trotz des etwas sehr prüde übersetzten Leibnitz'schen Citats am Schlusse); denn der Stellung des jüngsten Deutschlands zur Philosophie ging er gar ängstlich aus dem Wege. Friedrich Nietzsche schien ihm eine unbekannte Größe zu sein, und dessen Einfluß auf die individualistische Richtung der meisten Jüngsten gegenüber dem in letzter Zeit so emporgeschwollenen nivellierenden Sozialismus wäre doch ein Moment gewesen, das er nicht hätte übergehen dürfen, hätte er seinen Gegenstand gründlich behandelt. Überhaupt schien der Redner in der neuen Bewegung nur oberflächlich orientiert, sonst hätte er einige der hervorragendsten Führer der Jüngsten wie Bleibtreu, Conradi, Alberti, Walloth nicht ohne weiteres ignorieren dürfen. Die Dramen Bleibtreus, die Romane Albertis, die Dichtungen Conradis, die originell moderne Behandlung antiker Stoffe durch Walloth gehören mit zu dem Hervorragendsten, was die neue Richtung hervorgebracht. — Conrad, als den Gründer und die geistige Triebkraft des Ganzen, mußte er wohl erwähnen, ja er verstieg sich zu einer Empfehlung der Lektüre seiner „klugen Jungfrauen" an die Dämlein und Jüngferlein; auch Liliencron wurde der weiblichen Jugend als ungefährlich hingestellt. „Gott behüte mich vor meinen Freunden," mögen beide sagen. — Eine besondere Pique scheint der Herr Lizentiat aber auf Hermann Sudermann zu haben. Anscheinend war ihm nicht bekannt, daß die „Ehre" in Mannheim mit beispiellosem Erfolge aufgeführt wurde und daß der größere Teil seiner Zuhörer dem schlimmen Stücke begeisterten Beifall gezollt hatte. — Bei der Erzählung der Handlung von „Sodoms Ende" ließ sich der Redner sogar eine offenbare (absichtliche oder unabsichtliche,

das will ich dahin gestellt sein lassen) Fälschung zu schulden kommen, indem er Clärchens Entehrung als eine Mißhandlung hinstellte, ohne dabei die von dem Dichter so schön gezeichnete Liebe Clärchens zu Willy zu erwähnen, welche diese ganze, für schwache Nerven allerdings etwas brutale Scene, erst richtig erklärt und in ein ganz anderes Licht stellt. Daß Gerhard Hauptmann der bedeutendste Dramatiker der modernen Litteratur sei, erkennt Herr Kirchner an, indem er im gleichen Atem die Werke desselben einer höchst abfälligen Kritik unterwirft. — Mit einigen flachen Bemerkungen über Vererbungstheorie, längst verbrauchten Schlagworten, wie Alkohol-Atmosphäre u. s. w. ist hier aber gar nichts gesagt.

Hauptmanns bedeutendstes Werk „Einsame Menschen“ schien der Redner zwar gelesen, aber den darin behandelten bedeutenden Gegenstand absolut nicht begriffen zu haben. — Hier verstieg er sich zu dem von sehr viel praktischem Verstande, aber sehr wenig psychologischem Verständnis zeugenden Ausspruch: „Der Doktor Vockerath hätte sein Weib eben zu sich heraufziehen sollen, dann hätte er nicht nötig gehabt, sich in die Züricher Studentin zu verlieben. — Allerdings wäre die Sache so viel einfacher gewesen und Gerhard Hauptmann möge diesen Wink beherzigen und sein nächstes Stück nach bürgerlich solideren Grundsätzen schreiben. Herr Kirchner erwähnte noch kurz Richard Voß, Wildenbruch, Fulda, Philippi u. a. und es ist bezeichnend für ihn, daß ihm vom ganzen jüngsten Deutschland die Theaterstücke der beiden letzteren und der gegenüber seinem Vorgänger „Meister Timpe“ sehr verwässerte Roman von Max Kretzers „Die Bergpredigt“ am besten gefallen. —

Ein jeder weltgeschichtlicher Werdeprozeß äußert sich in dem Geistesleben, also der Litteratur der Völker am frühesten und deutlichsten. Als das geistesbeengende Mittelalter sich seinem Ende zuneigte und mit der Reformation die helle Sonne der Neuzeit emporstieg, da waren es der Humanismus und die Renaissance, welche die neue Epoche in dem Herzen des Volkes verbreiteten und sie auf ihrem Siegeslaufe begleiteten. Und als mit Ende des vorigen Jahrhunderts wieder eine jener weltgeschichtlichen Umwälzungen eintrat, da stand ihr wieder eine Litteratur zur Seite, wie sie blühender und gewaltiger seit den Zeiten der Renaissance nicht gekannt war. — Und auch heute, in unserer schnellebigen Zeit, wo die mächtigen Erfindungen der Neuzeit alle Geschwindigkeit vervielfachen und wo wir in einem Jahrzehnt erleben, genießen und leiden, wozu unsere Vorfahren ein Menschenalter gebraucht haben; auch heute stehen wir vielleicht vor großen Wandlungen, und ihre Symptome und Vorboten äußern sich in unserer jüngsten Litteratur, welche alle großen und alle kleinen Eigenschaften unseres modernen Lebens in sich schließt, und welche wir daher von einem anderen Standpunkt als dem des Katheders aus betrachten müssen. G. K.

Die Franzosen fangen an, sich lebhaft für deutsche Litteratur zu interessieren. In den angesehensten Revüen findet man jetzt häufig Übersetzungen nach modernen deutschen Dichtungen, die zum großen Teil von dem bekannten Übersetzer Jean de Néthy herrühren. In der Revue des deux mondes stand eine Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach, in der Revue blanche, Revue bleue, Revue indépendante Übersetzungen nach Friedrich Nietzsche, Arno Holz, Johannes Schlaf, Ola Hansson, in der Serie moderne, der ältesten französischen Zeitschrift, des im Jahre 1672 gegründeten Mercure de France, eine ganze Reihe von Otto Julius Bierbaums „Erlebten Gedichten“ unter dem Titel „poëmes vécus“, die vom Übersetzer als „exquises oeuvres d'art“ bezeichnet werden. Auch die „Revue indépendante“ bringt Übersetzungen daraus, und alle die genannten Übertragungen, um noch einige vermehrt, sollen unter dem Titel „Quelque pages de litérature allemande“ gesammelt in Paris erscheinen. X. Y. Z.

Auch ein Zeichen der Zeit. Der „Lehrerzeitung für Westfalen, die Rheinprovinz und die Nachbargebiete“ entnehme ich in ihrer Nummer 30 vom 20. Oktober folgenden Artikel, der es seiner „Originalität“ wegen verdient, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

„„Bremen. (Offener Brief an Herrn Pastor Dr. von Bodelschwingh in Bielefeld.) Geehrter Herr Kollege! Sie hatten die Güte, vor einigen Tagen mir — wie vermutlich vielen andern Pastoren — ein gedrucktes Rundschreiben zu senden, welches die Bitte „an alle Amtsbrüder“ enthält:

„Als Antwort für die unerhörten Schmähungen gegen die „Deutsche Lehrerzeitung“ und den entschlossenen Versuch, ihr den Garaus zu machen, bitte ich hiermit jeden Empfänger dieses Wächterrufes herzlich und dringend, zunächst wenigstens 1/4 Jahr auf die „Deutsche Lehrerzeitung“ zu abonnieren; er wird ja dann selbst sehen, was er an ihr hat. Da sie auch alle politischen Nachrichten aus frischester Quelle bringt, kann er getrost jede andere Zeitung entbehren. Bis dat, qui cito dat. — Ich lege Bestellzettel bei! — Kann hier und da ein Pastor auch seine Kirchenpatrone oder ein angesehenes Gemeindeglied bestimmen, die Zeitung zu halten, oder ein Opfer dafür zu bringen, desto besser! P. Zillessen bedarf wenigstens für drei Jahre eines Zuschusses von annähernd 24000 Mark.“

Zwar bezeichnen Sie diese Bitte an der Spitze Ihres Schreibens als „Vertraulich“. Allein ein in Hunderten oder Tausenden von Exemplaren in offenem Briefumschlage versandtes Druckblatt wird das Licht der Öffentlichkeit nicht scheuen dürfen. Auch wüßte ich nicht, was ich mit Ihnen „vertraulich“ zu verhandeln hätte. Vielmehr nötigt mich die weitere Begründung Ihrer Bitte, Ihnen öffentlich zu antworten.

Sie empfehlen die „Deutsche Lehrerzeitung“ in erster Linie deshalb, weil dieselbe für die Erhaltung der konfessionellen Volksschule im Sinne des Zedlitzschen Schulgesetz-Entwurfes thätig sei. Das Scheitern dieses Entwurfes beklagen Sie mit folgenden Worten:

„Das Schulgesetz ist gefallen, das in seinem untersten Kern das Evangelium unsern Kindern erhaltend und dem farblosen Mischmasch wehrend so köstlich war, wenn auch manches Außenwerk — auch nach des Grafen Zedlitz Meinung — fallen konnte. — Warum hat Gott das zugelassen und wer trägt die Schuld daran? — — Ein Rat im Kultusministerium sagte mir: „Ihr Diener der Kirche seid schuld; Ihr habt geschwiegen, wo die Steine hätten schreien müssen; oder Ihr habt wenigstens viel zu spät den Mund aufgethan. — Der Kaiser ist getäuscht durch ein übermächtiges Geschrei in den dem Evangelium feindlichen Zeitungen, während die Treuen im Lande geschwiegen haben!“

Geehrter Herr Kollege, ich weiß nicht, ob Sie schon jetzt, Ihrem eigenen Rate zufolge, „alle politischen Nachrichten“ aus der Quelle der „Deutschen Lehrerzeitung“ schöpfen und deshalb „jede andere Zeitung getrost entbehren“. Sonst müßten Sie doch wohl inne geworden sein, daß Ihr Gewährsmann, der Herr Rat im Kultusministerium, Sie auf das falscheste berichtet hat. Wie? Einem „übermächtigen Zeitungsgeschrei“ wäre der „köstliche“ Zedlitzsche Gesetzentwurf zum Opfer gefallen? Nein, ein Sturm der Entrüstung hat ihn hinweggefegt, wie er in gleicher Stärke Deutschland seit langer Zeit nicht durchbraust hat. Schläft man denn in Bielefeld so tief und fest, daß man nichts gehört hat von den Protesten aller der Gemeinden, Körperschaften, Vereine, Versammlungen, welche den Entwurf als ein Unglück für Preußen und Deutschland bekämpften, nichts von der Kundgebung des Evangelischen Bundes, welche es eine „gefährliche Selbsttäuschung“ nannte, „wenn man durch dies Gesetz die konfessionelle Volksschule felsenfest zu gründen erhofft“, nichts von den eindringlichen Vorstellungen der berufenen Vertreter deut-

scher Universitäten? Zwei Instanzen vornehmlich haben bisher gewagt, die Rücknahme des Zedlitzschen Entwurfes als kläglichen Rückzug vor staats- und religionsfeindlichen Gewalten zu kennzeichnen: die ultramontane „Germania", welche zur Begrüßung des Mainzer Katholikentages schrieb: „Das projektierte Schulgesetz ist dem Ansturm des Unglaubens und der Gottlosigkeit zum Opfer gefallen", und die Stöckersche „Kirchenzeitung", wo zu lesen stand: „Lediglich vor dem Sturm im Tintenfaß der liberalen und radikalen, der jüdischen und jüdisch gesinnten Tagespresse ist die Regierung gewichen." Der dritte im Bunde sind nun Sie, Herr D. von Bodelschwingh, und Ihr Rat im Kultusministerium! Mit einer erstaunlichen Dreistigkeit wagt der letztere zu behaupten, die Zeitungen, welche den Zedlitzschen Entwurf bekämpft haben, seien durch die Bank „dem Evangelium feindlich", und Sie geben sich zum Verbreiter dieser abscheulichen Anklage her! Wissen Sie nicht, daß zu den Zeitungen, welche das Danaergeschenk des Gesetzentwurfes aus ehrlicher Überzeugung zurückgewiesen haben, auch eine Anzahl kirchlicher Blätter, freilich nicht Ihrer Richtung, gehörten — wollen Sie auch diese als „dem Evangelium feindlich" brandmarken? In welchem Lichte aber muß Ihnen die Politik des Kaisers und der Regierung erscheinen, daß sie sich durch Zeitungsgeschrei habe täuschen und bestimmen lassen, den betretenen Weg zu verlassen!

Sie werden sagen: ei, wem die Deutsche Lehrerzeitung mit ihrer Erneuerung der Zedlitzschen Richtung nicht gefällt, der mag die Bestellung und das Lesen derselben unterlassen. Wie kommen Sie nun aber dazu, liberale Pastoren um Unterstützung für ein Unternehmen anzugehen, mit welchem diese schlechterdings nichts gemein haben können? Es ist in der That ein starkes Stück, jemanden mit der einen Hand ins Gesicht zu schlagen und mit der andern anzubetteln. Auch das Betteln ist ein Charisma, aber man darf es nicht mißbrauchen. Sammeln Sie bei Ihren Gesinnungsgenossen, den Gönnern und Kämpfern der Zedlitzschen Richtung, aber verschonen Sie uns, deren Grundsätze Sie als dem Evangelium feindlich anschwärzen, mit Ihren „vertraulichen" Betteleien! Was würden Sie sagen, wenn ich Sie um einen Beitrag für den Deutschen Protestantenverein oder das Deutsche Protestantenblatt ansprechen wollte?

Sie belieben ein in unglücklicher Stunde gefallenes Wort, das von dem Mainzer Katholikentage mit hellem Jubel begrüßt wurde, sich anzueignen:

„Es ist, wie unser tapferer Reichskanzler gesagt hat, doch im untersten Grunde der Kampf zwischen Atheismus und Christentum, um den es sich handelt."

Für mich und meine Freunde handelt es sich in der Schulfrage nicht um diesen Kampf, sondern um den Kampf der freien Forschung gegen die festgelegte dogmatische Satzung, der Gewissensfreiheit gegen den Gewissenszwang, des Christentums Christi gegen konfessionelle Verhetzung, des Lehrerstandes gegen die Knebelung durch Pfaffenregiment. So gewiß Sie mit uns in diesem Kampfe nicht Schulter an Schulter stehen werden, so gewiß werden Sie auf unser Geld für Ihre Zwecke verzichten müssen. — Bremen, den 14. Oktober 1892. — Hochachtungsvoll ergebenst W. Sonntag, Domprediger.""

Bravo, Herr Domprediger! — Im übrigen Kommentar überflüssig. —

Gelsenkirchen (Westfalen).

Uhlmann-Bixterheide.

Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froitzheim. Gotha, Fr. A. Perthes. 137 S.

In ihrer Art eine Musterleistung litterar-biographischer Untersuchung, verdient dieser Beitrag zur Goethe-Kunde die weiteste Verbreitung. Nicht weil Erich Schmidt, Düntzer u. a. Schönredner unserer Klassiker-Götzendienerei blutig heimgeschickt werden, sondern weil der natürlichen Wahrheit endlich einmal auch in diesem wider-

lich veridealisierten Dunstkreise Goethescher Erotik ihr volles Recht wird, ist diese Schrift so überaus verdienstvoll. Daß sie zugleich interessant und pikant ist, gereicht ihr sicherlich auch nicht zum Schaden. Friederike von Sesenheim hat sehr wahrscheinlich von dem Studenten Goethe ein Kind gehabt; ganz sicher hatte sie aber eins wenige Jahre nach der Liebschaft mit Goethe von dem katholischen Kollegen ihres geistlichen Herrn Vaters. Näheres lese man bei Froitzheim gefälligst selbst nach.

M. G. C.

Lesefrüchte. Am 28ten Novbr. des Jahres 1892 n. Chr. war in den „Hamburger Nachrichten" unter der Abteilung „Kunst, Wissenschaft, Litteratur" folgendes zu lesen: „E. R. Berlin, d. 27. November. Auch unsere leidenschaftlichsten Bewunderer der ausländischen Kunst und Litteratur werden es zugeben müssen, daß Deutschland die eigentliche Heimat der Poesie und Poeten ist. Allerdings, der brutale Naturalismus, der auch heute noch bei uns wie anderwärts in Kunst und Litteratur herrscht, scheint für die wahre, ewig jugendliche Poesie keinen Raum in der deutschen Litteratur mehr frei zu lassen — aber diese überschrieene und überschmierte Poesie hört deshalb nicht auf, unbekümmert um alles übrige fortzuleben — und wenn wir auch den Franzosen und anderen Fremden eine größere, gediegenere Technik zuerkennen müssen, einen geschärfteren Blick für das Gegenständliche, für die nüchterne und glänzende Realität des Lebens, so vermissen wir doch an ihnen nur zu sehr das Eine, was in aller Kunst doch eine Hauptsache spielt: Poesie. Um hier nur von der Malerei zu sprechen, wo sind die malenden Poeten in Frankreich, England, Rußland, Italien u. s. w.?"

Das ist nicht alles, was am 28ten November des Jahres 1892 in den Hamburger Nachrichten unter der Rubrik „Kunst, Wissenschaft, Litteratur" zu lesen ist; aber das wichtigste und interessanteste. Welch weiter kritischer Blick! Der Kritiker beherrscht seinen Stoff wie nur einer. Er ist in Deutschland, Frankreich, England, Rußland, Italien u. s. w. zu Hause. Welche Wonne, welche Lust also für jede deutsche Brust, daß dieser vielbewanderte Mann verkünden kann: Deutschland ist die eigentliche Heimat der Poesie und Poeten!

Ich arme Ballonmütze bin leider nicht so vielbewandert und kann daher (ein andrer Grund meiner Dummheit ist nicht wohl denkbar) dem Gedankenfluge nicht folgen. Lieber Herr E. R., ich bitte Sie allerunterthänigst, beantworten Sie mir gütigst folgende Fragen:

1) Was verstehen Sie unter der eigentlichen Heimat der Poesie? Hat die Dame manchmal falschen Paß? Ist sie Landstreicherin, dem Zuchthaus entlaufen?

2) Welche Bewunderer ausländischer Kunst, die also keine Kunst ist, da sie nicht in Deutschland seßhaft ist — welche Bewunderer dieser Afterkunst haben die eigentliche Heimat entdeckt und ausspioniert?

3) Seit wann hat in Deutschland der brutale Naturalismus die wahre Kunst verdrängt? Seit wann ist sie überschrieen und überschmiert?

4) Wer sind die überschrieenen und überschmierten Poeten?

5) Seit wann ist Poesie die Hauptsache in aller Kunst? Ich habe immer geglaubt, Poesie wäre die Hauptsache in der Poesie und hätte mit der Malerei z. B. nichts weiter zu schaffen, als daß sie eben auch eine Kunst ist. Lessing ist, so viel ich gehört habe, auch der Meinung.

6) Lieber Herr E. R., wer sind Sie selber? O bitte, nennen Sie sich, ich wittere in Ihnen den vorderhand noch heimlichen Kaiser der deutschen Kritik, den andre Eugen Reichel nennen.

Bitte helfen Sie mir, erlösen Sie mich aus meiner geistigen Finsternis.

Ballonmütze.

Bei uns in Wien tobt man jetzt sogar schon von der Operettenbühne herab gegen den Realismus.

Im Theater a. d. Wien läßt allabendlich ein geistreicher Komiker in einer geistreichen Operette ein geistreiches Couplet vom Stapel, welches die neue Kunst verspottet.

Das Publikum heult und wiehert natürlich vor Enthusiasmus.

Jetzt heißt's, sich rüsten, Ihr Herren, wenn von der Seite der Angriff kommt.

Entschieden noch kritischer aber wird die Sachlage, wenn auch das — „Brettl" zu den Waffen greift. Jüngst ist dies hier geschehen, allerdings indirekt. Ein bekannter Volkssänger und „Auchdichter" schreibt in einem hiesigen „Witz"- und Käseblättchen bedenklichster Sorte, das fast regelmäßig ob seines frech-obscönen Inhalts konfisziert wird, aber doch nicht oft genug konfisziert werden kann, in einer geharnischten Satire gegen den — Naturalismus: „— — — Ibsen und andre schwei—gsame Denker — —"

Volkssänger und Ibsen!! Ist das nicht sehr, sehr, sehr lustig? Karl Kraus.

Eine Satirenanthologie. 1892 soll, wie emsige Professoren und andere Hausfrauen wissen wollen, die deutsche Litteratur überhaupt aufgehört haben, und das ewige Klageweib Philisteria ruft: „Wir haben keine Dichter mehr!" Daß nun die Götter, die sich die Philister so für den Hausgebrauch angeschafft haben, wirklich keine Dichter sind, ist allerdings wahr; davon sind ja auch unsere Philister überzeugt, nur, daß es ihnen doch immer wieder Jux macht, um diese Götzen in heiligem Furor zu tanzen. Einer vernünftigen Kritik ist es nun bis dato nicht gelungen, die Nasen unserer Philister auf die echten Dichter hinzustoßen, die es da wirklich heute in Deutschland giebt; darüber darf man sich keinem Zweifel hingeben. Aber die Hoffnung dürfen wir nie und nimmer aufgeben. Es muß einmal Tag werden über der deutschen Erde; es muß anerkannt werden, was Anerkennung verdient. Und so treten wir zwei mit der Idee vor die Öffentlichkeit, durch eine Anthologie unser Scherflein zur Verbreitung moderner Litteraturbestrebungen beizutragen. Man erschrecke nicht! Wir sind nicht von der lyrischen Anthologitis pestifera erfaßt, wir wollen eine Anthologie von Satiren veranstalten. Das kostbare Gebiet der Satire ist eines, auf das sich die Klagen von einem allgemeinen Niedergange besonders beziehen. Wir glauben, daß es eine ganze Reihe wirklicher Satiriker giebt, die nur leider nicht bekannt werden, weil sie den Fehler haben, jung zu sein und zu den berüchtigten „Jüngsten" zu gehören, die der Philister nicht kennen will, weil sie zumeist ihre Begabung dazu benutzen, den Philister zu geißeln: Detlev von Liliencron, Otto Erich Hartleben, Hans Merian, Otto Ernst, Frank Wedekind und viele andere. Unsere Anthologie soll ein Gesamtbild dessen geben, was heute auf dem Gebiete der Satire, der sozialen Satire geleistet wird. Wer nicht Einwohner der Weltstadt Philisteria ist, möge sich beteiligen! Ungedruckte wie veröffentlichte Arbeiten sende man an Karl Kraus, Wien I, Maximilianstraße 13 I, oder Anton Lindner, Wien I, Habsburgergasse 1 II.

Das Ergebnis unseres Preisausschreibens wird im nächsten (Februar-)Hefte der „Gesellschaft" verkündigt werden. Dr. M. G. Conrad.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

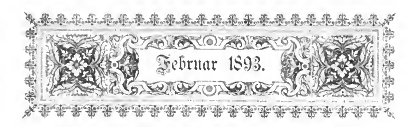
Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Bruno Wille.



Im Stechschritt der Zeit.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Kein Abschwenken hilft, kein Sträuben. Es geht dem Ende mit Schrecken entgegen. Und fährt euch der Schauder durch alle Knochen, daß das Mark erstarrt, ihr müßt daran — und auf und davon.

„Die Stunde kommt, die Stunde kommt!

„Wie ein Weib, das empfangen hat, seinem Verhängnis nicht entrinnt, sobald die ihm von der Natur gesetzte Zeit um ist, so muß alles heraus an seinem Tag, was die Völker im Schleier der Nacht, in Lust und Sünde in sich aufgenommen haben. Das Scheusal muß geboren werden. Am Tage des Schreckens wird es der Welt offenbar!"

Da platzte es los, in wahnsinnigem Gejohle, daß es von den Wänden widergellte und die Gasflammen aufzuckten: „Bravo! Bravissimo! Der Kerl versteht's! Großartig! Ein verfluchter Hurenprediger, dieser neue Jeremias oder Sankt Johannes aus dem modernen Babylon!"

„Er soll mit Champagner getauft werden. Zum Dank für seinen infernalen Witz. Die Gläser hoch!"

„Nein, in Champagner ersäuft, ersäuft, ersäuft!" schrie eine andere Gruppe der tollen Findesiècle-Kumpanei.

„Bravo! Bravissimo! Er hat sich selbst übertroffen. So soll er sich nicht selbst überleben, es wäre zu schade um ihn."

„Nein, keine nasse Todesart für den Prediger in der Wüste. Ich schlage vor: Nini und Fifi, unsere heiligsten Heiligen aus Sodom, sollen ihn kitzeln, bis er abfährt in Abrahams Schoß."

„Und seine tugendsame Seele werde aufgeknüpft an der letzten Saite der Nervenguitarre unseres letzten Dekadenzdichters!"

„Unter den feierlichen Klängen unseres Götterdämmerungs-Hochgesangs:

Brim brim brimbedidan,
Die Welt geht flöten,
Was liegt uns dran?
Wir pfeifen mit ihr auf dem letzten Loch,
Und sind wir beim Teufel, so jubeln wir noch:
Brim brim brimbedidan,
Die Welt geht flöten,
Was liegt uns daran?
Ob Anfang, ob Ende, wir haben den Spaß,
Wir pfeifen auf dies und pfeifen auf das.
Brim brim brim."

— — — —

„Scheusal hoch, es lebe das Scheusal!"

Die Gläser klirrten und zerschellten. Der kostbare Wein spritzte umher, tropfte von den Kleidern und den Tischen. Der Taumel hatte alle ergriffen. Die Freudenknaben und die Freudenmädchen der herrlichen Findesiècle-Kumpanei verschlangen sich zum satanischen Liebesreigen in epileptischen Zuckungen — —

Krach, Blitz, Wirbel, Feuer, Asche und Staub in Eins. Die Dynamitpatrone auf der Schwelle des eleganten Restaurants „Zur goldenen Kugel" hatte ihre Schuldigkeit gethan.

* * *

Der Herr Bankier saß im üppigen Separatkabinett bei seinem gewohnten Austernfrühstück. Die neuesten Drahtberichte aus Berlin, Paris, London, Petersburg vermochten kaum ein flüchtiges Lächeln auf seine genüssigen Lippen zu zaubern. Das Newyorker Buen Retiro fing an ihm langweilig zu werden.

Das bißchen Sicherheit, pah, für sechs mitgegangene Milliönchen!

Es war auch wirklich nichts los in der Welt.

Die Dynamitattentate an allen Ecken und Enden jenseits des großen Wassers — alter Schnee.

Sieben Bankbrüche per Woche an den Haupthandelsplätzen der Welt — mein Gott, die Leute haben sich daran gewöhnt.

Ein paar Dutzend Exzellenzen auf dem Schub — nicht der Mühe wert, einen Blick durch das Fenster zu thun.

Einige hundert Parlamentarier, Minister, Senatoren und sonstige Ehrenmänner und Würdenträger im Anklagestand — den Kopf wird's ihnen ja doch nicht kosten. Und wenn auch? Es wurden schon mehr Menschen

geköpft in Frankreich, sogar welche mit Kronen auf den Köpfen. Alles wächst wieder nach.

Revolutionen? Kriege? Völkermassenmorde? — Daran konnte man sich längst gewöhnen, und man hat sich auch daran gewöhnt in den friedsamsten Friedenszeiten der Schlachtenpanoramas und Panoptikons.

Wahrhaftig, es war nichts mehr los in der Welt.

Der Herr Bankier schluckte und nippte gelangweilt weiter in seinem sicheren Buen Retiro von Newyork.

Seine dicken Finger griffen zitternd nach der letzten Auster auf der goldenen Platte. Ein Prachtexemplar an Fett und Schönheit, dieses edle Muscheltier, geschaffen, seinen launischen Schlemmermagen in besseren Humor zu versetzen.

Einen zärtlichen Blick noch darauf, vor dem Verschlucken. Köstlich.

Es war die Letzte. Wirklich die Letzte, seine Letzte. Sie war vergiftet.

Der Kellner hatte sie vergiftet, der infame Anarchist.

Er wollte als Findesiècle-Aufwärter auch einmal seine kleine Nerven-Sensation haben.

* * *

Am Tisch der Ungespundeten im Klosterbräu.

„Der Militarismus ist unser Fluch. Er vernichtet die materielle, geistige und sittliche Kraft des Volkes."

„Das ewige Deklamationsthema," dachte der Unfall-Politiker, den der Zufall heute zum Gast dieser derben Tafelrunde gemacht. Er unterdrückte mühsam das Gähnen. Was lag ihm am Gejammer der Leute vom Militarismus! Seine Söhne machten einst gewiß brillante Carriere. Donnerwetter, sein Leutnant und sein Einjähriger, die konnten sich sehen lassen. Teuer, ja, unbändig teuer, aber wenn man sich's leisten kann?

Die erregten Wechselreden nahmen ihren Fortgang.

„Der Militarismus, meine Herren, ist auch eine der Hauptursachen der Entvölkerung des offenen Landes und der Überfüllung der Städte mit arbeitslosem Proletariat."

„Sehr richtig. Aber schlimmer noch ist der geistige und moralische Schaden. Es ist nicht nur die Kasernierung und der Drill der Leiber, sondern auch die Kasernierung und der Drill der Geister, der sittlichen Fähigkeiten, was diesen modernen Militarismus so verhängnisvoll macht. Die intellektuelle Selbständigkeit des Individuums wird in diesem buntuniformierten Orden auf ein Minimum herabgedrückt. Es ist eine systematische Herabzüchtung zum Herdentier, eine brutale Verneinung des freien, edlen Menschentums."

„Abwarten. Womit man sündigt, damit wird man bestraft. Der Militarismus untergräbt gerade das, was man durch ihn stützen will — den feudal-kapitalistischen Staat, und vernichtet, was er angeblich schaffen soll — die Ruhe und Sicherheit der Völker. Nur abwarten. Das furchtbare Anschwellen der Sozialdemokratie ist ein deutliches Zeichen, wohin die Vermilitarisierung führt."

Jetzt hielt's der politische Gast nicht mehr aus: „Ich glaube, Sie sehen zu schwarz oder vielmehr zu rot, meine Herren. Das ‚deutliche Zeichen', von dem mein Nachbar zur Linken soeben gesprochen, das knallt man einfach nieder, sobald der geeignete Moment gekommen. Mit dem Militarismus können wir jeden Augenblick den ganzen Sozialismus zerschmettern. Gut Nacht. Allerseits angenehme Ruhe!"

Damit stand er auf und empfahl sich.

Zuerst Schweigen der Überraschung in der Runde.

Dann das erlösende Wort eines Ungespundeten: „Lumpenhund auf der Höhe staatsmännischer Einbildung. Das heißt — — Aber Ihr versteht mich schon."

Im Hochgefühl seiner loyalen Überlegenheit schritt der Biedere heim. Heute wollte er ein Übriges an gutbürgerlicher Korrektheit thun, dieser ungespundeten Bande zum Trotz: In dieser Nacht sollte ihm — zur Abwechslung — sein trautes Eheweib genügen. Ein seltener Spaß. Die Holde wird Augen machen — —

Was soll das? Alle Wetter, das Nest leer!

Die Holde war mit dem Geschäftsfreund und Parteigenossen abgeschoben.

Schlimme Post. Noch schlimmere brachte die Frühe: Der Einjährige hat sich in der Kaserne erschossen.

Er heulte und fluchte wie ein alter Hiob.

Dann machte er Toilette, ließ einspannen und fuhr zu seiner neuesten Maitresse, um sich trösten zu lassen.

* * *

Im Irrenhaus, Zelle dritter Klasse.

Ein deutscher Dichter, auf dem Wege der Besserung, wie der Anstaltsarzt höhnte.

Keiner von der Dekadenz der Grünen mit dem leichten Herzen. Einer, der an vaterländischen Idealen litt und dem die heilige Kunst das Höchste war und der an sein Volk glaubte.

Der Arme!

Ein Freund hatte ihm ein Buch gebracht, eine überreich ausgestattete neue Litteraturgeschichte, die elfte oder zwölfte, die in diesem Jahre erschienen war.

Lektüre für lichte Momente, bemerkte teilnahmsvoll der Spender dem überwachenden Arzt.

Mit zitternder Hand blätterte der Irre in dem Buche. Seine Augen hielten an und lasen:

„Vollsaugen mag sich der deutsche Dichter an dem Widerschein des Wirklichen, feststehen im Leben. Aber ihm bändige nicht der Stoff die freie Seele. Herrscher über die Gebilde des Daseins, baue er aus den Werkstücken des wirklichen Lebens nicht nur mehr kleine, schmutzige Hütten, sondern auch Tempel, in denen die Leitbilder deutschen Gemütes und Geistes ihre Opferstätten haben. Nicht fessele er sich, ein Knecht des Auslandes. Als Freier tauche er in sein eignes Wesen, suche sein Selbst und gestalte aus ihm seine Welt, mag sie nun düster oder sonnenhell sein. Das Wirkliche sei ihm nur Stoff, den er mit jener Phantasie gestaltet, die selbst in Bildern des Traumes die Gesetze höherer Wahrheit erkennen läßt. Und je tiefer er eindringen wird in das Walten des eigenen Geistes, je mehr er an aller Erscheinung das vergehende Gewand eines Unsterblichen erkennt, desto mehr wird sich ihm auch offenbaren das Geheimnis des echten Humors, der das Menschentreiben mit Liebe betrachtet und selbst in die Nacht des Elends noch das Licht des Geistes trägt. — Nicht wird diese neue Dichtung die Dämonen des Stoffes auf das Ideal hetzen und es im Kampfe mit allem niedrigen Treiben zu Grunde gehen lassen, um höhnisch die Tierheit des Menschen zu beweisen. Wohl wird es stets ein bloß unterhaltendes Schrifttum geben, das dem Tage dient. Aber die Menschen wollen nicht nur Brot, sondern auch Worte aus »Gottes Mund«. Und dieser »Mund Gottes« kann und soll der Dichter sein, der sich nicht in die Finsternisse des Elends der Tiermenschheit eingräbt, sondern uns zum Bewußtsein bringt, daß es auch eine Welt des Lichtes, der Heiterkeit und der Schönheit giebt, daß sittliche Kraft den Sohn der Erde zum Sieger macht über die Kräfte des sinnlichen Lebens, die ihn hinabzuziehen streben. Priester kann der Dichter so werden und dem »unbekannten Gotte« dienen, dessen Abbild in den tiefsten Tiefen jedes Menschengeistes ruht."

Da flog das Buch an das Gitterfenster und der Irre stürzte zu Boden und weinte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Und konvulsivisch herausgestoßen gellten die Worte: „Wahn, Wahn, Wahn" —

Im Irrenhaus, Zelle dritter Klasse.

Ein deutscher Dichter, auf dem Wege der Besserung, höhnte der Anstaltsarzt.

* * *

Der Arbeiter-Philosoph im Armenhaus.

Seine Erziehung war die nächste Ursache seines Unglückes geworden, ehe das Andere dazu kam, das freie Spiel der Kräfte, die schrankenlose Konkurrenz und die übrigen modernen Errungenschaften, wie indirekte und direkte Steuern in wachsender Last u. dgl.

Aber seine Erziehung! Man denke: Treue und Ehrlichkeit, Genügsamkeit und Bescheidenheit wurden ihm gepredigt und anerzogen, bis sie ihm zweite Natur waren.

Ein solcher Unsinn!

Und damit hinaus als erwerbender Mensch in den Kampf ums Dasein!

Das mußte sich furchtbar rächen.

Und die Rache kam prompt.

Als er alles verloren hatte, Hab' und Gut, und sie ihn auch noch um seine Ehre gebracht hatten, schrieb er aus dem Armenhaus an seinen einzigen Freund:

„Das Heiligste, was der Mensch kennt und hat, ist der Geldbeutel.

„Willst Du etwas ausrichten, und Dich behaupten unter Deinen Zeitgenossen, so mußt Du Geld haben, viel Geld und noch mehr Geld. Geld und Frechheit.

„Wie kriegt man das? Durch Stehlen. Natürlich nicht durch das gewöhnliche Stehlen, wie etwa Stehlen von Hühnern, Schnupftabakdosen, Zündhölzchen, Zahnstochern u. s. w. Nein, das ist niedrig und gemein und wird hart bestraft, denn es ist von Gott und der Welt verboten. Man muß sich auch beim Stehlen an das Erlaubte und Praktische halten. Politik, mein Sohn! Parteihäuptling, mein Sohn! Börsianer, mein Sohn! Distanzreiter der Spekulation, mein Sohn! Aktienunternehmer und Aufsichtsrat, mein Sohn! Verstanden? Ich gratuliere.

„Denn das Heiligste, was der Mensch kennt und hat, ist der Geldbeutel. Der Diebstahl, der Eigentum ist, muß jedem heilig sein."



Das Wesen des theokratischen Staates in seiner Kraft und Wahrheit.

Von Wilhelm Emanuel Backhaus.

(Bremen.)

> Motto: Die Welt geht aus von einer geglaubten, und endet in einer durchaus verstandenen Theokratie. Gott wird wirklich allgemein herrschen, und er allein.
>
> J. G. Fichte.

Theokratie! Wie seltsam klingt dieses Wort in unsere vom Kampfgeschrei der politischen, sozialistischen und kirchlichen Parteien, sowie von dem Lärm der Wettjagd nach Gelderwerb und Wohlleben, nach materieller Macht und Herrlichkeit tief erregte Gegenwart hinein! Die Einen denken bei dem Worte an eine vom Baume der Menschheit vor altersgrauen Zeiten abgefallene liebliche Frucht morgenländischer Kultur; die Anderen an eine mehr als fünfzehn Jahrhunderte umfassende Priesterherrschaft, die voll von eitlem Pomp, sowie von Arglist, Wollust, Lüge, Grausamkeit, Schrecken und Blut ist, — „furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein". Seltsamer aber dürfte es vielen unserer Zeitgenossen, vielleicht sogar manchem denkenden Kopfe unter ihnen, erscheinen, wenn ein Reformator unserer besonders in sozialer und kirchlicher Beziehung schwer kranken Zustände die Ansicht zu begründen unternähme, daß das Reich der Glückseligkeit, nach dessen Besitze die Geister ringen, nur dann ins geschichtliche Dasein treten könne, wenn die Herrschaft in diesem Reiche auf Grundlagen sich aufbaute, welche vom Geiste der Theokratie erfüllt sind. Kein König und kein Minister unseres Zeitalters hat das Verlangen nach einer wahrhaft theokratischen Herrschaft, im Geist und in der Wahrheit, erhoben; kein Parteiführer hat den Ruf nach einem theokratischen Staatswesen erschallen lassen; Erörterungen über die Stiftung einer menschlich möglichen Theokratie stehen auf keinem Programm, keiner protestantischen Kirchenbehörde, keiner mit kirchlichen Angelegenheiten sich beschäftigenden evangelischen Versammlung; und kein Kathederprofessor hält seit Fichtes glorreichen Tagen über das wahre Wesen des theokratischen Staates, als eines Musterstaates für die Zukunft, dessen Diener nicht Geistliche, sondern Geistige sind, öffentliche Vorlesungen.

Trotzalledem dürfte es nicht sehr schwierig sein, den Nachweis zu führen, daß alle realisierbaren und reellen Reformforderungen unserer Zeit gerade

in denjenigen Ideen wurzeln, deren Fleisch- und Blutwerdung das wahre Wesen des theokratischen Staates ausmacht. Das Wort Theokratie gehört zu jenen Ausdrücken aus alter Zeit, mit denen wir nur darum falsche Vorstellungen zu verbinden pflegen, weil die praktische Anwendung, welche man von ihnen machte, eine verkehrte, wohl gar oft eine dem Sinne und der Bedeutung jener Worte polar entgegengesetzte war, und die dennoch einen goldenen Kern von ewiger Dauer in sich tragen. Man muß den Kern nur zu erschauen verstehen und ihn von allem Brimborium zu befreien den Mut haben. Der recht verstandene theokratische Staat bildet in Wahrheit die denkbar höchste Höhe menschlicher Schaffenskraft und menschlicher Wohlfahrtseinrichtungen. In dem chaotischen Gewirre der Tagesmeinungen und Tageswerke, das sich uns besonders in dem ungeheuren, Sinn und Geist verwirrenden Wuste von lesbarem und hörbarem Unterhaltungsstoff stündlich vor Sinne und Seele drängt, ist es sehr nötig, sich an die unerschütterliche Heilsthatsache zu halten, daß es nur wenige allgemeine Grundwahrheiten giebt, deren Kenntnis und richtige Anwendung, wie Lessing sagt, den großen Geist bilden, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten. Nur solche Grundwahrheiten können der Ariadnefaden sein, welcher uns aus den Irrgängen kirchlicher Glaubenslabyrinthe, sowie aus dem Strudel der wirtschaftlichen und sozialen Anarchie wieder zurückführt an das freie Sonnenlicht gesunder Zustände in Staat und Gesellschaft.

Zu diesen unanfechtbaren Grundwahrheiten gehört die Wahrheit, daß alle Menschen und alle Weltall-Wesen, ein jegliches nach seiner Art, leben, weben und ihr Dasein haben in Gott, dem einen Weltall-Gott, und dieser Eine in allen Menschen, gleichwie in allen anderen Wesen des Kosmos, lebt und webt und ist.

Aus dieser fundamentalen Wahrheit ergiebt sich die wichtige Schlußfolgerung, daß der Mensch, da Gott in ihm lebt und webt, diesem göttlichen Leben und Weben nachleben und nachweben muß, um zu einem gottseligen Dasein zu gelangen; mit anderen Worten, daß der Mensch in seinem Denken und Thun seiner innersten Natur, seiner wahrhaftigen Eigenart, zu folgen hat, um das Höchste und Beste aus sich zu gestalten, was der Gott gewollt, — das Idealbild seiner selbst. — Wer so lebt und sich so bildet, rastlos wachsend und strebend, in Übereinstimmung sowohl mit der ewigen Idee wie mit sich selbst, der übt sie aus, die echte Religiosität; denn er handelt nach dem Willen Gottes und er steht unter seiner Herrschaft. Er ist dann, was er ist, und wie er ist, von „Gottes Gnaden". Er offenbart Gott und Gott offenbart ihn. Er folgt in dem, was er thut und nicht thut, dem Orakelspruche in

seiner Brust, der inneren Stimme, welche Sokrates daimōn nannte. Auf diesem Demantgrunde bildet sich sein festes Wollen und sein sicheres Können; es erwachsen auf ihm die Grundsätze, welche seiner Persönlichkeit ihr eigentliches Gepräge verleihen: seine leuchtenden Sterne, die ihn sicher durchs Leben leiten und denen er unbedingt vertrauen darf. Da nun ein Staat nichts anderes ist, als ein großer Verein von menschlichen Individualitäten, so ergiebt sich ferner aus jener Grundwahrheit mit mathematischer Gewißheit, daß nur derjenige Staat ein Gottesstaat genannt werden kann, in welchem jenes wechselseitige und doch durchaus einheitliche Verhältnis zwischen dem menschlichen Mikrokosmos und dem göttlichen Makrokosmos gepflegt und gestärkt wird, sowie durch organische Gesetze und Wohlfahrtseinrichtungen für alle Genossen dieses Staates gesichert ist.

Auf diesem natürlichen Verhältnisse der Einzelgeister zum Allgeist, sowie des Allgeistes zu allen Individualwesen ist unser Gottesbewußtsein und unsere Gotteserkenntnis begründet, und in ihm ruhen die starken Wurzeln einer untrüglichen und allgemein menschlichen Ethik. Theokratie und Ethokratie verhalten sich zu einander, wie Gesetz und Gesetzeserfüllung. Wenn jede Einzel-Persönlichkeit die Freiheit hat, sich zu dem zu entwickeln, wozu sie kraft ihrer Ureigenheit berufen ist, folglich zu sein und zu werden, was sie, dem Kern und Keime nach, schon ist; und wenn eine zu einem Staate organisch verbundene Volksgemeinschaft aus solchen Individualitäten besteht, denen eine geistige und leibliche Entwickelung bis zur höchsten Vervollkommnung ermöglicht und in Freiheit gewährleistet ist: so herrscht das Göttliche in diesen Menschen und durch diese Menschen: sie sind „edel, hilfreich und gut".

Der Mensch ist in Wahrheit mehr, als die Pfuscher von Volkserziehern von ihm gehalten und die Gewaltherrscher aus ihm gemacht haben. Er ist, seiner innersten göttlichen Natur nach, nicht „böse"; kann ihr zufolge nicht „böse" sein. Die unbegreiflich hohen Werke des Allgeistes „sind herrlich, wie am ersten Tag"; und alles, was die Erde hervorgebracht hatte, war ja, dem großen Dichter der Genesis zufolge, „sehr gut", und es wird in alle Ewigkeit „sehr gut" bleiben. Und der Mensch ist ein Produkt der Erde, das höchst vollkommene, zu welchem der Erdgeist sich aufgeschwungen! Als solches ist er aber von allem, was sie trägt, sowohl seinem leiblichen wie seinem geistigen Wesen nach, primär und prinzipiell nicht nur nicht unterschieden, sondern mit allem eng verwandt. „Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden." Blitz und Sturm, Pflanzen und Tiere, alles Lebendige und alles Lebendigen geheimnisvolle Quellen — sind seine Brüder. Wie wir daher von den Blumen, sowie von allen Naturerscheinungen, ja, von All-Natur, nicht sagen, sie seien gut oder böse,

sondern uns darauf beschränken, ihre Eigenschaften zu erforschen, uns an ihrem Dasein zu erfreuen und dieses Dasein als etwas unabänderlich Gegebenes zu betrachten: also können wir auch von der ursprünglichen Menschennatur nur sagen, sie ist erschaffen, weil sie erschaffen ist; sie ist so da, wie sie da ist, weil sie so da ist. Das, was metaphysischer Unverstand „das Böse" genannt hat, ist nichts anderes, als das Produkt menschlicher Schwachheit, Selbstsucht und Herrschbegierde und der auf sie gegründeten Gesetze und Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Angst und Not des Daseins, die Vergewaltigung des physisch Schwachen durch den physisch Starken, die Massenarmut, welche hervorgerufen ist durch die Monopolisierung alles dessen, was die Natur für alle Menschen geschaffen und bestimmt hat, zum Vorteil Einzelner, sowie die Priesterlüge, und als Folge alles dessen das bellum omnium contra omnes: diese häßlichen Krankheitserscheinungen im und am Menschheitskörper haben das Böse, (die Ungerechtigkeit) hervorgebracht, sie sind das Böse, weil sie das Unrecht sind; nicht der Erdgeist, nicht die Natur, nicht das Weltgesetz hat es geschaffen. Der ursprüngliche Mensch und, in gesteigertem Grade, der in seiner Urwesentlichkeit sich stetig entwickelnde und vervollkommnende Mensch ist zu jeder Zeit und überall der einzig wahre Mensch. An sich ist nichts weder gut noch böse; der Gedanke macht es erst dazu, sagte der echt protestantische, rein menschlich gesinnte Shakespeare.

„Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert,"

so urteilte schon der erzkatholische Dante.

Wenn nun aber nicht die menschliche Natur, sondern schlechte Führung die Welt verdüstert hat, so könnte man fragen: Ist denn die schlechte Führung nicht auch ein Ausfluß der menschlichen Natur, und beruht nicht der Satz, daß diese, wie alle Natur, als eine Emanation der göttlichen Natur an sich nicht böse sei, nicht böse sein könne, auf einer irrigen Anschauung? Hat nicht, so könnte man weiter fragen, eine abgelebte, in Wahnsinn oder Heuchelei versunkene Priesterschaft doch recht, wenn sie fortgesetzt behauptet und lehrt, der Mensch sei in seines Wesens Kern grundverderbt, und es sei auch nichts Gutes an ihm durch sein eigenes Verdienst? In der Annahme, daß solche der Überlegung sehr würdige Bedenken sich erheben könnten, will ich a priori versuchen, sie durch folgende Thesen zu beschwichtigen. 1. Da Gott aus Vernunftgründen als die Summe alles Weltseins und als der Inbegriff aller Vernunft, Vollkommenheit und Herrlichkeit gedacht werden muß, und also der Seele des Menschen, als einer göttlichen Existenz, der göttliche Odem eingehaucht ist: so muß auch der Mensch ein Teil sein von jenem Allsein und jener Allkraft, und folglich, dem Grund-

prinzip nach, sein, was die Ganzheit der Weltalldinge ist. 2. Aus dem Gottesbegriffe ergiebt sich pure, daß der Begriff „des Bösen" nicht auf die menschliche Natur, also nicht auf den Kern des Wesens des Menschen, zurückgeführt werden kann, weil es sonst mit der Weltwahrheit verbunden sein müßte. 3. Hieraus folgt, daß die Vorstellung, welche Lehre und Sitte mit dem sprachlichen Ausdrucke verbinden, weil außerhalb des Gottesbegriffes liegend, nicht des Menschen Verhältnis zu Gott, sondern der Menschen Beziehungen zu einander innerhalb einer Gesellschaft betrifft, deren Gesetze und Einrichtungen mit ihren Daseinszwecken, und folglich mit der Weltordnung, im Gegensatze stehen. 4. Diese Gegensätze können ursprünglich nur die Folge menschlicher Schwäche und Irrtümer (der Schattenseiten der Vernunft) gewesen sein; denn der Mensch konnte in dem langen und rauhen Entwickelungsprozeß vom Tiermenschen zum Vernunft- und Kulturmenschen nur durch Irren zur Erkenntnis von Wahrheit gelangen; und es irrt der Mensch, so lange er strebt. 5. So lange der Mensch nur aus Schwäche und Irrtum ungerecht handelte, konnte folglich ein „Böses" nicht sein, „das Böse" nicht in die Welt treten. Es trat zuerst auf, als der stärkste Grundtrieb der menschlichen und aller Natur, der Grundtrieb der Selbsterhaltung, — der Wille zu leben, — in dem Kampfe um das Dasein sich herrisch geltend machte, und es nun mächtigen Individuen gelang, Lebensvorteile für sich zum Nachteil anderer zu erobern, diese geraubten Privatvorteile als ein persönliches Einzelrecht zu behaupten, sowie ihren Mitmenschen weiszumachen, das an ihnen begangene Unrecht sei ihr Recht, und sie aufzufordern, dieses Unrecht als Recht anzuerkennen. So entstand das Böse, das Grundböse: die Ungerechtigkeit und die Lüge unter den Menschen. 6. Da jener Grundtrieb der menschlichen Natur im Laufe der Zeit und den sich bildenden Hindernissen gegenüber in verstärktem Grade gebieterisch sein Erfüllungsrecht forderte, so konnte es nicht fehlen, daß er in jene Sucht ausartete, welche, unbekümmert um die Existenz und das Wohlergehen anderer, nur das eigene Wohl will. Die Selbstsucht aber mußte durch fortgesetzte Aneignung fremden Rechts und Guts immer stärker und mächtiger in den Mächtigen werden; und da diese gegen die Ansprüche und Anfechtungen der Nichtmächtigen im Genusse ihres Besitzes bleiben wollten, so sannen sie auf Gewaltmittel, um ihr angemaßtes Recht zu erzwingen und über die Schwachen herrschen zu können. So wurden Selbstsucht und Herrschsucht die Töchter der Lüge und der Ungerechtigkeit. Und diese viereinigen Gewalten beherrschen das Menschengeschlecht und mit ihm die Erde bis auf diesen Tag. Sie sind es, welche noch immer die Herrschaft der Vernunft, der Gerechtigkeit und Wahrheit, und folglich die Gottesherrschaft unter den Menschen, verhindern. 7. Was der Menschen

Not und Irren geschaffen, können aber menschliche Einsicht und Thatkraft vernichten. Man gebe nur der Vernunftthätigkeit volle Freiheit und dem menschlichen Bedürfen volle Genüge, und das Reich der Lüge und des Unrechts wird zusammenbrechen. Ihre Entthronung wird zugleich eine entscheidende Niederlage der Selbstsucht und der Herrschsucht herbeiführen. Die Erlösung der Menschen wird einmal eine geschichtliche Thatsache sein, und in dieser Großthat der Vernunft die Menschheit über sich selbst triumphiert haben. Die schlechte, weltverdüsternde Führung hat dann ihr Ende erreicht. Die ewige Wahrheit aber wird dann leuchten, so klar wie des Himmels Sternenaugen, daß die menschliche Natur, der göttliche Kern im Menschen, nicht ruchlos und nicht verkehrt ist.

Wer die dargelegten Wahrheiten in ihrer ganzen Bedeutung erkennt, für sie leidenschaftlich erglüht, und die Kraft, wie die Macht hat, auf ihrem heiligen Grunde die Menschheit zu erneuen, der wird die Rätselfragen der Sphinx dieses Jahrhunderts gelöst haben und der Held einer neuen Kulturepoche sein. An der Durchführung der großen Reformation zweifeln, heißt: an dem kosmischen Entwickelungsgesetze zweifeln; heißt: zweifeln an der ewigen Weltwahrheit. —

Der erste praktische Schritt auf der Siegesbahn zu jener Geisteshöhe des Gottesbewußtseins im Menschen und der Gottesherrschaft durch den Menschen ist die Ausbildung der Vernunftthätigkeit und der Gebrauch der Vernunft in allen Angelegenheiten, sowie die Sicherung der Freiheit für alle menschlichen Individuen, dem Vernunftrechte gemäß handeln zu können. Denn erst dann, wenn der erhoffte und ersehnte — ach, wie lange schon ersehnte! — Vernunft- und Freiheitsstaat sein Siegesbanner aufgepflanzt hat, ist die feste und dauernde Grundlage für die allmähliche Verwirklichung des großen Problems gewonnen. Dann erst hat der Entwickelungsgang der idealen Triebkräfte einer Nation jene Kulturhöhe erlangt, auf welcher sie befähigt ist, das geistige, sittliche und körperliche Sein aller ihrer Genossen vollkommen auszugestalten, um es im Dienste des nationalen Ganzen zu verwerten. Man könnte auch schlechtweg sagen, die nächste Aufgabe der Staatspädagogen bestehe wesentlich darin, jedem Staatsgenossen zu seinem wahren Ich zu verhelfen. Denn das individuelle Ich geht zumeist verloren, muß zumeist in einer Volksgemeinschaft verloren gehen, in welcher jene Viereinigen die Gewaltherrschaft ausüben, und daher der eine die Beute des anderen wird. Zwei Seelen wohnen in der Brust aller Unfreien und Elenden, und nur wenige selbständige Charaktere kann es in einer solchen unfreien und elenden Gemeinschaft geben, die ohne Doppelgänger durchs Leben schreiten.

In der That: der erste folgengroße Schritt zu der Menschheit Sonnenhöhen ist die werkthätige Bezeugung der Erdenbürger, daß sie Herren über ihr Ich seien. Besitzt ein jeglicher sich selbst und erblickt er in keinem andern ein Nicht-Ich, so wird er fähig und würdig werden zu einem Bürger des Gottesreiches. Die Preisgebung und Mißachtung der Persönlichkeit im Staate der Unvernunft und Willkür hat die überwältigende Mehrzahl der Menschen zu beseelten Werkzeugen, wie Aristoteles die griechischen Sklaven nannte, erniedrigt. Nun aber muß es gelten, mit der Majestät der Vernunft das Recht und die Freiheit der Persönlichkeit zu retten und sie triumphieren zu lassen über jede Art von Tyrannei, heiße sie Cäsarismus oder Mammonismus, Klerokratie oder Demokratie, Oligarchie oder Ochlokratie. Herr über sein Ich sein, heißt: es entfalten im Lichte der Vernunft unter Respektierung der andern Ichs, so daß der einzelne sich über der Gattung vergesse und sein Leben dem Leben des Ganzen unterordne. Das Individuum ist sich selbst Zweck, damit es sein und werden und wirken könne; nur dem Staats- und Menschheitsganzen gegenüber muß es Mittel sein, damit dieses Ganze seine höheren Zwecke zu erfüllen befähigt werde. Wenn es den Staats- und Gesellschaftsbaukünstlern gelungen sein wird, Staat und Gesellschaft dergestalt organisch einzurichten, daß ein jeglicher im vollen Besitze seines ihm angeborenen Ichs sei, und ferner ein jeglicher die Freiheit hat, den idealen Kern seines Mikrokosmus pflegen, stärken, erhöhen, sowie mit ihm, ohne Beschränkung der Freiheit anderer, seiner Eigenart gemäß, schalten und walten zu können, so wird das wahre Ich das falsche Ich allmählich verdrängen und der furchtbare Riese Selbstsucht zu einem unschädlichen Zwerge zusammengeschrumpft sein. Aus Bösem muß Gutes werden. Das eben ist der Fluch des „Bösen", daß es wohl eine lange Zeit hindurch fortzeugend Böses gebiert, daß es aber doch zuletzt durch seine eigenen Thaten sich selbst vernichten muß. Es muß zu Grunde gehen an dem Demantfelsen der Vernunft, — dem Charakter der Menschheit.

Diesem Charakter gemäß wird das falsche Ich gezwungen werden, seinen erbärmlichen Dünkel aufzugeben und sich dem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen: es wird aufhören, ausschließlich sein Wohlbefinden zu erstreben, sich selbst zu vergöttern. Denn das echte Ich bedeutet Selbstverleugnung und Selbstentäußerung, und das Ziel seines Strebens ist: die Wohlfahrt aller. Es lebt deswegen in inniger Berührung mit dem Pulsschlag seines Volkes und der Menschheit, sowie in inniger Berührung mit dem großen Herzen der Natur. Diese Selbstentäußerung ist das wahre Leben des echten Ichs; jene Selbstvergötterung das wahre Leben des falschen Ichs. Das mächtige Gebot des „daimōn" wird den Zwiespalt endlich lösen, das

falsche Ich vom wahren Ich einst überwunden sein in Freiheit und durch Gerechtigkeit, und das echte Ich der Leitstern werden für die Gesinnungen und Handlungen der Menschen. Wirkt und schafft es einst in Millionen, so wird es zum Heiland der ganzen Menschenwelt. In dem falschen, selbstsüchtigen, nur an seinen Vorteil denkenden, lügenhaften Ich ist dagegen der göttliche Funke tief herabgesunken. Dieses Ich hat die Verkümmerung und das Elend der bürgerlichen Gesellschaft verschuldet, und es ist zu einem ungeheuren Wurme herangewachsen, welcher am Herzen jedes Volkskörpers frißt. Alle Weisheit der Volkserzieher und Gesetzgeber besteht daher in der Hauptsache darin, unausgesetzt darauf hinzuwirken, daß alle Volksgenossen im vollen Besitze ihrer eigenen ursprünglichen Persönlichkeit seien und es jedem ermöglicht werde, diese ihre Persönlichkeit zum Wohle des Volksganzen bis zur höchsten Kraft zu entfalten. Denn das Individuelle ist nicht nur das einzig wahrhaft Interessante aller Daseinserscheinungen, es ist auch die einzige Form, in welcher der menschliche Geist sich bethätigen kann. Sogar der Weltallgeist bedarf der Einzelgeister zu seiner Offenbarung und zur Kundgebung seiner Herrlichkeit. Darum ist das größte Gottesgeheimnis für den Menschen stets der Mensch. Höchste Entfaltung der ursprünglich eigenen Kraft ist daher religiös-ethisches Gesetz für jede Menschen- und für jede Volksindividualität.

Der Vernunft- und Freiheitsbegriff für die praktische Gestaltung eines Staatswesens fällt sonach mit dem Inhalte des Sittengesetzes zusammen; nicht bloß mit dem Sittengesetze, wie es die Stifter und ersten Lehrer des Christentums, sowie die Weltweisen unter den christlichen Völkern, sondern auch die Denker und Religionsstifter unter andern Kulturvölkern der vor- und nachchristlichen Zeit mehr oder minder deutlich erkannt und gelehrt haben. Denn der praktische Vernunftbegriff besteht darin, daß im Staate nichts gelehrt und verkündigt werde, was im feindlichen Gegensatze zu den in seinen Schöpfungswerken geoffenbarten und von den Denkern erkannten Wahrheiten des Weltallgottes steht. Gott ist kein Gott der Parteilichkeit und Willkür, der über die Weltgesetze und Weltkräfte nach Belieben schaltete, und dessen Willen durch der Menschen Worte und Handlungen irgendwie bestimmt werden könnte. Da er vielmehr die Summe alles Weltseins, alles in allem, und somit der einzige wahrhaftige Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts ist, so muß er als solcher auch der große sittliche Gesetzgeber sein, der da lebt und wirkt in allen, der aber in den reinsten Gottessöhnen am reinsten und kräftigsten sich offenbart. Der praktische Freiheitsbegriff besteht aber darin, daß ein jeglicher, der Menschenantlitz trägt, nicht, wie es im Willkürstaate geschieht, das Recht habe, seine soziale und wirtschaftliche Übermacht rücksichtslos zu selbstischen

Zwecken auszunutzen, sondern die durch Gesetze und Einrichtungen sicher gestellte Freiheit habe, seine Individualität innerhalb und im Zusammenhange mit der Volksgemeinschaft, sowie im Dienste dieser Gemeinschaft, auszugestalten und fruchtbar zu machen.

So erwächst das Sittengesetz auf den granitnen Fundamenten der Vernunft und der wahren individuellen Freiheit. Auf der Grundveste der Vernunft: denn es gebietet uns: in unseren Gesinnungen und Handlungen im steten Einklange zu sein mit dem mächtigen Rufe im Tempel unserer Brust, über unsere Person hinweg für die Gattung zu leben; uns selber in dem Streben für andere zu vergessen; und also gegen andere nichts zu thun, von dem wir nicht wünschen möchten, daß andere das nämliche auch gegen uns thun. Das auf Vernunft gegründete Sittengesetz verlangt von einem jeden, daß er seine ganze Kraft einsetze für ein glückseliges Leben aller seiner Mitmenschen; aber auch, daß er zugleich alles thue, daß ein jeglicher dieser Glückseligkeit würdig sei. Denn ohne Würdigkeit, glücklich zu sein, giebt es keine Glückseligkeit, weil die rechte Glückseligkeit ohne Sittlichkeit undenkbar ist. Gleichwie nun das Sittengesetz seine Wurzel in der Vernunft hat, so findet es sein eigentliches Leben und Gedeihen in der Freiheit. Denn wenn es sich nicht kundgeben und geltend machen kann, so ist es einem verzauberten Schatze vergleichbar: man kennt wohl seinen Wert, aber man kann ihn nicht heben und folglich keinen Gebrauch von ihm machen. Die Freiheit ist mithin der Atem des Sittengesetzes. Sie ist der Baum des Lebens, welcher die goldenen Früchte hervorzaubern muß. Wenn das Sittengesetz in einer zerklüfteten, von Lüge, Willkür und physischer Gewalt beherrschten Volksgemeinde seine Kraft und Hoheit verloren hat, so ist nicht die menschliche Natur, sondern jene Wahrheits- und Freiheitshasser sind daran schuld, welche die Quellen der Wahrheit vergiftet und die natürlichen Bande politisch-sozialer Solidarität zerrissen haben. In dem schrankenlosen Rennen und Rasen nach des Lebens materiellen Gütern hat man es schnöde vergessen, daß die erste Bedingung zur Erlangung sittlicher Freiheit darin besteht, daß ein jeglicher sich zum Wohle des Gesellschaftsganzen in seinem Begehren zu beschränken und seine als durch eigene Einsicht und vom eigenen Willen gezogenen Schranken zu respektieren wisse. Wo das Gesetz sittlicher Freiheit nicht herrscht, da ist eben das Reich der Willkür, in welchem die eiserne Faust das Szepter führt, und gegen welches die niedergeworfenen rechtschaffenen Bürger einen offenen Kampf bis zur Vernichtung dieses Reiches zu führen allezeit und überall nicht nur das Recht, sondern im Namen der Menschheit und der Menschlichkeit die heilige Verpflichtung haben.

Dieses auf Vernunft und Freiheit gegründete Sittengesetz ist der Grundpfeiler des theokratischen Staatsgebäudes. Kein Weltweiser hat es erfunden, und kein Volk hat allein Kunde von seinem Dasein. Die ethischen Gesetzbücher der Völker sind nur der Widerhall der gewaltigen Predigt in der menschlichen Brust: Das sollst du thun und das sollst du nicht thun. Da liegt die Quelle des Gesetzes, und weise Männer schöpften aus ihr und labten die dürstende Volksseele, ehe auch nur ein Buchstabe aufgeschrieben worden war. Nach der kirchlich-pragmatischen, der ewigen Gerechtigkeit meist widersprechenden Buchstaben-Ethik kann keiner ein Tugendheld werden. Die echte, aus erster Hand stammende Ethik lebt, wie auch alle Logik und alle Ästhetik, unausgesprochen tief in der menschlichen Brust. Das echte Sittengesetz ist daher für jeden Staat, für jede Gesellschaft, für jede Volksgemeinde geschaffen worden. Freilich wird es von den verschiedenen Staats- und Gesellschaftskörpern, sowie von den unendlich verschiedenen Individuen, je nach dem Grade ihrer Vernunftentwickelung und Geistesbildung, sowohl dem Werte als der Art nach, sehr verschieden ausgeübt.

Das echte Sittengesetz kann deswegen, obschon es echt christlich ist, nicht ausschließlich christlich sein. Und in Wahrheit: seine Grundzüge — wie auch die Worte, welche es verkünden, immer lauten mögen — finden sich ebensowohl in der Ethik der Buddhisten, wie in den Gesetzbüchern der alten Perser; sie finden sich ebensowohl bei den der vorchristlichen Zeit angehörenden Philosophen der Chinesen, wie der Griechen; ebensowohl bei den alten ägyptischen Priestern, wie bei den Propheten der Hebräer. So sagt z. B. der große chinesische Denker Lao-Tse, welcher im sechsten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung wirkte, in seinem klassischen Buche „Der Weg zur Tugend": „Des Weisen Herz schlägt gleichmäßig für die Welt und er behandelt alle Menschen, als ob sie seine eigensten Brüder seien." (Der Prophet von Nazareth lehrte bekanntlich: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, so thut ihr ihnen.") Lao-Tse sagt: „Es giebt drei Kleinode: Liebe, Zufriedenheit, Demut; aber die Liebe ist das größte unter ihnen." Ein andermal sagt er: „Der Mensch, welcher Liebe für seine Mitmenschen hat, den schützt der Himmel." Und ferner: „Wer das Wahre und Gute pflegt und hegt nicht nur für sich, sondern gemeinnützig handelt, und den Sinn dafür im ganzen Reiche zu verbreiten sucht, dessen Tugend ist vollkommen." Wem fielen beim Lesen dieser Sprüche nicht Parallelstellen aus den Reden des Rabbi Jesus und der Apostel ein? Und wenn Lao-Tse an einer andern Stelle seiner Schrift bemerkt: Wer groß gesinnt, edel und vortrefflich ist, der hat das Ideal der Menschenwürde erreicht, dem erschließt sich der Himmel, der kennt die Ewigkeit, d. h. der ist ein leuchtendes Vorbild für die Menschheit, ein moralischer

König: wem wäre es nicht, als ob der Reformator des Judentums dieses Wort gekannt, als er von dem Königtum seines „Himmelreiches“ träumte? Buddha lehrt: „Das Leben ist ein Dasein voll Qual. Nur dann ist es erträglich, wenn der eine des andern Not lindert.“ Der Grundgedanke seines Systems ist: erbarmende Liebe nicht nur gegen die Menschen, sondern gegen alle Wesen. Auf die Frage: Wer ist der Nächste? antwortet Buddha: Jedes atmende Wesen. Auf dieser Erkenntnis des Wesenseinsseins aller Wesen beruht, so bemerkt Schopenhauer, alle echte Tugend, deren realer Ausdruck jede gute That ist. Nicht minder sind jene Grundzüge dargelegt in den „heiligen Büchern“ der Religionshelden und Sittenlehrer nicht-christlicher Völker der nachchristlichen Zeit.

Das auf Vernunft und Freiheit gegründete Sittengesetz ist mithin keinem Volke besonders geoffenbart worden; und es kann folglich kein Volk gegeben haben, welches von der innerhalb und außerhalb der Menschheit thronenden Geistesmacht als ein „auserwähltes“ hätte gekennzeichnet werden können. Es ist darum auch an kein Volk und kein Land, sowie an kein Bekenntnis gebunden; und gerade deshalb, weil es weder konfessionial, noch national ist, ist es wahrhaft menschlich. Je höher aber die Gesittungs- und Bildungsstufe eines Volkes steht, um so vollkommener werden seine kulturellen und kultuellen Staatseinrichtungen, und um so mehr werden die Handlungen seiner einzelnen Genossen der äußere Ausdruck eben dieses Sittengesetzes sein. Und eben deshalb: Um so gewissenhafter und kraftvoller das Sittengesetz in einer Volksgemeinschaft ausgeübt wird und alle ihre öffentlichen und privaten Äußerungen und Handlungen durchdringt, je gesunder und blühender wird diese Volksgemeinschaft sein und je glücklicher sie sich fühlen in dem von ihr geschaffenen Reich der Gnaden, wie Leibniz ein solches Reich genannt hat.

Da nun das Sittengesetz ein kosmopolitisches Gesetz und von der menschlichen Natur unzertrennlich ist, so ist es auch ein weltliches Gesetz. Alles Sittliche und Geistige, alles, was wir Kraft und Stoff nennen, Gott und Natur, — Alles ist recht eigentlich rein weltlich. Vielleicht klingt dieser Ausspruch manchem noch paradox; aber er ist nichts destoweniger unbedingt wahr. Die echten Paradoxa werden früher oder später Doxa werden, nicht bloß als abstrakte Vorstellungen, sondern auch im Hinblick auf die Gestaltung der wirklichen Dinge innerhalb einer Volksgemeinschaft. Denn der Mensch ist ein Wesen der Erde, und diese Erde ist ein Glied in dem ungeheuren Organismus, welchen das Weltganze darstellt. Alles, was wir denken und empfinden, denken und empfinden wir in Bezug auf das Weltganze. Alles, was wir unternehmen und vollbringen, unternehmen und vollbringen wir in der Welt und für die Welt. Jedes Individuum ist ein lebendig

Teilchen des unendlichen Weltalls. Und da die Gottheit den Weltdingen immanent und außerhalb des einen Weltalls kein zweites Weltall existieren kann, so muß auch des Menschen Verhältnis zur Gottheit weltlich sein. Es kann in Wahrheit nicht anders, als weltlich sein, weil eben ihr Wesen und Sein gleichbedeutend ist mit dem Wesen und Sein des Weltganzen, und wir uns in den seligsten Augenblicken unseres Daseins und auf der Höhe unseres Erkenntnisstrebens der wundervollen Thatsache so recht innig und wahrhaftig bewußt werden, vereinigt zu sein mit dem unendlichen und doch allgegenwärtigen Weltallgotte. Ja, alles ist weltlich; denn Gott ist die Welt: sein ganzes Sein strahlt im ewigen Sternenglanze reinster Weltlichkeit! Und in dieser Gewißheit allein wird der Mensch über den Menschen siegen!

So lange es eine herrschsüchtige Priesterschaft giebt, hat man zwei gewaltige Anstrengungen gemacht, einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem Weltlichen und dem Geistigen, beziehungsweise dem Göttlichen, sowie auch zwischen dem Weltlichen und „Geistlichen" festzulegen; aber diese Anstrengungen unreifer oder lügenhafter Geister mußten, weil sie gegen die Weltwahrheit gerichtet waren, sich vor dem Verstande der Wahrheitsforscher als unabsichtliche oder beabsichtigte Täuschungen erweisen. Das Geistige ist eben in der Vereinigung mit dem Stofflichen das Weltliche; und das, was die Kirche „geistlich" nennt, ist lediglich ein korrumpiertes Beiwort, welches das Amt der Diener derselben von allen anderen Berufsarten unterscheiden, namentlich aber auch zur Unterstützung ihres hohlen Anspruches, in einem näheren und vertrauteren Verhältnisse zu Gott zu stehen, als andere nicht geistliche Leute, dienen soll. Die Welt aber ist eben alles, was Dasein hat, und außer ihr ist nichts. Der Mensch gleicht zwar nur einem mikroskopischen dunklen Pünktchen auf einem winzigen Teil des unermeßlichen Weltganzen; aber er ist eine kleine Welt für sich, wenn er ist, was er sein soll — ein wahrer Mensch.

Gleichwie nun im Weltganzen das Geistige, wie das Körperliche, das vermeintlich Erhabene, wie das vermeintlich Niedrige weltlich ist, alles und jedes nicht anders sein kann, als weltlich: also kann auch innerhalb einer Staatsgemeinschaft nichts sein, nicht einmal vernünftigerweise gedacht werden, was nicht weltlich wäre. Alles, was des Menschen Sein und Wesen ausmacht: sein Geist und sein Leib, sein Wollen und sein Können, sein Wissen und sein Glauben, die höchsten Gegenstände seiner tiefsten Verehrung und sein heiligstes Ahnen: alles, alles ist in alle Ewigkeit weltlich. Darum können und sollen auch alle Gesetze und Einrichtungen, durch welche die Gesamtthätigkeit einer Volksgemeinschaft, sowie die Privatthätigkeit

ihrer einzelnen Mitglieder geordnet und fruchtbar gemacht wird, — gleichviel ob sie die Pflege idealer oder den Austausch realer Güter unter den eigenen Genossen oder den Verkehr mit den Genossen eines fremden Volkes, oder ob sie das Verhältnis des einzelnen zum Volks-, Menschheits- und Weltganzen betreffen, — weltlich sein und nur weltlichen Zwecken dienen. Andere als weltliche Zwecke giebt es eben nicht im ganzen Umkreis der Natur; sie sind bei der gewissenhaftesten Prüfung nirgendwo zu finden, bei der umfassendsten Erkenntnis schlechterdings nicht zu ergründen.

Es wäre folglich seit den frühesten Anfängen geordneter Staatsbildungen die hehre Aufgabe der Staatsgewalten gewesen, die ursprünglich weltliche Einheit jener Bildungen zu erhalten; aber nur in einzelnen wenigen Volksgemeinschaften mag es den Einsichtigen und Mächtigen gelungen sein, dieser Staatseinheit einige Dauer zu verleihen. Zu diesen Staatsbildungen gehört in erster Linie der patriarchalische Staat; denn dieser war ein vollkommen theokratischer Staat. Mit dem Auftreten der Könige erschien aber auch sehr bald der Priester auf der Weltbühne. Mit seinem Erscheinen ging die Einheit der Staatsidee verloren, das natürliche Sittengesetz wurde unterdrückt, und an seine Stelle trat entweder das täuschende Orakel oder der platte Glaubens- und Machtspruch der Priester. Der Konflikt des Königs Saul mit Samuel ist typisch für alle Folgezeiten geworden. In dem Augenblicke, als der Priester zum Könige sagte: Dein Wille ist der Wille des Herrschers über sein Volk. Aber ein höherer Wille steht über deinem Willen, der Wille Gottes. Diesen göttlichen Willen zu erforschen und zu offenbaren, ist die Aufgabe des Priesters. Und diesem höchsten Willen hat auch der König sich zu unterwerfen; denn Gott steht höher, als der König, und folglich ist auch das Priestertum eine höhere Macht, als das Königtum. Damit der König aber den Willen Gottes zuversichtlich erkenne, bedarf der König des Priesters; und damit dieser Wille genau und pünktlich vollzogen werde, bedarf das Priestertum der Macht des Königtums. Schließen wir daher einen Pakt zum gegenseitigen Schutze und zur Befestigung unser beider Herrschaft. Und der Pakt wurde geschlossen. Und ein solches Vertragsverhältnis, das folgenschwerste und verderblichste, welches jemals zur Geltung gelangt ist, besteht, obschon es im Laufe der geschichtlichen Entwickelung der Völker tausendfältig bald von der einen, bald von der andern Seite verletzt und nicht selten, wenn die eine Macht gegen die andere Macht mit kriegerischem Erfolg sich erhob, völlig aufgelöst zu sein schien, in allen Kulturstaaten bis auf die Gegenwart thatsächlich weiter. Mit dem Untergange des patriarchalischen Staates ging auch der theokratische Staat zugrunde: die natürlich-religiöse, menschlich-vernünftige Gottesherrschaft innerhalb einer Volksgemeinde, die einer großen

Familie glich, an deren Spitze der Erzvater stand und in deren sämtlichen Gliedern der gottesherrschaftliche Gedanke lebendig war. Die Theokratie der Päpste in ihrem Priesterstaate, obwohl ihre Herrschaft meistens mächtiger, als die der Könige war, ist zu keiner Zeit eine Gottesherrschaft, geschweige denn eine unmittelbare Regierung Gottes gewesen. Sie war allezeit Priesterherrschaft. Und diese hierarchische Gewalt hat in allen christlichen Staaten die Einheit des Staates zerrissen, sowie die Macht und Würde der Staatsgewalten herabgesetzt. Aber den Gottesgedanken im menschlichen Gemüte hat jene Gewalt doch nicht ertöten können: nach jeder scheinbaren Niederlage brach er nur um so machtvoller wieder hervor, und er wird immer sieghaft sein bis an das Ende der Tage.

In der That und in der Wahrheit: Die Kirchengewalt hat allezeit darnach gestrebt, die Staatsgewalten sich zu unterwerfen, um Universalherrschaft zu erlangen. Im Universalreiche der geistlichen Könige sollte alle Macht, die politische wie die kirchliche, in diesen Königen, den sogenannten Statthaltern Christi, „des wahrhaftigen Gottes aus dem wahrhaftigen Gotte", vereinigt sein und von ihnen unbeschränkt ausgeübt werden. Alle nichtgeistlichen Könige, alle nichtgeistlichen Gewalthaber der Erde sollten nur als Lehnsherren Seiner Heiligkeit und Majestät des regierenden Papstes Geltung haben. Die Kirche steht höher, als der Staat, um so viel höher, als der Himmel höher ist, als die Erde, und die Kirche hat nie geirrt; sie kann nie irren: das war der Felsen Petri, auf den der kühne Gewaltherrscher Hildebrand die kirchliche Weltherrschaft gründen wollte. Und in Ausführung dieser ungeheueren Aufgaben wuchs das Übergewicht der Kirche über den Staat unter der Zwingherrschaft Gregors VII. und seiner nächsten Nachfolger bekanntlich so übermächtig an, daß Innocenz III. sich erdreisten durfte, den Papst die Sonne, welche das Weltall erleuchte und den deutschen Kaiser den Mond zu nennen, welcher seinen Schein von der Sonne zu borgen habe. Reichsszepter und Reichsschwert gehören in Ausführung jenes die Menschheit erniedrigenden Planes in Wirklichkeit dem Papste. Er verleihet des Reiches Macht- und Ehrenzeichen dem Kaiser nur, damit er sie mit der kirchlichen Macht, d. h. mit dem Kreuz, dem Segen oder dem Fluche des Papstes, je nach seiner Willkür, vereinige und lediglich im Dienste der „nie irrenden Kirche" gebrauche. Was die Omnipotenz der Kirche und der teuflische Gedanke einer päpstlichen Universalmonarchie bedeutet, haben uns insbesondere der schmachvolle Fall des deutsch-römischen Kaisertums durch die schändliche Buß- und Bettelfahrt Heinrich IV. nach Canossa, sowie die Scheußlichkeiten der im Namen des „heiligen Vaters" und der „nie irrenden" Kirche, unter Gutheißung der politischen Mächte, eingesetzten und funktionierenden Glaubens-

und Ketzergerichte gelehrt. Das gerade ist der wesentliche Unterschied zwischen einer Schein- und einer Seintheokratie, daß unter einem päpstlich-autokratischen Kirchenregimente Staat und Gesellschaft und alles, was wir Bildung und Gesittung nennen: Kunst und Wissenschaft, Wahrheit und Tugend, Erkenntnis und Glaube, Streben und Weben, Handel und Wandel, Recht und Unrecht, das öffentliche wie das häusliche Leben, kurz, das ganze Kulturleben der Völker und jedes einzelnen Individuums der grenzenlosen Willkür eines herrschsüchtigen und scheinheiligen Priesterkönigs, sowie der brutalen Gewalt seiner Ober- und Untergenerale bedingungslos überantwortet ist; während in einem wirklich theokratisch geordneten Staatswesen der Staat die erhabene Aufgabe zu erfüllen trachtet, in allen Staatsgenossen das Gottesbewußtsein zu wecken und zu stärken, ihre Würde als Vernunftwesen zu wahren, sowie die göttliche Kraft, welche in und mit jedem Einzelnen geboren wird, sich frei entwickeln, vervollkommnen und zur vollen Wirksamkeit entfalten zu lassen. Der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, staatlicher und kirchlicher Theokratie, ist ein unermeßlicher und unversöhnlicher.

Das Institut der Kirche war von jeher ein Institut der Macht und des äußeren Zwanges, und als solches stets ein fremdes und feindliches Element im Staate; je herrschsüchtiger die Kirche wurde, je mächtiger und gewaltthätiger sie sich erwies, um so verderblicher wurde sie den Angelegenheiten des Staates, sowie den wahren Interessen der Menschheit. Jeder widersinnige Dualismus wirkt schädlich; am allerschädlichsten aber hat in allen christlichen Jahrhunderten der geisttötende, die Staatseinheit zerstörende Dualismus von Staat und Kirche gewirkt. Diese Zweiheit ist, wie kurz nachgewiesen wurde, das größte Hindernis für den Staat gewesen, seine schwierigen Aufgaben zu erfüllen und seine hohen Zwecke zu erreichen. Und deshalb, weil die Priester- und Kirchenherrschaft in keiner Volksgemeinde aus den natürlichen Verhältnissen einer organischen Entwickelung herausgewachsen und folglich Usurpation ist; weil sie ferner in ihren Geboten und Einrichtungen ununterbrochen im Widerstreite mit der Weltwahrheit und Weltvernunft sich befindet; und weil sie dem Staate das erfahrungsmäßig stärkste Hemmnis ist, sich zu einem Staate der Vernunft und Freiheit herauszubilden: deshalb ist es nicht nur das Recht, sondern in höherem Grade die Pflicht der Staatsgewalt, den unheilvollen Dualismus zu vernichten und die vollkommene Staatseinheit und Staatshoheit herzustellen. Das jus reformandi ist zudem ein uraltes und unveräußerliches Recht. Macht der Staat von diesem seinem Rechte kraftvoll Gebrauch, so muß eine solche Rechtsanwendung zu einer Verschmelzung von Thron und Altar führen. Gleichwie Haupt und Herz in jedem menschlichen Individualwesen vereinigt und gemeinsam thätig sein müssen, um dessen Er-

haltung, Entwickelung und Vervollkommnung zu sichern: also müssen auch die Verstandes- und Gemütsangelegenheiten einer Volksindividualität einheitlich verbunden und somit von einem Geiste erfüllt, von einem Vernunftwillen geleitet sein. In einer solchen unteilbaren Einheit psychischer und physischer Kräfte im lebensvollen Organismus eines Staatsganzen werden auch die verwandten ethischen Mächte ihre innige Verbindung finden, weil deren Gedeihen nur auf der sicheren Grundlage der Menschennatur und der darin gegründeten Menschenwürde ermöglicht werden kann. So lange aber im Staate, unter dem Schein von Ordnung und Freiheit, die Gewaltherrschaft des materiell Starken, und somit das bellum omnium contra omnes besteht; so lange der Staat die Kirche als geist- und bildungsfeindliche Macht neben sich duldet, oder auch nur dulden muß; so lange die Bedeutung der Kirche weniger auf dem religiös-ethischen, als vielmehr auf dem politischen Gebiete liegt, und die anachronistische Fortexistenz oder die radikale Reformation derselben eine reine Machtfrage zwischen den beiden Mächten ist: so lange lebt die bürgerliche Gesellschaft noch in barbarischen Zuständen, und so lange ist sie noch von jenem geistigen Gewaltdunkel umgeben, dem die geistfeindlichen und weltordnungswidrigen Glaubensdogmen entstammen.

J. G. Fichte führte in seiner Staatslehre aus, daß die alte Kirche als Zuchtmittel durchaus zu Ende sei und der Staat die Gebiete, welche sie im Laufe der Jahrhunderte an sich gerissen, wieder zurückerobern und dauernd behalten müsse. Auch in seinen politischen Fragmenten erörtert er die tiefliegende Frage. Er schreibt wörtlich: „Es muß einen Zeitpunkt geben, wo die Kirche aufhört, etwas für sich zu sein und aufgenommen wird in den Staat." Und ferner: „Die Welt geht aus von einer geglaubten, und endet in einer durchaus verstandenen Theokratie. Gott wird wirklich einmal herrschen, nicht bloß als „Lehrer, sondern als lebendige und lebendig machende Kraft." Auch Cromwell hatte schon gesagt: „In Kirche und Staat halten wir uns an das, was wirklich Gottes Wahrheit ist." Und alle großen Staatsweisen haben so oder dem ähnlich gedacht, auch deutsche Kaiser und deutsche Könige. Allen voran stehen der römisch-deutsche Kaiser Friedrich II., der große Hohenstaufe, und Friedrich der Große. Friedrich II., „die Sonne welche den Völkern leuchtete", ist der einzige von allen Kaisern, welcher in dem weltgeschichtlichen Kampfe des römischen Kaisertums deutscher Nation gegen die Herrschgewalt des Papsttums, obschon sie ihn mit ihren schneidigsten Waffen, mit Bann und Interdikt, mit Aufruhr und Verleumdung, mit Verschwörung und Bestechung auf Leben und Tod bekämpfte, niemals zurückgewichen, sondern zu jeder Zeit die Staatsidee verteidigt und an der

Staatshoheit, der Klerokratie gegenüber, unentwegt festgehalten hat. Vornehmlich um seine Heldengestalt wob die Sage ihre Gebilde. (Auch die Kyffhäusersage bezieht sich auf ihn, nicht wie Rückert in seiner Ballade und nach ihm so viele Schriftsteller und Dichter irrtümlich angenommen haben, auf Friedrich I., den Barbarossa.) Jahrhunderte lang glaubte die Nation, er werde wiederkehren, um den „Drachen, der die Welt verführt hat, den Antichrist", sowie alle Pfaffen und Mönche fortzujagen, das deutsche Reich als rein weltlichen Staat aufzurichten und der Welt den Frieden zu geben.

Der große Hohenzoller mag selber reden. Er schrieb an d'Alembert: „So lange die Fürsten theologische Fesseln tragen, so lange diejenigen, welche man bezahlt, um für das Volk zu beten, über dasselbe herrschen werden: so lange wird die Wahrheit, welche diese Geistestyrannen unterdrücken, die Völker nie erleuchten, und die Weisen werden nur im Stillen denken." Über die Einführung der christlichen Kirche unter Konstantin schreibt er: „Ich bin in meinem Studium der Kirchengeschichte bei der Entstehung des großen Schisma im Orient und fühle mich geneigt zu glauben, daß die ganze Welt von Konstantin bis auf Luther blödsinnig gewesen sei." In einer seiner ersten Thronreden heißt es: „Auch über meine Unterthanen soll die Morgenröte der Vernunft aufgehen. Herrschsüchtige Priester sollen die Freiheit nicht einschränken. Keine allgemeine Religion soll herrschen! Jeder Geistliche wäre sonst ein Tyrann; alle würden die Aufklärung als ihren gemeinschaftlichen Feind verfolgen und die Dummheit unter dem Namen der Frömmigkeit als Idol aufstellen." Das furchtbare Wort Voltaires: Ecrasez l'infâme! hat der große König oft auf die Hierarchie der Priester und die christliche Kirche angewandt. So sagte er einmal zu de Catt: „Sie haben keine Idee, was für Schufte die Priester sind. Sie sind unverbesserlich, bis man ihre Rasse ausgerottet haben wird." Wie liebte er dagegen die Wahrheit, das gesunde Fortschreiten auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. „Künste und Wissenschaften reichen sich die Hand; wir verdanken ihnen alles; sie sind die Wohlthäter des Menschengeschlechtes." „Je unterrichteter und gebildeter ein Volk ist, um so leichter ist es in Ordnung zu halten und um so fähiger, dem Staate tüchtige Diener zu liefern." „Es ist das schlimmste Unglück für einen König, über unwissende und deswegen dem gemeinsten Aberglauben verfallende Unterthanen zu herrschen." „Ich wünsche, ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hätte, zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen und zu sterben." In Übereinstimmung mit seinen Grundsätzen verlangte Friedrich „der Einzige" denn auch, daß Erziehung und Unterricht der Jugend den

„Pfaffen“ möglichst entzogen werden und kein Geistlicher als Lehrer der Philosophie angestellt werden solle. Er war ferner der Überzeugung, daß die Religion am besten als Moral und Geschichte gelehrt werde; wie er denn auch in dem Studium der Religionsgeschichte das wirksamste Mittel gegen religiösen Wahnsinn erblickte. Der Grundgedanke Fichtes vom Wesen des theokratischen Staates, daß Gott in ihm als lebendig machende Kraft herrsche, lebte auch schon in der großen freien Seele des Philosophen von Sanssouci, den „die Natur zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte“.

Diese lebendig machende Kraft offenbart sich am kräftigsten in dem weltgeschichtlichen Prinzip des protestantischen Geistes. Denn seinem Grundwesen zufolge soll es weder Priester noch Laien geben, sondern nur Christen, d. h. denkende, freie, wahrheitsliebende, arbeitsfrohe, zu allen guten Werken tüchtige Menschen, von denen ein jeglicher sich eifrig bemühen soll, unumschränkt selbständig zu denken und zu handeln, und somit sein eigener Priester und sein eigener König zu werden. So sagte schon Luther in seiner Schrift: „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen“: „Wer mag ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen! Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, und durch sein Priestertum ist er Gottes mächtig; denn Gott thut, was **er** bittet und **will**.“ In seiner Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, sagt er über die Priesterweihe insbesondere: „Durch die Taufe sind alle Christen zu Priestern geweihet und diejenigen, welche jetzt so genannt werden, unterscheiden sich nur dadurch von den anderen, daß sie von der christlichen Gesellschaft angestellt worden sind, im Namen aller gewisse Verrichtungen, hauptsächlich die Predigt des göttlichen Wortes, zu übernehmen.“ Die Durchführung der protestantischen Idee ist die Verwirklichung des theokratischen Staates. Der echte protestantische Geist ist zudem viel älter, als der katholische Geist; er ist so alt, wie die menschliche Kultur. Er war schon in allen Denkern aller Zeiten und aller Länder wirksam, und sie alle haben ihn geoffenbart, ein jeglicher in seiner Sprache. Der protestantische Gedanke glühte ebensowohl in der Seele eines Buddha, wie in der des Plato; ebensowohl in Kaiser Akbars, wie in Mahomeds großer Seele; ebensowohl in der Seele des Paulus, wie in der Seele Luthers und Lessings. Der Geist des Protestantismus ist der Geist, der lebendig macht, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit. Er ist daher unbesiegbar, so sehr die Thoren auch zu Zeiten wähnen mögen, ihn besiegen zu können oder gar ihn besiegt zu haben, und er wird dermaleinst sicherlich auch alle Hemmnisse überwinden, welche die Mächte der Finsternis ihm jetzt noch entgegenstellen. Der deutsch-protestantische Geist drängt mit derselben un-

widerstehlichen Energie, wie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, zur Reformation unserer unhaltbaren, grundverderblichen, durch und durch anachronistischen Zustände hin, und es werden ein zweiter Luther und ein zweiter Lessing kommen, welche das große Reformwerk fortsetzen und ihre welterschütternden Hammerschläge an die morschen Thore unprotestantischer Dome sieghaft vollführen werden.

Schon längst ist der deutsch-protestantische König summus episcopus seiner Landeskirche kraft des protestantischen Gedankens und des auf ihn gegründeten Staatsgrundgesetzes. In jedem Hohenzollernsohne lebe ein Hauch seiner weltbezwingenden Kraft! Wohin sein Brausen geht, wissen die Geister. Geben wir nur acht auf die leuchtenden Zeichen der Zeit. Das altersmüde Papsttum geht augenscheinlich seinem gänzlichen Verfall entgegen. Es ist auf Herrschaft über die Völker gegründet worden, und an diesem Herrschaftsgelüste wird es zugrunde gehen. Grollend sitzen die „Unfehlbaren" seit dem Verlust des Kirchenstaates als „Gefangene" in ihren öden Prunkgemächern, zuweilen nur noch, bei ihnen passend scheinender Gelegenheit, papierene Bannflüche gegen den Heldengeist der Wahrheit schleudernd, und manchmal mag es sie bedünken, als hörten sie, dumpf und schwer, die Totenglocke des Papsttums läuten. Und wer möchte es nicht für wahrscheinlich halten, daß der nächste Sturm, welcher über den Vatikan dahinbraust, die überreife, häßliche Erisfrucht vom Baume der Menschheit abschütteln wird. Die katholischen Völker sind in ihren geistig hervorragenden Vertretern meist nur noch katholisch im Hinblick auf ihre äußerlichen kirchlichen Verrichtungen. Geist und Gesinnung neigen entschieden zur protestantischen That. Die italienische Nation ist in ihren führenden Geistern innerlich sogar schon protestantisch geworden, vielleicht schon protestantischer, als es die offizielle evangelische Kirche ist. Die königliche Würde eines summus episcopus kann die Brücke werden, welche von dem dualistisch gespaltenen Staate zu dem einheitlichen, mit der Kirche verschmolzenen Staate führt. Den Herolden des Geistes folgen die Völker, und längst schon ist von ihnen der Sieg vorbereitet. Wenn die politische Macht sich verbündet mit dem theokratischen Gedanken, so ist er entschieden. Ohnehin war die bischöfliche Macht und Würde des deutsch-protestantischen Königs bisher nicht viel mehr, als ein prunkendes Ornamentstück am königlichen Throne. Als lebendige Kraft im Sinne des protestantischen Gedankens hat sie seit den glorreichen Tagen Friedrichs des Einzigen nicht wirken können. Wirkt sie aber erst im Geiste des Protestantismus als lebendige und lebendig machende Kraft in den führenden Geistern der deutschen Nation, so wird eine Epoche kommen müssen, da es im Reiche keinen, die souveräne Staatshoheit beeinträchtigenden Dualismus und folglich keine feindselige Zweiheit zwischen



der einen Staats- und einer besonderen Kirchengewalt, zwischen Priestertum und Laientum, zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit mehr geben kann: die unteilbare, unveräußerliche Hoheit des einen, alle Arbeit des Geistes, alles Sinnen und Denken, allen Kultus und alle Kultur umfassenden Staatswesens ist in ihre natürlichen Rechte eingesetzt, die Siegesbahn der Reformation des deutschen Geistes ist geebnet, und das Deutsche Reich hat begründete Aussicht, dereinst der erste, allen Völkern voranschreitende glückselige Staat im geschichtlichen Leben der Menschheit zu sein. Der „Christenmensch" begnügt sich mit dem Bewußtsein, nichts als ein — Mensch, ein vernünftiger Mensch zu sein, der mit allen seinen Mitgeschöpfen hervorgegangen ist aus der Hand der Natur, sich entwickelt und gestaltet an der Hand der Natur, und der durch die Hand der Natur, wenn seine Zeit erfüllt ist, wieder verschwindet, um zurückzukehren in den Schoß der Allmutter.

Denn, wahrlich! nicht blinder Glaube an vernunftwidrige Kirchendogmen und sogenannte kirchliche Heilsthatsachen; nicht bedingungslose Unterwerfung unter eine fremde Autorität; nicht die abgeschmackte Lossagung von dem köstlichen Besitztum des die Wahrheit uns erschließenden Erkenntnisvermögens und überdies gerade in den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit; auch nicht die gedankenlose Hingebung an ein Etwas, das, so wie es von allen Kanzeln und Schulkathedern noch immer gelehrt wird, nirgendwo da ist und in alle Ewigkeit nicht da sein kann, macht den echten „Christenmenschen" aus. Was ihn ausmacht, ist vielmehr der leidenschaftliche Glaube an die eine, durch sich selbst daseiende, unveränderliche und ewige Idee, welche allem Erschaffenen zugrunde liegt, alle Wesen durchdringt und von welcher alle Dinge nur materielle Erscheinungsformen sind. Was ihn ausmacht, ist das freudige Bewußtsein von der Einheitlichkeit und Unendlichkeit alles Weltseins, sowie die Gewißheit, daß alles im Weltganzen durch ewige Gesetze und dauernde, nie versagende, stets mit gleicher Kraft wirkende Kräfte organisch aufgebaut und seinen Zwecken gemäß vollkommen eingerichtet ist. Was ihn ausmacht, ist das erhabene, in ihm lebendige Pflichtgebot, in Übereinstimmung mit der gewonnenen Vernunfterkenntnis zu reden, zu schreiben und thatkräftig zu handeln, und nicht aufzuhören, nach Wahrheit zu ringen, sowie die erkannte Wahrheit kraft seines Gewissens und seiner Überzeugung jederzeit und unter allen Umständen freimütig zu verkündigen. Was den echten „Christenmenschen" ausmacht, ist endlich das den ganzen sittlichen Menschen durchdringende Verlangen, Gerechtigkeit zu üben gegen jedermann, niemals zu vergessen, daß alle Menschen einerlei Blutes sind, und den Wahlspruch der Weisheit und Liebe stets vor Augen und im Herzen zu haben: Für andere schaffen, ist wahres Schaffen; in anderen leben, ist wahres Leben. Derjenige Staat, welcher solche

Bürger hat, ist ein Gottesstaat: Gott herrscht in ihm durch die Menschen und in den Menschen. Will man den Begriff des Wortes Theokratie in eine allbekannte Formel zwängen, so kann man sagen, sie sei die Herrschaft des Wahren, Guten und Schönen. Alle Reformatoren, alle wahrheitsstarken Menschen sind ihrer Natur nach Priester und streben nach einer Theokratie. Das wahre Menschentum ist in That und Wahrheit das wahre Gottestum auf Erden.

Ist es mir erlaubt, die wesentlichen Punkte vorstehender Ausführungen in einem Satze zusammenzufassen, so sage ich: Der vollkommene Staat, der Vernunft- und Freiheitsstaat, auf dessen diamantenem Grunde die Erkenntnis des Einsseins mit dem Weltall-Gotte tiefe Wurzeln geschlagen, Gemeingut der Menschen geworden ist, und die schönste Blume der Humanität, das den Menschen eingeborene Sittengesetz, herrlich sich entfaltet; in welchem kein prinzipieller Dualismus die Staatsinteressen schädigt; die Eigenart jeder Persönlichkeit selbständig sich ausprägt und rastlos nach Vervollkommnung strebt; dessen Genossen als die Glieder eines großen, einheitlich geordneten Ganzen das Band der Liebe und Gerechtigkeit solidarisch verbindet, und die gesegnet sind mit allen Gaben, welche die Erde, als die einzige Quelle aller Güter, hervorbringt, und menschliche Einsicht und Weisheit schaffen können: leibliche und geistige Wohlfahrt, sittliche Größe, Heldentum der Wahrheit, Priestertum der Schönheit: — dieser vollkommene, echt protestantische Vernunft-, Rechts- und Freiheitsstaat ist der wahre theokratische Staat, der Staat der Glückseligkeit, der Gottesstaat.

Dieser Staat liegt zwar noch in nebelgrauer Ferne vor dem Blicke unseres Geistes. Aber die große Epoche der Befreiung des Menschengeschlechtes wird einmal kommen, weil sie mit naturgesetzlicher Notwendigkeit kommen muß. Kommen muß, weil die ewige Idee zu ihrer wahren Offenbarung, Verbreitung und Verherrlichung auf Erden der wahren Menschheit bedarf, gleichwie die Menschheit der ewigen Idee bedarf, um die Zwecke ihres Daseins erfüllen zu können, und es einfach unmöglich ist, daß die Menschen auf immer von Schein- und Lügendingen leben können. Alle Geistesarbeit aller Völker seit dem Beginne ihrer Geschichte galt deswegen auch ihrer geistigen und materiellen Erlösung, und alle Arbeit des Geistes wird auch ferner um solcher Erlösung willen geschehen. Daß die Selbsterlösungsidee Fleisch werde und unter den Menschen wohne, dazu ist jedoch nicht nur in Einem oder Einigen, sondern in Millionen ein Wille nötig, der vor nichts zurückschreckt, den nichts beugt, auch der Tod nicht. Und wahrlich! Gott wird dann wieder einen Bund machen, einen Bund, nicht mit einem der in kostbaren Gewändern sich spreizenden Kirchentechniker,



sondern mit dem tief frommen Abraham des ersten wahrhaft protestantischen Volkes, und zu ihm sprechen: „Hebe deine Augen auf und siehe von der Stätte an, da du wohnest, gegen Mitternacht, gegen Mittag, gegen Morgen und gegen Abend. Denn alles Land, das du siehest, will ich dir geben und deinem Samen ewiglich. Und du sollst ein Vater vieler Völker werden!" Dieser Bund wird dann aber nichts anderes bedeuten, als die glorreiche Erneuerung und allseitige Erkenntnis des uralten, natürlichen und ewigen Verhältnisses des Menschen zum Weltall-Gott, kraft dessen wir in ihm leben und weben, und Gott in uns, sowie die thatkräftige Bezeugung dieses wundervollen Verhältnisses in unserem Denken und Empfinden, unserem Reden und Handeln. Und der „lustige" Baum der Erkenntnis wird, unter dem Segen einer würdevollen Arbeit, sich in den goldenen Baum des Lebens verwandelt haben, und dieser Baum wird wachsen, wachsen, wachsen über — die ganze Erde.



Selbstporträt.

Skizziert von Bruno Wille.

(Friedrichshagen bei Berlin.)

Draußen stöbernde Flocken, die den Kiefernforst fast verhüllen. Auf meinem Schreibtisch ein Gestöber von Manuskripten, Büchern, Zeitungen und Briefen. Und hier innen welch Gestöber von Stimmungen, Ideen und Bestrebungen!

Da fällt es gar schwer, zu sagen, was man meint und was man will. Und so möchte ich fast darauf verzichten, der Einladung Hans Merians zu folgen und in der „Gesellschaft" meine Bestrebungen darzulegen. Immerhin wage ich den Versuch, in der Hoffnung, hier und dort einen Leser zu finden, welcher denkt: Das verstehe ich, das berührt mich sympathisch, da gehe ich mit.

So will ich denn zunächst meine Weltanschauung skizzieren. Ich bemerke an ihr drei Wurzeläste: Der Mensch vollbringt manches, was er will; die Menschheit vollbringt vieles, was sie will; die Ewigkeit vollbringt alles, was sie will. Oder deutlicher gesprochen: Was in der Person als Fühlen, als Sehnsucht, als Wille lebt, sind Triebkräfte, die auf Schaffen, auf Gestaltung, auf Vollbringen gerichtet sind und zuweilen ihr Ziel

erreichen. Mag nun auch das Einzelwesen nur wenig von seinen Bestrebungen erfüllen, im Leben der Menschheit finden wir Vollbringen, Erfolg in hehrer Fülle, sehen wir einen großartigen Fortschritt, — besonders wenn wir an die tierische Herkunft unserer Art denken. Und nun brauchen wir nur zu beherzigen, daß eine Ewigkeit vor uns liegt, ein unendlicher Spielraum für die Fortentwickelung des geistigen Lebens, um hoffen zu dürfen, daß jedes Wollen sein Können finden wird.

Die Aussicht auf kosmische Revolutionen, auf die Zerstörung unserer irdischen Lebensbedingungen tastet meine entzückende Hoffnung ebensowenig an, wie der persönliche Tod gegen die Fortentwickelung der menschlichen Gesamtheit spricht. Was bedeutet denn diese winzige Erde vor dem gestirnten Himmel, vor der Milchstraße, vor der räumlichen und zeitlichen Unermeßlichkeit! Mag diese Menschheit untergehen, die Welt ist groß genug für zahllose Menschheiten und — Übermenschheiten. Auf Gestirnen, die kein Fernrohr erreicht, wachsen vielleicht alle edlen Regungen, die in unserm Herzen und Hirn nur zarte, kaum empfundene Keime sind, zu üppigster Fülle aus, — ohne daß freilich solch Wachsen einen Abschluß, eine Vollendung findet, — indem nämlich jede Frucht neue Keime in den Schoß der Ewigkeit streut . . .

Und wir Persönlichkeiten, wir sind die Träger, die Schauplätze, die Beete solcher Keime, solcher Gefühle, Bestrebungen, Ideen, die auszuwachsen trachten. Wenigstens behandelt uns jene rätselhafte Macht, die unser Dasein bestimmt, nur als solche Beete, die für eine Spanne Zeit den Pflanzen Nahrung bieten sollen; sie mißachtet geradezu, so scheint es, das persönliche Leben, das Einzelwesen, verstattet ihm nur eine winzige Frist, um es dann, wenn nicht schon längst vor deren Ablauf, gleichmütig zu vernichten, — das Beet umzugraben zu neuem Pflanzentriebe; die Brunst der Fortpflanzung legt immer frische Beete an.

In Bildern rede ich, aber ich phantasiere nicht, glaube vielmehr imstande zu sein, meine Bilder auch begrifflich zu deuten. Wenn ich die exakte begriffliche Ausdrucksweise nicht anwende, so geschieht es nur, weil ich hier keine philosophische Arbeit liefern will, auch weil das Symbol knapp und lebendig redet.

Wenn wir nun das Gewimmel unseres geistigen Lebens betrachten, so unterscheiden wir an all diesen Gefühlen, Bestrebungen, Bildern und Gedanken im großen Ganzen zwei Arten: Wohl und Weh, Gut und Schlecht, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch, Licht und Finsternis, Ormuzd und Ahriman . . . das sind Bezeichnungen für die beiden Arten. Das Selige, Lichtvolle zu steigern, das Böse aber zu beseitigen, ist jedes Wesen beständig bemüht. Wenn man nur immer genau wüßte, was gut und was böse ist!

Wenn die Bestrebungen und Ideen nur nicht so oft ihr Aussehen wechselten — wie das Chamäleon! Wenn sich nicht so oft als unheilvoll entpuppte, was Glück verhieß, und umgekehrt das Glück nicht so häufig als Aschenbrödel aufträte! Da thut denn scharfes, klares Schauen, da thut **Lebensweisheit** not.

Freilich der große Haufen, besonders der moderne Kulturpöbel, setzt sich über diese Notwendigkeit leichtfertig hinweg, operiert mit den normalen, von seinen Herrschaften und Götzen geprägten Werten, und wenn jemand diese Münzen skeptisch und grübelnd betrachtet oder gar seine individuellen Wertungen dagegen hält, so trifft ihn wohl rohes Gelächter. Ich aber sage: Die Menge hat wieder einmal unrecht; und eine von Bedürfnissen und Meinungen der Menge regierte Kultur, ja unsere vielgepriesene „moderne Kultur", die das Innenleben, die ureigene Entfaltung der geistigen Persönlichkeit, die Beschaulichkeit, die kritische Versenkung in die eigene Individualität systematisch vereitelt oder doch greulich verwüstet und verkümmern läßt, sollte eher „Dampfwalze" heißen, als „Kultur".

Wenn ich nun mein Leben und Treiben überschaue, um das Korn von der Spreu, das wahre Heil vom scheinbaren zu sondern, so gelange ich seltsamerweise zu Ergebnissen, die eigentlich wenig „modern" sind, vielmehr anklingen an das, was weise Leute in Asien schon vor Jahrtausenden wußten, und was seitdem in einer Flut von Phrasen und Trivialitäten durch die Welt geht. Eben weil ich weiß, daß fremde Weisheit, propagiert, Phrase zu werden pflegt, mag ich von den Grundsätzen meiner Lebensführung nur soviel mitteilen, als ein Selbstporträt für das Publikum verlangt.

Glücklich war ich nur in flüchtigen Momenten. Drum ist die Grundaufgabe meines Lebens, diese Momente auszudehnen und immer häufiger zu machen. Glücklich war ich, so oft mein Geist, von kleinlichen Interessen und sinnlichen Begierden frei, reiner Beschaulichkeit sich widmen konnte. Glücklich war ich, wenn ich, in begriffliche Zusammenhänge vertieft, Erkenntnis gewann. Glücklich war ich auf Spaziergängen, wenn ich, ganz in Rezeption verloren, die landschaftliche Natur betrachtete. Glücklich war ich, wenn mein Kopf, berauscht von einer Stimmung, dichterisch gestaltete; selig war ich, wenn ich den heiß ersehnten Ausdruck fand. Glücklich war ich, wenn es mir gelang, anderen Menschen das, was ich für wahr, gut und schön hielt, erzieherisch einzupflanzen. Glücklich war ich, wenn ich, freiwillig, jemand einen Gefallen erwiesen hatte.

Und Ehre, Geld, Frauenliebe, lukullische Genüsse, Sport . . . ist das nicht auch Glück? — Das alles kommt mir nur wie die Schale des Glückes vor; Glück kann darin sein, doch zuweilen hat die Schale keinen Kern.

Ehre kann beglücken, insofern sie auf ein Gelingen des eigenen Strebens, eines guten Strebens, aufmerksam macht. Geld beglückt, insofern es Freiheit gewährt; — aber Freiheit wozu? darauf kommt es an; die beste Freiheit ist Freiheit zu seligem Thun. Erotische Liebe beglückt, insofern sie etwas Geistiges enthält, insofern sie Ahnungen des Schönen und sittliche Tendenzen in uns frei macht. Das kann man z. B. daran sehen, daß die Liebe am köstlichsten jenem Lebensalter mundet, welches mit potentieller Geistigkeit, mit allerlei Idealismus förmlich geladen ist. Auch Bacchus beglückt nur, insofern er geistige Kräfte entfesselt, insofern er ein Lyaios schöner oder treffender Einfälle und edler Bestrebungen ist. Kurz, das Glück liegt in dem geistigen Gehalt des Lebens, und nur weil, gleich der Pflanze, das Geistige Nährboden — ein Beet — haben muß, bedarf auch die sinnliche, leibliche Persönlichkeit der Kultur.

Der geistige Gehalt des Lebens ist es nun auch, woran sich die Fortentwickelung des Menschengeschlechtes zeigt und fürder zeigen soll. Leibliche Verbesserungen erscheinen im Grunde nur als Vermittler geistiger Vorteile wertvoll. Sollte z. B. der Mensch einmal die Fähigkeit gewinnen, vogelartig zu fliegen, so würde es der geistige Gehalt dieser Fähigkeit sein, was ihr den eigentlichen Wert gäbe. Und was mich auf die Seite der materiell bedürftigen Volksmasse geführt hat, ist nicht die sinnliche Schätzung eines schmausenden Gaumens, satten Magens und müßigen Körpers, sondern die Erkenntnis, daß die Befreiung des Volkes von politischer Herrschaft und wirtschaftlicher Ausbeutung unermeßliche geistige Vorteile bringen würde.

„Aber was geht dich die Befreiung, das Wohl der Anderen an!" fragt, nicht ohne Spott, dieser und jener. Ich erwidre: Eine gewisse Bethätigung der eigenen Kräfte für andere ist einfach eine Passion, — etwa wie es die Passion eines Sportsman ist, seine überschüssige Muskelkraft im Rudern oder Radfahren anzulegen. Auch empfindet mancher ein lebhaftes Bedürfnis, von seiner Freude anderen mitzuteilen. Wenn ich z. B. als Knabe in meiner zweiten Heimat, dem Schwabenlande, oder in meiner dritten Heimat, dem Rheinlande, eine besondere landschaftliche Schönheit entdeckt hatte, dann ließ es mir keine Ruhe, ich mußte sie meinem Vater oder einem Freunde mitteilen. Wie kann man sich nur darüber wundern, daß ein Mensch auch für anderer Wohlergehen Interesse hat? Das ist doch allgemein menschlich! Die Mutter, die unter heißen Wünschen für das Wohl der Ihrigen verscheidet, ist wahrlich nicht selten. Und so wird wohl jedermann irgend eine Liebe haben, die frei ist von egoistischem Streben. Und eine Selbsttäuschung — wenn nicht einfach eine begriffliche Konfusion oder Wortklauberei — liegt vor, wenn jemand hochmütig behauptet, vom „Altruismus" frei zu sein. Übrigens verschließe ich mich durchaus nicht

der Erwägung, daß ich auch meinem persönlichen Wohle diene, indem ich die allgemeine Wohlfahrt fördere; ich empfinde es z. B. recht schmerzlich, daß ich persönlich nicht frei sein kann, solange die menschliche Gesellschaft nicht frei ist.

Wohlan denn, es gilt Fleisch werden zu lassen den idealen Menschen, wie er, von allerlei schmerzlichen und wonnevollen Lebenserfahrungen gestaltet, vor der andächtigen Seele steht. Ich meine nicht etwa den Menschen vom nächsten Jahrzehnt, dessen — übrigens noch fraglicher — Vorzug vielleicht darin besteht, daß er weniger Steuern zahlt und einen Brocken politischen Rechtes mehr besitzt; ich meine auch nicht den Angehörigen des sozialdemokratischen Schlaraffenlandes, den knechtenden Knecht eines allgegenwärtigen Staates; ferner, ferner liegt mein Ziel, herrlicher, herrlicher ist's.*) Die große Ferne des Zieles aber scheint mir nicht ein Fehler, sondern ein Vorzug zu sein. Denn weil der Charakter des Zieles auch die Mittel durchdringt, macht ein kleinliches Ziel die Mittel kleinlich, ein erhabenes Ziel die Mittel erhaben; kleinliche, unreinliche Mittel aber schädigen die Fortentwickelung des Menschengeschlechts, die reiner Mittel bedarf.

Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch. — Unter Freiheit aber verstehe ich die Möglichkeit, sich zu verhalten, wie man will, die Kongruenz von Wollen und Können, die Schrankenlosigkeit. Zur Definition der Vernunft bemerke ich, um kurz zu sein, nur dies: Allgemein gilt es als unvernünftig, unbegründete Vorstellungen für wahr zu nehmen und ihnen gemäß sich zu verhalten, oder umgekehrt begründete Vorstellungen, erwiesene Wahrheiten, nicht als solche zu behandeln. Als eine Propaganda der Unvernunft bezeichne ich daher das Bestreben, vernünftige Wesen nicht durch Begründungen, sondern durch andere Mittel zu einem gedanklichen Verhalten zu bestimmen. Mein Ziel sind Menschen, die solche Tendenzen, Vergewaltigungen der Vernunft, weder gegen andere Menschen anwenden, noch von deren Seite erleiden. Unreine Mittel im engern Sinne nenne ich alle Vergewaltigungen, alle Verstöße gegen Freiheit und Vernunft.

Daß ich die Waffe, den Krieg, die Bedrohung mit Wunden, Kerker und Tod, insofern diese Mittel Herrschaft des Menschen über den Menschen, Knechtschaft und Ausbeutung bezwecken, für unreine Mittel halte, ergiebt sich aus meiner Grundanschauung von selbst.

Auch den Staat betrachte ich, insofern er Herrschaft bedeutet, als ein unreines Mittel. Ich möchte die ungeheure Autorität des Staates überwinden, den einer fixen Idee ähnlichen Glauben an die Notwendigkeit einer

*) Vergl. „Der freie Vernunftmensch auf Grund der Philosophie des reinen Mittels" (Berlin bei S. Fischer).

gesetzgebenden und exekutiven Regierung. Natürlich war der Staat eine geschichtliche Notwendigkeit und wird es auch wohl noch lange sein. Doch diese Einsicht macht mich nicht blind gegen die von ihm ausgehenden Schädigungen der Freiheit und Vernunft und nicht blind gegen die Möglichkeit einer langsamen Überwindung der staatlichen Herrschaft durch unsere Fortentwickelung zum freien Vernunftmenschen.

Entsetzliche Verheerungen gehen von der wirtschaftlichen Herrschaft aus, die in allen „zivilisierten" Staaten unter dem Protektorat der Gesetzgebung die „Proles" ausbeutet, übrigens die Privilegierten selber in allerlei leidige Abhängigkeitsverhältnisse versetzt. Mag ich nun als ethischer Kritiker und auch sonst ziemlich vereinsamt dastehen, — hier, angesichts der „sozialen Frage", werde ich einer breiten Zustimmung begegnen, wenn ich die wirtschaftliche Ausbeutung ein unreines Mittel nenne, wenn ich Sozialist bin.

Aber die Parteien, welche staatliche und wirtschaftliche Verbesserungen erstreben oder wenigstens zu erstreben behaupten, sind selber in zahlreichen Beziehungen unreine Mittel. Ich habe das intim empfunden, besonders innerhalb der sozialdemokratischen Partei, wo mir brutale Herrschaft, unvernünftige Autorität, Ausbeuter-Gelüst und Strebertum, Demagogie, Unverstand, Knechtseligkeit und Pöbelhaftigkeit sattsam begegneten. Verfolgt und mit Schmutz beworfen von den Parteifanatikern, auch an sonstigen Erfahrungen, die das Parteigetriebe herabsetzen, nicht arm, habe ich die Überzeugung, daß die Wege der Parteifanatiker nicht zur Freiheit, nicht zu meinem Menschheitsideale führen. Schon deswegen passen mir keine Parteien, weil sie samt und sonders Herrschaftsformen, irgendwelche Archien oder Kratien erstreben, während mein Ziel Herrschaftslosigkeit ist. Doch ich gehöre auch nicht jener „anarchistischen" Richtung an, die durch eine brutale Propaganda der That etwas zu erreichen hofft, was nur die geistige Entwickelung, der Fortschritt der Vernünftigkeit, des Wissens, des freiheitlichen Sinnes und Solidaritätsgefühls zu leisten vermag; ich gehöre nicht jener Richtung an, deren Perspektive bis zum Bürgerkriege und Sturze der Staatsgewalt geht, um dann, gewissermaßen vor einer Bretterwand, Halt zu machen und sich der Illusion hinzugeben, nun auf einmal müsse das Paradies auf Erden beginnen; ich huldige endlich nicht jenem Kommunismus, welcher die Armut, den Mangel an Eigentum dadurch zu beseitigen hofft, daß er das Eigentum überhaupt abschafft. Ich meine vielmehr*), daß nicht

*) Mit meinem Freunde Dr. Benedikt Friedländer: Der freiheitliche Sozialismus (mit besonderer Berücksichtigung Eugen Dührings), Berlin bei Harnisch, Yorkstraße 43.

das Eigentum überhaupt, sondern nur das Eigentum am Boden und den großen Produktionsmitteln, welches heutzutage ein Privilegium, ein Ausbeutungsrecht darstellt, beseitigt werden muß. Meine wirtschaftlichen Anschauungen berühren sich also vielfach mit denen Henry Georges, Flürscheims, Dührings und Hertzkas; so möchte ich die Vorzüge des Sozialismus und des Liberalismus vereinigen.

Weil ich in der geistigen Fortentwickelung das wahre, jedenfalls das einzige über jeden Zweifel erhabene Heil erblicke, drum lege ich ein besonderes Gewicht auf die Pädagogik der Jugend, des Volkes, des Menschengeschlechtes. Hier gilt es Verbesserungen zu schaffen, theoretisch und praktisch.

Ein unreines Mittel sehe ich in jener — leider noch üblichen — Pädagogik, welche die Rute, den Zwang, die Schablone, die Strafe, das Scheltwort, die Autorität da anwendet, wo einzig und allein vom freien Triebe zur Erkenntnis und Wissenschaft, von der individuellen organischen Entwicklung des Kindergeistes wahre Bildung zu erwarten ist. Der Erzieher sollte sich vor jeder Vergewaltigung hüten, die Zöglinge so früh wie möglich als vernünftige und sich selbst bestimmende Wesen mit Achtung, Höflichkeit und Duldsamkeit behandeln, sich als Gärtner auf geistigem Gebiete betrachten, also den Zöglingen günstige Entwicklungsbedingungen, geistige Anregungen bieten, anstatt den Befehlshaber, Nürnberger Trichter und Büttel zu spielen. Ich weiß freilich, daß es nicht leicht ist, als vereinzelter Pädagoge, umgeben von einem korrupten Erziehungssystem, reine Mittel anzuwenden. Doch man kann es annähernd thun, wie ich es thue in meiner Eigenschaft als Sprecher der freireligiösen Gemeinde zu Berlin und Lehrer ihrer 500 Kinder.

Wie überhaupt der Autorität, bin ich insbesondere auch der religiösen und moralischen Autorität feind. Die organisierten Glaubensreligionen, welche die Knechtseligkeit und Unvernünftigkeit durch Vorstellungen von einem himmlischen Regenten, durch Hierarchie, Dogma und andere Herrschaftsmittel stärken, bekämpfe ich als Dissident, freidenkerischer Redner und Schriftsteller. Zugleich verwerfe ich die Moral des „Du sollst", sowohl ihrer autoritären Form und autoritären Pädagogik halber, als auch deswegen, weil sie inhaltlich vielfach gegen Freiheit und Vernunft verstößt. Daß meine der Loyalität, dem Gewissen, dem Pflichtgefühl in gewisser Hinsicht feindliche Haltung zu einem Chaos, zu einem Verfall der Sittlichkeit und Kultur führe, ist eine thörichte Befürchtung. Denn vernünftige Freiheit ist ja die Überwinderin der moralischen Knechtschaft, und so wird an Stelle der knechtischen eine freie Sittlichkeit treten. Diese besteht in beglückenden Willensrichtungen, die weder durch äußeren noch durch inneren Zwang

hervorgebracht sind, vielmehr den mit Vernunft gepaarten freien Neigungen entspringen. Während Loyalität und Gewissen sagen „Du sollst", hat der Anhänger der freien Sittlichkeit das Bewußtsein „Ich will". Um nun der Phantasie von Leuten, die sich freie Sittlichkeit nicht vorstellen können, etwas nachzuhelfen, erkläre ich, daß Liebe und Haß die Triebkräfte dieser freien Sittlichkeit sind, Liebe zu Menschen, Gütern und Werten, Abscheu vor dem Übel.

Meine volkspädagogischen Versuche bethätigen sich nicht nur in Vorträgen, ich suche auch durch billige Schriften auf die arbeitende Masse einzuwirken. Weil ich keinen geeigneten Verleger hierfür interessieren konnte, gründete ich die Freie Verlags-Anstalt (jetzt durch O. Harnisch, Berlin, Yorkstraße 43 vertreten), welche zugleich den Zweck verfolgt, dem Schriftsteller einen minder proletarischen Ertrag seiner Feder zu verschaffen. Bei der Freien Verlags-Anstalt erschien zunächst meine Schrift zur Belehrung und Unterhaltung für Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes, „Die Jugend" betitelt, sowie meine Gedichte „Einsiedler und Genosse" (Volksausgabe, Preis 50 Pfg.). Obwohl von der sozialdemokratischen Parteiregierung und ihren fanatischen Unterbeamten diese Schriften boykottiert wurden, gelangten sie dennoch unter das arbeitende Volk, — wie denn binnen kaum zweier Jahre 1000 Exemplare „Einsiedler und Genosse" abgesetzt wurden*), — für Lyrik jedenfalls ein Erfolg. Und daß die Männer und Frauen der schweren Körperarbeit in meinen Gedichten von dem, was ich ausdrücken wollte, mancherlei wirklich vernehmen, beweisen mir Äußerungen, deren naiver Enthusiasmus mein Herz mehr erquickt, als irgend eine litterarische Kritik es vermag. Den erwähnten Schriften habe ich eine Reihe anderer Editionen, meist freidenkerischen Charakters, folgen lassen.

Um Volk und Kunst, meine Lieblinge, zu einander zu führen zu gegenseitiger Förderung, um insbesondere dem schwer bedrückten, vielfach verkümmerten Proletariate die erhebenden und befreienden Wirkungen einer edlen Bühnenkunst zu verschaffen, gründete ich vor zwei Jahren zu Berlin die „Freie Volksbühne" und geleitete als Vorsitzender diesen Verein von Erfolg zu Erfolg. Doch den sozialdemokratischen Maulwürfen wurde mein Einfluß und die wachsende Bedeutung meiner Gründung immer mehr verhaßt, unablässig wühlten sie gegen mich und meine Freunde, bis sie kürzlich durch geschickte Organisation und demagogische Mache eine uns feindliche Mehrheit zusammen brachten und mich, wie fast die ganze frühere Leitung des Vereins durch pöbelhaftes Vorgehen nötigten, dieser „Freien Volksbühne" mit Entrüstung den Rücken zu kehren. Unmittelbar darauf aber konnten wir die

*) Das zweite Tausend erscheint bei S. Fischer, Berlin W.

rein volkspädagogischen Bestrebungen in eine „Neue Freie Volksbühne" hinüberretten.*)

Bei der jüngsten Gegenwart angelangt, höre ich auf, meine Ideen und Bestrebungen zu skizzieren.

Wenn ich nun diesem Umriß den Titel „Selbstporträt" gebe, so geschieht es, weil das Sehnen, Wollen, Streben einer Persönlichkeit von ihrer Natur wohl mehr offenbart, als das physische Bild. Eins freilich bitte ich den Leser nicht zu vergessen: Obwohl ich versucht habe, mir nicht zu schmeicheln, ist mein Selbst jedenfalls schlechter als diese Skizze zeigt; skizziert sie doch mein besseres Selbst.

*) Dieser junge Verein ist bereits kräftig herangewachsen (zählte Mitte Dezember, d. h. nach zweimonatigem Bestand, bereits über 1500 Mitglieder); er veranstaltet nicht nur Theateraufführungen (im November Goethes „Faust", im Dezember E. v. Wolzogens „Lumpengesindel"), sondern auch Konzerte und Rezitationen.



Unser Dichteralbum.

Nachtmahr.

Verfangen im Schornstein, im rußigen
Schlund,
Winselt der Wind und heult und poltert —
Wie auf ödem Hofe ein schlafloser Hund,
Den rasselnd die Kette foltert.

Aus leisem Schlaf erwacht
Verstört mein Aug' und starrt in die Nacht,
In schwarze, entsetzlich schwarze Nacht ...
Auf pochendem Herzen kauert es mir,
Das Atemgeröchel belauert es mir,
Die Handgelenke eisern umspannend,
Mit bohrendem Blick mich bannend.
Es raunt ins Ohr mir Harm auf Harm,
Viel kleinliche, peinliche Sorgen
Von morgen, von Schaffen und Borgen ...
Die wimmeln so wirr wie ein Ameisenschwarm.

Heiß pulsen die Schläfen in fiebriger Eile;
Doch träg in öder, blöder Langeweile
Kriecht die Zeit, der ekle Wurm;
Und trostlos, trostlos heult der Sturm
Und wimmert und wimmert,
Gefangen im graulichen Schlot ...
O nimmer und nimmer schimmert
Erlösende Kunde vom Morgenrot!

Und ich träumte so süß! —
Es war von Blüten, vom lachenden Mai,
Von Düften so köstlich, von Lüften so lau,
Von Reisen auf Rossen zigeunerhaft frei,
Von Segelfahrten durch Meeresblau,
Von sanften Buchten, Orangenhainen,
Festfrohen Phäaken, feurigen Weinen,
Von Kinderspielen, blühenden Weibern
Mit sonnigen Augen, berückenden Leibern,

Von Purpurgewändern flatternd im Reigen,
Von hüpfenden Flöten und jauchzenden
Geigen,
Von strahlenden Dichtergenossen, von weisen
Gesprächen mit heiteräugigen Greisen,
Von stolzem Schwelgen in geistiger Stärke
Und seligem Ruhen im Weisheitswerke ...
O wie träumt ich süß!

Und ich sah ein Weib, ein berauschendes Weib
Zum Meere schreiten, den köstlichen Leib
Umhüllt von lilienweißem Gewande,
Mit flammenrotem Nelkenbande
Bekränzt das schwarze lockige Haar.
Ihr Augenpaar, o wunderbar,
Blitzte mich an mit dunkler Pracht
Wie sommerlich schwüle Gewitternacht.
Und durchlodert von heißem Verlangen,
Trat ich zu ihr und sprach mit Bangen:
„Darf ich Dich geleiten?" —
Da lachte sie herzlich, lachte sie hell:
„Dürfen und Sollen!
Barbarisches Müssen!
Bei Phäaken bist Du, Fremdling!
Die Phäaken dürfen, was sie wollen!
Und ich — will Dich küssen!"
Und als sie mein Haupt herniederzog
Und zärtlich an meine Brust sich bog,
Sah ich taumeln die blauen Berge,
Hörte jauchzen das wogende Meer
Und die hüpfenden Flöten lachen:
„Bei Phäaken bist Du, Fremdling!
Die Phäaken dürfen, was sie wollen!"
Und mir war, als sei ich krank gewesen
Und nun genesen, genesen.
Himmel und Meer und Erde so neu,
Ich so jung und stark und frei,
Wie ein Griechengott so frei! —
O wie träumt ich süß!

Nun brennt mir im Auge die Wehmut bitter.
Traum von Freiheit, du holdes Geflitter,
Von glühender, kühner Sehnsucht gewoben,
Was bist du so scheu verblichen, zerstoben
In schwarze, entsetzlich schwarze Nacht,
Die auf pochendem Herzen mir kauert,
Mein Atemgeröchel belauert,
Mit bohrendem Blick mich bannend,
Die Handgelenke eisern umspannend —?

Da würgt mich der Nachtmahr und knirscht
mir zu:
„Das fragst Du noch, Du Lästrer, Du?
Dein Traum ist Frevel!
Dein Traum ist Wollust!
Dein Traum ist Ehebruch,
Schändlicher Pflichtenbruch!
Büßen sollst Du die heimlichen Sünden
In lichtverlassenen Kerkergründen,
Büßen Dein ungebundenes Wollen, —
Bis Du gefügig dem heiligen Sollen!"

* * *

O schwarze, endlos schwarze Nacht,
In Kettendruck und Gram durchwacht,
Wenn, eingekerkert in rußiger Zelle,
Der Sturmwind winselt, — mein Leidens-
geselle:
Auch ich ein Sturm im graulichen Schlund,
Auch ich ein winselnder Kettenhund — ...
O schwarze, endlos schwarze Nacht!

Doch horch, o Seele! Getrost, getrost!
Wie drohend auf einmal der Sturm ertost!
Sein schwellender Zorn gewittert
Ums Haus mit dumpfem Dröhnen,
Das morsche Dach erzittert,
Und alle Schranken stöhnen.
O ringe und raffe, empörter Held!
Wenn im Kraftgetaumel dein Schlachtruf
gellt,
Durchfluten Wonneschauer die Welt.
Die Bäume selber, vergraben im Boden,
Werfen die Arme und Blätterloden
Jubelnd empor, im Gewoge zu baden,
Möchten tanzen wie trunkne Mänaden.
Und ob mein Leib auch scheintot liegt,
Er atmet tief, und die Seele fliegt
Ins Schrankenlose so leicht und weit
Und jauchzt: Ich bin befreit, befreit!

Friedrichshagen b. Berlin. Bruno Wille.

Kosmische Lieder.

I.

Still wie Glas die Silberfläche,
Endlos lichter Meerestraum.
Wie von Blütenstaub der Lilie,
Wird das Boot betupft von Schaum.

Vollmond dort in tiefem Glanze,
Bist der Schild du eines Riesen,
Der mit güldner Sternenlanze
Hier gepirscht auf Seewaldwiesen?

II.

Das Meer blitzt kupferölig,
Ein gallengrüner Pfuhl . .
Doch mich birgt einsam Schatten
Auf hartem Klippenstuhl.

Mag dräuen mir zu Häupten
Der wüste Menschenorkan . .
Rast hin, Vermaledeite!
Rast hin ohne Ziel und Bahn!

III.

Sterne welken hin und Heldenthaten,
Und durch Blut muß alle Größe waten.
Doch die Wunde auf der Menschheit Brust
Weckt dem Genius Dämonenlust.

In der feigen Menge dumpfes Raunen
Schmettert er wie Weltgerichtsposaunen.
Glorreich aus der Erdendinge Tod
Blutet auf ein Schöpfermorgenrot.

IV.

Der Vampyr täuschend hängt gleich einer Kokosnuß
Und lullt das Opfer ein mit sanftem Kuß,
Bis fortgesaugt das Blut zur Lippe bricht
Und blau das todesfeuchte Angesicht.
So naht die Sehnsucht uns mit sanftem Fächeln
Und noch im Sterben ihre Opfer lächeln.

V.

Ich schaute in der Menschen Brust
Und in der Erde Eingeweide.
Hoch schwebte meine Adlerlust,
Hoch über allem Herzeleide.
Mein Flug den Wolkendunst durchbrach,
Der Sterne Speer mit kaltem Schimmer
Die Menschenfurcht in mir erstach,
Doch auch die Hoffnung starb für immer.

VI.

Aus belebter Erde Resten
Wölbt sich dieser Erde Dom.
Hirn der Weisesten und Besten
Wirbelt heut als Staubatom.

Wo der Väter Leiche modert,
Finden bald die Enkel Raum.
So durch alle Zeiten lodert
Fort des Lebens Fiebertraum.

VII.

Ein Schleier nur
Ist alle Schönheit der Natur,
Gewebt aus Wasserqualm und Sonnenstrahl.
Umsonst verschönend
Des Lebens Niedersturz und unversöhnend:
Zu Schaum zerrinnt doch jede Flut einmal.

VIII.

Ob euer bleicher Neid euch selber närrt,
Ob den Erwählten in den Staub ihr zerrt,
Es hat ein Stern sein Schicksal stolz beeidigt
Und seine Stärke wird's, die euch verteidigt.

IX.

Der Abend feierlich verloht . .
Gesang nach Schifferfitte . .
Als ob ein fröhlich Liebesboot
Im Guadiana glitte.

Doch Führer Cortez düsterernst
Starrt durchs Kajütenfenster.
Du, Wahn des Eldorado, lernst
Den Bannfluch der Gespenster.

Als Wächter an der Zukunft Thor
Columbus steht, der bleiche . .
Doch nie zurück, Konquistador!
Ersiege deine Reiche!

Charlottenburg.

Karl Bleibtreu.

Morgenabenteuer.

Aus rosenrotem Thor
Kommt rasch der Tag geschritten
Und funkelt hell inmitten
Von einem frohen Chor,
Und glänzt in lauter Golde,
Führt an der Hand die holde,
Die erste Morgenstunde her.

Er führt sie in mein Haus,
Stolziert durch alle Stuben:
Nun küss' mir diesen Buben
Aus seinem Schlaf heraus.
Küss' ihn mit weichem Munde,
Doch recht aus Herzensgrunde,
Weil er ein Siebenschläfer ist.

Ist's Wachen oder Traum?
Ich seh durch müde Lider
Die sonnenschönsten Glieder,
Den zartesten Jugendflaum,
Seh einen Mund wie Kirschen,
Wonach, o Lust, zu pirschen,
Ich möcht ein loser Vogel sein.

Die Frucht ist mir gegönnt,
Es braucht kein Flügelregen,
Sie bringt sich mir entgegen,
Damit ich pflücken könnt',
Sie liegt in sanfter Kühle
Auf meiner Lippen Pfühle,
O Wunder! als ein süßer Kuß.

Das ist ein Schlafvertreib!
Mit beiden Beinen spring ich,
Und beide Arme schling ich
Um einen schlanken Leib.
Sieh, Schelm, so muß es enden.
Was wolltest du entwenden?
Gesteh, du hattest arges vor.

Das Mädel windet sich,
Umsonst, es ist gefangen,
Ein Füchslein sitzt in Zangen,
Das frech nach Trauben schlich.
Der Gärtner war zur Stelle,
Es fühlt's der Dieb am Felle,
Die Morgenpredigt ist ihm gut.

Vor Tagesanbruch.

Wie leise sich der Morgen regt,
Gleich einem Lächeln, das sich traumhaft hinbewegt
Um halbgeschloss'ner Lider Rund
Und einen schlummertrunknen Mund,
Der eine ungeduldige Welt
Noch hinter losem Riegel hält.

Bald wird die rote Pforte springen,
Und was sich innen stößt und zwängt,
Sehnsüchtig nach dem goldnen Tage drängt,
Mit einem Freudenschrei ins Weite springen.

Thränen.

Deine heißen Thränen flossen
Auf die fremden bunten Blumen,
Die versteckten Beeten entsprossen.

Rieselten über die schönen Gestalten,
Die mein Herz auf heimlichen Tafeln
Mit Liebesgriffeln festgehalten.

Tropften in die roten Flammen,
Die auf ihrem stillen Herde
Zuckten wie erschreckt zusammen.

Und in dieser Flut verwischte
Bild um Bild sich, und die Blumen
Starben, und die Glut verzischte.

Hamburg. Gustav Falke.

Weltgeschichte.

Auf einem Felsen steh ich träumend,
Tief unten zieht ein breiter Strom,
Bald lauter und bald leiser schäumend
Zum Nachtchoral im Waldesdom.

Sonst Schweigen rings in Nah und Ferne,
Bestrahlt von fahlem Mondenglanz,
Indes die ew'gen Himmelssterne
Sich spiegeln hehr im Wellentanz.

Und rastlos zieht der Strom von hinnen,
Bald rauschend, wie im Grolle schwer,
Und wieder friedensäuselnd rinnen
Die Fluten fort zum weiten Meer.

Doch stets erstrahlt in gleicher Milde,
In gleicher Glut der Sterne Gold,
Ob zornig auch ans Strandgefilde
Die Woge, oder friedlich rollt . . .

Und also denk' ich sinnend, träumend:
Die Weltgeschichte ist ein Strom,
Bald lauter und, bald leiser schäumend
Zum Sphärenchor im Weltendom.

Gar oftmals bäumen sich die Fluten
Gen Himmel zornig-brausend auf,
Und wieder, wann vorbei die Gluten,
Geht friedeatmend hin ihr Lauf.

Doch ob sie zürnen, ob sie säuseln —
Stets spiegeln sich mit gleichem Strahl
Die ew'gen Sterne mild im Kräuseln,
Die Gottgedanken allzumal . . .

Duban. Ottokar Stauf von der March.

Die soziale Frage.

In fließendem Gesellschaftston
Bei üppigem Gelage,
Erörtern sie im Prunksalon
Die soziale Frage. . .

Die schönen Frau'n in reichem Schmuck,
Die jungen Herren spaßten,
Es bot das Thema Stoff genug,
Zu witzigen Kontrasten.

Ein wüstes Toben dringt herein,
Ein Schelten und ein Schimpfen,
Des Hausherrn stolze Töchterlein
Die feinen Näschen rümpfen.

Die Hungernden im Branntweinschank
Nach mühevollem Tage
Erörtern mit Geschrei und Zank
Die soziale Frage. . . .

Wien. Oscar Bendiener.

Die kleine schmucke Kellnerin.

Die kleine schmucke Kellnerin,
Die mag so gern ich leiden.
Wie oft ich sie auch wiederseh,
Stets fällt mir schwer das Scheiden.

Die kleine schmucke Kellnerin,
Die weiß so lieb zu plaudern,
Wie oft ich da auch gehen möcht',
Stets muß ich wieder zaudern.

Das letzte Glas, der letzte Schlag
Gar oft sich wiederholen,
Und müde sitzt und Gas-besorgt
Der Wirt dabei auf Kohlen.

Und was sie spricht, es ist ein Nichts,
Gedruckt möcht' ich's nicht lesen,
Und doch paßt es so ganz und gar
Zu ihrem muntren Wesen.

Ein Tändeln ist's um dies und das,
Um leere Nichtigkeiten,
Vom Regen und vom Sonnenschein,
Von allen Jahreszeiten;

Von ihrem Putz, von ihrem Schatz,
Den lang sie nicht gesehen,
Und wie sie sich's so herrlich denkt,
Durchs Leben mit ihm zu gehen.

Dann malt sie sich die Zukunft aus
In schönen, bunten Bildern
Und unermüdlich ist sie da,
Ihr künftig Glück zu schildern.

„Dann brauch ich nur noch meinem Hans
Den Becher zu kredenzen" —
So ruft sie da voll Seligkeit
Und ihre Augen glänzen.

Doch einmal fragt' ich ahnungslos,
Wie lang er nicht geschrieben,
Da ward sie bleich und Thränen sah
Ich ihre Äuglein trüben:

Da dacht' ich still: „Du armes Kind,
Laß Deinen Hans nur wandern,
Du füllst gewiß noch manches Glas
Für mich und für die Andern."

Altenburg. Hugo Kegel.

Klingendes Liedel.

Als ich heut den Feldweg schritt,
Zog mir stets ein Klingen mit.
Polenlieder, lustig-kecke,
Folgten mir die ganze Strecke,
Ach und alles that sie singen,
Die da fuhren, die da gingen;
Bauernhochzeit kam vorbei,
Lachen, Lärm und Lustgeschrei,
Vorn im Wagen klingt die Fiedel
Immerzu dasselbe Liedel,
Brummbaß selbst nach seiner Art
Brummt das Lied sich in den Bart,
Und der Wind singt's in den Zweigen
Und begleitet froh die Geigen,
Wird von weitem hergetragen,
Singt's doch selbst am Bauernwagen
Rastlos rollend sich das Rädel:
Wie ein Bursche und ein Mädel,
Naseweises junges Ding,
Spät noch in die Brombeer'n ging.

Weiter klingt das Lied im Chor
Frisch von Jung und Alt empor:

Stehn die zwei am Brombeer-Raine,
Dort der andre, hier der eine,
Pflückt das Mädchen voll Vertrauen
Schon die Beeren, schwarzen, blauen,
Doch dem Knaben, der noch zaudert,
Kaum noch süße Worte plaudert,
Sitzt der Schalk schon im Genick,
Und im nächsten Augenblick —
„Jesus Christus!" schreit das Mädel.

Also rollt das Bauernrädel,
Singen Wandrer, singen Winde,
Singt es im Gezweig der Linde,
Und der Brummbaß brummt in Ruh,
Und die Geige girrt noch zu:
„Ja, so geht's, daß Gott erbarme:
Brombeerranken, Burschenarme
Halten jede Dirne fest . . ."

Flog ein Vogel aus dem Nest,
Aus dem Nest mit schrillem Laut,
Das er tief im Gras gebaut.
Fragt die Fiedel leise klingend:
„Liebes Vöglein, flügelschwingend,
Sag, warum bist du entflohn?"
Brummt der Baß: „Das wißt ihr schon!"

Berlin. Carl Busse.

Der Pinscher.

Ein Pfeifenbaum mit breitem Laub
Umrankt der Villa Altane,
Ich blicke auf den See hinaus,
Sie fährt vorüber im Kahne.

Sie fährt dahin im gestreiften Kleid
Mit leichtem Ruderschlage
Und ahnt nicht, daß ich Sehnen heiß
Zu ihr im Herzen trage.

Das Ruder blitzt im Sonnenlicht,
Am Buge schäumen die Wellen,
Ich höre laut auf ihrem Schoß
Den Seidenpinscher bellen.

Im Wasser bleibt vom Kiel zurück
Ein langer Doppelstreifen,
Vom Dampfer, der die Richtung kreuzt,
Ertönt ein schrilles Pfeifen.

Vorüber.

Viele Boote fahren vorüber
An der grün umlaubten Villa,
Niemand drin, dem ich bekannt.
Keine Tücher seh ich flattern,
Frida nicht und Petronilla
Winken freundlich mit der Hand.

Noch lebendig schon vergessen,
Steh' ich unter'm Weidenbaume
Einsam am verpfählten Strand.
Gurgelnd schlagen dran die Wellen
Und mir ist als wie im Traume,
Daß dahin die Jugend schwand. —

Frage.

Geburt und Tod, was liegt dazwischen?
Ein Mann und Weib, die sich erwischen. —

München. Heinrich v. Reder.

Trutzlied.

Vom Liebesweh das alte Lied
Ist endlich ausgesungen,
Ein frischer Lebenspuls durchzieht
Die Adern unsrer „Jungen".
Und Heil! dem Dichter, der beginnt,
Des Jammerns sich zu schämen,
Wenn er mit neuen Kräften sinnt
Nach höheren Problemen!

Die ganze Menschheit ist geschwächt
Und keine Kraft zu suchen,
Ein feig, erbärmliches Geschlecht
Von Weibern und Eunuchen!
Und keine Helden giebt es mehr,
Die uns erlösen könnten,
Und keine Männer — nur ein Heer
Von geistig Impotenten!

Wer nur ein wenig aufgestrebt,
Der spürt die Gicht im Gliede,
Und wer nur ein paar Jahre lebt,
Der ist schon lebensmüde!

Und nun erscheinen wir im Feld.
In unsrer Jahre Grünheit
Verhöhnen wir die schöne Welt
Mit unerhörter Kühnheit.
Der Eigendünkel treibt uns weit,
Wir nennen uns Erlöser,
Und, statt zu bessern unsre Zeit,
Wird sie durch uns nur böser. —
Ha! wie sie lästern, wie sie schrei'n,
Uns die Leviten lesen,
Und uns der „tollen Jugend" zeih'n,
Die selbst nie jung gewesen!

Von den Erhabnen schweig ich still,
Die spöttisch uns benäseln —
Der Ochs, der Anerkennung will,
Der stellt sich zu den Eseln!

Nur immer zu! Steht's euch dafür,
So mögt ihr weiter klagen,
Mit eurem Schimpfen werdet ihr
Uns nicht ins Bockshorn jagen!
Ob unsres Treibens mögt ihr schlau
Auch eure Köpfe schütteln,
Vergebens werdet ihr am Bau
Der neuen Ära rütteln!
Ihr trübt uns nicht das Augenlicht
Mit eures Zweifels Wolke,
Wir blicken kühn mit Zuversicht
Zu unsrem wackern Volke!

Wohl wissen wir: es kommt der Tag,
Wo heiß der Kampf wird brennen,
Wo mit dem ersten Glockenschlag
Sich die Parteien trennen.
Wohl wissen wir's! Er komme nur,
Wir sind bereit zu sterben,
Schon sehen wir auf blut'ger Spur
Das nahende Verderben.
Es rast daher im Sturmeslauf,
Nicht wählend, wen es töte,
Dann aber steigt im Osten auf
Die neue Morgenröte.

Wien. Franz Wolfbauer.

Wie lauschig war's!

Die Luft war schwarzblau, sommerlich,
Und jeder Stern zu sehen,
Als ich zu dir ins Zimmer schlich
Verstohlen, auf den Zehen.
Mit einem Finger drohtest du,
Leis flüsternd: „Stille! Sacht!"
Ich aber war hinein im Nu,
Da hast du, Schelm, gelacht.

Du sprangst um mich, du schmuckes Ding,
Mit Händen klatschend, kichernd,
Bis ich dich haschte und umfing,
Mich deiner flink versichernd,
Da hingst du gleich an meinem Hals
Und sprachst: „O, du mein Glück!"
Aus meinem Herzen pochend schallt's
In gleichem Ton zurück.

Wie lauschig war's im Stüblein rings!
Berauschend war dein Küssen.
Durch unsre heißen Adern ging's
In vollen Liebesgüssen.
Wir herzten uns die lange Nacht,
Die Welt war für uns tot,
Bis wir vom tollen Traum erwacht
Im lichten Morgenrot.

Da kräht im Nebenhof der Hahn;
Jetzt muß ich mich bequemen,
Und wo wir uns glückschwelgend sahn,
Heißt's: Scheiden! Abschied nehmen!
Du goldig blondes Haar, ade!
Ade, du frischer Mund!
Mein Herz war wund, mein Herz war weh,
Du küßtest mich gesund.

Nun schreit' ich in das Morgenlicht
Hinein mit hellem Singen:
„Wer dich, du Blume Liebe, bricht,
Nichts wird ihn niederzwingen,
Sein Innres flammt, sein Innres glüht,
Bleibt immer warm und jung,
Und ist die rote Luft versprüht,
Strahlt die Erinnerung."

Berlin. Max Hoffmann.



Ein Ewiger.

Ich lag in einem dunklen Taxushain
und hatte Furcht. . .
Im Schatten vor mir saß ein Mann,
der war wie eine große
nebelvolle Höhle,
in der ein riesenhafter Dachs der Urzeit
neue Welten träumte;
nur ab und zu
schob er seine schweren Wühlerhände
durch das Gitter,
und mit grauen,
grausam traurigen Augen
griff er sich ein Menschenhirn zum Fraß.
Und über ihn, im Hintergrund der Höhle,
mit unendlich weichem,
kleinem stolzen Munde,
in einen grünen Sack gewickelt,
lag eine schöne geistesirre Frau gekauert,
die weinte über den traurigen Dachs. . .
Da hob der Mann
die starre Gottesstirne zu mir her,
darüber ihm die Haare
seidenfein und blond
in langen wirren Wellen lagen,
als ob er eben aufgehört zu fliegen,
und seine scheuen Frauenlippen zuckten.
Ich aber sah hinauf,
wo durch den dunklen Taxuswald
der kalte blaue Himmel strahlte,
klar, weit, hoch,
und sah die Sonne um das Höhlengitter blitzen,
und eine Freude wie im Winter
verbrannte meine Furcht zu Funken,
die sprühten einen Namen in das Dunkel,
riesenhaft:
STRINDBERG. . .

Berlin. Richard Dehmel.

Die Nagelschere.

Von Karl Rosner.

(München.)

Schon den ganzen Tag hatte ich mich damit gequält, mit diesem unbehagen kapriziösen Suchen nach dem Schlagworte meiner Stimmung. Und ich war immer wieder auf „Sentimentalität“ gekommen, und das schien mir noch am besten darauf zu passen. Aber das war's nicht, ich fühlte, daß es anders war, und grübelte immer wieder und suchte.

„Sentimentalität“; — nein. Das Wort ärgerte mich in seiner breiten Langatmigkeit, und man muß dabei an wasserblaue Lyrik denken und an Schnupfen und Gretchenfrisuren. Und das klingt so reichsdeutsch, so treu und bieder, — aber fad, sehr fad.

Und das war's auch nicht, denn dazu gehört Herz, und das fehlt mir; — wenigstens sagen sie's alle. Es war wie das Gefühl, das einem wiederkommt, wenn man sich an eine Dummheit erinnert, die man begangen. Weich emporquellend längs der Wirbelsäule, und dann im Hirn wie eine

seine Wolke von aufgestöberten Atomen, die den Gedanken umnebeln. Und dabei das bestimmte Ahnen des Unbehagens und das penetrante Herüberklingen einer schrillen Dissonanz, wie wenn sich die Nerven wehrten gegen ein drohendes Aufrütteln aus ihrer trägen Ruhe.

Und man zuckt dann unwillkürlich mit den Augenbrauen und will an etwas Anderes denken. —

Und dann, plötzlich, abends, vor einem Makartschen Bilde war mir die Formel gekommen. Sentimentalité raffinée, — ja, das war's, — und das klang auch besser.

Die ganze Geschichte war nämlich so.

Sie hieß Lori und war meine — Freundin. Hier in der Stadt hatte ich ihr ein Zimmer genommen, oben im zweiten Stock, und da besuchte ich sie, regelmäßig, täglich. Wir hatten uns das reizend eingerichtet. Die weichen, schalldämpfenden Teppiche, die schweren Portièren und dann wieder die duftigen Gehänge über Rahmen und Ecken. Und dabei alles durcheinander, und jedem Nerven sein Steckenpferd.

Das Sofa von grünem, mattgrünem Plüsch und den Schreibtisch in graziös geschweiftem Rokoko, die Ampel altdeutsch und matt, und gedämpft durch blasse, grünschimmernde Gläser. Und an den Wänden japanische Fächer und Schirme in ihrer gravitätisch spröden Gespreiztheit, und weiche Draperien von schmeichelndem Crêpe de Chine.

Und mitten darin saß die kleine Lori, und da besuchte ich sie, regelmäßig, täglich.

O, sie verstand sich darauf wie keine andere! Aus jeder Kleinigkeit konnte sie ein neues Fest für unsere Nerven bereiten, aus jedem Band und aus jedem Hauch und aus jedem Wort. Und ich hatte mich so an sie gewöhnt, — ich konnte mir das kleine Zimmer gar nicht denken ohne ihren süßen Parfum, der mir so weich um den Gaumen schlug wie laue, müdschaukelnde Wellen, und ohne ihre liebe, zierliche Gestalt und ihr klares, duftiges Lachen. Ich glaube, sie lachte die Luft und den Parfum.

Und wenn sie mir dann am Schoße saß und ihre schlanken, weißen Finger mir durchs Haar fuhren und über die Schläfen, mild und süß kitzelnd wie der quellende Duft der Tuberose, und ihre weichen, blassen Lippen sich festsogen an den meinen, — — — —. Sie war doch süß!

Bah, — Gewohnheit, nur Gewohnheit, — nein, ich war nicht verliebt in sie, ganz bestimmt nicht. Nur gewöhnt hatte ich mich an sie, und wenn ich an ihr hing, so war das nur meine Trägheit. Ich war zu bequem, mir eine andere wieder soweit zu dressieren, und nur das hatte mir die dumme Stimmung gebracht, als ich an den Abschied dachte. ..

Ich gebe zu, daß sie mir viel entgegenbrachte, viel Talent für sensitive

Genüsse, suggestive Anlagen und eine süße Gestalt, und den weichen Parfum, und den feinfühligen Takt, — und ich glaube, sie liebte mich wirklich.

Und ich war an das alles so gewöhnt; — auch an das Bewußtsein, wirklich geliebt zu werden, und mir graute vor dem Gedanken an eine andere. Aber ich liebte sie nicht, nein, das wollte ich auch nicht, und ich sträubte mich mit aller Macht gegen diesen Gedanken.

Nur meine Nerven thaten mir leid, und die bedauerte ich.

Aber schließlich, — es war ja auch ganz natürlich gekommen. — Rot geweinte Augen und verschnupfte Nasenspitzen vertrage ich nicht, — und Vorwürfe noch weniger, — und nun gar aus Eifersucht. Und das steht ihr auch nicht gut, die Züge von der Nase abwärts bis in die Mundwinkel werden dann so scharf und tief, — nein, sie muß lachen. Mir selbst war so unbehaglich dabei, — ich wußte nicht recht, was ich anfangen sollte, und ich wiegte mich hin und her in dem Schaukelstuhl, und wußte nichts Rechtes zu sagen. Dann aber spielte ich den Mann von Welt und setzte mich leicht darüber hinweg. Und da fing sie erst recht zu weinen an. Und mir war so unbehaglich dabei, es war so heiß im Zimmer, — und das Mädel hatte ja eigentlich recht, — und ich fiel aus allen meinen fürstlichen Posen, — und wurde brutal und lief dann davon.

Später that's mir leid, sehr leid, — aber da war nun nichts mehr zu machen. Und ich konnte ihr das doch unmöglich sagen, — nein, nein, einem Refus durfte ich mich nicht aussetzen. Also Abschied, — so leid es mir that; und ich ärgerte mich über mich und mein dummes Benehmen.

Als ich bei ihr eintrat, saß sie am Sofa und las. Dann grüßte sie, klappte das Buch zu und sah mich erwartend an. Ich wollte etwas sagen, — wegen gestern, — aber nein, — dem durfte ich mich nicht aussetzen, und ich schwieg und ging mit langen Schritten durch den kleinen Raum, über die weichen, schwellenden Teppiche. Erst wußte ich nicht recht, womit ich beginnen sollte, und dann platzte ich richtig mitten hinein. „Also, die Meubel kannst Du natürlich behalten —.“

Ihre Augen wurden feucht und rot, und ich fühlte das, obwohl mein Blick gedankenlos suchend über das Zimmer streifte. Und mir war wieder so seltsam zu Mute, — wie damals in Monte Carlo, als ich den letzten Louis gesetzt hatte, und als die weiße Kugel über die Scheibe sprang, hüpfend und rollend, — und ich stand still und beklommen. — Und dann nahm ich mich zusammen und fuhr fort.

„Nur ein paar Kleinigkeiten möchte ich für mich behalten, — zur Erinnerung, — ein paar Sachen, an die ich mich gewöhnt und die ich nicht gerne missen möchte.“

Sie nickte, den Kopf leicht vorgebeugt, und ich glaube, es fiel dabei

eine Thräne zur Erde. Und mir war so beklommen zu Mute, — aber sie sprach nicht.

„Die kleine Nachtlampe hier und den runden Handspiegel mit dem schlanken Griff. Ja, richtig, — wo ist die Nagelschere, — die will ich auch.“ Und ich ging zur Toilette und zog die Lade heraus.

Und da sprang sie auf und lief zu mir, und legte mir die Hände auf die Schultern. Die karessierend weichen, schmalen Hände.

In mir war's hell geworden, hell im befriedigten Gefühl des Triumphes. Aber ich blieb ruhig und blickte wie gedankenlos über sie weg nach der Seite. Alle meine Nerven waren gespannt, und ich wollte durch sie den vollen Reiz in mich saugen aus meinem Siege und aus der großen Scene. Und ich blickte gleichgültig über sie weg, beinahe ungeduldig. Und ihre Arme lagen lind und warm auf meinen Schultern.

„Wo ist die Nagelschere?“

„Paul!“

„Ja —?“

„Paul!! Bitte!!“

„Was ist's denn?“ — Ich zitterte in süßer Erregung. — Jetzt konnte sie kommen, — die große Scene.

„Paul, — laß mir die Nagelschere!“

Ich war aus der Fassung gekommen, einen Moment lang hatte ich sie plötzlich angesehen, — und da war's mir, wie wenn sie lächelte. Und mir kam's von den Lippen wie mechanisch.

„Warum?“

„Laß mir sie!“

„Aber, — ich gebe Dir eine andere, — die nicht, — ich bin so gewöhnt an sie, — sie ist so angenehm, — und sie kratzt auch nicht mehr wie die neuen.“

„Laß mir sie! Bitte!“

„Aber Kind, — —“ Und da mußte ich wieder in ihre großen Augen schauen, und da schimmerte es nun wie eine Thräne, eine bittende, milde Thräne, und ihr Atem umfloß mich süß und wohl, und das umschlang mich mit jenem weichen, entnervenden Duft der Versuchung — — —. „Aber Kind, — — —“

„Bitte! — — Du kannst ja immer zu mir kommen, wenn Du sie brauchst! — Immer! — Bitte!“

Und da zog ich sie an mich und küßte sie, und küßte sie immer wieder.

Meine Nägel aber kultiviere ich jetzt ganz besonders, und es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht zu Lori muß, — denn sie verwahrt ja nun die Nagelschere.



Aus Wahnsinns Nacht.

Von Axel Delmar.

(Berlin.)

Ich male gern. Reizende kleine Figuren, große Lockenköpfe mit steifen Nasen und flachen Stirnen. Manchmal male ich auch nur Berge mit Menschengesichtern, Schiffe und Glocken, und alle haben Augen und sprechen mit mir! Ganze Geschichten können sie erzählen, wie keiner sonst.

Heute soll ich nicht malen, heute soll ich schreiben — schreiben was ich erlebe, erlebt habe. Merkwürdig, daß ich nun schreiben muß, die schöne Frau, die mich besuchte, will von mir etwas lesen.

Das Zeichenpapier unter meiner Hand raschelt und krümmt sich, wie eine trockene Haut, ich will es schon geschmeidig machen, will es mit harten Buchstaben drücken und scharfe Worte sollen darüber hinfließen. Ich fange also an. Nein ich will doch lieber malen. Die Frau will ich malen! Ein bleiches, schmales Gesicht! Wie schön die Stirn mit ihren dunklen Haaren! Große Augen, schwarze — glänzende Sterne in einem weißen Himmel; und der Blick, wie nennt man solchen Blick, der feucht schimmert und in die Seele dringt, wie ernste Musik? — Schwermütig ist der Blick — o ich weiß es noch, schwermütig blickt die schöne Frau, bleich ist ihr Gesicht und die Lippen öffnen sich wenig beim Sprechen, das wie erstickt und doch so süß klingt. Das Sprechen muß ihr wohl Schmerz verursachen.

Willst du mir die Hand geben, Robert, sagte sie zu mir! Da hielt ich meine Hand hin, sie legte ihre weiche, warme Rechte hinein — mich durchfuhr's wie ein Schlag! Die blumenzarte Hand, so warm in der meinen, so traulich meine Finger umschlingend und fest aneinander pressend! Mir ist's, als hätte ich diese Hand schon einmal gehalten, schon einmal ihren innigen Druck gefühlt; aber das ist wohl nur ein Traum! Denn es war damals Glockenton und Gesang über mir, der liebe Gott fügte unsere Hände ineinander, die Kerzen strahlten feierlich, Blumen dufteten und plötzlich wurde es still.

Stille in der Kirche — „Ja", rief eine süße Mädchenstimme an meiner Seite — der liebe Gott segnete eine Ehe ein! Ich fühl's, das Ja galt mir, das Ja kam aus dem treuen Herzen meines Weibes — Orgel und Gesang verstummten dabei, die Engel am Altar lächelten, die Kerzen weinten milchweiße Thränen — wir küßten uns vor Gottes Augen, von seinem Wort gesegnet.

Mein Kopf schmerzt — ich will doch lieber malen! Ein Püppchen,

große, blaue Augen, ein offenes Mäulchen — o wie kann das Mäulchen schreien! In einem fort schreien! Doch wenn eine schneeige Taube ihr rosenrotes Schnäbelchen den kleinen Schreihals kosten läßt, dann wird er still und schließt die blauen Augen. Leise schweben singende Sterne vom Himmel und bilden einen Heiligenschein voll süß tönender Harmonie um die junge Mutter und das schlafende Kind — — Friede auf Erden — — Friede!

Der Griffel ist schwer, wie ein Spieß, er macht meine Finger krampfig, sie können ihn nicht halten, er fährt in die Haut, in die raschelnde Papierhaut und reißt eine tiefe Wunde. Das arme, duldsame Papier, man sieht seine Leiden nicht, hört keine Klage und doch ist es wahnsinnig von all dem Geist, der darüber hinkriecht, schwarz und düster wie eine Spinne, mit langen, spitzeckigen Beinen! Aber blättere du nachts in Papieren, wie trocken sie dann mit den bleichen Gliedern rascheln, wie spukhaft sie leuchten, phosphorisch Blatt für Blatt! — Blättere nicht, du vergiftest deine Finger, deine Lippen, dich ganz und gar, bis du wirst wie das Papier, ausgemergelt, phosphorisch und auf deiner Stirn zwischen den Augen reckt die schwarze Spinne ihre eckigen Beine. Du wirst wie das Papier — wahnsinnig! Zerreißt die Blätter, schlagt die Skribenten mit den wahnsinnigen Folianten tot, spießt unsere Zeit, die papiersüchtige, spinnenbehexte auf die klextollen Griffel. Rottet aus, rottet aus, sonst überraschelt uns die papierene Sündflut und keine Arche Noah bringt Rettung, elendiglich müssen wir in Quartformaten untergehen. Ich will nicht untergehen, ich will reisen — wohin? Ich will — ich kann ja nicht wollen, die graue Brille hat all meinen Willen durchschaut und schlägt ihn nieder, wie Hagel die junge Saat. Schnell fort mit dem Papier, meine Thür geht, mein Licht wird nun gelöscht und es ist Nacht für mich.

Heute schien die Sonne in mein Fenster — es mußte Feiertag sein, es mußte da draußen Jubel herrschen, Freude, und ich wollte hinaus, um auch Freude zu haben, Jubel! Ich ging ans Fenster, ein warmer Strahl fiel in mein Gesicht und blendete meine Augen. Schnell die Lider darüber, schnell — ich habe ja so lange nicht die Sonne gesehn, so lange ihren lebendigen Schein entbehrt, ihre wohlige Wärme! So stand ich mit geschlossenen Augen, von warmer, fröhlicher Helle übergossen da — rote Ringeln kreisten vor den bedeckten Augäpfeln langsam auf und nieder, Fünkchen glimmten durch die blinzelnden Wimpern und endlich huschten und wirbelten Miriaden von Sonnenstäubchen auf gerader Bahn vom Himmel zu mir ins Zimmer! Sonne um mich, Leuchten, Wärme, und nun hinaus! Zum Fenster — eiserne Traillen davor! Ich muß aber hindurch, muß auf dem galoppierenden Licht zur Sonne reiten — hinauf in die wogende Glut des Äthers! Ich rüttelte an den Stäben, der Kalk bröckelte in kleinen Körnern ab. Warm

war das rostige Eisen von der Sonne — ich will auch warm werden, will auch Sonne haben. Nieder mit dem Kerkergitter, hab ich nicht Blut und Leben — ich bin nicht Eisen, ich will drum die Sonne haben, sie ist mein Recht! Verfluchtes Metall, rühre dich, laß nach! Meine Nägel, meine Finger zerkrallen dich und du eherne Schlange entgleitest mir doch und beißt dich in den Steinen fest. Warte! Meine Zähne sollen dein starres Rückgrat brechen. Da ging die Thür! Schnell sprang ich vom Fenster herab und dem Eindringling entgegen. Es war Albert.

„Was ist denn schon wieder los?"

„„Ich will in die Sonne gehen.""

„Wohin wollen Sie gehen?"

„„In die Sonne, mich wärmen!""

„Was Sie sagen! Wo ist denn die Sonne?"

„„Na — da draußen, da oben!""

„Oben können Sie doch nicht hin."

„„Nein, ich möchte — ich möchte spazieren gehen!""

Da trat der Albert auf mich zu und griff mit Freude, als ob er aus der Sonne käme, meine Hand, schüttelte sie, rief: „Gott sei Dank, ich komme gleich wieder" und schlug schmetternd die Thür ins Schloß. Auf dem Gang draußen aber klappten seine Schuhe, als ob er liefe, liefe und sonst schlich er immer davon!! Ich stand allein im Sonnenlicht — meine Hände schmerzten, Blut lief in Tropfen auf die Dielen. Ich riß mein Tuch aus der Tasche und band es um die wunden Finger. Warum mußte ich auch so heftig die Stäbe fassen. Ich hätte ja durch die Thür gehen können. Doch die Thür hasse ich; denn so oft sie sich öffnete, war's mein Verderben! Entweder kam die graue Brille hinein und peinigte mich mit ihren scharfen Blicken, oder ich bekam Strafe und wurde hinausgeschleppt — hinaus in — o, da wird es dunkel um mich, die Sonne verbleicht — kalt blickt der öde Himmel herein, die Mauern grinsen kahl und klaffend. Die Sonne ist fort — ich muß sterben!

Da tappt ein gleichmäßiger, kurzer Schritt im Flur, eine Uhrkette klirrt wie Liliputanerglocken — den Schritt, das Klirren kenn' ich, es ist die graue Brille. Angst, Haß, Wut gebt mir Kraft, die graue Brille in Scherben zu schlagen. Sie hat mir die Sonne genommen, Licht und Wärme geraubt, mich eingekerkert! Fluch dir, du Bestie, die mich zerfleischt, verfluchte Augen, die mein Inneres umkehren, meine Worte aus dem Herzen reißen, meine Gefühle abtöten! Wehe dir, wenn du jetzt meine Schwelle betrittst — ich drücke dir, graue Brille, die Gläser in die kahlen Mauern und fliege mit dir durch das Fenstergitter, bis du und ich die Sonne sehen in Blut und zuckenden Lichtern.

Albert trat ein.

„Wenn Sie spazieren gehen wollen, müssen Sie erst den Doktor Lormel um Erlaubnis fragen!“

„Wen?“ fragte ich, und heiße Sehnsucht nach der Sonne ließ mich die graue Brille vergessen.

„Na, Sie wissen ja, den Herrn Doktor mit der Brille!“

„Was, den Satan mit den Feueraugen!? Also der ist's, der mir die Sonne verbietet!“ Mit einem Satze sprang ich zur Thür, um den draußen Harrenden zu zertreten. Albert fing mich in der Thüröffnung ab und preßte mich zusammen, daß ich schrie.

Da klopfte es an die Thür — die graue Brille sprach ruhig, als ob sie nichts bemerkt, nichts gehört hätte: „Kommen Sie, Albert, die Sonne geht doch gleich unter!“

O meine Sonne geht unter, nein, laßt sie nicht untergehen, ehe ich sie sah — nein, ich will ja bitten — o liebe graue Brille, laß mich die Sonne sehen, laß mich hinaus! Die Thür wurde geöffnet, so langsam als ob ein schwacher Wind sie führte. Auf der Schwelle stand ein ältlicher, großer Herr, mit scharfen Gesichtszügen und einer Brille auf der Adlernase und ruhigen, grauen Augen dahinter.

„Was wollen Sie, erzählen Sie's noch einmal,“ sagte er.

Ich blickte zum Fenster, auf den offenen Flur, auf Albert, in die grauen Augen hinter der blanken Brille — Gott, wie freundlich sah mich alles an, ich war so glücklich darüber, daß ich meinen Haß vergaß und auf den Flur deutete: „Ich möchte gerne im Sonnenschein spazieren gehen, Herr Doktor — — Lormel!“ Den Namen vergeß ich nun nie mehr. Ich sagte Herr Dr. Lormel.

Er lächelte den Albert an, beide schmunzelten! Wie närrisch, dachte ich und wartete auf die Erlaubnis.

„Hängen Sie ihm einen Mantel um, der Märzwind ist scharf; dann gehen wir Arm in Arm, wie gute Freunde im lieben Sonnenschein spazieren.“

Der Dr. Lormel ist gar nicht so abscheulich, wie ich mir einbildete! Wie vorsorglich er meinen Arm nahm, als wir im Flur waren und vorwärts gingen. Hier waren große, gitterfreie Fenster, die eine ganze Flut von Licht hereinließen. Am ersten blickte ich zur Seite auf des Doktors Gesicht. Es war freundlich und blickte gerade vor sich hin, doch zuckte es fast unmerklich um seinen Mund, als wir bei diesem Fenster langsamer gingen. Er wußte unzweifelhaft, daß ich über ihn nachdachte, ihn beobachtete. Beim nächsten Fenster wollte er schneller vorüber, doch nun mußte ich ihn halten, ich weiß nicht warum, mußte ihn ansehen, so vom Tageslicht beschienen. Das mochte wohl lange gedauert haben! Meine ganze Sehkraft war an=

gespannt, wie mit Angst behaftet vor irgend einem schlimmen Eindruck, starrte ich ihn an. Jeden Zug, jedes Fältchen betastete ich mit den Blicken, ja in dem Wunsche, ihn ganz zu erforschen, hob ich die Hände, meinen Augen nachzuhelfen. Er regte sich nicht, keine Linie veränderte sich — ich strich mit dem Zeigefinger über seine Stirn, sie war wie Glas durchsichtig! Tief in seinem Kopfe, wo die Perlen des Gehirns ihre kostbaren Muscheln zu sprengen drohen, um leuchtend in die Welt zu rollen, war ein winziges Körnchen, so klein, daß es weh that, es zu suchen! Ich aber sah es deutlich — es trug ein menschliches Gesicht, hatte Züge, die ich kannte, die ich oft im Wasser, in den Scheiben, im blanken Holz gesehen! Es trug meine Züge. Da flog ein Hauch über die gläserne Stirn, ich konnte mich nicht mehr sehen. Doch mein Finger tippte sacht auf die Stelle und ich sagte stolz zum Doktor: „Da drinnen bin ich auch!" Dieses Wort bereute ich gleich; denn ein kurzer Ruck veränderte das Gesicht des Dr. Lormel. Wie die Platten eines Kaleidoskops fielen die Falten und Runzeln durcheinander und ein fremdes, ganz anderes Gesicht blickte mich scharf an. Habe ich denn eine so große Dummheit gesagt, hab' ich mich denn nicht deutlich gesehen? — Warum sieht er mich denn so sengend an! Doch ich hielt den Blick aus! Heute will ich dich überblitzen, du Adlerauge! Es wird immer matter, immer verschwommener und plötzlich lächelt es — ein ganzer scheckiger Kobold sitzt drin und kollert hin und her. Ich lachte laut auf!

„Wir sind doch rechte Kinder, gucken uns hier an — wer zuerst mit der Wimper zucken muß, hat verloren."

„Ja, Herr Doktor, aber Sie haben verloren."

„Gewiß! Weil Sie lachten!" Damit führte er mich vom Fenster fort. Die steinernen Stufen waren so kalt, daß ich es durch die Sohlen fühlte und nur mit Schauern weiter hinabsteigen konnte.

„Albert, bringen Sie mal ein paar Galoschen für unseren Freund; die Füße sind ihm kalt geworden." — Was, woher weiß der Doktor, daß ich —

„Beeilen Sie sich, damit er sich nicht erkältet und krank wird!"

Krank! Wie er sorgt! Nun, für seinen Freund ist das selbstverständlich. Endlich kamen wir unten an! Eine große Halle, mit Bänken an den Wänden. Einzelne Männer saßen darauf in leinenen Röcken und großen Tüchern um den Hals. Sie gefielen mir nicht und ich beachtete sie auch nicht weiter. Nun öffnete sich eine große Glasthür — kühl wehte die Luft herein, wir traten heraus! Weiß alles ringsum — schmalspurige Wege, gelb beworfen, hohe Bäume mit schwarzen Rinden und tropfenden Ästen — ich habe so etwas nie gesehen — nie! Ich sann und sann, was das Weiße wäre, was so in der Sonne glitzerte und unter meinen Füßen verschwand — breite Tapfen folgten mir, wohin ich auch ging — Flimmern

und Leuchten überall. Da zwitschern die Sperlinge und zanken um Brot, das der Doktor ihnen hinwarf. Aber das Weiße, wie hieß es nur? Silber, Mondschein, Federn — nein, nein! Ich muß es in die Hand nehmen. Ganz feucht und kalt und es zergeht und läuft durch die Finger klar wie Wasser — —

„Sie wollen wohl einen Schneeball machen?" fragte Dr. Lormel.

„Schnee! Schnee!" rief ich entzückt, „das ist Schnee! O es taut, es wird Frühling, Frühling!" — — — — — —

Morgen will ich mehr schreiben! Der Griffel klebt in meiner Hand, die Finger werden steif und das Papier raschelt mit heiserer Stimme: Geh schlafen, geh schlafen!

Seit langer Zeit habe ich ein seltsames Zimmer inne. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wann ich es zuerst betrat. Doch wohl ist es mir manchmal, als müßten Jahre darüber vergangen sein: Ich habe so einzelne Merkzeichen dafür. Ich konnte früher stundenlang an der Mauer lehnen und vor mich hinbrüten. Diese Stelle an der Wand zeigt den Abdruck meines Kopfes, der Schultern, alles wie Flecken und doch deutlich. Der Estrich trägt die Spuren meiner Füße, meiner Spaziergänge, trotzdem ich weiches Leder trage und leicht auftrete — ich bin so hager und leicht — Jahre nur können diese Zeichen eingraben. Jahre! Sieh — ich betrete mein Zimmer zum ersten Male. Vier Männer halten mich und schieben mich vor sich her. Eine Binde bedeckt meine Augen. Sie wird gelöst und ich stehe in einer nebelnden Höhle — graue, dicke Wolkenfetzen rinnen ineinander, ballen sich und rauschen wie ein Vorhang auf. Ich kann allmählich sehen. Hier soll ich hausen? — Ein großer möblierter Sarg, für einen Menschen eingerichtet, der mit Bett, Stuhl und Tisch in der Erde ruhen wollte. Der Leichnam konnte mit Bequemlichkeit, wenn auch anspruchslos verwesen, in Staub zerfallen und als flockige Schicht sein Meublement bedecken, bis ihn der jüngste Tag zusammenkehrt und in eine neue Büchse thut. Hier soll ich hausen!? Hinaus! Doch die vier Männer hielten fest; ich fiel mit dem Kopf zur Erde und seitdem war es Nacht um mich lange, lange Zeit. Nur hin und wieder träumte ich. Ein Abgrund, dunkel und dunstig, zerklüftet und schaurig reckte über mir seine kalten Wände. Ich liege in bodenloser Tiefe — plötzlich taucht ein schmaler Sonnenstreif zu mir herab — erschließt die kerkerdüstere Nacht — ich blicke auf! Schreiend fahre ich empor — Schatten, wüste Schemen kauern um mich und werfen mit ihren zerfallenen Leibern, ihren unkenntlichen Gliedern nach mir! Eine schwarze, blei-äugige Gestalt hebt eine giftig-zackige Keule und schmettert erbarmungslos auf mein Haupt los. Heiser flüstert sie dabei: „ich bin der urewige Hamlet" und das Denken über sich tötet —

tötet. Oder ich fühle, wie mein Körper sich verändert — leise krachend öffnen sich die Knochen, das Mark tropft wie Harz heraus, fliegende Materie dringt dafür ein, aus meinen Poren quillt und sprießt es, weiß und glänzend! Federn wachsen mir, bauschen und blähen sich, weit öffne ich die sonnenfrohen Flügel, aufzuschweben in den Äther, von dem ich ein Teil. Da rauscht's und wettert's über mir — ein Adler — wie ein fallender Stern groß und schrecklich, gräbt die Fänge in mein schreckerstarrtes Fleisch. Ich schreie — schreie!

Wieder ist ein Tag vergangen, ich habe ihn recht eingeatmet, eingetrunken möchte ich sagen. Mein Fenster wurde geöffnet — die Luft war erfüllt von nicht wahrnehmbaren, glückbringenden Wesen, die mit meinen Haaren spielten, meine Wangen kosten und meine Stirn küßten. Am Himmel wirbelten gelbweiße Wolken vorüber. Manchmal stoben sie wie zerschossen auseinander, mächtig strahlte dann die Sonne hindurch, Licht prallte förmlich in mein Zimmer, schwand, ehe ich die Sehnerven daran laben konnte und kehrte wieder, als bereute es die kleinen Schrecken, die es mir verursachte, kehrte wieder mit milder, warmer Flut. Ich sehe alles deutlich und klar. Staunen in jedem Organ nehme ich meine Umgebung wahr! Mein Gott, wo bin ich? Dieser kahle Raum, zerschlurft, mit abgekratztem Getäfel und angeklammerten Möbeln — wie komme ich hierher? — Ich gerate in eine nie gefühlte Erregung, mein Inneres arbeitet, meine Nerven spannen sich in der Erwartung von etwas Furchtbarem. Unablässig zirkuliert mein Blut — macht mich bald schauern vor Frost, bald seufzen vor Hitze! Der Zustand wird unerträglich — meine Kniee tragen mich nicht mehr, ich sinke an die Wand. Sie ist eiskalt. Doch ich kann mich nicht mehr aufrechthalten, langsam gleite ich nieder, eine grausame Schwäche schüttelt mich zusammen, ich liege in mir selbst da, kann nicht unterscheiden, wo mein Kopf, wo meine Beine liegen. Ohnmächtig bin ich nicht — wenigstens wehre ich mich dagegen verzweifelt und lautlos, wie ein Wurm unter dem Fuße seines Peinigers. Da zuckt es mit einem Male in den Fingerspitzen, brennende Stiche treffen sie — ich führe sie zum Mund, den Schmerz zu stillen und merke mit Entsetzen, daß mein ganzer Körper diese Stiche erfährt, daß jedes Glied zuckt und brennt. Das ist doch seltsam — jedes Glied, jeder Nerv scheint für sich zu leben und sich von mir lösen zu wollen. — Ja, was bleibt mir denn, wenn ich in Stücke gehe, zerfalle, — ah, es läßt nach — — müde sink' ich auf die Dielen.

Als ich erwachte, lag ich auf dem Bett, an meiner Seite saß Dr. Lormel, meinen Puls fühlend. Ich schaute um mich, das Fenster war geschlossen, niemand war mehr bei mir, als dieser Mann. Ihn werde ich fragen, was das für eine Begebnis vorhin war. Ich richtete mich auf. O wie schwer war

das — wie matt war ich, wie elend quälte sich mein Körper, ehe er vom Doktor gestützt in den Kissen einen Halt fand. Und nun frisch gefragt. Ich öffnete den Mund — eine fremde, schwache Stimme vernahm mein Ohr! Bin ich das, was da so aus weiter Ferne redet, bin ich es, der mit ungefüger Zunge im trockenen Munde quirlt und schlaff den Kiefer sinken läßt. Sind das meine Hände, die da gelb und großadrig auf der Decke ruhen und vergeblich sich zu falten suchen — mein Hemd öffnet sich, ich blicke auf meine Brust, welke Haut hängt an ihren umschatteten Knochen. Weh, unsäglich bittres Weh erfüllt mich vor meinem eigenen Elend — ein Skelett, mürbe Sehnen, zerwurmtes Fleisch, bebende Knochen sind die Reste von mir! O! wie erbärmlich abgestorben bin ich. Zwei große, heiße, schmerzende Thränen rinnen über meine Augen und hüllen in ihr trübes, verschwommenes Naß alles, was ich sah und fühlte. Ich weinte. Weinte bis meine Wangen brannten und das Schluchzen mich hin und her warf. Weinte bis die Augenlider wund zusammenklebten und meine Zähne aneinanderschlugen. Ein fieberndes Weinen, ein Seelenkrampf, die Auflösung ins Nichts, in den großen Schmerz der Schöpfung war's. Ich hörte wohl, daß der Doktor mir zusprach, daß er mich trösten wollte, aber wie kann ich auf Worte hören, wenn ich in Flammen vergehe, wie kann ich Trost annehmen, wenn der Tod in seine eisesstarre Faust mein Herz nimmt!? Wie kann ich's?"

Endlich war ich ruhiger. Leise bebend liege ich auf dem feuchten Kissen — lang ausgestreckt, die Fußspitzen nach oben. — Bliebe jetzt das bißchen Atem fort, nichts fehlte als ein hohler Deckel zu meiner Bestattung.

„Ich bin krank, nicht wahr?"

„„Sie sind auf dem Wege der Genesung.""

„So, so."

Ich mußte nachdenken. Genesung, ich werde genesen von diesem Elend! Ich werde allein aufstehen können, gehen, werde sprechen können?

„Ist das auch wahr, werde ich nicht" — — das Wort wollte nicht heraus — und ich wagte es auch nicht auszusprechen.

„„Nein, mein lieber Freund, Sie werden leben, ganz wieder zu Kräften kommen! Aber seien Sie nur hübsch ruhig und denken Sie nur an angenehme Dinge.""

Ja, ruhig will ich sein und angenehm denken auch.

Ich werde leben, freudig hebe ich die Brust, leicht strömt die Luft in die Lungenwege, leicht entweicht der Austausch in einem langen Atemzug. Merkwürdig süßes Bewußtsein quillt mit diesem einen vollen Atem empor und strömt über mich hin, wie Sommerregen über dürres Land. Wohlige Ruhe wechselte mit regem Lebensglück. Stummer Jubel, herzklopfendes

Hoffen, Dankgefühl stritten um einen Ausdruck, um eine Bahn in die Welt, ins Leben — — ich lächelte mit zuckenden Lippen, all mein Glück im thränenüberströmten Gesicht.

Tage sind seitdem vergangen, ich lese die krausen Blätter, die ich bisher geschrieben und schreibe weiter. Wie oft habe ich Dinge als eben geschehen aufgezeichnet, die ich vor Wochen erlebte, wie oft einen Zustand geschildert, den ich erst nachträglich erduldete! Wie kam ich dazu? — Was ist meine Krankheit gewesen? — Ich will nachdenken und ihren Anfang ergründen — oder wäre es leichter, mit dem Ende zu beginnen? Gleichviel. Der Doktor sagt, ich könne ruhig weiter schreiben — ich wäre so mein eigener Arzt. Ja, schreibe ich denn Rezepte, die, bloß gelesen, gesund machen. Nein — es muß ein anderes Bewenden damit haben. Ich gehe zum Fenster — das Gitter hindert den Ausblick. Ein weiter Hof mit vielen gleichsimsigen Fenstern. Alle vergittert. Die Sonne scheint auf die mir gegenüberliegenden. Ich kann weit hineinsehen. Ein Mann läuft tagtäglich hinter seinem Fenster auf und ab, dreht sich um sich selbst und gestikuliert heftig. Albert erzählt — der Mann da drüben glaubt die Erdkugel zu sein, markiert ihre Bewegungen, Sturm und sogar Eruptionen. Ja, der Mensch ist doch übergeschnappt — eben schlägt er lang hin, springt wieder auf, schlägt wieder hin — Weltuntergang nennt er das — Blut aus Nase und Mund, Geschrei bis zu mir herüber! Und die Mauern sind dick, sehr dick — er muß furchtbar schreien können, der Arme! — —

Dort — ein paar Fenster weiter, steht ein freundlicher alter Herr. — Gardinen zieren sein Zimmer, er steht dazwischen, weißbärtig, ehrwürdig und nickt — ein liebes, heiteres Bild in all der häßlichen Umgebung. Er nickt und grüßt, aber nicht zu mir — er sieht in den Hof hinab, aber niemand ist unten. Er wirft Kußhände, öffnet das Fenster, wirft Papierschnitzel hinaus, klatscht in die Hände — — stundenlang, stundenlang, der liebe, alte, freundliche Herr!

Ah — da wird jemand von einem anderen Fenster fortgerissen. Albert hält ihm die Arme, ein zweiter und noch mehr Männer ringen mit seinem aufgebäumten Körper — sie heben ihn empor und tragen ihn fort — — wohin? — Schauer ergreift mich — ich erinnere mich dunkel an einen gräßlich gebauten Kessel. Man stieß mich hinein — ich stürmte wutschnaubend vor! Zähe, graue Nebel schleuderten mich zurück, ich flog wie ein Ball zu Boden, der unter mir wie Sumpf nachgab, mich hochschnellte und wieder niederwarf. In furchtbarstem Zorn schlug ich um mich, immer ins Leere, doch gegen federnde Luft, Wolken, was weiß ich! Balancierend, taumelnd, zerschunden brach ich zusammen. Aus Ohnmacht und Vergessen weckte mich ein Bad so kalt und schneidend, daß ich bis ins Mark hinein erschauerte

— nur der Kopf war frei und war so schwer, als hätte man ihn mit Blei umgossen. Die Augen drehten sich starr und mühsam in ihren Höhlen. Eine Anzahl Männer stand um mich, einer sagte zur grauen Brille: Er lebt — doch noch ein Anfall und er ist hinüber! Die Worte höre ich mein Lebenlang. Ich habe nie mehr einen „Anfall“ gehabt! Narrheit, schreckliche Narrheit solch ein Anfall! — Wie soll ich's beschreiben? Ja, es ist wie eine Naphthaquelle. — Es murmelt und sprudelt in der Gegend des Herzens. Die Glieder straffen sich, wie unter schwerer Bürde, man trägt eine gewaltige Last. Fliegende Hitze steigt in die Schläfe und hämmert und sengt in den Ohren, sticht in die glasig werdenden Augen und ängstet, daß man röchelt. Kleine, bunte Kreise wachsen zu Regenbogengröße, das Hirn bläht sich auf, daß die Schädelnähte zu reißen drohen. Das Blut steigt immer mehr empor. Schon ist's, als ob Fratzen und Gnomen aus jedem Winkel hervortanzen, an den Kleidern reißen, das nackte Fleisch mit Dornen streichen. Und nun ein Anlaß, ein geringfügiger — die Naphthaquelle hat Feuer gefangen — die Erde, das Herz berstet vor Glut. Ruckweise kommt sie nach oben, ein Taumel nimmt dem Körper jeden Halt. Die Hitze wird unerträglich und der erste Dampf faucht in weißen Flocken über die flatternden Lippen. Jetzt zerbricht ein übermächtiges Schütteln den zerkrampften Körper — alles reißt im Innern — entfesselt schlagen die Lohen hoch empor! Grauenhafte Tollheit herrscht, kehrt das Haupt in den Nacken — gellendes Gelächter hallt! — Ein sinnloses Etwas tobt mit und um sich, ein Scheusal — Mensch genannt! Mensch im Wahnsinn! Ach —

Ich habe diese letzten Zeilen wohl dreißig Mal gelesen, ehe ich fortfahren konnte! Habe ich nicht einen „Anfall“ gehabt? — Sah ich nicht meine Gegenüber, meine kahle Zelle, höre ich nicht Geschrei? — Nein, müde blicke ich aufs Papier, taub und blind für alles! Ich bin krank, sehr krank gewesen, doch nicht wahnsinnig, nein, wahnsinnig doch nicht. Was, solche Bilder jetzt, wo ich genesen soll? — nein, ruhig will ich sein, ruhig denken, ruhig schreiben. — Mein eigner Arzt; gut, ich verschreibe mir Schlaf! Schlaf bringt Träume — Träume sind der Wahnsinn der entkörperten Gedanken — Wahnsinn ist der entkörperte Traum der Gedanken.

Was mag das sein — hin und wieder habe ich einen Gedanken, der mich in heftige Erregung bringt, und den ich doch mit keinem Wort bezeichnen kann! Ich sehe ein Märchenschloß mit stolzen Söllern und schimmernden Pforten — meine Seele öffnet alle Gemächer und seufzt vom Turm herunter in die morgenbeschienenen Lande — jetzt will ich reden, will die Schönheit schildern, die mein Inneres gefangen nahm und kann es nicht! Der Weg der Phantasie reicht nicht an die Sprache heran, mein Mund gehorcht nicht — meine Gedanken sitzen im Gaumen,

und die Zungenspitze rollt ungefüge Laute hervor! Ich sehe das Märchenschloß, mühe mich unsäglich, die Vorstellung mit Worten zu festigen, und kauderwelsche von einem Vogelbauer oder einem Baukasten! Wütend darüber rede ich drauflos, immer mehr, immer suchend eine elende Mauer meines Schlosses darzustellen, plötzlich weiß ich nicht mehr, was ich erzählen wollte, aber nun schildere ich meine Vision, als schüfe jedes Wort architektonische Meisterwerke. Sonderbar!

Ich entsinne mich genau, von jeher ein Vergnügen am Grausigen, Schauerlichen empfunden zu haben. Ich ging nachts in den Dom, auf Kirchhöfe und setzte mich auf die Gräber. Einmal ruhte ich auf einem Denkstein, der flach das ganze Grab bedeckte — die Kreuze warfen steife Schatten im Mondlicht, ein welker Ast fiel mir in den Nacken, ich fuhr zusammen! Unter mir seufzte die Erde, langsam senkte sich der Stein mit mir! Der morsche Sarg war eingefallen — weil er das Denkmal und mich nicht tragen konnte. Ich bekam einen tödlichen Schrecken und bedauerte nur, daß der Leichnam nicht als feiner Staub aus der zerpreßten Hülle stieg, die Nachtluft mit Klagen füllend. Furcht empfand ich nicht! Später änderte sich dieses Wohlbehagen am Unheimlichen ins Gegenteil. Scheu konnte ich am hellichten Tage über die Straße gehen und ein dunkler Mantel, ein tiefer Hausflur erschreckte mich! Halte ich mir nun diese Erinnerungen vergleichend vor, so quält mich die eine wie die andere mit ihrer krankhaften Überreizung. Ich fühle, daß ich nicht gesund war, gesund bin, ich fühle einen noch vorhandenen Defekt oder eine Trübung des klaren Denkens. Meine Pulse fiebern bei der durchbrechenden Überzeugung von meinem bizarren Zustand; ich spüre, daß mich wieder solche Höllenangst beschleicht, von hinten her. Ich bin zu feige, mich umzudrehen, zu gebentelt vom Schrecken, um mich zu wehren — die Luft geht mir aus, ich schnappe mit offenem Munde, trockener Kehle nach einem befreienden Atemzug, strenge mich an mit aller Muskelkraft, mich loszureißen — ich weiß ja, weiß, es ist Einbildung, gräßliche, selbständige Irrung eines Nervs — nichts kann ich, nichts als schreien, schreien bis die Stimme sich heiser und klanglos bricht. Ruhe kehrt erst wieder, wenn ich in die leuchtende Sonne sehen oder mich an Alberts Brust verbergen kann. Ich weiß dann, daß ich krank war, krank im Gemüt — krank! Doch das alles kehrt selten und selten wieder — ich lebe wie ein Greis so wunsch- und sehnsuchtslos. Nur schreiben muß ich und malen — Märchen, Bilder aus längst vergangenen Tagen. Wie fing es an, wie kam es, daß ich so wurde, so . . . so krank? — — Halt — Sie — sie war ja wahnsinnig und hat mich gar angesteckt!? — — Sie . . . . . ?

Wenn ich sie ansah, lang und forschend, wie ich oft pflegte, erbebte

sie, ihr Blick wich meinem aus, furchtsam und scheu, wie ein Vögelchen vor blanken Pfeilen. Die Sorge um sie ließ mich oft nicht schlafen. Ich lag dann an ihrer Seite und starrte in die rote, matt brennende Ampel. Sie liebte dieses rote, ruhige Licht — ich auch und nie schliefen wir ein, ehe ich nicht ihr Köpfchen an meine entblößte Brust lehnte, und sie mit Märchen einschläferte wie ein Kind. Ihr Haar fiel warm auf meine Schulter, ihr Atem koste mein Fleisch, ich hielt sie an mich gepreßt, fest und sorglich, und erzählte. Schließlich schlummerte sie ein, von meinem Arm gehalten. Ich küßte die sanft beschatteten Augenlider und hielt sie lange, lange — bis sie seufzte oder verschlafen meinen Namen rief! Mich rief — wie glücklich war ich da! Doch das alles ist vorbei — sie ist wahnsinnig — ich muß sie beobachten.

Beobachten Nacht für Nacht bei flackernder Ampel, bei rotem zitternden Licht, das wie Purpurschleier um unser Lager wallte — die bleichen Kissen und Tücher rot beschienen — jede Falte, jede Schwellung dunkles Blut bergend — und in der Mitte lag sie! Ihr Körper schimmerte durch die Decke mit jedem Gliede, in jeder Lage! Ihre nackten Arme bogen sich zum Kopf hinauf — leise wogte unter dem Battist die Brust — rot beschienen, auf und nieder schwebend, immer gleichmäßig, immer ruhig, immer tief atmend. O wie scharf waren meine Sinne, wie durchdringend mein Auge! — Deutlich sah ich, wie in den Lungen Blut und Odem ineinander flammten. Ja, ihr Träumen hörte ich wie goldene Saiten klingen und wie süße Melodieen sie umspielen. Ich stützte mich aufrecht über sie. Beugte mich nieder und forschte nun in ihrem Gesicht! Gott, was ist das? — Wie fahl, wie eingefallen ist das liebe, liebe Antlitz? Spitz ragt die Nase daraus hervor, in grauen Furchen liegen die Augen, hohl und tief! — Ach wie häßlich sie geworden, fast wäre ich aufgesprungen, um von ihr zu fliehen, aber da klangen wieder ihre Träume, hell und vernehmlich! Ihr Antlitz, das müde, kranke Antlitz lächelte — husch, husch flog das Lächeln vom Mund in die Wangengrübchen — — husch, husch auf die schlafenden Augen! Sie lauschte mit Freude, was ihr Traum erzählte! Und der Traum sprach von mir — liebend, glühend — — — ja sie liebte mich, ich sah's auf ihrem schlafenden Antlitz, in ihrem klingenden Traum! Nun waren diese Züge verwandelt — ängstlich — leidend waren sie, die Mundwinkel sanken scharf ins Kinn hinein, Schmerz entstellte das ganze Gesicht! Ihre schöne weiche Haut schauerte leise und marmorierte sich — violett strahlten die Adern vom Herzen aus und das Herz brannte mit stiller leuchtender Lohe — ich sah ihren ganzen Körper hell durchschienen — eine rosenrote Glocke Brust und Leib — — unter dem Herzen aber ruhte ein wunderbares, geflügeltes Engelsköpfchen, geschlossenen Auges, halbgeöffneten Lippen und träumte vom

baldigen Erwachen! Da fuhr ich zusammen vor sel'gem Schreck — — Mein Weib erwachte. Sie lehnte sich weit in die Kissen zurück und zog mich zu sich heran. Sanft nahm sie meinen Kopf in beide Hände, Thränen rannen über die Wangen und mit stockender Stimme, Silbe für Silbe flüsterte sie mir ein süßes Geheimnis ins Ohr. Stumm und starr hörte ich zu — sie war mir wie der Engel der Verkündigung erschienen in diesem glücklichen Augenblick. Mein Weib, mein innig geliebtes Weib!

Tag.

Regenschwere Wolken am Himmel, stumpfes Licht draußen und drinnen. Mich fröstelt's — ich gehe schnell im Zimmer auf und ab. Ich denke an den Winter und friere noch mehr. Ich denke an das sonnige Italien und muß den Rock lüften, so warm weht seines Himmels Luft mich an. Ich gehe langsamer — die vergangene Nacht fällt mir ein. Sie sagte mir, daß sie sich Mutter fühlte! Ja, das hatte mich sehr glücklich gemacht — aber ich, ich hatte es ja früher gewußt als sie! Ich habe sie ja von ihrem Herzen durchleuchtet gesehen und auch das — das Kind. Ah — wie fein meine Sinne, wie vorempfindend! Armes Weib, da liegt sie vor mir auf dem Schmerzenslager, kreisende Wehen — aschfahl im Gesicht, zuckend der Leib — keuchend und stöhnend, gewälzt in Krämpfen — und ich soll ihr helfen! Ich allein! Niemand ist zugegen! Der Augenblick ist da — Tod und Leben liegt in meiner Hand — das lebensuchende Kleinod muß ihrem Leibe entrissen werden! Ein Schrei sprengt ihre zusammengekniffenen Lippen auseinander und ich springe mit zitternden Fäusten auf sie zu, will sie von der Qual befreien — — — ruhig blickt sie mich an, von einem Heiligenschein umgeben! Ach, ich Narr! Ihr Bild an der Wand im goldenen Rahmen ist's, das frischfarbig durch die Dämmerung glänzt! Nur ihr Bild — sie ist in der Kirche, Heil sich, ihrem Kinde und mir erflehend! — —

Die andere Nacht.

Ich zünde die Ampel an. Gemächlich entkleide ich mich, schlüpfe in mein Nachtgewand und will zu Bette. Plötzlich stutze ich — vor mir steht in langem, wallendem Gewand eine Gestalt! Weit geöffnete, entsetzte Augen starren mich an, dunkles, wirres Haar fällt darüber her! Die Gestalt öffnet ihr Gewand — eine Gruft mit einem Skelett darin steht aufrecht vor mir! Gräßlich! Ich will fliehen und kann nicht von der Stelle, ich schüttele die Arme aus der Entfernung, dieses Bild, diese Vision zu zerreißen! Da legen sich todbringende Lilien um mein Haupt — ich fühle mich willenlos, schwach zum Sterben.

Komm vom Spiegel fort, flüstert mein Weib und umschlingt mich mit ihren lilienweißen Armen. Wie erlöst von unsäglicher Qual atme ich auf und folge ihrem Führen! Rot schimmert die Ampel, rot schwellen die Tücher

und rot der süße Frauenleib! Wundersame Heilkraft war in ihrer Hand, als sie meine Stirn berührte! Mich überlief's, wie den Täufling das Weihwasser — ich war so schauernd vor Glück! Ich ergriff ihre Hand, küßte sie, die zitternde, bis sie meinen Mund fest schloß, daß ich nicht küssen konnte.

Da blickte ihr Auge träumend vor sich hin — — die Lippen zeigten eine schmale, zahndurchschimmerte Spalte — ihr Haupt sank langsam und schwer in die Kissen — ihr warmer Körper schob sich verlangend zu mir und lechzend hoben sich ihre Brüste empor, umspannt von durchsichtigem Battist. Jetzt schmiegten sich ihre Glieder magnetisch an mich, ihre bloßen Arme griffen in meinen Nacken, zogen mich näher, näher! Stumm bat das herrliche Weib um Blut! Stumm küßte ich ihren heißen trockenen Mund — sank in ihre bebenden Arme, suchte den brünstigen Körper und riß mit einem Rucke die knisternde Hülle davon! — — Rotglühender, lebendig zuckender Marmor, blutflammendes Fleisch, selig seufzendes Weib — — berauscht, berauscht — Gleichklang tiefster, leidenschaftlichster Liebe zerriß, zerwühlte und heilte unser Innerstes in allen, allen Fibern! — — —

Müde sank ich zurück, die Flügel des Schlafes schlugen betäubend um mein Haupt — — die Wimpern sanken, aber durch die geschlossenen Lider sah ich, wie mein Weib mit sanfter Hand mich betastete, sorglich bedeckte! Sie beugte sich über meinen schlafenden Kopf, küßte meine Augen und seufzte! Etwas Feuchtes, ein Thränentropfen fiel in meinen atmenden Mund. O, dieser rinnende Tropfen! Noch sinkt er durch die geschlossenen Zähne, noch rollt er langsam und brennend weiter, weiter, fällt wie ein Todesgruß in mein armes, beglücktes Herz! Allzeit sei gesegnet für diese seltsam erquickende Thräne, für diesen balsamischen Tau der schönsten, liebes-zaubervollen Nacht.

Ich erwachte, noch tiefes Dunkel. Endlose Winternacht! Die Augen auf und nichts sehend — und doch, ich gewöhnte die lichtsuchenden Pupillen an das Dunkel, spähen macht wohl die Augen empfänglicher — ich sah! Sie lag an meiner Seite, meine Hand auf ihrer Brust. Sacht löste ich jeden einzelnen Finger — vorsichtig, leise, als hätte jede Bewegung ihrem Leben gegolten. Lange, lange hob ich am Gewicht meiner Hand — lange, ehe ich sie frei streckte. Und nun sehe ich mein Weib, mein schlafendes Weib! — Doch was war das? — Da bewegen sich allmählich ihre Wimpern — ich strenge meine Augen an, ob ich recht geschaut. Ich fühle, wie meine ganze Sehkraft thätig ist, wie sich die Augäpfel vordrängen, als wollten sie von Gegenstand zu Gegenstand spähend hinflattern. Ja, ich sah recht — mit halboffenen Wimpern lugt sie nach mir. Jetzt sind sie geschlossen! Sollte sie wach sein und Schlaf heucheln? Aus Furcht vor mir? Lächerlich — ich kann doch nicht fürchterlich sein, noch dazu im — —

lächerlich! Da schon wieder die Augendeckel in langsamer Bewegung und jetzt blicken mich die Augen an — dunkel, entsetzt — — unsere Blicke verweben sich! Ihre Augen weiten sich — — kein Glied rührt sie — ich schaue in diese, wie erloschene Sterne dunklen Augen; jetzt hätte ich geschworen, daß wir uns mit diesem düsteren Zauber des Auges hätten verwandeln können, wenn eins von uns gewollt!

Groß und starr den Blick fragt sie plötzlich: „Warum schläfst Du nicht — — rot glühen Deine Augen im Dunkeln — — Du erschreckst mich!!!" Wie ein Bannspruch traf das Wort — — ich sank zusammen — — — traumlos, dumpf bis zum Morgen schlafend.

Wieder ein Tag!

Es ist doch Wahnsinn! Sie sagte — rot glühen deine Augen im Dunkeln! Im Finstern, in einer so schwarzen Nacht, daß man wie gebunden dalag — da will sie sehen? Etwas sehen, was unmöglich wahrnehmbar! Es ist doch Wahnsinn! — Und wie sie immer küßt — man wird berauscht, wie Weinesglut durchdringt mich ihr Kuß! Und wie sie mir nachgeht, mir Messer und Nadeln fortnimmt! Konfus! Sie läßt mich nicht allein gehen, nicht allein auf die Straße, ins Freie! Immer hinterher! Das macht vielleicht ihr Zustand!

Ach das Kind — — da trippelt's ins Zimmer, rund und heiter, lachend und springend! Buntes Kleidchen, weißes Schürzchen, blanke Ärmchen — wie reizend — es spricht! Eine helle Kinderstimme — „Papa — Papa — — — — Kasperltheater, spiele Du — Papa, Papa!" — Haha — ich jauchze vor Vergnügen!

Mit einem Male weiß ich nicht — ist es Nacht oder Tag um mich — — — noch jetzt grüble ich vergeblich — — war's Tag, war's Nacht? — — — Mein Kopf — — ein stechender, gewaltiger Schmerz fährt wie ein hakiger Pfeil durch die Schläfe — — — rot alles um mich! Das Weib bäumt sich wie ein giftspeiender Drache empor! Ich aber, ein bewehrter Held, stehe vor ihm! Stahlgeschient! Was geht mit mir vor? — — Hochaufgerichtet, in rotem Dunst steht mein eigener Geist und aus allen Ecken heult es wie Meeresflut — — Töte dich selbst — dich selbst!

Auf der flammenden Ampel tanzt ein scheußlicher Gnom und hat das Herz meines Weibes auf seinen kopflosen Schultern und das Herz öffnet den Mund und redendes Blut dringt hervor, strömt zu mir, klebt an meinen nackten Füßen und schreit gurgelnd zu mir empor — — Töte dich selbst! — — — Sieh, mein Weib — wälzt sich dort am Boden in ekler Umarmung mit einem fauchenden Tiger — — — von der Decke fällt ein Totenschädel dazwischen! Der Schädel grinst. — O Gott — er hat meine Züge und jetzt lacht er herzzerreißend und wird immer größer — die Kiefern

blecken die glänzenden Zähne. Aus den hohlen Augen glüht's — glühende Würmer kriechen daraus hervor und fressen an meinem Leibe! — —

Weib — laß mich los — weg, nacktes Scheusal! Da kracht's! Mein Geist geht in Scherben und in jeder glitzernden Scherbe sehe ich mich zu Boden prasseln!

Da flieht mein Weib vor mir — mein eigen Weib! „Bleib!!"

„„Sei ruhig, Geliebter!""

„Du sollst nicht fliehen! Du bleibst!" Hoch riß ich sie in meine Arme — — „wir reiten davon — — die Welt ist ein Kerker — — wir reiten davon!"

Umsonst — — ich weiß nicht, wie es weiter ging — — alles taub, alles vergessen! Mondschein sah ich — und da — richtig — da im Winkel kauert etwas. Lächerlicher Diogenes, sucht sich so zu verstecken! Hervor — du bist wahnsinnig — drum an's Licht damit, der — — Heilung wegen! du hast mir eben was von Wahnsinn gesagt, oder sprach ich davon!? Hör' zu, du ächzender Klumpen, hör' zu! Ich bin lebend und wenn ich will, ist dieses Ich selbst auf der Stelle tot! Das heißt: ich gehe in mich! Ich habe ausgedacht — ich bin tot! Gedankenlos sein ist die Seligkeit, die mich erwartet. „Fürchtest Du den Tod?" —

„„Nein!""

„Warum so leise, meine arme Maid! Ich liebe Dich ja! Wozu dieser Blick! Keine Wohlthat der Erde hat ihn verdient! Komm, laß uns sterben!"

So deutlich sehe ich alles vor mir — als malte ich die Worte und die Gedanken mit auf das gräßliche Bild! — — Ich hatte sie aufgezerrt — sie ließ es geschehen! Meine Füße waren von den Scherben des Spiegels, den ich zertrümmert, zerfetzt — ich fühlte nichts, als die furchtbare Begier, den Tod erst an diesem Wesen zu erproben. Sie sollte zeigen, wie's sich stirbt! Gemordet von den Händen, die sie einst gekost, erdrosselt von den Fingern, die in ihrem Haar gespielt. Ich reckte die Arme empor, trunken die grausamen Hände betrachtend, die langsam wie Geier niederschwebten, von meinen Augen verfolgt schwer auf ihr Haupt sanken, wühlten in ihrem offenen Haar, wühlten und griffen an ihrem Körper entlang und vor tötender Lust bebten! Traurig sah sie mich an — sie ahnte noch nichts, ahnte noch nicht das satanische Werk dieser gekrümmten Finger! Ich zwang sie auf den Teppich nieder — ohne einen Laut gab sie nach! Ich küßte sinnlos ihren Hals, Brust, und riß sie an mich, wild, sinnlos — — — Taumel ließ mich nicht vom Boden aufstehen — knieend, ihre nackte Brust zwischen den Schenkeln, hob ich die Hände noch einmal und als sie sanken, schlossen sie sich um einen Hals, preßten, würgten — — — ein Schrei, wie von einem Gefolterten, gellte mir ins Ohr — — dann stürzte die Thür ein,

Menschen stürmten herein! Ich zum Fenster! Ein Kampf entspann sich. Hornfeste Stricke beugten mich und wie vom Himmel trat plötzlich Ruhe ein, tiefe Ruhe. — — Blumen wuchsen um mich her, wie ein Sonnenstrahl in eine Felsenhöhle fiel in mein Ohr ein Quell friedevoller Worte — — leise, schmerzvoll, weinend — — von meinem Weib! Ich öffne die Augen. Über mir eine Madonna, die ein Lucifer geschändet!

O sie war nicht irr, nicht wahnsinnig! Und ich weiß nun, daß sie lebt, weiß, daß ich ihrer mit heißer Sehnsucht gedenken kann und weiß, daß ich sie wiedersehen werde — — sie und mein Kind — — — Freude erfüllt mich, unendliche Freude, die Freude der Genesung, des Frühlings der Liebe!



Rache.

Duodrama von Rolph Süßpräch

(Olmütz.)

Personen: Frau Möre.
Braschmann.

Ort der Handlung: Zimmer der Frau Möre.

Frau Möre (sitzt während des ganzen Vorganges in einem Lehnstuhl am Ofen; man klopft): Herein!

Braschmann: Guten Abend, Mutter Möre!

Frau Möre: Wer sind Sie?

Braschmann: Kennen Sie mich nicht mehr? Mutter Möre, haben Sie schwache Augen bekommen?

Frau Möre: Ach nein, aber das Gedächtnis — ja — — ja — ich —

Braschmann (setzt sich): Einmal Bräutigam in spe Ihrer Tochter. (Vorwurfsvoll): Wie kann man nur so etwas vergessen, Mutter Möre.

Frau Möre: Ja, ja, das schlechte Gedächtnis!

Braschmann: Aber sonst sind Sie gesund, Mutter Möre?!

Frau Möre: Bis auf die Gicht, Sie wissen ja. — Aber, daß ich Sie noch einmal sehen werde, das —

Braschmann: Hätten Sie nicht gedacht, Mutter Möre?

Frau Möre: — Nein; man hat damals nicht gewußt —

Braschmann: Wohin ich gekommen war. Man munkelte, nicht wahr?

Frau Möre: Ja, man munkelte. Sie glauben garnicht, das waren die entsetzlichsten Tage meines Lebens. Ich betete Tag und Nacht für Sie.

Braschmann: Das war schön von Ihnen, Mutter Möre. Ich darf Sie doch so nennen: Mutter Möre?

Frau Möre (einschmeichelnd): Das freut mich sogar. Und Sie sagen das Mutter Möre gerade so herzlich, so bedauernd, wie vor zwei Jahren.

Braschmann: Als ich noch Ihre Tochter liebte, jetzt (langsam) Gräfin Ida Strehlen. Na, wie geht's denn der Gräfin?

Frau Möre: Ich danke, ganz gut.

Braschmann: Ganz gut? Sehr gut, wollten Sie sagen, Mutter Möre, nicht?

Frau Möre: Eine Gräfin Strehlen und zugleich eine große Künstlerin —

Braschmann: Und wieso kam es, daß Sie wieder zum Theater ging?

Frau Möre: Wenn einen einmal der Teufel am Genick hat —

Braschmann: So ist's am besten, man associiert sich mit ihm.

Frau Möre: Das darf man nicht!

Braschmann: Glauben Sie, Mutter Möre? Nun ja, Sie haben auch darin recht. Wenn man so die Gicht hat wie Sie und nicht aufkann, kommt man wohl auf allerhand Gedanken; die einen bekämpfen die andern. Aber versorgt sind Sie gut, Mutter Möre?

Frau Möre: Ja! Ida ist ja so ein seelensgutes Geschöpf. Ich kann garnicht aufzehren, was sie mir giebt und erspare jeden Monat ein paar Gulden.

Braschmann: Wozu sparen? Sie sind ja alt, und Gott könnte Sie, liebe Mutter Möre, wenn's ihm gefällt, in einer Stunde von dieser lieben Erde abberufen?! Aber schade wird's um Sie sein; denn Sie waren eine gescheite Person.

Frau Möre: Das wäre gar zu lumpig, wenn ich nichts hinterließe. Die Leute reden dann so herum.

Braschmann: Sie sind eine prächtige Frau. So garnicht egoistisch. Sie werden wohl verlangen, daß man Ihnen auf das Grabkreuz schreibt: Emilie Möre war eine ordentliche Person, sie hat niemals zu viel gegessen und getrunken, ihre trefflichen Ratschläge haben ihrer Tochter zu viel Geld verholfen —

Frau Möre: Wie Sie schäkern. Es verdiente wohl mancher so einen Grabstein, aber das ist ja nicht in der Mode.

Braschmann: Dabei sollte noch stehn: Verdient Allerseelen sechs Lampen, oder verdient Allerseelen eine Pechfackel, oder verdient Allerseelen gar keine Lampe. Das wäre so eine Stempelung. Nur den Selbst=

mördern gebührt die Ehre, abseits von der Sippe zu liegen. Große Ehre, was?

Frau Möre: Ehre? Schande doch!

Braschmann: Von Ihrem Standpunkt aus auch recht.

Frau Möre: Noch immer der alte Drehkopf!

Braschmann: Nicht um ein Jota gescheiter geworden.

Frau Möre: Aber, das nicht!

Braschmann: Noch nicht heiratsfähig geworden?!

Frau Möre: Nun, nun —

Braschmann (abbrechend): Erzählen Sie mir doch etwas über Ihre Tochter, Mutter Möre! Wenn man jemand einmal geliebt hat, bleibt das ganze Leben hindurch ein Rest von Interesse für diese Person.

Frau Möre: Man kann die Menschen, die einem lieb waren, durchs ganze Leben nicht losbekommen.

Braschmann: Und wenn man so liebte, wie ich!

Frau Möre: Jugendtaumel, aber wenn man zur Vernunft kommt, lacht man sich tüchtig aus.

Braschmann: Zur Vernunft kommt man so ganz niemals im Leben. Verlorene Jugendfreude ist bitter, Mutter Möre, aber ein sogenannter vernünftiger Mensch lacht einmal über alles, nicht wahr, Mutter Möre?

Frau Möre: So ähnlich war's gemeint.

Braschmann: Entweder Narr oder Satan, aber beide bringen Schaden. Noch vor vier Monaten liebte ich Ihre Tochter.

Frau Möre: Das war ein sündiges Gefühl. Als Gräfin Strehlen —

Braschmann: Geschiedene Gräfin Strehlen. — Sein Sie beruhigt, sechs Pfaffen haben mir Absolution erteilt. Nun besteht kaum mehr ein blasser Schein dieser Liebe. Ich lache darüber, wenn ich bedenke, daß ich die Frechheit besessen habe, Ida zu lieben.

Frau Möre: Eine große Unbesonnenheit war das wohl!

Braschmann: Auch von Ida!

Frau Möre: Ihr wart ja beide noch Kinder.

Braschmann: Und heute?

Frau Möre: Ein Mädchen wird in zwei Jahren soviel reifer, als ein Mann kaum in zehn Jahren.

Braschmann: Dafür ist Ida ein treffliches Beispiel. Vor zwei Jahren meine Geliebte, einen Monat später Gräfin Strehlen, 14 Monate später Maitresse des Herzogs Clarmotte und nun geteilte Sympathien zwischen dem Bankier Hirsch und Herrn von Krumann, den reichsten Kavalieren, welche sich in der Provinz auftreiben lassen.

Frau Möre: Der Graf war ein unausstehlicher Mensch.

Braschmann: Nachdem ihn Ida bankerott gelegt hatte!

Frau Möre: Man heiratet keine Künstlerin ersten Ranges, wenn man sie nicht standesgemäß unterhalten kann. Deshalb gab ich auch nicht zu, daß Ida Ihre Frau wurde.

Braschmann: Sehr brav gedacht, Mutter Möre. Ich sage Ihnen, königlich spekuliert. Also nicht nur der Titel, sondern auch das Geld des Grafen stach Euch in die Augen, und nachdem beides ausgenützt war, warft Ihr es weg wie einen abgenagten Knochen.

Frau Möre: Was erlauben Sie sich?

Braschmann: Aber liebe Mutter Möre, wir sind doch unter uns!

Frau Möre: Ida liebte den Grafen!

Braschmann: O, ich glaube Ihnen, der vernünftigen Frau, ja alles. Es war vierzehn Tage vor der Verlobung mit dem Grafen, da amüsierten wir zwei, Ihre Tochter und ich, uns in meinem Schlafgemach. Nicht böse, Mutter Möre. Morgens ging sie von mir fort. Sie sah etwas angegriffen, etwas satt aus, und doch sagte Ihre Tochter: Du glaubst garnicht, wie ich dich liebe! Nun, sollte das nicht acht Tage später beim Grafen Strehlen möglich sein? Lachen Sie doch, Mutter Möre, lachen Sie doch; ich bin ein dummer Kerl, solche Lappalie nicht für möglich gehalten zu haben.

Frau Möre: Sie werden beleidigend!

Braschmann: Ich sage die Wahrheit!

Frau Möre: Ida liebte Sie —

Braschmann: Wie den Grafen.

Frau Möre: Ida wäre gewiß Ihre Gemahlin geworden, wenn ich nicht gewesen wäre.

Braschmann: Möglich!

Frau Möre: Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, rechne ich mit den Verhältnissen.

Braschmann: Das heißt, Sie spekulieren mit Ihrer Tochter.

Frau Möre: Sie werden impertinent. Aber Ihre Beleidigungen treffen mich nicht, Sie sind ja von jeher ein verrückter Mensch gewesen.

Braschmann: Ich sehe, Sie halten brav Diät. Eine große Erregung könnte Ihnen gewaltig schaden. Und was wäre Ihre Tochter ohne Sie? Ein unausgenütztes Goldbergwerk.

Frau Möre: Pfui, wie gemein. Sie werden mich in meiner eigenen Wohnung nicht weiter beleidigen.

Braschmann: Was wollen Sie thun?

Frau Möre: Ich lass' Sie durch Lene hinausschaffen!

Braschmann: Die alte Hexe ist im Theater.

Frau Möre: Sie haben spioniert!

Braschmann: Steht mir dafür die alte Schachtel. Ich habe sie um 7 Uhr am Galerieeingang gesehen.

Frau Möre: Und wenn ich Sie ersuche zu gehen? Ihre Gesellschaft ist mir lästig.

Braschmann: Peinlich, wollten Sie sagen, deshalb bleibe ich gerade. Aber sein Sie nicht böse, Mutter Möre. Ich habe einen prächtigen Walzer geschrieben, den spiele ich da auf dem alten Klavier, und Sie tanzen danach.

Frau Möre: Eine kranke Frau so zu verspotten! —

Braschmann: Ich biete Ihrer Tochter 5000 Gulden für heute nachts, wenn Sie imstande sind, das Geld selbst zu holen, von meiner Hand hier wegzuholen, Mutter Möre! (Zieht die Geldtasche.) Nu?

Frau Möre (wütend): Wie unterstehn Sie sich —

Braschmann (aufgebracht): Teufel, Sie schlagen Ihrem Vorteil ins Gesicht.

Frau Möre (wütend): Hinaus!

Braschmann: Keife nicht, elende Kupplerin. (Ironisch): Alles der bösen Beine wegen. Die fünf Tausender wären nicht schlecht gewesen! Aber springe doch, alte Kuppelmutter, Geld hat Dich doch sonst so lebendig gemacht?! Sollten Deine Beine nicht gesund werden bei dem schönen Anblick? Fünftausend Gulden, bedenke! Kaum wird sich's noch einmal so verlohnen. 5000 Gulden für ein paar Stunden! Der Schönheit und Ehre Deiner Tochter kann es nicht Abbruch thun. 5000 Gulden für vier Stunden, ohne weitere Garantien. Morgen kann schon wieder ein andrer dran. Noch nicht gesund? Springst Du noch nicht? Geh' doch, alte Kracke, Du verstehst nichts. Heda, springe, — oder ich geh' das Geschäft nicht ein; es würde mir Deinetwegen Gewissensbisse bereiten. Vor zwei Jahren hat mich Deine Tochter garnichts gekostet, und heute gebe ich 5000 Gulden für eine Nacht. Hätte ich damals so gehandelt, es wäre eine Million daraus geworden. Damals gab ich nichts, heute nimmst Du nichts. Oder willst Du? Ha! Ha! Ha! — Deine Beine können ja nicht — wie drollig!

Frau Möre (wütend): Oh, daß ich könnte!

Braschmann: Ja, wenn Du gichtige Vettel könntest!

Frau Möre: Dir die Haare ausraufen, Dir die Augen auskratzen!

Braschmann: So zärtlich meinst Du's mit mir? Jetzt dürftest Du's gerechterwegen nicht thun, wenn Du auch gesunde Beine hättest, und bald wirst Du's nicht mehr thun können. Ha, ha, ha, wie drollig!

Frau Möre: Lene!

Braschmann: Lene!

Frau Möre: Lene, hörst Du?!

Braschmann: Na, warum hörst Du nicht, Lene? Was brauchst Du auf die Bühne hinunterzuglotzen? Was hast Du davon, wenn unten die schmutzigen Puppen ihre Schnörkeln drehn? Die Lene wird die Ida nicht mehr lange sehn, und die Ida die Lene nicht mehr lange. Alles hat einmal ein Ende auf der Welt. Man braucht nur zuzugreifen, wenn einem die Gemeinheit zu lange existiert; man kann alles anders machen. (Zieht die Uhr): Neun Uhr.

Frau Möre: Sie sind bald da.

Braschmann: In einer halben Stunde kann viel geschehn!

Frau Möre: Was wollen Sie mit Ihren Anspielungen!

Braschmann (bestimmt): Das Theater kann zusammenbrennen!

Frau Möre: Meine Tochter, meine Tochter!

Braschmann: Verbrennt mit!

Frau Möre (schaudert zusammen).

Braschmann: Ahnt Ihr's? (Sieht Frau Möre mit höhnischer Grimasse an.)

Frau Möre (schreit auf): Hilfe. Mich übergeht's ganz kalt. Ida! Ida!

Braschmann: Deine Tochter wird einen schönen Grabhügel haben. Ha, ha, ha! Von den Knochen hunderter Menschen, krank und gesund, blutig jung und alt, schmutzig gemein, wie sie und Du, und lächerlich brav wie einst ich. Schön wie die Kunst selbst; ein Brandopfer, Zehrung für alle Götter aller religiösen Schwindel!

Frau Möre: Er ist wahnsinnig. Hilfe! (Schreit fort.)

Braschmann (eilt zum Fenster, reißt es auf, sieht hinaus): Nichts, — seltsam. —

Frau Möre (kreischt — und schreit fort).

Braschmann: Mutter Möre, Deine Tochter kann noch gerettet werden, eine Entdeckung ist möglich, trotz meiner Vorsicht. Die Feuerwehr schläft ja auch nicht — — und doch, da, da, da, — was ist das?!

Frau Möre: Zieht mich ans Fenster, um Christi willen! (Sie hat schon vorher Versuche gemacht, sich zu erheben, welche jedoch nicht gelangen.)

Braschmann: Hübsch war sie, das ist wahr, und ich will ihr im Tode nichts böses nachsagen — aber eine Hure war sie doch.

Frau Möre (erhebt sich, fällt in den Stuhl zurück): Jesus Maria!

Braschmann: Schrumm!

Frau Möre: Packt die Canaille, sie hat Feuer gelegt, packt sie!

Braschmann (eilt zu ihr, hält ihr den Mund zu): Man könnte Dich hören, Kuppelmutter. Niemals hast Du gelitten. In dieser Stunde sollst Du erfahren, wieviel Weh im Leben steckt! Handel hast Du mit Deiner Tochter getrieben, die mir gehörte, und dafür muß ich mich

rächen, an Dir, an ihr, an allen. Du hast kein Gefühl, Deine Tochter hatte kein Gefühl, und alles, was ich davon hatte, habt Ihr in mir zerstört. Meine Jugend habt Ihr mir vernichtet, dafür will ich Euer Leben vernichten, mit allen, welche Deine Tochter bewunderten und Dich als ihre Mutter verehrten! (Eilt zum Fenster.) Noch nicht? (Fährt zurück.) Ah! (Tumult entsteht draußen). Nun bekommst Du Licht von meinem Lichte! (Löscht die Lampe aus, heller Lichtschein fällt durchs Fenster.)

Frau Möre (weinend): Rettet sie, rettet sie, meine einzige Tochter, meine einzige Stütze.

Braschmann (faßt den Lehnstuhl und zieht ihn ans Fenster): Ich habe Dynamit gelegt, kein Mensch kommt von der Bühne. Ich habe mit allen Mitteln des 19. Jahrhunderts gearbeitet. (Furchtbare Explosion, Steine zertrümmern die Fensterscheiben und das Fensterkreuz. Braschmann duckt sich, Frau Möre hält die Arme vorgestreckt; Braschmann zieht ein Messer hervor, Explosion. Mehrere große Steintrümmer schlagen auf Frau Möre nieder.)

Braschmann: Am Ende bleibt mir der Mord erspart. — Wenn schon 2000, warum nicht 2001? (Er stößt Frau Möre das Messer in die Brust. (Vorhang.)

Diplomatische Geständnisse.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Unter dem Titel „Was bedeutet die Militär-Vorlage?“ ist eine Broschüre hochoffiziösen, d. h. offiziellen Ursprungs erschienen, der wir einige erbauliche Geständnisse entnehmen wollen.

Zunächst dies: „Alle Staatsweisheit hat ein Ende, wenn nicht ein gefürchtetes Heer dahinter steht. Gefürchtet ist aber nur der Stärkere, nicht der Schwächere. Wir können aber nicht verlangen, daß andere uns für den Stärkeren halten, wenn z. B. Frankreich in einigen Jahren viele Hunderttausend Mann ausgebildeter Soldaten mehr hat als Deutschland.“

Das ist einfach entzückend.

Alle deutsche Staatsweisheit ist also mit ihrem Latein bereits zu Ende, denn das gefürchtete Heer soll uns erst durch die Annahme der neuen Militärvorlage geschaffen werden. In seinem gegenwärtigen Bestande

ist unser deutsches Heer nicht mehr gefürchtet. Und ohne ein solches gefürchtetes Heer ist alle Staatsweisheit für die Katze.

Bravo!

Warum ist aber unser Heer nicht mehr gefürchtet? Weil das an Einwohnerzahl geringere Frankreich mehr Soldaten ausbildet und in den Kasernen unterhält, als Deutschland.

Also die Masse thut's.

Nicht die Güte der Waffen, nicht die Kraft des Menschenschlags, nicht die Vaterlandsliebe, nicht die Begeisterung für den heimischen Boden, den heimischen Herd, nicht das Vertrauen auf den Herrgott von Dennewitz thut's, sondern nur die Masse, die Zahl.

Kostbares Geständnis. Es wirft helle Schlaglichter auf die innere Beschaffenheit der Staatsweisheit, auf den Geist der Staatsverwaltung, auf die Schätzung der geistigen und moralischen Kräfte in den Staatszuständen von heute.

Die Masse, die Zahl thut's. Darin allein ruht die Stärke und Überlegenheit eines Volkes.

Nackter ist von den Offiziösen und Offiziellen des Reiches der brutale Materialismus noch nicht verkündigt worden.

In den Siegesdepeschen von 1870 war es der liebe Gott, die „Fügung der Vorsehung", die „wunderbare Gnade" usw., die jedesmal als Siegbringer erwähnt und dankbar gefeiert wurden.

Auf diese ideale Mitwirkung verläßt sich also unsere heutige Kriegsverwaltung nicht mehr. Der liebe Gott bleibt bei der neuen Militärvorlage aus dem Spiel. Der Glaube an die himmlische Vorsehung und Gnade der jahrein und jahraus dem steuerzahlenden Volk von den staatlich bestellten Pfarrern aller Kirchengattungen gepredigt und von den Volkskindern im Schulexamen gefordert wird, ist nur für's Volk wertvoll. Für die staatsweisen Beschlüsse unserer obersten Verwaltung ist er nicht vorhanden, in den Schutzerwägungen unserer Militär-Autoritäten spielt er keine Rolle.

Gott, Vorsehung, Gnade usw. erscheinen erst wieder auf dem offiziellen Schauplatz, wenn es Siege zu berichten und deren Ursprünge festzustellen giebt. Da dürfen Gott, Vorsehung, Gnade und der ganze kirchliche Glaubensapparat nicht zu kurz kommen, sie erhalten sogar den Hauptanteil an den erfochtenen Siegen, aber bei der Machtberechnung in den Friedenszeiten, d. h. in den Erholungs- und Vorbereitungspausen zwischen den Kriegen, da werden sie von unsern Schlachtendenkern mit Schweigen übergangen! Da gilt nicht die Religion, sondern der Geldbeutel und die Macht, die man sich damit kaufen kann.

Da wird nur die Masse, die Zahl als etwas Ernsthaftes genommen, auf das man bauen darf.

Diese Thatsache sollte sich das Volk einmal einprägen und sich zur Gegenrede bereit halten, wenn ihm die Herren den Text lesen, daß es gar so glaubenslos und materialistisch und irdisch versumpft sei und kein Vertrauen mehr auf die „Heilsmächte" der Religion und der Kirche habe.

Aber sie, die Herren, alle Wetter ja, sie machen von dem Glauben an die religiösen Heilsmächte den umfassendsten Gebrauch, wie Figura zeigt!

Wie gesagt, es ist einfach entzückend.

Da steht's schwarz auf weiß: „Alle Staatsweisheit hat ein Ende, wenn nicht ein gefürchtetes Heer dahinter steht." Mithin beruht alle offizielle Staatsweisheit nicht auf der Stärke der geistigen und moralischen Kräfte der Nation, sondern ausschließlich auf der Stärke des Militarismus. Und diese Stärke ist im erwünschten Maße erst dann vorhanden, wenn sie Furcht einflößt. Die Kultur, die Geisteskraft, die moralische und körperliche Gesundheit und Tüchtigkeit, Vaterlandsliebe, Stolz und Würde eines selbstbewußten Volkes — alle diese Faktoren zählen für unsere moderne Staatsweisheit nicht.

Diese herrliche moderne Staatsweisheit steht und fällt mit dem „gefürchteten" Heere.

Präg' dir das ein, Volk, und denk' daran, wenn man bei anderen Gelegenheiten wieder mit frommen Geschichten kommt, dir die allzeitbereite Hilfe Gottes in deinen Sorgen, Nöten und Mühsalen anpreist und dich mit „wunderbaren Fügungen", mit „Vorsehung" und „Jenseits" vertröstet. Das alles soll Weisheit für dich sein, der Staat und die Herren im Regiment schenken dir das gütigst, ja, sie befehlen es dir in Schul-, Kirchen-, Gemeinden- und Erziehungsgesetzen, sie selbst machen aber keinen Gebrauch davon, außer wo es zur Erhöhung ihrer Repräsentation dem Volk gegenüber, zur effektvollen Hebung ihrer Autorität, zur Dekoration und Parade klüglich und zweckmäßig ist. Wo sie aber anfangen zu rechnen, ist es für sie null und nichtig.

Also wer ist der Vertreter, Verkündiger und Nutznießer des nacktesten und brutalsten Materialismus? — Und wer verbreitet die Pest des Materialismus mittelst des Militarismus über das ganze Land, über alle Geister und Herzen? — Und wer setzt alle Gaben und Aufgaben der Kultur der Völker herab, um das „gefürchtete Heer" als alleinige „Staatsweisheit" auf den Thron zu erheben? —

Und noch ein Geständnis aus dem entzückenden Offenbarungsschriftchen:

„Wer in sein Geschäft oder in seine Wirtschaft mehr Geld und mehr Arbeitskräfte steckt als der Konkurrent, der darf am Ende darauf

hoffen, den Konkurrenten unterzukriegen. Frankreich und Deutschland sind aber scharfe Konkurrenten in allem, was militärische Dinge angeht."

Militärische Dinge sind also wie eine Wirtschaft, Kriege wie ein Geschäft aufzufassen, es sind finanzielle Unternehmungen, deren Kosten das Volk unter allen Umständen mit seinem Erwerb, seinem Schweiß und Blut zu zahlen hat. Kosten und Risiko dem Volk — und wem der Nutzen und die Vorteile? — Krieg ist ein Geschäft, Militarismus eine Wirtschaft, das stimmt vollkommen zum Materialismus der geistesbankerotten Staatsweisheit. Präg' dir das Sprüchlein ein, frommes Volk, und denk' daran, wenn man dir wieder von heiligen Kriegen vorfabelt. Geschäft ist alles! Konkurrenz!

Und noch ein Drittes:

„Unsere großen Generale aus dem Kriege 1870 sind ins Grab gesunken, und ob wir wieder das Glück haben, so große Feldherren an unserer Spitze zu sehen, das weiß niemand im voraus."

Bescheidenheit ist eine Zier.

Weil wir also nicht wissen, ob wir in künftigen Kriegen Glück haben oder zugrunde gehen werden, so ist es nach dem heutigen Stande unserer Staatsweisheit am besten, alles was das Volk an Gut und Blut vermag, auf diese eine Karte Militarismus zu setzen.

Das ist der Gipfel.

Höher vermag sich der Geist der Zeit, der nach Goethe „der Herren eigener Geist ist", nicht mehr aufzuschwingen.

Anbetungswürdige diplomatische Geständnisse. —



Andere Kritiker!

Ein Mahnwort von Julius Knopf.

(Berlin.)

Premiere im Berliner Theater. Ich sitze unten im Parkett neben einem sehr jungen Herrchen, das kaum die Mitte der Zwanzig erreicht haben mag. Es wird das Erstlingswerk eines in den weitesten Kreisen — unbekannten Autors gegeben, — eines von den vielen Tausenden, welche unbekannt, unbeachtet auf dem undankbarsten aller Planeten, so man Erde nennt, umherkrabbeln. Eines von den Langmähnigen und Kurzhosigen, welche sich mit Mühe und Not in den verschiedensten Wochen- und Tagesblättern ihr kümmerlich Brot erschreiben, — kurz und gut eines unberühmten, deutschen Schriftstellers. Das sagt alles.

Zum ersten Male lese ich, lesen Tausende mit mir seinen Namen. Von diesem Werk erhofft er, wenn auch nicht Berühmtheit, so doch Bekanntwerden, und was nicht minder erbaulich — Mammon. —

Bleich, abgehärmt steht er hinter der Coulisse, sein Schicksal erwartend und auf das Urteil des grausamen Publikums harrend, wie ein Verbrecher auf das Verdikt des Gerichtshofes, — auf den Wahrspruch, welcher für ihn mehr als Leben oder Tod, der für ihn Glück oder Elend bedeutet.

Wieviel schlaflose Nächte hat er verbracht, wieviel sorgenschwere, durchhungerte Tage voll bangen Zweifels und froher Hoffnung, bis ihm die Nachricht wurde, sein Stück sei angenommen! Und nun von neuem dieser Zweifel, diese Hoffnung in vertausendfachtem Maße!

Das Stück Zeug, welches die Welt des Scheins von der Welt des Seins trennt, rollt hoch. Das Drama beginnt. —

Das Stück ist nicht gut; man kann es eher schlecht nennen. Es ist ungefüge in der Scenenführung; der noch unsicher tastende Schriftsteller hat sich vergriffen im Thema, in der Behandlung, im Aufbau. Aber immerhin zeugt die Arbeit von Talent; man sieht, daß der Verfasser mit heißem Bemühen daran geschaffen; — hie und da einige sehr gute Ansätze, vortreffliche Gedanken, gut zum Ausdruck gebracht. Man sagt sich: mit der Zeit wird's schon werden. —

Das wohlgenährte, feiste, blutjunge Herrchen neben mir hat eine sehr kritische Miene aufgesetzt und versucht, seine noch durch keine schwere Gedankenarbeit gefurchte Stirn in gelehrte Falten zu ziehen, was ihm jedoch nicht gelingt. Das Herrlein spricht sehr abfällig über das Stück und tadelt alles, partout alles. Ich versuche, ihm auch die Vorzüge des Werkes

vor Augen zu führen — ganz unparteiisch, denn mir ist der Autor verdammt gleichgültig — aber vergebens. Spöttisch kräuselt der Jüngling die flaumbedeckten Lippen, überlegen lächelnd, denn er muß es ja besser wissen, als ich: ist er doch zweiter oder dritter oder vierter — ich kenne nicht die genaue Rangstufe — Kritiker einer vielgelesenen Berliner Tageszeitung! —

Am anderen Morgen lese ich sein Referat. Das blutjunge Herrchen thut das — im übrigen applaudierte — Stück mit blutalten Witzen ab. Fast scheint es, als ob für den Reporter — dieser Sorte von Referenten den Ehrennamen „Kritiker" zu geben, wäre ein Unding —, ein Theaterstück nur geschrieben würde, auf daß er sein Witzchen darüber mache! — — —

Man spricht und schreibt viel von der Reorganisation, deren unsere deutsche Bühne bedarf. Sie ist dringend nötig, es ist wahr. Aber weit, weit mehr zu beschleunigen ist die Sanierung der ganz und gar zerfahrenen Kritik. Das ist eine Lebensfrage für den Schriftsteller, für den Bühnenleiter, für den ausübenden Künstler und nicht zum mindesten — für das Publikum. —

Solcher Rezensentchen, wie ich sie hier geschildert, giebt es in unserem lieben Deutschland, besonders aber in des Reiches Centrale, Hunderte. Und doch ist gerade die Kritik wichtiger, verantwortungsreicher als alle Nachrichten über dem Strich. Entscheidet sie doch meist über die Zukunft des Schriftstellers, giebt sie doch die Direktive für das Soll und Haben im Hauptbuche des Theaterleiters; vertrauen doch die meisten Leser blindlings den Rezensionen ihres Blattes! —

Das liebe Publikum stellt sich unter der Chiffre: „A. B.", „C. D.", „E. F." u. s. w., mit denen die Kritiken gezeichnet sind, immer so einen älteren, sehr erfahrenen Mann vor, mit langem Bart, kahlem Schädel, blitzenden Brillengläsern und kritischen Falten im Gesicht — so eine Art „wilden Mann". Oh, du vieltausendköpfiges Ungeheuer, in welchem Irrtum bist du befangen! Du weißt nicht, daß dies alles ein Wahn ist, bis auf die letzten beiden Eigenschaften: die blitzenden Brillengläser und die kritischen Falten; du weißt nicht, daß das ehrwürdige Alter seiner Witze im umgekehrten Verhältnis steht zu dem eigenen Lebensalter des Kritikers.

Und nun zum Ernst der Sache. Welche Demütigung muß es für einen Bühnenschriftsteller sein, und welche Zweifel müssen ihn befallen, wenn er das Werk, an welchem er mit seinem Herzblut gearbeitet, beurteilt sieht von einem jungen Menschen, dem er an Alter und Erfahrung, an Bildung und Wissen weit überlegen ist. —

Eine schlechte Kritik wird ihn nicht tangieren — eine gute Kritik wird ihm keine rechte Freude bereiten, — weiß er doch in beiden Fällen, daß er nicht allzuviel darauf geben darf. Sie tappen beide im Dunkeln: die

begabten Schriftsteller und die unbegabten. Die Ersteren wissen nicht, wo sie fehlgegriffen, wo sie sich zu bessern haben, und die Letzteren schmieren unentwegt weiter: „ist doch die Kritik meist unfähig und — manchmal (?) befangen“!

Die Herren Zeitungsregenten mögen sich in acht nehmen davor, daß sich nicht auch im großen Publikum die Erkenntnis endlich Bahn breche: es ist vieles faul im Staate „Feuilleton“, speziell in der Provinz „Kritik“. Schon jetzt schüttelt der urteilsfähige, denkende Leser sein cliquenfreies Philisterhaupt und sagt: „Die Rezension ist falsch.“ Wie erst, wenn er hinter die Coulissen schaut und sieht, von wem die Berichte geschrieben werden!

Die meisten Kritiken werden ihren Wert für die Leser verlieren, man wird sie nicht mehr beachten, sie für überflüssig ansehen, sie auf den Aussterbe-Etat setzen. Wahrlich, kein tröstliches, verlockendes Prognostikon!

Um der Kritik ihre Bedeutung, ihren — wenn sie richtig gehandhabt wird — segensreichen Einfluß zu bewahren, giebt es nur ein Mittel:

„— Die Kritik darf einzig und allein nur Männern von Erfahrung, von Bildung und Geschmack übertragen werden, — Männern, wie wir sie an manchen unserer großen Zeitungen und Zeitschriften zum Glück noch besitzen. —“

Man wende nicht ein, daß es derartige Kapazitäten nur wenige giebt; man suche nur, und man wird finden, soviel wie man deren bedarf. — Diese offene Wunde an dem Körper des deutschen Journalismus muß geheilt werden. —

Hinweg mit den unreifen Köpfen unter den Kritikern! Nehmt diese Herren zu Berichterstattern über Jubiläen, Kongresse, Kirchen-Einweihungen, — laßt sie Feuilletons schreiben über alles Mögliche und Unmögliche: aber laßt sie nicht kritisieren.

Ich weiß: alle diejenigen, gegen welche diese, meine Ausführungen gerichtet sind —, sie werden wider mich aufstehen, sich bekreuzigen, ihre glattgescheitelten Häupter schütteln und ausrufen: „Er ist ein Ketzer! Steinigt ihn!“ Aber alle jene, welche einen Einblick haben in die internen Verhältnisse, welche ein Herz haben für das geistige Wohl des Volkes — sie werden mir zur Seite stehen und zustimmen meinem Mahnruf:

Gebt uns würdige Kritiker!



Rede in den Reichstag.

Von R. Freiherr v. Seydlitz.

(München.)

Im Leben passiert einem mancherlei, was das Stümpfchen besseres Selbst in der Brust eines Neukursbürgers kränken und empören kann. Man kann Flegeleien einstecken müssen — weil man vielleicht in der Flegelsprache zu geringe Studien gemacht hat, um ausgiebig antworten zu können; — man riskiert auf diesem schmutzigen Planeten, daß einem die Dutzendmenschen, die Panamaringgenossen oder die heimtückischsten Kniffler die Lebenslust, das wohlverdiente Brot oder die trotz allen Herumstoßens peinlich sauber gehaltene Mannesehre beschmutzen wie Sperlinge, wegfressen wie Harpyen, absperren und gegen usurpierte Steuerbefugnis, verfälscht, abgestempelt und abgegriffen, brockenweise gegen bar Geld verteilen wie das Brot bei einer Belagerung.

Kurzum, man kann täglich erleben, daß man seine von der allerheiligsten Natur urzeitlich vorgeschriebenen natürlichen Rechte erst ausliefern muß und dann aus Gnaden, wie als widerrufliches Lehen, spärlich zurückerhält.

Das ist nichts neues. —

Aber der satanisch-tyrannische Trieb derer, die an irgend einem „Ruder" sind, andre zu sich zwingen zu wollen, — der darf einen doch noch ärgern? Wie? Oder ist's etwa keine implicite Beleidigung, wenn mir ein solcher (Ruderknecht hätt' ich beinahe gesagt) — herrischer Steuermann imputiert, ich solle an etwas mitthun, das nicht die Art eines vollen, ganzen Ehrenmannes ist, der auf seine Faust, nach seinem bißchen Wissen und Gewissen sich bestrebt, vom innersten Inwendigen bis zum äußersten Äußern heraus ein — wie sag' ich nur — daß ich verstanden werde .... ein anständiger Mensch zu bleiben?

Wenn wir einen gewissen Marquis Posa kennen seit zwei langen Akten, und im dritten sagt Philipp: „Wie kommt's, daß nie ein gewisser Marquis Posa sich unter meinen Granden zeigt?" — fühlen wir da nicht eine lange feine scharfe Spitze von Beleidigung schon durch diese Worte dringen? Was soll Saul unter den Propheten?

Und was soll ein einfacher, in Beruf, Familie und Gesellschaft wirkender, ehrlicher Mensch, der nie Wahlreden gehalten, nie eine Parteifahne geschwungen, nie den Leitartikel eines Fraktionsblattes ohne innere Fragezeichen und äußeres Kopfschütteln gelesen, der von je dem wüsten Parteischacher und innerpolitischen Gezänk mit einem Ekelgefühl zugesehen hat,

das dem Widerwillen gleicht, mit dem jene persischen jungen Edelleute dem Gebrüll betrunken gemachter Sklaven zusahen ..... was soll der im Reichstag?!

Aufrichtig und ernstlich, ich habe nie etwas so kränkend empfunden als die Zumutung jenes Menschen neulich, mich — mich! — in den Reichstag wählen zu lassen.

„Habe ich etwa eine Dummheit gesagt?“ fragte jener griechische Redner bestürzt seine Freunde, als seine Rede plötzlich durch Beifallsgejohle der Menge unterbrochen ward. — Das war ein Kerl; der hätte mich verstanden!

Weiß der Teufel was ich gesagt haben muß, — woraus er den Eindruck empfangen haben mochte, ich sei ein williges Opfer für seine Partei. Wir fuhren vierzehn Stunden zusammen im Coupé; wir schwatzten von allerlei. Von Politik war wenig die Rede. Ich weiß nicht einmal welcher Partei er angehörte. Ich kannte ihn garnicht; erst kurz vor dem Ende der Fahrt stellten wir uns vor. Und da machte er mir jenen Vorschlag. 's ist unerhört!

Und zu Hause kante ich ingrimmig über der Beleidigung. Ich redete mich in Selbstgesprächen in immer größere Wut. — Was hatte ich ihm nur gethan — — was für eine Dummheit hatte ich gesagt, — um mit dem alten Griechen zu reden?

Aber — eins mußte ich gestehen: der alte Grieche war offenbar von meiner Sorte, — und doch — und dennoch hielt er Reden ans Volk; oder besser gesagt, (denn der Name Volk ist zu edel dafür) ans Publikum. Vielleicht hatten sie ihn auch so gepreßt zum Auftreten wie mich ....

Der Ingrimm verfolgte mich bis in den Schlaf. Ich träumte davon. Allerorten tauchten Leute auf, die mich anschrieen: „Laß Dich wählen! — Wählen lassen! — Warum läßt Du Dich nicht wählen?“ — —

Und dann, wie der Traum sich weiter spann, war ich auf einmal gewählt. Von der Wahl selbst erzählte mir der Traum nichts; genug, ich empfand auf einmal: du bist gewählt.

Auch fand ich mich im Reichstage, in einem brausenden, öden, uferlosen, unfruchtbaren, bösen Meer von Reden.

Dann erfuhr ich, meine Wahl sei geprüft und bestätigt worden. Der Reichstag erkannte mich als Mitglied an.

Da auf einmal, ehe ich mich besann, meldete ich mich zum Wort; zur Geschäftsordnung, denn die Debatte des Tages ging mich garnichts an, ich wußte garnicht, was auf der Tagesordnung stand. — Und ich erhielt „das Wort“.

Mit großen Schritten eilte ich zur Tribüne; da war ich oben; da sah ich hinab auf ein Gewimmel mehr oder weniger unaufmerksamer Leute.

Und da begann ich.

„Meine Herren! Sie haben meine Wahl anerkannt; ich danke Ihnen. Aber damit unser Verhältnis ins rechte komme, ist noch eins nötig, was, wie es scheint, alle vergessen. Es ist billigerweise nötig, daß auch ich — Sie anerkenne, den Reichstag prüfe und bestätige. — Diese meine Anerkennung — verweigere ich Ihnen!“

Die meisten hörten garnicht auf mich. Ein paar lachten, einer sah mich mit erstaunten Augen an wie einen neuartigen Narren. Der Präsident ließ mich gleichmütig gewähren.

„Meine Herren, lächeln Sie nicht, lassen Sie mich in kurzen Worten erklären, was Ihnen ein Scherz scheinen mag, was mir aber bittrer Ernst ist, — mir, und hoffentlich noch manchen Tausenden, die nur darum schweigen, weil ihnen kein Platz ward, von dem aus sie gehört werden können. Auch befürchten Sie nicht, daß ich Sie mit abstrakten Utopien unterhalten werde; ich will sehr konkretes, sehr praktisches vorbringen. — Wenn eine Gruppe von Leuten zusammen ein Haus bewohnt und sie zur Feststellung ihrer gemeinsamen Lebensweise eine Hausordnung beraten, so dürfte von dieser Beratung zunächst ein jeder ausgeschlossen sein, der ohne jede Berechtigung von außen hereindringt und den Bewohnern befiehlt, das Haus abzureißen oder es zu verlassen, oder von den Eindringlingen sich die Hausordnung diktieren zu lassen. Noch schärfer gestellt: wenn jene Hausbewohner sich nach unsäglichem Warten und übermenschlichem Bemühen das Haus erst selbst gebaut und mit schweren Opfern unter Dach gebracht haben, werden sie nicht dann doppelt verpflichtet sein, alle äußere Störung von ihren Beratungen fernzuhalten? — Nun, meine Herren, Sie verabsäumen diese erste aller Pflichten.

„Wir haben gebauet ein stattliches Haus“ — die Mauern und das Dach unseres Deutschen Reiches sind fertig. — Wir wollen es bewohnen und beraten unsre Hausordnung. Da kommen nun aber Leute und sagen: dieser und jener Teil des Hauses muß abgetrennt, muß dem Nachbar geschenkt, muß einem frühern, als ungeeignet längst vertriebenen Verwalter wieder unterstellt werden; andre rufen: Ihr sollt Eure Rechte und Pflichten wie in alten, unglücklichen Zeiten von einem fremden Manne jenseits der Berge zugeteilt erhalten; andre wieder, deren Zahl mächtig wächst, ruft: es soll kein Haus überhaupt gebaut werden, wo einer über dem andern wohnt; in Höhlen und Hütten sollt Ihr nebeneinander wohnen ohne Rang, Ansehn und Vorzug. . . .

M. H., diese Störenfriede, die Sie nicht a limine abgewiesen haben, sind es, die Ihnen jetzt Ihre Beratungen stören und fruchtlos machen, die es zuwege gebracht haben, daß Ihr Ansehn sinkt, das Interesse an Ihrem

Thun im Volke erkaltet und Sie selbst in der Geschichte mit dem Fluche der Lächerlichkeit gebrandmarkt dastehen werden. Ob das Deutsche Reich, so wie es im großen Kriege erstand, bestehen soll oder nicht, darüber, meine ich, dürfte hier nicht erst ein Zweifel aufkommen, ja, es müßte Ihnen als oberstes Gesetz gelten, dem entgegenstrebende Tendenzen und Velleitäten sofort mit der Wurzel auszuroden. Thun Sie das nicht, so mögen Sie was immer für eine beratende Körperschaft sein, aber der Reichstag des 1871 entstandenen Deutschen Reiches sind Sie — nicht!"

Immer herrschte dieselbe Unruhe im Saal; der Präsident räusperte sich, als wollte er mich unterbrechen, aber er unterließ es. Unbeirrt fuhr ich fort:

„Aller menschlichen Vernunft nach soll eine gesetzgebende Körperschaft regieren helfen, nicht die Regierung lahm legen; jene destruktiven Elemente aber machen es, daß Sie, was Sie auch schaffen, lahm, halb und schwach zur Welt bringen."

Auf der Rechten hörte ich da ein vereinzeltes „Bravo!" — Ich wandte mich dorthin:

„O nein, m. H., ich habe nicht behauptet, daß ich mit aller und jeder Regierung durch dick und dünn gehe; ich will auch nicht, daß es die Pflicht des Reichstags sei, zu allem ja zu sagen, was vom Regierungstisch kommt."

Der Abg. E. Richter sagte hier ganz laut, aber etwas ironisch: „Na, Gott sei Dank." Ich fuhr fort: „Wollen Sie aber den Reichstag des Deutschen Reiches darstellen, dann sagen Sie nur dazu überall ja, was den Ausbau des Reiches fördert. Dazu gehört aber vor allem, daß Sie das lebendige Bewußtsein im Volke stärken, ein einiges Volk im deutschen Reichshause zu sein; das könnten Sie, durch Ihre Thätigkeit; aber Sie thun das Gegenteil; Sie reden, — und das Volk — murrt, und vergißt seine kaum wiedererstandene Geschichte. Das Volk ist ja von jeher so gern bereit, Redner anzuhören. Wie kommt's, das man Ihre Reden nicht mehr gern hört? Einfach, weil Sie nicht zur Sache, sondern zu einander reden, nicht um Irrtümer zu zerstören, sondern um die Gegenpartei wanken zu machen.

Und das bringt mich auf ein zweites Parteiübel: Die geschlossenen Parteien und deren forgsam überwachte, gezwungene, geschlossene Abstimmung, selbst bei Fragen, die ihrem Parteistandpunkt indifferent sind. Malzaufschlag oder Handhabung der öffentlichen Sittlichkeit, — das sind Dinge, die den bestehenden Parteien gleicherweise nahe oder fern stehen. Es genügt aber, daß eine Partei dafür spricht, um die Gegner zu veranlassen, geschlossen dagegen zu stimmen. Der Gewissenszwang in den Parteien! Und wären es nur stets zwei Parteien, wie ehedem im englischen Parlament: nun gut, das begreift sich, wie Ankläger und Verteidiger vor Gericht. Aber so sind der Parteien eine ganze Hand voll, und jede bekämpft unter Umständen

jede andere. Oder es kommen Parteibündnisse bei Abstimmungen zustande, die von den Leitern beraten und gegen anderseitige Zugeständnisse und Machenschaften beschlossen werden; ja die Zugeständnisse werden ganz offen erwähnt und sind die Hauptsache bei dem Geschäft. Von Gesinnungstüchtigkeit ist dann nicht die Rede, die doch sonst so laut und gern in jedem Parteiheerbann gerühmt wird.

Aber diese Abstimmungsbündnisse sind nur die Folge der scheußlichen Wahlbündnisse; auch da wird der Opportunität zuliebe gelegentlich die schöne deutsche Treue des überzeugten Parteimannes eine Weile in die Schublade gelegt.

Ein Parteibündnis, ein Wahlbündnis sind so falsch, so — in unserm Sinne — unmoralisch, wie öffentliches Werben um Stimmen bei der Wahl. Haben wir direkte, geheime Wahl, so sollen wir hier auch direkte, geheime Abstimmung haben. — Im fernen Osten, in Japan, ist sie bereits im Parlament eingeführt und durch einen sinnreichen Mechanismus ermöglicht, der jeden Irrtum, jeden unlautern Einfluß ausschließt. Vielleicht lernen wir's noch von den Japanern, wie so manches andre.

Man schreit gewaltig, wenn einmal eine Wahlbestechung vorgekommen; aber den großen, zerstörenden Schäden gegenüber, die ich eben berührte, ist Wahlbestechung eine Lappalie. — Unsere Wahlen selbst leiden an einem Grundübel; sie ist gut gemeint, die allgemeine, direkte, geheime Abstimmung; aber sie bringt Lügen zu Tage. Durch unsern Wahlmodus geschehen gesetzmäßig die ärgsten Ungerechtigkeiten. Durch die Wahlen sollte im Reichstag die Stärke der einzelnen Parteien ersichtlich werden, es geschieht aber nicht. An einem einfachen Beispiel kann ich Ihnen dies erläutern. Nehmen Sie an, es gäbe nur zwei Parteien, die eine numerisch etwas schwächer als die andere, aber fast gleich stark. Da könnte es vorkommen, daß in allen Wahlkreisen die etwas stärkere Partei siegt, die andere aber unterliegt. Es braucht nur die richtige Wahlkreisgeometrie! Und Sie werden zugeben, daß es ungerecht ist, $^{49}/_{100}$ des Volkes politisch mundtot zu machen, damit die andern $^{51}/_{100}$ reden, beschließen, regieren und opponieren können, wie es ihnen gefällt.

Aber wie leicht wäre dem abzuhelfen! Einfach durch wirkliche prozentuale Vertretung.

Jede Partei im Lande stellt eine Reihe Vertrauensmänner auf, die gewählt — oder wie wir gleich sehen werden, ernannt werden kann.

Nun geht's zur Wahl. Sie ist geheim wie jetzt, nur daß auf dem Wahlzettel kein Kandidatenname, sondern der Name der Partei steht; den Zettel erhält man wie heute zugesandt oder vom Parteibeamten eingehändigt. Die Gesamtsumme aller abgegebenen Parteistimmen, aus allen Wahlkreisen

im Reiche zusammengezählt, giebt dann die wahre Stärke der Parteien kund. Ein unparteiisches Centralkomitee bestimmt dann, wie viel, prozentual berechnet, jede Partei von ihren Vertrauensmännern in den Reichstag zu senden hat. Das würde dann freilich ein ganz anderes Bild geben als heute! Zum ersten Male wären alle Parteien gerechterweise vertreten, und das Parteiwesen zum ersten Male auf seinen richtigen Wert zurückgeführt. Auch die Zahl der Reichsboten dürfte sehr verringert werden, was ja kein Schaden wäre, da ja so viele hier sind, die nur abstimmen helfen, sonst aber zu Hause bleiben.

Aber auch jene geringere Anzahl Abgeordneter brauche ich nicht täglich für die Sitzungen meines Parlaments. Werden Spezialfragen heute schon meist an Kommissionen überwiesen, so setze man diese letzteren als Fachparlamente, Berufsparlamente, als Parlamente ad hoc nieder, und unterstelle ihre Beschlüsse höchstens einer Beratung des dauernd daneben tagenden Finanzparlaments. So ist viel Zeit und Reden erspart, und die Abgeordneten finden ein jeder stets das Feld vor, auf dem sie fachmännisch tüchtig sind."

Ich sprach lebhaft, hingerissen von meiner Idee; ich hatte dabei garnicht mehr auf einzelne der Zuhörer oder Nichtzuhörer geachtet. Jetzt sah ich zufällig auf einen behäbig Dasitzenden, der in dem Moment grade unmäßig laut — gähnte.

Da ergrimmte ich und rief mit steigender Stimme in den Saal:

„Alles dies setzt freilich zu seiner praktischen Durchführung etwas mehr politische Erziehung voraus, als die Deutschen von heute gemeinhin besitzen. Aus rein sachlichen Gründen heute mit jenem zu stimmen, gegen den man aus rein sachlichen Gründen gestern stimmen mußte, das dünkt vielen Gesinnungslosigkeit. „Ich kann doch mit dem X. heute nicht in einem Kegelklub zusammen sitzen, der gestern in der Bezirksversammlung gegen meine Schulbaupläne gesprochen hat?!" — Das ist ein fauler Punkt in unserm politischen Empfinden. Zur Ausgestaltung irgend eines Parlamentswesens wären wir Deutschen wohl nie gekommen, wenn England uns kein Vorbild gegeben hätte. Der englisch geschnittene Rock paßt aber nicht auf unsern Buckel, sitzt uns Deutschen nicht; das ist ein altes Wort, aber leider ein wahres. Politisch sich auf sich selbst besinnen, sich einen deutschen Rock schneiden, der uns paßt, das ist — eine Utopie. Die einzige, die ich heute vorgebracht habe. Ich verlange keineswegs, daß die Utopie zur That werde. Aber ich, als Deutscher, als einzelner, erhebe laut meine Stimme, und schlage jene Thesen an Ihre Thür, jene Thesen über Wahl, Parteien, Abstimmung und Fachparlamente, — und verlange, daß man mich höre. Ich werde Ihnen keine zweite Rede halten — — (Bravo!) — bis jene Forderungen erfüllt

sind; ich stehe abseits von der deutschen Reichslegislatur, abwartend, wie lange das schiefgegründete Bauwerk noch halten kann. — Daß ich abseits stehe, wäre kein Unglück,“ (einige Stimmen: „Nein!“ und vereinzeltes Hohnlachen) „aber mit mir, ich wiederhole es, stehen Tausende abseits, denkende, klarsehende, handelnsfähige Männer, und von den Besten. Und das halte ich für das größte der vielen Unglücke. Wir stehen schmerzlich bewegt abseits von Ihrem Treiben, und Sie wissen vielleicht nicht einmal darum. Daß Sie davon Kenntnis erhalten, das war der Grund, der mich bewog, diese einzige Gelegenheit zu ergreifen, um es Ihnen, um es allen zu sagen.“

Ich trat zurück, stieg hinab und ging zum Saale hinaus; größte Unruhe und Unaufmerksamkeit herrschte ringsum. Hinter mir, ehe ich die Saalthür schloß, hörte ich einen andern anfangen zu reden.

Wunderlich war's nur, daß er nicht mit „Meine Herren“, sondern mit „Herr Doktor“ anfing, und mir zurief, ich solle endlich aufstehen, der Kaffee würde kalt. . . .

Ich hatte lange geschlafen. . . . O könnte ich weiter schlafen, es wäre das beste, was zu thun ist!



Der bevorstehende Auszug der „Sezessionisten“ aus München.

Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte von Renardus.

(Schwabing.)

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Stadt München und mit ihr der gesamten süddeutschen Kultur eine schwere Katastrophe bevorsteht. Denn es handelt sich bei dem, nunmehr durch die unbegreifliche Handlungsweise des bayerischen Kultusministers fast zur unabweislichen Notwendigkeit gewordenen „Auszug“ des „Vereins bildender Künstler“ nicht bloß um die Entfernung einiger Dutzend der talentvollsten Künstler von der süddeutschen Metropole, sondern auch — und das ist das Schlimmste — um das Aufkommen der Alleinherrschaft der in der „Münchener Künstlergenossenschaft“ maßgebenden, und nach Art der Zusammensetzung dieser Vereinigung derselben unentrinnbar aufgezwungenen Prin-

zipien. — Um nun einzusehen, daß eine unbedingte Machtstellung der „Genossenschaft" mit dem Selbstmord der künstlerischen Bedeutung Münchens identisch ist, muß man über die Zusammensetzung dieser „Genossenschaft" orientiert sein. — Dieselbe bestand — vor Austritt der Sezessionisten — aus ungefähr 1000 Mitgliedern. Von diesen kamen jedoch — wie die Statistik nachweist — für die Ausstellungen nur knapp zwei Fünftel in Betracht. Von diesen zwei Fünfteln sind etwas über 100 Mann als „Verein bildender Künstler" ausgeschieden. Der in der „Genossenschaft" verbleibende Rest dieser zwei Fünftel enthält aber noch eine recht beträchtliche Anzahl hervorragender Künstler, welche im stillen ganz und gar mit der „Sezession" und ihren Plänen sympathisieren und nur aus persönlichen oder äußeren Gründen nicht von der Genossenschaft loskommen können. — So zeigt uns das Bild der heutigen Genossenschaft auf der einen Seite eine kolossale Majorität unkünstlerischer Elemente, die nicht einmal ausstellungsfähig sind, auf der andern eine kleine Schar tüchtiger Künstler — vertreten durch die sogenannten „48" —, und dazwischen eine nicht zu unterschätzende Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, die nur auf das Signal zur offenen Fahnenflucht harren.

Die Majorität der „Genossenschaft" wird mit den „48" dadurch in einer gewissen Interessengemeinschaft erhalten, daß letztere den Grundsatz verfechten: „Im Gegensatze zu den periodisch wiederkehrenden Internationalen sind die Jahresausstellungen vorwiegend eine Ausstellung Münchener Künstler, jedoch mit Zulassung Fremder." — Also: die Fremden sollen nur „geduldet", im allgemeinen jedoch der ganze Glaspalast mit Werken Münchener Künstler vollgestopft werden. — Über die künstlerische Qualität der in diesem Sinne veranstalteten Jahresausstellungen brauche ich wohl kein Wort zu verlieren, ebensowenig darüber, daß kein vernünftiger Mensch nach München kommen wird, um endlose Säle voll trauriger Mittelmäßigkeiten zu durchpilgern, zwischen denen ein paar wirklich wertvolle Kunstwerke gänzlich verschwinden. —

Neben diesem Kardinalsatz der „48" muß nun noch ein Antrag derselben betrachtet werden, welchen sie erst vor kurzem bei der Genossenschaft einbrachten und welcher jenem ersten Prinzip ein ganz verzweifeltes Relief verleiht. Nämlich: . . . wer drei Jahre nicht ausstellt, verliert die Stimme. — Wie erwiesen, ist jedoch die übergroße Masse der „Genossenschaft" nicht ausstellungsfähig. — Wenn also die „Genossenschaft" auch nur halbwegs künstlerische Maßstäbe bei Aufnahme von Kunstwerken in die Ausstellungen walten läßt, so ist sie genötigt, den größten Teil ihrer Mitglieder stimmlos, d. h. mundtot zu machen. — Wollen die „48"

aber das nicht, oder gelingt ihnen das nicht — denn daß es darüber zu einem heißen Strauß mit der Majorität kommen wird, liegt auf der Hand —, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als den Glaspalast der Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit als schrankenlosen Tummelplatz preiszugeben. —

Und dieses ist der Grund der „Sezession"! — Denn es ist erstunken und erlogen, daß es sich um eine Scheidung der „Modernen" von den „Alten" handle. Die „Modernen" wollten kein „Extra-Würstchen" gebraten haben, wie es in der kulturfeindlichen und hämischen Tagespresse oft dargestellt wird. Es handelt sich nicht im mindesten um einen Streit über künstlerische Theorien und Evolutionen, sondern lediglich darum, ob der Kgl. Glaspalast zu München zu internationalen, auf reinkünstlerischer Grundlage veranstalteten Jahresausstellungen, oder als Verkaufsbude der in München zufällig ansässigen, berufsmäßigen Verfertiger von Kunstwerken, „jedoch mit Zulassung Fremder", verwandt werden solle. —

Diejenigen Künstler, welche dem letzteren Prinzip nicht zustimmen konnten, schieden aus der „Genossenschaft" aus und konstituierten sich als „Verein bildender Künstler". Ihnen schloß sich das Ausland an.*) — Um ein Ausstellungsgebäude zu erhalten, wandten sich die „Sezessionisten" zunächst an den Magistrat der löblichen Stadt München: und die hochweisen Perücken erinnerten sich, daß es auch schon in früheren Fällen Gebrauch ihrer Vereinigung gewesen sei, dem Kunstleben der Heimatstadt Schaden zuzufügen, wo sie nur immer konnten, wie z. B. dazumal, als es sich um die Errichtung des Richard-Wagner-Theaters handelte, worüber sich die Münchener Bürgerschaft heute noch die Haare austrauft — und wiesen das Gesuch ab, mit der väterlichen Vermahnung, sich zu vertragen. — Nach diesem mehr komischen Intermezzo war man genötigt, auswärts nach einer geeigneten Ausstellungsgelegenheit zu suchen. Die Verwaltungen der Städte Dresden und Frankfurt a. M., von höherer Intelligenz erleuchtet als diejenigen der Bierstadt München, kamen mit eiligen Angeboten entgegen und man zauderte nicht, mit ihnen in Verhandlungen einzutreten. —

Inzwischen hatte Se. Exzellenz der Herr Kultusminister von Müller der „Genossenschaft" erklärt, daß er ihr den Glaspalast für eine nicht-internationale Ausstellung keinesfalls überlassen würde, und nun nahte er mit kirrenden Weisen den heimatlosen Sezessionisten: d. h. er bot ihnen

*) Neuerdings hat die „Genossenschaft" es auf eine sehr pfiffige Weise versucht, einer sehr großen Anzahl auswärtiger Künstler den Beitritt zum „Verein bild. K." abzuschneiden; sie ernannte dieselben nämlich zu Ehrenmitgliedern und rechnet nun auf ihre persönliche Liebenswürdigkeit.

aus eigenem Antriebe, spontan die Hälfte des Kgl. Glaspalastes an, wenn sie die Unterhandlungen mit Dresden und Frankfurt einstellen wollten.*) Man schenkte seinen Worten Vertrauen, brach mit den beiden Städten ab und begann mit Sr. Exzellenz schwierige Verhandlungen, welche aber, wie Se. Exzellenz versprach, in drei Wochen zu einem Resultat hätte führen müssen. — Aber der Kultusminister zog die Angelegenheit gleichwohl zwei volle Monate hinaus. Unter den Mitgliedern des „Vereins bildender Künstler“ begann es mißtrauisch zu gähren; der Vorstand jedoch beschwichtigte sie mit der Versicherung, daß er sich im Besitze von Briefen befände, welche über die Absichten des Ministers keinen Zweifel verstatteten. — Da plötzlich erschien der berühmte ministerielle Erlaß, und es zeigte sich, daß die „Sezessionisten“ mit ihrem ehrlichen Vertrauen auf den Minister hereingefallen waren. Als nun gar der Minister äußerte, die auf seinen Erlaß erwidernde „Erklärung“ des „Vereins bildender Künstler“ involviere eine „Unterstellung“, da mußte das Entsetzliche geschehen — entsetzlich für den Minister nämlich —: der Vorstand mußte jene Briefe veröffentlichen, um zu zeigen, daß von seiner Seite ein durchaus lauteres Spiel gespielt worden war. —

Doch nicht ohne Humor ist auch diese Tragödie, dafür sorgte schon die „Genossenschaft“. Denn kaum erfuhren die maßgebenden „48“, daß die absolute Münchenerei „höheren Ortes“ nicht gefallen wolle, als sie sich auch schon beeilten, für „Internationalität“ zu schwärmen und sich so zu geberden, als ob sie nie an etwas anderes gedacht hätten. So stehen sie also doch im Gegensatz zu ihrer „kompakten Majorität“ und prinzipiell genau auf dem gleichen Boden, wie die Sezession; nur daß sie es für möglich halten, innerhalb der „Genossenschaft“ etwas Vernünftiges zu erreichen, das allein unterscheidet sie von ihren Apostaten. Aber das Amüsante ist, daß der Herr Minister nunmehr mit der „Genossenschaft“ um das ringen muß, was er bei den Sezessionisten umsonst gehabt hätte. Er hat also offenbar die langwierigen Verhandlungen mit den Sezessionisten lediglich zur Schärfung seiner diplomatischen Fähigkeiten unternommen.

Wir haben hiermit, gestützt auf reine Thatsachen, in den Hauptzügen die Entwickelung dieser nunmehr herannahenden Katastrophe angegeben, unbeirrt um Lug und Trug, Speichelleckerei und Verdächtigungen in den Tagesblättern, die sich bei dem Herrn Minister Lieb-Kind machen wollen. Es ist auch absolut nicht angebracht, die Sezessionisten nunmehr bei

*) Es ist also gelogen, daß die Sezessionisten den halben Glaspalast verlangt hätten. — Diese Lüge entsprang natürlich dem Bedürfnis gewisser Kreise, die „Sezessionisten“ als einen Haufen unbescheidener und arroganter Jünglinge zu mißkreditieren. —

der Anhänglichkeit an ihre alte Kunstheimat und bei ähnlichen Sentimentalitäten anzupacken: so wie man sie in München behandelt hat, läßt sich kein anständiger Mensch, der eine Überzeugung in der Brust und Vertrauen zu sich und seiner Sache hat, traktieren. Und wenn das, was sie jetzt vorhaben und mit vollster Energie betreiben, der Stadt München zu großer Bitternis gereichen wird, so darf sie dafür nicht den Künstlern grollen, welche ihr gutes Recht verteidigen, sondern den weisen Herren, welche das Regiment führen.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die schöne Stille und weihevolle Sammlung der Adventszeit ist längst zum Märchen geworden, auch in unserer guten Kunststadt an der Isar. Eine politische Protestversammlung schlägt die andere, und in den Konzertsälen und Musikhallen ist gerade in diesen Wochen ein Heidenspektakel. Musikalischer Ausverkauf an allen Ecken und Enden, und wenn's sein muß, zu Schleuderpreisen in Gestalt von Freikarten, „auf daß das Haus voll werde".

Wie Heuschreckenschwärme fallen die fahrenden Musikverschleißer herein und erdrücken die einheimischen Künstler.

Seit Jahren haben wir nicht mehr einen solchen Rumor fremder Virtuosen erlebt. Wenige haben Anspruch auf ernsthafte Beachtung zu erheben vermocht.

Zu diesen Wenigen gehören der Portugiese Francesco d'Andrade, der sich in einem „Kaim-Konzert" den hiesigen Kunstfreunden zum ersten Mal vorstellte und nun auch von der Königlichen Hofoper zu einem dreiabendlichen Gastspiel angenommen worden ist, und das amerikanische Gesangswundervögelein Louise Nikita.

Die abenteuerliche Reklame, die allerwärts mit dieser in der That allerliebsten und bedeutenden Sängerin getrieben wurde, hatte in München die Wirkung, daß sich das ernsthafte Publikum zurückhielt und das Nikita-Konzert im Odeon sehr schwach besucht war. Ich gestehe, daß ich noch keine entzückendere, sinnlich bestrickendere Gesangsvirtuosin gehört habe, als diese holdselige Amerikanerin. Trotz der Leere des Hauses war ich im Paradiese und schwamm in Wonne. Dafür war der riesige Saal des Odeons bis auf den letzten Platz besetzt, als der verdienstvolle Oratorienverein eine Aufführung von Papa Haydns „Schöpfung" veranstaltete, wie wir eine solche von gleicher Vollendung seit Jahren nicht mehr zu hören bekommen hatten.

Der Oratorienverein ist reich an guten Kräften und besitzt eine vorzügliche Schulung. Als Solisten wirkten hervorragende Künstler mit, wie Vogl, Siehr, Frau Schöller u. a. Auch die Konzerte der Königl. Akademie, die jetzt im Königl. Hoftheater und nur ausnahmsweise im Odeon abgehalten werden, erfreuen sich

des besten Besuches. Die Programme sind meist bedeutend, die Ausführung tadellos. Das vorletzte Konzert brachte als Neuheit das gewaltige Tongemälde unseres hochbegabten jungen Landsmannes Richard Strauß „Tod und Verklärung". Der versuchte Widerspruch wurde in einem nicht endenwollenden Beifall erstickt. Strauß ist wohl das bedeutendste Talent unter den jüngeren Tonkünstlern. Seine Kraft des Kolorits ist verblüffend. Er berauscht, wie Makart, durch seinen Farbenzauber. Dafür ist ihm der Zauber der Wärme melodischer Erfindung versagt. Seine Themen lassen an sich kalt. Sie gewinnen erst Reiz durch das ungewöhnliche Raffinement ihrer orchestralen Verarbeitung. Und in diesem Punkte ist Strauß wohl der an Mitteln reichste Instrumentalkomponist der Liszt-Wagnerschen Schule, ein Moderner im höchsten Sinne des Worts, ein „Neutöner" von genialer Verwegenheit. Kein Wunder, daß er den Herren Beckmessern und Meistern von der alten Tabulatur ein Greuel ist.

Im letzten Akademie-Konzert vor Neujahr waren die Ehren des Abends ausschließlich zwischen Beethoven (B-dur-Symphonie) und Wagner (Fünf Lieder, Siegfried-Idyll und Parsifal-Vorspiel) geteilt, und keiner wurde zu Gunsten des andern verkürzt. Danken wir Gott, daß es noch etwas so herrliches in der Welt zu hören giebt — in der Welt preußischer Schnarrlaute und roher Exerzierplatz-Kommandorufe, in der Welt der permanenten Panama-Skandale und parteipolitischer Raubritter und Radaubrüder.

Wenn man von dem jungen Porges'schen Chorverein spricht, ist es schwer, nicht ins Rühmen zu kommen, selbst wenn man sich als alter Kritiker auf sein kaltes Blut hinlänglich verlassen kann. Deutschen Sinn und Mut zu zeigen, ist für einen Verein keine Hexerei, wenn er sich auf Darbietung der bewährten Zugstücke gemütlich philisterhafter oder akademisch heilig gesprochener Mittelware von tadelloser Herkunft verlegt. Aber deutschen Sinn und Mut zu zeigen in der beharrlichen Vorführung von Werken, die wegen ihrer tiefen Sonderart und schwierigen Lebendig- und Verständlichmachung als undankbar verrufen oder wegen ihres kühnen Neuerungsgeistes der breiten Masse der Kunstfreunde zuwider sind, das ist heldenhaftes Thun. Und das hat der Porges'sche Chorverein, getreu seiner idealen Deutschnatur, auch in seinem jüngsten Museumskonzert wieder in hervorragender Weise bewährt. Um gleich mit der modernsten Nummer zu beginnen: „Gesang der Schicksalsfrauen", gedichtet und für Frauenchor und Klavier komponiert von Philipp zu Eulenburg (der Dichter-Komponist ist der außerkünstlerischen Welt vornehmlich als persönlicher Freund des Kaisers und diplomatischer Vertreter Preußens am bayerischen Königshofe bekannt): welcher andere Verein wäre imstande, ein Werk von dieser Schwierigkeit und herben nordischen Schönheit zu wählen, um es kraft der vollendetsten und eindringlichsten Wiedergabe bei einem sehr gemischten und dem eigenartigst Modernen in der Musik nicht allzu günstig gesinnten Hörerkreis zu begeisterter Annahme zu bringen? Ein gleich überraschender Erfolg wurde mit des nämlichen Dichterkomponisten beiden Liedern „Der See" und „Ausfahrt" erzielt; das letztere, ein prachtvoll leidenschaftlicher Lenzgruß, von Frau Pauline Schöller herrlich gesungen, mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden. Nächst Eulenburg war es Peter Cornelius, der geniale Dichterkomponist der Opern „Der Barbier von Bagdad" und „Der Cid", der mit drei überaus temperamentvollen Sonetten von Gottfried August Bürger dem Publikum von einer neuen und künstlerisch sehr ungewöhnlichen Seite vorgestellt wurde. Die Musik zu diesen Sonetten ist beim erstmaligen Hören auch für den geübteren modernen Kunstfreund freilich mehr merkwürdig, als herzbezwingend, es war daher zunächst Erfolg genug, daß der vortragende Sänger, Dr. Raoul Walter von der hiesigen Hofoper,

durch warme Anerkennung ausgezeichnet wurde. Dafür machten zwei geistliche Chöre für gemischten Chor und Klavier von Robert Volkmann („Vertrauen auf Gott" von Eduard Mörike und „O wunderbares, tiefes Schweigen" von Eichendorff) einen um so tieferen Eindruck. Die hervorragende musikalische Schulung und die zahlreichen schönen Stimmen des Vereins besiegten alle Schwierigkeiten des Werkes und ließen dessen Reichtum an Gemüts- und Geisteskraft zu wirkungsvollster Entfaltung gelangen. Das war echtdeutsche Naturfrömmigkeit, die hier von den gottbegnadeten Wort- und Tonschöpfern reich und rein in die Herzen der Hörer überströmte. Anfang und Schluß des Konzertes bildeten zwei der edelsten Werke von Franz Liszt: das „Credo" aus der Missa choralis für gemischten Chor und Orgel, und „Chor der Engel" aus dem zweiten Teile des Faust, komponiert zur Jahrhundertfeier des Goethe'schen Geburtstages, 28. August 1849. Man muß die Schöpfungen in der ebenbürtigen Ausführung des Porges'schen Chorvereins gehört haben, um ein richtiges Wertmaß für ihre Schönheit zu haben. Das war moderner und doch urewiger Gottesdienst, heilige Seelenweihe, Niemand vermochte sich der ergreifenden Wirkung zu entziehen; Fromme und Weltkinder waren entzückt und erschüttert in tiefster Seele. Außer den angeführten Werken brachte der Abend noch kleinere Lieder von Schubert, Wagner, Liszt und Alexander Ritter. Der Porges'sche Chorverein erreichte mit diesem Konzert den Höhepunkt des vorweihnachtlichen Musiklebens.

Der vor kurzem begründete akademisch-dramatische Verein brachte am 16. Dezember im Saale des Orpheums vor einem geladenen Zuschauerkreis Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" zur ersten Aufführung. Der gute Erfolg versprach das Beste für die zukünftigen Unternehmungen des Vereins, der dem idealen Sinne unserer akademischen Jugend ein rühmliches Zeugnis ausstellt. Es sind zur Aufführung zunächst nur solche Werke in Aussicht genommen, denen sich, trotz ihres unbestreitbaren künstlerischen Wertes, die öffentlichen Bühnen aus irgend einem nicht künstlerischen Grunde noch verschließen zu müssen glauben. Von den sogenannten freien Bühnen unterscheidet sich dieser akademisch-dramatische Verein vornehmlich dadurch, daß er von der Mitwirkung von Berufsschauspielern absieht und jede Spekulation auf kunstwidrige Reklame ausschließt.

Wie gesagt, der Erfolg war gut. Herr Werkmeister (der allerdings schon einige Monate auf einer wirklichen Schaubühne mitgemimt hat) war sogar ein ganz vortrefflicher Johannes Vockerat. Der bedauernswerte nervöse Tropf, der in seinem Hause herumfährt wie ein Furz in einer Laterne, oder, um ein feineres Bild zu gebrauchen, wie eine Maus unter einer Glasglocke, der man die Luft auspumpt, kann wahrhaftig nicht überzeugender gegeben werden. Auch sein junges Weib, dieses arme Huhn, das ewig von Liebe und Mißverstand gackert, statt mit Flügel und Schnabel ordentlich um sich zu schlagen, wurde von Fräulein Holzbaur prächtig getroffen. Die übrigen Mitwirkenden verdienten die Note genügend — für ein Dilettantenheim.

Ich hatte die Empfindung, daß an dem Stücke Verschiedenes gestrichen sein mußte. Es gab Lücken und Sprünge. Das Unreife und Unbedeutende an manchen Stellen kam bei der Darstellung empfindlicher heraus, als beim Lesen des Buches. Darüber könnten nur sehr geübte Berufsschauspieler, die tief in den Sinn der Dichtung eingedrungen, hinweghelfen.

Ich wurde auch bei diesem Versuch, die „Einsamen Menschen" bühnenmäßig zu verkörpern, aufs neue in meiner Überzeugung bestärkt, daß diese intime Realistik in Behandlung psychologischer Probleme nie und nimmer das ganze, weite, große Feld des Dramas erobern wird, daß sie sich bescheiden muß, ein zwar sehr interessantes,

aber sehr eng umgrenztes Ausschnittchen aus dem Lebens- und Wirkensgebiet der dramatischen Dichtung und Darstellungskunst zu bilden. Es ist garnicht daran zu denken, das moderne Drama mit seinem ungeheuren Reichtum an Stoffen und Mitteln in dieses enge Rinnsal der naturalistischen Stimmungskomödie mit ihrer flimmerigen Kleinmalerei einzubetten, die Berliner Kunstdogmatiker mögen in ihrem Unfehlbarkeitswahne dozieren und dekretieren was sie wollen. Die Spree bleibt die Spree und der Ozean der Ozean.

Francesco d'Andrade ist an unserer Hofoper zweimal als Rigoletto, zweimal als Don Juan und einmal als Barbier von Sevilla aufgetreten — und wer ihn gehört und gesehen hat, der hat den besten Teil des italienischen Musikdramas in seltenster Vollendung erlebt. Dieses Gastspiel des portugiesischen Künstlers war selbst für die Kunststadt München, die so viel großes und seltenes aus eigener Kraft zu bieten vermag, ein Ereignis ersten Ranges. Und lebten wir nicht in dem vermilitarisierten deutschen Reich preußisch-spartanischer Façon, das uns mit seiner Soldatenwirtschaft und Gesetzmacherei ad usum — — — die Seele aus dem Leibe ärgert, so würde ein solches Kunstereignis von den erfreulichsten Nachwirkungen sein.

Aber so bringt's der Tag und nimmt's der Tag, und wir dämmern im grauen Elend weiter.

Denn man hat uns als Kulturvolk um alle Spannkraft und kühne Initiative gebracht durch die grundmiserable Politik. Also reduziert sich auch das glänzendste Kunstereignis auf eine momentane Sensation.

Auch wenn man von Andrade abzieht, was er an Temperament von seiner herrlichen südländischen Heimat mitbekommen und was aus der Spezialität seines Virtuosen-Milieus dazugewachsen und in fortgesetzter Übung zu üppigster Blüte sich entfaltet, so bleibt doch in seiner Leistung noch eine bewundernswerte Fülle von individuellem Geist und Charakter, deren höchste Ausbildung und Geltendmachung sein künstlerisches Eigenverdienst ist.

Ich gestehe, daß ich von der grandiosen Einheit des Doppelwesens Sänger und Schauspieler einfach verblüfft war. Man kommt bei Andrade überhaupt nicht dazu, zu fragen, ist's der Sänger, der so genial schauspielert, oder ist's der Schauspieler, der statt zu sprechen so göttlich singt? Was er dem Ohr und dem Auge zugleich bietet, ist eine absolut geschlossene Erscheinung der vom Dichter und Musiker geschaffenen Figur, die von dem darstellenden Sänger bis ins Kleinste mit eigenartigem Leben erfüllt wird. Der singende Wirklichkeitsmensch in so künstlerischer Vollendung, daß die Täuschung zur Natur, die an sich absurde Konvention der Oper zur reinen Lebendigkeit wird.

Unsere deutsche Bühne hat, mit verschwindenden Annäherungen, keine solchen Künstler, denn sie gedeihen nur in der Ätherluft der unbeschränkten Freiheit. So entzückend wir sie an einem fremden Gaste finden, unsere Künstler, unsere Hof- und Stadttheater-Mitglieder, die werden in der Zwangsjacke der Konvention gezüchtet und müssen in der Zwangsjacke der Konvention ihre Rollen spielen, wie amtierende Bühnenbureaukraten, wenn sie der Gnade unserer sinnigen und sittlichen Kunstphilister nicht verlustig gehen wollen.

In unserem Stechschrittreich des Zopf- und Gamaschentums ist die regelmäßige Kunstübung ein Amt. Darum werden auch unsere hervorragenderen Künstler mit — es ist wunderbar bezeichnend — Professorentiteln behängt! Immer und überall die Schul- und Amtsstubenluft, die uns von staatswegen umweht.

Das einfache Natur- und Menschentum hat bei uns kein Heim, nicht einmal im

Gebiet des Duftigsten und Undefinierbarsten, das der Geist geschaffen, im Gebiet der schönen Künste. In diesem Staats-Milieu kann kein Andrade und auch keine Duse gedeihen. Nur als gastierende Wundertiere werden sie aus der Fremde auf einige Stunden zu uns hereingelassen.

Damit wir den Unterschied merken!

Also aus purer Grausamkeit? —

Wie ein stürmisch belebender Frühlingshauch wehte der Geist des genialen Portugiesen über unsere etwas verstaubte und verschlafene Hofoper, wie eine mächtige Sonne ging sein Künstlertum an unserem steifleinenen Coulissenhorizont auf, mit ihren Feuerstrahlen die Mitwirkenden zu energischem Einsatz all ihrer Kraft entzündend und sie über ihre Alltäglichkeit hinausreißend.

Ein ungeheures Vorbild hat der Gast in den wenigen Rollen geschaffen, die er hier mit so sensationellem Erfolg vorgeführt, ein Muster nicht nur für seine Gesangskollegen, sondern auch für die ganze Regie und Leitung der Oper. Nicht daß man jetzt sklavisch kopiere, ist die Forderung zu stellen, sondern daß man mit Mut und Thatkraft unsern gesamten musikdramatischen Kunstbetrieb reformiere und durch eigenen Geist neu befruchte.

Es wäre Unrecht, nicht mit voller Freude anzuerkennen, daß während des Andradeschen Gastspiels die Mitwirkenden ihr Bestes zu geben versucht haben. Gesanglich standen alle Leistungen auf einer seltenen Höhe, so daß die Namen sämtlicher Mitwirkenden mit Auszeichnung genannt zu werden verdienen. Aber schauspielkünstlerisch war der Abstand unverkennbar groß. Da haben unsere Darsteller noch viel zu thun, um nach dem Vorbilde des Gastes ihre Aufgabe aus dem Vollen und Ganzen zu erfassen und mit dem Aufgebot all der Mittel zu lösen, über welche ein moderner Künstler, der diesen Rang mit Berechtigung einnehmen will, einfach verfügen können muß. Viel Trägheit und Schlendrian gilt's da zu überwinden, viel Energie und gewissenhafte Anstrengung und mühevolle Fortbildung gilt's da aufzuwenden.

Nicht zuletzt dürften auch unsere Schauspieler aus dem Andradeschen Gastspiel neue und strengere Maßstäbe für das gefunden haben, was die moderne Kunst an Charakterisierungsvermögen von einem Menschendarsteller fordert. Die Schauspielkunst strikte als Schauspielkunst zu pflegen und persönliche Liebhabereien und eitle Ansprüche einzelner Mitglieder des Personals abzuweisen, ist die allererste Forderung, wenn ein Kunstinstitut auf der Höhe bleiben und nicht zur Befriedigungs- und Versorgungsanstalt für persönliche Streberei herabsinken soll.

Zweite Forderung: Man hat sich gegenwärtig zu halten, daß die Zeit der akademischen Schönspielerei endgültig vorüber ist. Wenn z. B. Herr Possart den polizeiwidrig häßlichen und boshaften Kerl „Wurm" in Kabale und Liebe wie einen gewandten Höfling agieren und wie einen vollendeten Diplomaten in Botschafterstellung sprechen und lächeln läßt, so ist das zwar sehr originell, aber in jedem Betracht grundfalsch. Oder wenn er den Oktavio im Wallenstein mit der Würde und Salbung eines evangelischen Konsistorialpräsidenten mimt —! Das Pochen auf „Stil" ist so gut ein Erweis mangelnden Verständnisses und unzulänglichen Talentes, wie das unkünstlerische Hinarbeiten auf das „Gefällige", dem großen Haufen „Effektvolle". Wahrheit — das ist der einzige Effekt, den die echte Kunst kennt.

Aber wie wird in unserer Schauspielerei noch gemodelt, retouchiert, gefälscht an allen Ecken, Deklamationsunfug und sonstige gröbliche Kunstverletzung verübt, in der gottverlassenen Einbildung, damit etwas recht Bewundernswertes fertig gebracht zu haben!

Aus dem Geist der Dichtung und der Natur herausspielen, das allein bringt

dem Wesen der Schauspielkunst, die im radikalen Realismus gipfelt, näher. Nur muß man über den „radikalen Realismus“ nicht die ästhetischen Dogmatiker und Kunstschulmeister, sondern die größte und kompetenteste Lehrerin befragen — die Natur selbst. Deren Absichten zu verstehen, dazu gehört freilich wieder echtes, starkes Talent von gesundem, jugendfrischem Entwicklungstrieb.

Über die Darstellung der neuen Stücke von Karl Bleibtreu und Ibsen werden wir im nächsten Hefte berichten.

* * *

Ein wenig Statistik, denn Zahlen sind doch immer die ehrlichsten Zeugen!

Nach Ausweis des neuesten Münchener Hoftheater-Almanachs, herausgegeben von dem Inspizienten Anton Hagen, wurde im Jahre 1892 im königlichen Residenztheater an 159 Abenden gespielt. Durchschnittlich der vierte Abend gehörte immer einem Franzosen!

Von sämtlichen im Residenztheater gegebenen in- und ausländischen Autoren erhielt Sardou die höchste Zahl von Vorstellungen: 18! Eins seiner dümmsten und unwahrsten Stücke, das er seiner Zeit nur aus persönlichem und politischem Haß gegen Gambetta geschrieben, wurde allein in diesem Jahre 10 Mal den Münchener Residenztheaterbesuchern vorgeführt.

Wenn das nicht verflachend auf die Schauspieler und auf die Zuschauer wirken muß, dann ist es überhaupt gleichgültig, ob man Schauspielerei und Theaterbesuch überhaupt noch unter der Rubrik Kunst behandelt oder hinter einen beliebigen Marktbericht stellt. Bedenkt man noch, daß in diesen französischen Stücken die Hauptrollen immer von den nämlichen Leuten gespielt worden, so kann man sich von dem Schablonismus und Routinismus dieser Spielerei einen Begriff machen.

Nach Sardou waren Voß mit 16 und Benedix und Wolzogen (Kinder der Exzellenz) mit je 12 Abenden die meistgespielten Autoren. Voß giebt doch noch einigermaßen modern erhöhte Probleme, die sich nicht immer aus dem Handgelenke spielen lassen, aber der gute alte Benedix? Den könnte man doch in der Hauptsache den Liebhabertheatern überlassen; die Benedix'sche Kunsttradition lebendig zu erhalten, dazu brauchte sich ein königliches Kunstinstitut wahrlich nicht in Unkosten zu stürzen, und königliche Hofschauspieler könnten sich stärkere Proben ihrer Leistungsfähigkeit aussuchen!

Wie sehr in dem abgelaufenen Jahr dem königlichen Residenztheater der Zug ins Frische, Neue, Starke fehlte, beweist die Thatsache, daß ein Autor von dem Range und Reiz Ibsens mit ganzen 3 Vorstellungen abgefunden wurde. Und gerade München besitzt zwei bis drei eminent begabte Ibsenspieler, die jedem Schauspielerensemble der Welt zur höchsten Zierde gereichten — aber hier sind sie nahezu beschäftigungslos und können sich in der Kunst des Spazierengehens üben, während ihre Kollegen Sardou und Benedix mimen!

Noch schlechter als Ibsen ist Goethe weggekommen: er mußte sich im ganzen Jahre 1892 im königlichen Residenztheater mit einem einzigen Abend begnügen! Mehr vermochte man dem ersten Dichter deutscher Nation nicht zu opfern. Dafür konnte man Blumenthal 8, Fulda 6 und Moser 5 Abende spendieren!

Das läßt sich die Kunststadt München bieten, also bietet man ihr's. Die Geschichte ist bis zur Lächerlichkeit einfach. Und so bequem! Ideale? Wir husten auf die sogenannten Ideale! Es lebe die Komödie! Hoch Sardou!

* * *

Gehen wir am Theater vorüber in den Kunstverein!

Das ist ein Privatinstitut und muß mit privaten Mitteln wirtschaften. Defizite sind ausgeschlossen.

Um sich auf der Höhe zu erhalten und sich immer reichere Mittel zum Ankauf hervorragender Kunstwerke zu verschaffen (durchschnittlich 80- bis 100 000 Mk. im Jahre), muß die Verwaltung mit unermüdlichem Eifer und feinem künstlerischem Spürsinn stets das Originellste, Kühnste und Neueste für ihre Wochenausstellungen aufzutreiben suchen. Und sie treibt es auf. Denn das Interessante, Neue, Packende ist immer da — unerschöpflich ist der kunstzeugende Geist der Menschheit! — man muß es nur zu suchen und zu finden wissen.

Der Kunstverein München hat in den letzten Jahren, seit er sich mehr und mehr der Moderne zuwandte, ohne die bewährten älteren Meister zu vernachlässigen, einen großartigen Aufschwung genommen. Wir haben oft Wochenausstellungen, die an Bedeutung und Schönheit nicht ihresgleichen haben und sich direkt mit dem Maßstabe unserer internationalen Jahresausstellungen messen lassen, denen sie nur an Umfang nachstehen, nicht an Wert.

Von einer solchen denkwürdigen Wochenausstellung will ich ein paar Worte sagen: sie war ein Entzücken für jedes farbenfrohe Auge, denn die Woche gehörte dem sogenannten Impressionismus und der Freilichtmalerei in ihrer edelsten Gestalt.

Es waren vier Namen: Hölzel, Hörmann, v. Heyden und Ankarkrona (der letztere ein erst zweiundzwanzigjähriger Schwede, der in München sein Atelier aufgeschlagen), die in erster Linie standen, und ein Dutzend anderer, sich nicht unwürdig daran schließend, wie Meyer-Basel, H. v. Poschinger, F. Roubaud, Stäbli u. a. Aber Ton und Charakter gaben die vier Erstgenannten — und wie gaben sie ihn!

Hubert v. Heyden brachte in 14 Nummern eine Summe von koloristischem Talent, schärfster Naturbeobachtung und meisterhafter Technik, die geradezu verblüffte. Sein Hauptbild zeigte eine Gruppe von Schweinen in Hochsommerluft, wie sie sich zwischen Wald und See ihres freien Daseins freuten, mit einer Bravour gemalt, die, zwar an Max Liebermann erinnernd, den Berliner Meister an Energie und Frische übertrumpfte. Dieses sonnige, wonnige Naturstück ist eins der herrlichsten Bilder, die die Moderne, bis an die Grenze ihres Könnens vordringend, bis jetzt gemalt.

Ihm am nächsten steht Hölzel in kraftvoll pastoser Handhabung der Farben. Seine zehn Studien und Bilder enthielten Perlen landschaftlicher Malerei, und Sonnenbrand und starrender Schnee, öde Landstraßen in Glut und Felder im Duft zeigten die gleiche Vollendung in moderner Kunstübung.

Hörmann mit seinen 25 Bildern nimmt durch die sozusagen ästhetischere Wahl seiner Sujets und die feinere Durchführung eine vermittelnde Stellung ein. Er wirkte daher auch weniger durch den gewaltigen Zug, als vielmehr durch die gemütvoll-lyrische Stimmung. Garten und Landschaft blühen im sanften Licht und enthalten eine Menge liebevoll und geistreich durchgebildeter Einzelheiten, die das Auge freudig der Reihe nach mustert.

Ankarkrona aber ist der Plastiker in Farben. Sein Farbensinn lebt sich groß und frei aus, von keiner Tradition bedrückt, und er gestaltet wie einer, der mit virtuoser Nachbildungskunst die Welt zum erstenmal sieht, neu und individuell, ohne den Blick je auf die Wand eines Museums zu richten oder nach Vorbildern zu schielen. Und so ist er kraft einer phänomenalen Begabung in frischester, naivster Jugend ein eigener Meister geworden. Lichttrunken, sonnenhaft ist sein Auge wie selten eins, intensivstes Feuer der Farbe vermählt sich mit plastischer, fast stereoskopischer Körperlichkeit, ohne

an flutender Luft zu verlieren. Ein Bildnis ist von ihm da, Kniestück eines jungen Mannes mit goldblondem Haar, unübertrefflich an Lebendigkeit, man glaubt seine pochenden Pulse zu fühlen. Fast ein ganzer Saal ist mit seinen Werken behängt, eins erstaunlicher, als das andere.

* * *

Und vom Glanz des Schaffens die Kehrseite? Das Malerelend selbst in Isarathen. Im Jahre 1892 wurden im Gerichtsbezirk München auf dem Wege der Zwangsvollstreckung über 5000 Ölgemälde — abgesehen von Skizzen, Stichen, Werken der Plastik, Stoffen, Kostümen und ganzen Atelier-Einrichtungen — öffentlich zur Versteigerung gebracht. Neunzehntel dieser Zwangsentäußerungen gingen aus erster Hand, d. h. sie betrafen die Künstler selbst. Das ist die niederschmetternde Thatsache: die Existenz der modernen Künstler hängt in der Luft und endet, wenn's gut geht, bei dem Gerichtsvollzieher.

Die Kaufkraft und Kauflust schwindet von Jahr zu Jahr mehr aus dem Volke. Denn die kapitalistische Produktionsweise des militärischen Klassenstaates zerreibt den wohlhabenden Mittelstand. Einige Wenige steigen auf, die Mehrzahl sinkt hinab ins Proletariat. Für das verarmte Volk giebt's natürlich keine Kunst.

Und die oberen Tausende, denen nach und nach alles Kapital und aller Besitz zufliegt, sind gleichfalls unvermögend und unaufgelegt, allein den Konsumenten zu machen.

Bleiben die freien Institute, die Kunstvereine, die Museen des Staates. Die Kunstvereine leisten, was in ihren Kräften steht. Und der Staat? Er kauft hauptsächlich von den an der Kunstbörse schon zu Reichtum und Ruhm gelangten Künstlern, von der bevorzugten Clique, und läßt die armen Teufel laufen, auch wenn sie noch so Schönes leisten.

So zeigt sich die kopflose und ungerechte Wirtschaft auch im Kunstleben. Die ganze Gesellschaft ist in der Entartung und Auflösung. — —



Wiener Theater.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

Ein großes Ausstattungsstück in der splendiden Ausstattung unserer Hofbühne, eine große Sprechoper, gesprochen von den großen Burgtheatersprechern — das „zieht". Und „Der Meister von Palmyra" von Adolph Wilbrandt ist jetzt „Zugstück" Übrigens ist ja der diesmalige Bauernfänger auf der Bühne auch ehemaliger Burgtheaterdirektor. Man applaudierte dem Dichter, der keiner ist, dem Direktor, der keiner war. Zugleich war aber der Applaus auch Protestkundgebung, eine doppelte: gegen „jene neue Richtung" und gegen die „gegenwärtige Direktion", wie der Heilige der „N. Fr. Presse" so lieb und taktvoll den Direktor Burkhardt zu titulieren pflegt. Mir hat an diesem Abend ein gewaltiges Drama sehr gefallen, nämlich „Kaiser und Galiläer". Das Buch, das da unten durch Schauspieler, die in bunte Lappen gehüllt waren, gerade vorgelesen wurde, weckte in mir immer wieder Erinnerungen an jene kolossale Schöpfung des nordischen Dichterriesen, an das grandiose historische Drama, dem unsere Bühnen leider verschlossen bleiben. Sehr schön waren auch der Orgelchoral, Kirchengesang, die Musik in den Lüften, das Lied vom toten Adonis, Leierspiel, Mondschein, Sonnenuntergang, Feuerzeigen am Himmel u. m. a., das nicht von Wilbrandt ist. In der That, ein echter, stimmungsvoller Poet ist doch — der Scenenmeister. Wenn nur nicht immer dabei gesprochen worden wäre.

Sonnenthal gab den Apelles. Das hat doch Wilbrandt geschickt angestellt. Ich glaube, daß die Begeisterung lange nicht so groß gewesen wäre, wenn er nicht an jedem Aktschlusse einen sehr effektvollen „Abgang" des Herrn Sonnenthal eingerichtet hätte. Sonnenthal ließ da — er gab in dieser Rolle so eine Art Mischung von Hüttenbesitzer, Risler, Uriel Acosta, Lear rc. — all seine kleinen Künste spielen, er wußte meisterlich zu „rühren" und „hinzureißen", je nach Bedarf, daß das gute Publikum kapitulieren mußte und die Nässe, die der wackere Komödiant in aller Augen zu rauben verstanden, mit tosendem Applaus — dem Herrn Wilbrandt bezahlte.

Meisterhaft war unsere liebe, entzückende Hohenfels in der Riesen-Aufgabe Zoe-Phoebe-Persida-Nymphas-Zenobia. Eine Schauspielerin, die nur auf eine „sentimentale" oder auf eine „naive Liebhaberin" gedrillt ist, macht ihr das nicht nach.

Alle überragte Robert als Pausanias (Tod), machtvoll, von imponierender Hoheit in Gestalt und Rede. Herr Hartmann (Longinus in vier Altern) sollte von seiner Frau Natürlichkeit lernen. Er charakterisiert durch — den Bart. Und das gleichmäßige Händeschlenkern und das süßliche, monotone Meckern und Piepsen thut's auch nicht. So etwas verfängt heutzutage höchstens noch bei der Tageskritik, die gern den Theaterzettel ganz abschreibt, und bei den Leuten, die von allem, was zum Burgtheater gehört, enflammiert sind, und bei denen die Begeisterung immer so zum Ausdrucke gelangt, daß sie der Schauspielerin die Pferde vor ihrem Wagen ausspannen oder den Cigarrenstumpf als kostbare Reliquie aufbewahren, den der Schauspieler auf der Straße fallen läßt. Prächtig waren Thimig, Gabillon, Frau Schönfeld. Das Stück stellt große Aufgaben an die Darsteller. Während sie nämlich sonst eine Puppe, müssen einige in diesem Drama drei oder vier oder noch mehr Puppen beleben. Die Heldin wird immer eine andere. Sonst kommen nur Altersmetamorphosen vor.

Das „Ideendrama" langweilte uns von 7 bis ½12 Uhr. Zu bemerken ist, daß Papst Ludwig nicht entrüstet und vor Schluß den Saal verließ wie bei den Stücken der hochnotpeinlichen Modernen, daß er vielmehr vollends berauscht vor Begeisterung war. Am andern Tage aber sann er nach, wie man „dem jetzigen Direktor", trotzdem er diesmal doch wirklich nichts verbrochen hatte, einen tüchtigen feuilletonistischen Klaps versetzen könnte. Und er fand's!

Dann wurde irgendwo ein vaterländischer Dichter ausgegraben. Ich will deutlicher sein. Dieser vaterländische Dichter nennt sich Franz Keim und ist Gymnasialprofessor in St. Pölten. Er kam im Burgtheater mit einem Volksschauspiel „Die Spinnerin am Kreuz" zu Wort, bitte, als vaterländischer Dichter, nicht als vaterländischer Dichter. Dr. Burkhardt bekam entweder eine gewiß sehr löbliche Anwandlung von Patriotismus, oder er stand wieder einmal unter dem Zwange einer sehr unlöblichen Clique, oder er hat das Stück nicht angenommen, sondern ein früherer Direktor. Fürwahr, schwer wird es mir diesmal, Herrn Direktor Burkhardt zu verteidigen. Nie hat sich das Burgtheater tiefer erniedrigt. Ja, diesmal durften die schmökernden Mummelgreise und erbgesessenen Traditionsfexe ihren „Geist des alten Burgtheaters" anrufen.

Das schauderbare Machwerk des „vaterländischen Dichters" — schon nach der ersten Scene hat er die Gänsefüßchen bekommen — ist wie ein dramatisierter Kolportageroman verderblichster Sorte, gerade geeignet, die leicht erregbare Phantasie von Dienstboten, Lotterieschwestern und Hausbesorgern ganz ergiebig zu reizen. Dem „Extrablatt", das ja gerne einem Publikum von Fiakerkutschern marktschreierische Illustrationen derartiger Moritaten bringt, war das „Drama" viel zu brutal. Keim trägt sich mit der Idee, sein Werk in einen Roman umzuarbeiten, der, betitelt „Die Spinnerin am Kreuz" oder „Der brave Kesselflicker" oder „Ehrlich währt am längsten", vor alle Wohnungsthüren gelegt werden soll.

Und dieser für die gemeinsten Volksinstinkte berechnete Schmarren, Volksstück im schlimmsten Sinne des Wortes, wird uns auf der „ersten deutschen Bühne" aufgetischt.

Die Darsteller setzten sich mit vollen Kräften für das Stück ein. Unübertrefflich war Ferdinand Bonn, der aus einem „schlechten Kerl", einem sogenannten „Intriguanten", wie er eine Spezialität des Schablonentheaters ist, mit der Meisterschaft des feinen Psychologen einen wirklichen Menschen zu machen verstand. Frau Schratt bot in der Hauptrolle eine ganz vortreffliche Leistung. Das Talent dieser Darstellerin wird im Burgtheater systematisch zugrunde gerichtet. Es schreit förmlich nach der Volksbühne. Kernige Typen boten Fräulein Waldeck und Herr Moser. Herr Reimers, der mit seinem Valentin ganz auf der Höhe des Stückes stand, ergötzte durch sein plattdeutsches Wienerisch. Das sollte man doch einem Wiener Publikum nicht bieten.

„Die Spinnerin am Kreuz" verschwand sehr bald. Franz Keim soll einmal vor vielen Jahren, in seiner „Sulamith" Schönes geleistet haben. Ja, die Greise sind wie die Kinder.

Er kathedert in St. Pölten als „vaterländischer Dichter" weiter. Fast die gesamte Kritik sprach über ihn das Verdammungsurteil, und es wäre noch schärfer ausgefallen, wenn die erste Vorstellung (im Carltheater) nicht zu Gunsten des Wiener Journalistenverbandes gegeben worden wäre. Nur die „Deutsche Zeitung" lobte über den grünen Klee. Und diese brachte auch bald darauf die haarsträubende Notiz, die zu interessant ist, um unsern Lesern vorenthalten zu werden:

P. K. Rosegger an Franz Keim. Franz Keim, der erfolggekrönte Dichter der „Spinnerin am Kreuz", stellt uns in liebenswürdigster Weise nachstehendes Schreiben

zur Verfügung, welches P. K. Rosegger an ihn gerichtet hat. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Freund! Nachdem meine Frau mir von der Erstaufführung Deines Stückes „Die Spinnerin am Kreuz“ so viel Hocherfreuliches erzählt hatte, raffte ich mich von meinem Krankenlager empor, um heute der zweiten Aufführung beizuwohnen. Ich sage Dir, Freund, das ist ein Drama! Aus der älteren Schule ein Meisterwerk, mit dem Du heute einzig dastehst. Wie hoch steht dieses Stück über all den Ibsens und Sudermanns, und wie sie heißen mögen; wie klar und scharf ist das Bild, gleich einem alten Musterkupferstich; wie erschütternd und reinigend wirkt es! Und dieser dritte Akt! Die deutsche Bühne wird wenige Scenen haben, die mit diesem hochdramatischen, grausig dämonischen dritten Akte vergleichbar sind. Was ließe sich da sagen! Wenn wir nur beisammen wären, daß wir so recht nach Herzenslust darüber sprechen könnten. Das Schreiben thut's nicht. Es ist jammerschade, daß Du nicht kommen konntest. Die zwei ersten Aufführungen haben bei sehr gut besuchtem Hause stattgefunden. Das Publikum war gefangen von der Kraft des Dramas und spendete brausenden, ehrlichen (nicht künstlich erzeugten) Beifall! Der einzige Tadel, den ich irgendwo aussprechen hörte, ist der: „Zu ernst, zu düster ist das Stück.“ Und das ist kein Tadel, sonst müßte an diesem Tadel Shakespeare längst zugrunde gegangen sein. Nach meinem Dafürhalten müßte „Die Spinnerin am Kreuz“ nicht bloß im Burgtheater auf dem Repertoire bleiben, wo man von dem Neueren nicht viel Besseres hat, sondern auch auf alle deutschen Bühnen Österreichs und die Deutschlands übergehen. Wenn das nicht auf die Bühne gehört und wenn das nicht dramatisch ist, dann weiß ich nicht, was man unter „dramatisch“ versteht. Nun, der Mensch denkt und der Rezensent lenkt! Unsere Schauspieler haben sich für Dein Stück begeistert und leisten darin ihr Bestes. Und nun, lieber Freund, laß Dich in Dankbarkeit und Verehrung küssen von Deinem P. K. Rosegger.“

Ich schätze Rosegger, aber, daß er eine derartige humoristische Begabung besitzt, hätte ich nie geahnt. Oder sollten diese Worte, die jedes einzelne wie lustige Parodie, köstliche Ironie klingen, ernst gemeint sein? Dann, ja dann hat sich Herr Rosegger durch diese Kritik mehr geschadet, wie Herr Keim uns durch seine „Spinnerin“, dann ist dieser Brief eben ein Kabinettstück prächtigster unfreiwilliger Komik.

Mögen die armen St. Pöltener Gymnasiasten den Durchfall ihres Lehrers nicht büßen müssen. Amen! Selah!

In einer Reprise der Hebbel'schen „Nibelungen“ (I. und II. Teil) ragte Gabillon mit seinem gigantischen Hagen hervor. Ganz wacker war Krastl als Siegfried, zuweilen meisterhaft, nur sollte man ihm Rollen geben, wo er nicht sterben muß. Das ist immer ein zuwideres Gesinge und Gestöhne.

Fräulein Pospischil war als Brunhild ganz am Platze. Sie besitzt zwar nicht die dämonische Kraft der Wolter, deklamiert aber nicht.

Das schöne Fräulein Hauby mordete als Kriemhild alle Poesie. Fräulein Metzl, eine ganz junge Schauspielerin, fiel als Giselher angenehm auf. Trefflich waren Frau Hartmann (Ute), Baumlister (Volkert), Römpler (Rumolt), weil sie sehr natürlich waren und den Vers nicht stilvoll behandelten.

Die Wiederaufführung des Faust (I. Teil) gestaltete sich zu einem Ereignis ersten Ranges. Das war eine wirkliche Großthat des Burgtheaters. Die großartige Inscenierung war ein neuerlicher Beweis für die Thatkraft und das treffsichere, feinfühlige Kunstverständnis der Direktion.

Alles klappte. Die Dekorationen waren eine Augenweide. Die Darstellung war

fast durchwegs bedeutend. Lewinskys Mephistopheles ist eine unübertreffliche, kolossale Leistung, die nur dort ein wenig beeinträchtigt wurde, wo er ins Rhetorische verfiel. Sonnenthals Faust war leider etwas farblos, matt, blaß, sonst aber auch ganz bedeutend. Thimigs Schüler eine herrliche, sonnige, natürliche Gestalt. Ja, das ist ein Naturatist, ein echter Menschendarsteller. Die Schülerscene (zwischen Lewinsky und Thimig) wirkte wie eine Offenbarung.

Vortrefflich waren auch Frau Hartmann (Marthe), Schöne (Wagner), Römpler (Siebel), von Zeska (Brander).

Fräulein Reinhold gab das Gretchen. Vieles ist ihr geglückt, aber, was Goethe will, kann dieses schwarze Gretchen noch lange nicht leisten.

Hölzern und ganz ungenügend war Herr Reimers als Valentin. Unangenehm wirkten Herr Winds (Stimme des Herrn), Gabillon (Stimme des Erdgeistes), Frau Wolter (Stimme des bösen Geistes). Der böse Geist muß gar nicht sichtbar sein und, wenn er es schon ist, darf er nicht mit so volltönendem Pathos tragieren, wie es Frau Wolter gethan hat. Muß man denn immer die „Gestalt“ und das „schöne Organ“ zeigen? Merkwürdig, warum sie sich gerade um die paar Worte so gerissen hat. Sie war auf vier Wochen krank gemeldet; als sie aber vernahm, eine andere Schauspielerin werde den „Bösen Geist“ sprechen, flugs war sie gesund, frisch und munter auf der Bühne.

Hinter den Coulissen der Hofbühne soll es überhaupt skandalös zugehen. Frau Wolter regiert; sie kommandiert den Direktor, den sie ganz „untergekriegt“ hat, die Regisseure, alle Schauspieler, das technische Personal. Als sie vor zwei Jahren einiger Rollen, die eine junge Darstellerin erfordern, enthoben wurde, streikte sie und drohte mit dem Austritt. Das war die berühmte „Wolterkrise“, die unbegreiflicherweise alle Welt in Atem hielt. Nun, warum hat man damals die Schauspielerin, die solche Ansprüche stellt und sich oft so vorschriftswidrig aufführt, nicht in Gottes Namen ziehen lassen? Alle Hochachtung vor den einstigen großen Verdiensten der Dame, aber dem Burgtheater und — der deutschen Kunst wäre geholfen gewesen.

Ad Faust: Diesmal wurden natürlich nicht die Perücken geschüttelt, und es kamen doch soviel — moderne Sachen vor. Viel war allerdings auch kastriert, merkwürdigerweise war aber die Stelle: „Besonders aber lernt die Weiber führen — — — —,“ die der geh. Kommerzienrat S. von Cohn in den „Beiden Schwestern“ Dehmels solche Üblichkeiten bereitet, hoftheater- und comtessenfähig. Nun ja, so was darf sich eben nur dann ein Moderner erlauben, wenn er zufällig Goethe heißt.

Im „Deutschen Volkstheater“ gab es manche Misère. Das Sujet der „Orientreise“, eines Schwankfabrikates aus der Firma Blumenthal & Kadelburg ist ganz gut, weil aktuell, die Ausführung kläglich. Ein paar mehr minder gute, mehr minder gestohlene Witze — das ist das Ganze. Keine Spur von gesunder Situationskomik. Der richtige schmökernde Berliner „Lustspielhumor“! Alles ist da um der paar Witze willen. Wie dumm muß eine Figur werden, damit ihr ein Witz, der ihr eigentlich nicht „paßt“, aufgebürdet werden kann. Jede Figur (natürlich nur Figur) lebt von 3 bis 4, ein ganz überflüssiges Liebespaar gar nur von 1 bis 2 Witzen. Diese Art von „Kunstwerken“ gehört nicht in ein Theater, das den Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden. Noch weniger aber gehört eine „Musotte“ eines Jaques Normand hinein: „Jak, der Aufschlitzer“, der die Maupassant'sche Poesie gemordet hat. Wilhelm Arent hat hier bereits über das Werk nach der Berliner Aufführung gesprochen. (Augustheft 1892.) Unsere Kritiker haben natürlich ihrem Publikum erzählt, das Stück sei — naturatistisch. Diese „Musotte“ hat dem armen, unschuldigen Na-

turalismus wieder sehr geschadet. Warum hat die Kritik nicht behauptet, die „Spinnerin am Kreuz“ sei naturalistisch?

„Auf der Höhe“, Schauspiel von Ludwig Ganghofer, ist ein sehr schwaches, trostloses Theaterstück. Ganghofer sollte nicht glauben, daß im Drama sein Heil liege. Er kann viel mehr leisten als dieses fatale „Auf der Höhe“.

In der Hofoper wurde als Novität „Signor formica“ von Schütt gegeben, konnte sich aber nicht halten.

Im Carltheater ist sehr viel vorgegangen; es hat sich in den Vordergrund des Interesses zu rücken gewußt. Erst die alte Sarah Bernhardt mit ihrer in stilvolle Roben gehüllten Leidenschaft; dann gleich darauf die göttliche Eleonora Duse, über die schon soviel Entzücken geschwefelt wurde, daß es müßig wäre, da noch ein Wort zu sagen. Ich bewunderte diese herrliche Frau in Ibsens „Nora“, in Vergas „Cavalleria“, im Lustspiel „Scrollina“.

Sie ist hinausgegangen in die Natur und hat sie begriffen; sie versteht den Schmerz und versteht die Freude, aber eine Freude, hinter der immer der Schmerz lauert. Sie hat kein „klassisches Profil“ und kein schönes, klangvolles Organ und steht doch hoch, hoch über all den in Jamben unkenden Berufstragödinnen diesseits und jenseits des Rheins. Flavio Andò teilte sich mit ihr in die Lorbeeren der naturalistischen Meisterschaft. Die italienischen Veristen haben eine Erneuerung der stockenden Menschendarstellungskunst angebahnt.

Auf die musikalisch, noch mehr textlich schwache Operette „Lachende Erben“ folgte ein Schwank aus dem Ungarischen des Arpad Gabanyi „Die beiden Schwiegerväter“, ein wirklich sehr belustigendes, sehr geschickt gemachtes Stück, das hoch über all den Blumenthals und Schönthans steht, weil es nicht geschmacklose Kalauer, sondern echten Situationswitz bietet. Freilich sind die Personen dieses Schwanks ebensolche Drahtpuppen wie die bei Blumenthal, aber der Autor ist ein geschickterer Macher. Publikum und Kritik waren nicht meiner Ansicht. Aber ich sage eben meine Ansicht gradaus und unerschrocken. Gehoben wurde der Schwank durch eine treffliche Darstellung der Männerrollen.

Mit größerer Gemeinheit wurde selten ein Dichter behandelt, als Conrad Alberti, der Autor des „Gattenrecht“, von Publikum und Kritik. Jenes lachte ihn einfach aus, diese behandelte ihn wie einen Schulbuben und traktierte ihn mit Worten wie Schweinigl, Kotpoet ꝛc. ꝛc. Es war derselbe Skandal wie seinerzeit in Berlin bei „Vor Sonnenaufgang“, da die naiven Leute Hauptmann für einen ganz verworfenen Menschen hielten.

Ich will hier nicht den Riesen Hauptmann und den Zwerg Alberti einander gegenüberstellen. Aber „Ein Vorurteil“ (von der Censur in „Gattenrecht“ umgetauft) ist ein ernstes Tendenzdrama eines strebsamen, talentvollen Dichters, der auf anderem Gebiete wirklich Bedeutendes geschaffen hat. Und der hätte eine andere Behandlung verdient. Das Drama enthält gewiß viel Verschrobenes, viel Lächerliches, viel Unnatur in der Darstellung, aber ein beachtenswertes Talent schaut doch immer wieder durch, das mehr leisten kann. Und vor allem: ein geistreicher Autor hat es geschrieben, ein feiner Satiriker, ein guter Beobachter. Die Technik ist allerdings noch sehr unbeholfen, seine Personen leben nicht, sind keine Vollmenschen, bis auf den Otto Teniers, und der ist der Raisonneur des Dramas. Wenn der nicht wäre, hielte ich vom Drama nicht viel mehr als von den fadenscheinigen Theaterstücken des oberflächlichen Thesenrealismus der Franzosen. Gespielt wurde er ganz wunderbar von Herrn Gimnig. Das ist ein gewaltiger Künstler, ein Hauptnaturalist, wie ich ihn selten

gesehen habe. Seine Darstellung – er würde ein trefflicher Braun in den „Einsamen Menschen" sein — stelle ich dem Besten, Natürlichsten an die Seite, was ich auf der deutschen Bühne von Baumeister, der Hartmann, der Hohenfels, von Thimig, Römpler etc. gesehen habe. Die übrige Darstellung trug viel zum Mißerfolge bei.

Die Operette „Edelweiß" von Komzak, Text von Franz Josef Brakl, enthält reizende Melodieen in Fülle. Es ist aber keine Musik, es sind nur einzelne Melodieen. Und die werden von kostümierten Schauspielern vorgetragen. Von einem Text ist keine Spur; und was da ist, ist sehr unsinnig. „Witze", die so dumm sind, daß man sich scheut, sie im gewöhnlichen Leben zu sagen, bringt der Librettist. Schade um die herrlichen Weisen Komzaks und um die treffliche Interpretierung! Das Libretto ist — und das will viel sagen — noch thörichter als das der im Theater an der Wien durchgefallenen Operette „Der Bajazzo", dessen Verfertiger mir gerade nicht einfallen.

Im Theater in der Josefstadt werden flott blödsinnige Possen zu Gehör gebracht. Das nennt man Unterhaltung!

Gern erwähne ich noch ein kleines Musentempelchen, von dem man ein löbliches Streben berichten kann: das Rudolfsheimer Theater. Das Repertoir dieses Theaterchens ist sehr abwechslungsreich und pflegt alle Arten des Dramas. Die Leistungen aber sind für die Ansprüche, die man stellen darf, mehr als befriedigend.

Schließlich noch eine Trauernachricht. Die Symbolisten planen für den Januar oder Februar ein Attentat. Das wird wieder ein Nervenkitzel werden! An der vorjährigen Blamage haben die Herren nicht genug. Bin schon furchtbar neugierig auf die „Conference", die Herr Bahr über — den Maler Ferry Beraton halten dürfte. Bahr hat also den Symbolismus doch noch nicht überwunden!



Kritik.

Romane und Novellen.

Wie der Christbaum entstand. Ein Märchen von Friedrich Gerstäcker. Dritte, veränderte Auflage. Mit sechs Illustrationen in Farbendruck nach Zeichnungen von Hans Costenoble. Jena, Hermann Costenoble. (Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.)

Das Buch gehört zum Besten in der Jugendlitteratur. Die Darstellung ist schlicht, anspruchslos, natürlich. Man gebe dem Kinde, das sich an phantastischen, marktschreierischen Machwerken, die vielleicht „spannender" sind, aber durch und durch verbildend und entsittlichend wirken, krank gelesen hat, so lehrreiche, unterhaltende, im besten Sinne volkstümliche Bücher in die Hand, auf daß es sich an ihnen gesund lese.

Aber diese Illustrationen hätte sich der Verlag ersparen können. Auf Bilder hat man bei der Lektüre der Kinder gewiß zu achten; sie sind ein wichtiges Moment in der Erziehung des noch jungen Geistes. Farbenprotzige und unwahre Darstellungen in Wort wie Bild wirken verderblich auf die Phantasie des Kindes.

Karl Kraus.

„Themis". Roman von Ernst Eckstein (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1892). — Die schöne, alte Zeit der „guten" Romane ist glücklich vorüber. Die unkünstlerischen, unhistorischen Zwitter-

dinge, Romane genannt, in denen geschichtliche Begebenheiten, aufgeputzt mit aben teuerlichem Flitterstaat, die Hauptrolle spielen, sind überwunden; übersättigt von den Abgeschmacktheiten eines in Handlung und Charakteristik erlogenen Romans wendet sich der moderne Geschmack der Wirklichkeit, aktuellen Problemen sozialer, künstlerischer oder psychologischer Natur zu. Wer nicht mit der Zeit gehen kann, den stößt diese bald kalt beiseite. Ernst Eckstein, dessen „Claudier" und „Nero" noch Auswüchse jener „Romanpoesie" sind und noch in ihrer ganzen Bösartigkeit in unserer Erinnerung fortleben, ist ehrgeizig genug, seinen Namen vor Vergessenheit bewahren zu wollen und so schuf er, um modern zu bleiben, in „Themis" ein Stück modernen — Lebens, nein, das wohl nicht, er schuf einen mit seiner Handlung in die Gegenwart verlegten Roman.

Der sehr veranlagte Sohn eines Oberstaatsanwalts, Hellmuth Gyskra, gerät mit dem auf ihn eifersüchtigen Maler Fritz Burckhard in einen Wortwechsel, der, in Thätlichkeiten ausartend, schließlich mit Burckhards Tod endet. Hellmuths Vater übernimmt die Leitung der Untersuchung, nachdem man einen geflüchteten Brandstifter als mutmaßlichen Mörder verhaftete, der schließlich zum Tode verurteilt wird. Jetzt erst stellt sich Hellmuth dem Gericht. Die Rücksicht auf seinen Vater hatte ihn bisher davon abgehalten, während letzterer die That seines Sohnes aus arg kompromittierenden Umständen errät und trotzdem, geplagt von Gewissensbissen, dem fälschlich Angeklagten den Prozeß macht. Hellmuth, der nach seiner Selbststellung sofort in Verwahrung behalten worden, wird schließlich freigesprochen, sein Vater, der das Gesetzwidrige seines Vorgehens der Behörde denuncierte, erhält Schwarz auf Weiß die amtliche Beglaubigung seiner Schuldlosigkeit. Daß auch die Liebe in diesem Roman ein großes Wort führt, ist selbstverständlich und daß sie „sich kriegen" sei auch noch erwähnt.

Die treffliche Beherrschung des umfangreichen Stoffes, der oben nur schwach skizziert erscheint, kann uns nicht entschädigen für die Wust von Unwahrscheinlichkeiten, die dem Roman zugrunde liegen und man legt das Buch beiseite, fast beschämt darüber, daß man sich um Hecuba erregte. Alexander Neumann.

Pater peccavi. Roman von Julius Petri. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart 1892.

Etta Lerch ist ins Wasser gegangen und — wie ihre Mutter sagt — um Moritz willen, thatsächlich aber suchte sie den Tod nicht aus gebrochenem Herzen, sondern weil ihr die Welt keine Freude mehr bot und sie den Gedanken an Gott längst aufgegeben hatte; von diesem Moment an ist auch der letzte moralische Halt des ohnehin energielosen und wankelmütigen Moritz geschwunden, für den das Schicksal noch eine härtere Prüfung bestimmte. Friedrich, sein Vetter, wird bei einer Keilerei getötet in Folge eines Irrtums, denn man hält ihn für — Moritz. Ist schon die Motivierung des Seelenzustandes Moritz' nicht besonders glücklich, so ist der tendenziöse (?) Schluß vollends verfehlt. Moritz, in dessen Brust Glaube und religiöser Zweifel einander bekämpfen, tritt ein in den Dienst der Kirche. Wird sein unruhiger Geist bei ihr aushalten, wird sie ihm Frieden bringen?

Petris Buch steht stark unter dem Einfluß Sudermanns, an dessen prägnant-poetische Ausdrucksweise man sich oft erinnert fühlt. Doch fehlt Petri die psychologische Vertiefung, die Kunst der scharfen Charakteristik, die plastische Darstellungskraft. Alexander Neumann.

Derjenige, welcher und andere Novellen von E. von Wald-Zedtwitz. Verlag von Freund und Jeckel, Berlin 1892. — In einer Reihe anmutiger und schlichter Erzählungen bietet der Autor einige recht anziehende Schilderungen seiner

Heimat Holstein und offenbart sich als liebenswürdiges Formtalent; seine Menschen bilden gleichsam eine Fortsetzung der wirksam gezeichneten Naturbilder und sind voll Leben und Natürlichkeit, mit dem nordischen Boden eng verwachsene Gestalten. „Derjenige, welcher" scheint mir am gelungensten, eine Novelle, in der Zedtwitz einen „Verkannten" vorführt, der aus gekränkter Eitelkeit ins Wasser geht. Die Wahrheit der Charakteristik und die frische Darstellung sind dazu angethan, dem kleinen Werke viele Freunde zu erwerben. — Alexander Neumann.

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. E. Pierson, Dresden. — Ein guter Gedanke liegt dem frischen Buche zugrunde, das der Autor sicherlich in seinen besten Stunden geschrieben hat. Groller kennt die kleinen Menschen genau und schildert sie mit anmutiger Natürlichkeit und kecker Anschaulichkeit. Bei der Lektüre glaubte ich den pausbackigen Rudi zu sehen, seine fröhlichen Jauchzer zu hören; mich umgab die traute Herzlichkeit, welche so ein prächtiger Rudi ausströmt. Wie erstaunt er mich anschaute mit seinen heiteren Augen, wie er mir hell entgegenlachte und im nächsten Moment trotzig seine kleinen Lippen aufwarf, um mir schließlich das „große" A vorzulallen. Da ist gesunder, heiterer Realismus, nehmt ihn Euch zu Muster, Ihr Leihbibliotheks-humoristen und Schreibtischpsychologen. Grollers spontaner, farbenreicher Humor hat Seele, es ist keine erklügelte, papierene Witzelei. Prüde Seelen werden manches unartig finden, doch mit Anständigkeit allein kommt man nicht in die Litteratur. Der Autor hat in Rudi den ganzen Typus trefflich gezeichnet und damit den Beweis erbracht, daß er mehr ist, als ein amüsanter Causeur, seine unaufdringliche Detailmalerei erinnert an den gewaltigen Dickens, der natürlich Hinz und Kunz nur aus dem großen Meyer oder kleinen Brockhaus bekannt ist.

Alexander Engel.

Lyrik und Epos.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Von Richard Nordhausen. Leipzig, Karl Jakobsen. 431 S.

Bauernkrieg — unsere deutsche Revolution, lange vor der französischen — ein blutigflammender Höhepunkt unserer deutschen Volksgeschichte! Immer schlägt mir das Herz gewaltiger, wenn ich dieser vaterländischen Heldenzeit gedenke, und die Röte der Scham und des Zornes steigt mir ins Gesicht, wenn ich sehe, was die zahme und servile Schulmeisterei in unserer gottserbärmlichen Gegenwart unseren Volkskindern von jener Heldenzeit zu sagen — und zu verschweigen für gut findet! Bauernkrieg, ja, seine volle Frucht hat er nicht getragen, und Dummheit und Verrat, unsere eingesessenen Erbfeinde, haben das Beste schmählich verdorben; aber es war doch ein herrlicher Erweis des Mutes und heroischen Freiheitssinnes, der unser arg mißhandeltes, getretenes und ausgebeutetes Volk beseelte. Bomben und Granaten — „Pfaffen nieder! Adel nieder! Schufte nieder! Blutsauger nieder! Der Bauer ist auch Mensch und Gottesebenbild und hat euere schmachvolle Schweinewirtschaft satt, ihr Hundsfötter!" so donnerte damals die Verzweiflung. — Was, das soll keine ewig bewundernswürdige Revolution von Gottes Gnaden, kein Weltgericht, das soll kein Höhepunkt unserer Volksgeschichte, keine Fortschritts- und Befreiungsperiode heroischen Stils gewesen sein? Wer die Bauernkriege schimpfiert, der ist kein deutscher Mann. Wer die heldenhaften Vorfahren, die mit ihren Unterdrückern blutig abrechneten, gering achtet, der sündigt wider sein eigen Fleisch und Blut. Meinetwegen, jeder lege sich die Weltgeschichte aus, wie es ihm paßt, aber ich sage mir als süddeutscher Mann und Sprosse eines uralten fränkischen Bauerngeschlechts: Über unsere Bauernkriege steht nichts auf — als vielleicht unsere Bauernkriege der Zukunft,

die hoffentlich besser gelingen und großartiger enden! Nein, über unsere alten Bauernkriege steht nichts auf — selbst der siebziger Krieg war ein diplomatischer Blutschmarren daneben, der, wie jetzt von Jahr zu Jahr deutlicher wird, unserem armen deutschen Volk so teuer zu stehen kommt, daß man zwischen Sieg und Niederlage bald nicht mehr die Hand herumdrehen mag. Herrgott im Himmel, wie stehen denn die Dinge heute in dem kaiserlich preußischen Reich, das wir mit den unerhörtesten Opfern an Volksgut und Volksblut vor 22 Jahren aufgerichtet? Drückt uns jetzt nicht der Militarismus mit eherner Faust die eigene Kehle zu? Wo sind in dem heutigen wirtschaftlichen und politischen Chaos die Segnungen des Friedens, der Freiheit und der Wohlfahrt des deutschen Volkes, sonderlich der süddeutschen Bauern? Schleppen wir nicht eine Steuerlast im Nacken, so erdrückend brutal und schwer wie nie zuvor? Und unsere Rechte und Freiheiten — was sind sie denn bald mehr als Rechte und Freiheiten der Selbstknechtung, der Selbstversklavung, der Selbstzugrunderichtung? — — — Aber zurück zu unseren Bauernkriegen! Sie sind ein ewig unerschöpfliches Thema deutscher Dichtung — aber die Dichter müssen auch die richtigen Kerle dazu sein, und das ist dieser Richard Nordhausen, der uns diesen „Joß Fritz" besingt, offenbar noch nicht. Das ist noch ein Buch- und Stubenpoet, dieser Nordhausen; der hat noch nicht genug Leben geschaut und verdaut. Viel gelesen hat er, zunächst die Geschichte des Bauernkriegs von Zimmermann und all die Modepoetlein, die aus der bauernkriegerischen Zeit ihre Motive geholt, und mancherlei überdacht und sich selbständig zurechtgelegt. Aber ausreifen ließ er wenig oder nichts in seinem poetischen Gemüte und künstlerischen Gewissen. Er schrieb sein Dutzend Kapitel drauflos und erfüllte die Hauptgesänge mit dem Lärm von Saufgelagen und dem Gebrüll des Krieges. Und wo er dazwischen hinein allerlei Liedlein wob, da that er's leichthin nach berühmten und volkstümlichen Mustern, aber die lyrische Feinkunst, die keinen falschen Ton und keine falsche Empfindung duldet, kam dabei meist zu kurz. Und sind die Gestalten in voller Rundung, Fülle und Frische herausgekommen und die Geschichte oder Fabel in voller Klarheit? Ist auch nur Joß Fritz, der Landstreicher, da er nun doch einmal der Titelheld sein soll, von dem Dichter im richtigen Verhältnis behandelt und kraftvoll in den Rahmen der Zeit gestellt? So entschieden ich diese Fragen verneine, so muß ich doch ebenso entschieden betonen: Richard Nordhausen ist ein Dichter. Seine Begabung bricht an vielen Stellen siegreich durch, namentlich am Schluß. Nur reicht sie in dem gegenwärtigen Grade ihrer Entwicklung nicht zur Bewältigung des gewählten Stoffes aus. Nordhausen nehme einmal zum Vergleiche das Muster- und Meisterbuch großer deutscher Volksepik „Wotans Heer" von Heinrich v. Reder, und er wird, geht ihm nicht alle kritische Befähigung ab, den Unterschied zwischen diesem ausgereiften, bis ins Kleinste vollendeten Lebenswerk und seinem hastig in die Öffentlichkeit geschleuderten, unfertigen „Joß Fritz" mit Händen greifen. Dichter und Künstler müssen ihr Ziel so hoch als möglich stecken und alle Kraft zusammennehmen, um dem Volke Werke zu bieten, wie sie unsere Zeit erfordert, Werke voll Blut und Mark, voll Leben und Licht, und dabei technisch rein und reif, damit wir uns einmal über das Dekadenzgejumpe hinausschwingen. Richard Nordhausen soll sich unsere Kritik nicht verdrießen lassen. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. M. G. C.

Zwei kennzeichnende Sammelwerke hervorragender Art brachte das neue Jahr. Es sind:

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 312 S.

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von O. J. Bierbaum. Ein Sammelbuch deutscher Kunst, mit 23 Illustrationen und 8 Porträts. München, Dr. E. Albert u. Co. Separatkonto. 403 S.

Der Erste in Goldschnitt, in blaßrotem Rokoko-Einband, zierlich und handlich, zu bequemem Durchblättern auf dem Ruhebett, der Zweite schwer, wuchtig, in weißem Einband mit einem in Gold, Grün und Schwarz aufgepreßten Fanfarenbläser von Franz Stuck, von starkem Papier, großem Druck, großem Format, unhandlich für verzärtelte Blätterer. Im Preise beide annähernd gleich. Der Erste ohne Vorwort, da er die Bekanntschaft mit seinen alten Vorgängern bei seinem Publikum als selbstverständlich voraussetzt und seinem Epigonentum keine besondere Erläuterung mitzugeben braucht. Der Zweite mit einer kräftigen Rede „Zur Einführung"; denn er will werdend und belehrend durch die lesende Welt schreiten, die dem „Modernen" nicht mit willigen Augen und Ohren entgegenkommt. Er will ein „vollständiges Bild der in verschiedenen Richtungen lebendigen modernen Bewegung in Deutschland geben" — „die Spannweite der modernen Kunst vom Naturalistischen zum Phantastischen zeigen". Der Erste wie der Zweite weist eine Mitarbeiterschaft von über einem halben Hundert Namen und solchen, die es noch zu einem Namen bringen wollen, in bunter Fülle auf. Wer ist der Stärkere? Wer wird sich den nachhaltigsten Beifall erringen? — Kritik vorbehalten. C.

's Buch von Klabberstorche. Ze Babiere gebracht von seinem Landsmanne Edwin Bormann. Mit Bildern geschmickt von Georg Schöbel. Leipzig, Adalbert Fischer, 1893. Eleg. geb. Mk. 3.50.

Juchheil Ein schnurriges Büchlein, das uns in sächsischem Dialekt die Abenteuer des „Klabberstorches" zum besten giebt. Edwin Bormann, als sächselnder Prachtkerl aus den „Fliegenden" rühmlichst bekannt, besitzt in der That einen kernigen Humor und die Gabe, denselben in drolligen Verslein seinen Lesern mitzuteilen.

Man lese „De Ballade von Storchen-Barables" und man wird es gleich heraushaben, daß Bormann wahrhaftig einer ist, der's versteht. Der Storch aber handelt in allen Anekdötchen nach dem Motto des Buches, das da lautet:

„Un zwar is dieser Storch aus Sachsen
Un reb't hibsch, wie'n der Schnawel gewachsen."

Das treffliche, im höchsten Grade amüsante Büchlein ist überladen mit gediegenen, charakteristischen Illustrationen von der Meisterhand Georg Schöbels.

Karl Kraus.

Golgatha, eine moderne Höllenfahrt, von M. Weißenfels, Zürich. Verlags-Magazin von J. Schabelitz. 1893. — Ja, eine „Höllenfahrt"; aber diese Hölle, mit Verlaub, sitzt in der Brust des Verfassers, auf der Erde ist nichts von ihr zu finden. Weißenfels, ein gewiß noch sehr jugendlicher und gewiß talentvoller Autor, produziert auf diesen sechsthalb Druckbogen hingeschleuderter Rhythmen jenen marter-vollen Aufschrei, wie ihn jeder bedeutende Mensch in seiner Gährungs-Periode einmal ausstößt, und wie ihn der Kontrast des auf unsern Hochschulen genährten Idealismus mit der Plötzlichkeit der rauhen, kalten Wirklichkeitswelt hervorpreßt. Daß dieser Aufschrei einen religiös-revolutionären Charakter annimmt, liegt in der Richtung unserer Zeit, die mit einer gewissen Unerbittlichkeit in der Wahrheitssuchung auch die religiöse Überlieferung fast hart und plötzlich angepackt hat, und seit dem ersten leisen Wirbeln des Oberstlieutenants v. Egidy fast alle geistigen Trommler vorgeschrittener Richtung in die heftigste Bewegung versetzt hat. — Bei Weißenfels ist die Einkleidung gut und neu. Er begegnet nachts im Walde einem Menschen, der starr und regungslos hinter einem Baum hervor-

lauert; wie er näher kommt, sieht er, daß es ein Kruzifix ist; er überschüttet den Gekreuzigten nun mit allgemeinen Vorwürfen über die generelle Miserabilität der Welt, die in den Worten gipfeln: Du bist umsonst gestorben! Es ist noch genau so schlecht auf der Erde! — Um ihm das zu beweisen, schleppt er den armen Heiland — versteht sich auf Zauber-Flügeln — durch die Luft über die ganze Welt, und zeigt ihm, ähnlich wie auf unseren Feerie-Theatern, die gräßlichsten Vorkommnisse, von den Menschenfressern unter den Kannibalen bis zu einem sibirischen Gefangenen-Transport, die der Lehre von der christlichen Nächstenliebe zu spotten scheinen. Daß sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit die größten anthropologischen Schurkenstreiche heraussucht, ist begreiflich. Und die flatternde, hervorgekeuchte Form, in der er es thut, läßt — man verzeihe! — manchmal Gedanken über die Papier-Verschwendung rechts und links vom Text aufsteigen: Es ist junger, gähriger Most in des Wortes federweißester Bedeutung. „Suser" sagen die Schweizer. — Doch das macht nichts! Bei dem enragiertesten unserer schwarzgalligen Pessimismus-Dichter folgte auf Child Harold der Don Juan. Und so hoffen wir bei Weißensels auf seinen gährigen Most demnächst auf einen Trunk klaren Weines. Panizza.

„Schwarz-Rot-Gold." Ein lyrisches Tagebuch von Geelka. (Straßburg i. Els. Verlag von H. Friedemann Nachf.) — Will das Büchlein so einfach und anspruchslos genommen sein wie es sich giebt, so kann man dem lyrischen Talent des Autors Beifall zollen. Das Buch enthält zwar viele Harmlosigkeiten, aber es zeugt doch im Ganzen von lyrischem Talent. Wenn nun auch mit schwarz-rot-goldenen Farben und politischem Parteifreisinn der modernen Poesie nicht viel geholfen ist, so sind diese Gedichte immerhin eine Ermunterung des Autors wert. Geelka irrt noch auf Vorstationen umher. Er hat sich als Lyriker noch nicht selbst gefunden. Daher die abgebrauchte Glätte vieler Gedichte, daher keine rechte Physiognomie des Buches. Während einerseits die Form noch durch Formlosigkeit glänzt, überrascht er andererseits durch rhythmische Schönheit, wie z. B. in folgendem kleinen Vers:

„Blutigrot im Abendschein
Flutets hinab an den Wänden,
Rote Rosen in weißem Schnee
Rieseln von Deinen Händen."

Überhaupt ist dies Gedicht „Die Eissee" eine gute Leistung.

„Aus kristall'nem Schlosse stieg
Nixchen empor, neugierlüstern,
Fühltest Du ihre Augen nicht
Brennen auf Dir, die düstern?

Eifersucht ihr kleines Herz
Faßte, als sie Dich gesehen,
Daß von allen die schönste Du,
Mußte sie neidisch gestehen.

Als den Stahlschuh Du gelöst,
Ritzte sie drum mit dem Finger
Deine Hand und floh durch den Spalt
Unter des Eises Zwinger.

Rote Rosen im weißen Schnee
Rieseln nun von den Händen,
Blutigrot im Abendschein
Flutets hinab an den Wänden."

Zwar findet sich in dem Buche ein in Form und Inhalt niederträchtig-geschmackloses Poem, betitelt an „Schopenhauers Grab", das kaum ein Tertianer schreiben würde, aber im allgemeinen sind die Gedichte nicht so übel und hätten jedenfalls eine bessere Ausstattung verdient als die vorliegende, die das Prädikat „ärmlich" mit Recht verdient. Wer in aller Welt soll denn schließlich so ein Buch kaufen?
A. v. S—d.

Burschenliebe. Edelwild. Von T. Resa (München, Braun u. Schneider). — Das kleine, reizende Büchlein bereitete mir einen ungetrübten Genuß. Es ist so gesund, so fröhlich, so anheimelnd. Alles ungesucht, einfach, aus dem Herzen quellend, unsere schönsten Erinnerungen weckend. Überall Stimmung und Kolorit. Die Thorheit der ersten Liebe, das Glück des jungen Herzens! Wie prächtig wird das besungen,

Rauschende Melodie, flutende Musik — eine ganze Seele hat gesprochen.

A. Engel.

Man kommt bei den Almanachs aus dem Ärgern nicht heraus. Veranstalten die „Jungen" einen, so wird er gewöhnlich ein Muster von Unvollständigkeit, gespickt mit allerdings originalen, sehr originalen Beiträgen von jungen, sehr jungen — Stümpern. Und unsere „Alten"? Nun, was da herauskommt, weiß man, wenn man z. Beisp. den „Wiener Almanach" für 1893 in die Hand nimmt, das Jahrbuch für Litteratur Kunst und öffentliches Leben in Österreich (Aug. Schulze, Wien). Der erste Jahrgang (1892) soll, wie ich höre, besser, vollständiger gewesen sein. Wir haben talentvolle Litteraten, die gewiß jeder einzelne würdig und berufen wäre, in einem repräsentativen Almanach vertreten zu sein. Aber nein, die Herren Heinrich Bohrmann und Jaques Jaeger haben sie nicht berufen, es vielmehr vorgezogen, von den Familienblättern und Hausjournalen aufzulesen, was aufzulesen ist. Chiavacci, David, Schwarzkopf, Bahr, Wengraf, Schnitzler, Dörmann, Loris — wo bleiben die? Keiner ist da, dafür aber der Grasberger, der Sacher-Masoch, der Lemmermayer, der Formey, der Auchdichter Kraftl, die Angelika Hörmann, die Bruch-Sinn, die Groner und wie sie alle heißen, die Männer weiblichen und die Weiber sächlichen Geschlechtes. (Richtig! Die Falbinger-Wlassak fehlt!)

Wenn so die heutige österreichische Litteratur aussieht, kann sie sich wirklich getrost begraben lassen.

Gut haben die Herausgeber daran gethan, ganz reizende Gedichte aus dem Nachlasse von Hamerling und Gilm aufzunehmen. Der greise Adolf Pichler in Innsbruck hat neben vielen schwachen so manchen trefflichen Spruch beigesteuert. Ich erwähne noch die Beiträge von Hevesi, Speckbacher, Welten, Ranzoni, Zenker. Freund Alexander Engel ist natürlich wieder mit Aphorismen vertreten. Allzuviel ist ungesund, und wer immer auf Gedankensplittern reitet, zersplittert sich leicht seine Gedanken.

Die „Weinlieder", die sich Herr Fritz Lemmermayer, der wohlbestallte Präsident der „Iduna", leistet, sind schrecklich. Aber die Haare stehen einem erst dann zu Berge, wenn man den Beitrag eines Herrn Kowy liest. Dieser Herr besingt mit echt „weanerischem Schan" den „Weaner Schan" und die weanerische Duliähgemütlichkeit und die unverfälscht weanerische „Verkauft's mei G'wand"stimmung — ein Beitrag, den Herr Kowy wahrscheinlich einem „Volkssänger", vielleicht sich selbst, auf den Leib geschrieben und für ein Tingltangl bestimmt hat, der sich aber — in ein Jahrbuch der österreichischen Litteratur verirrte.

So hat auch das Orpheum einen glänzenden Vertreter geschickt, die Litteratur aber steht vor der Thür und darf nicht hinein.

Von den prächtig ausgeführten Kunstbeilagen erwähne ich die Tafeln von Gabriel Max, Angeli, Blaas, Laufota, Zeilner. Das ganze Buch ist exquisit ausgestattet und scheint in allen Teilen mit Ausnahme des litterarischen vortrefflich und vollständig zu sein. In punctis: Ballet, Sport, Finanzwesen, Fechtmethode, Fleischextrakt, Spezialärzte, Eisenbahnen und Dampfschiffe, Hôtels und dergl. nützlichen Dingen halte ich mich für total inkompetent. Dem Werke ist auch ein Verzeichnis „Neue Bücher 1892" beigefügt und die mit einem Sternchen bezeichneten sind der besonderen Beachtung empfohlen. Da finde ich nun unter anderen epochalen Werken die des Herrn Peter Philipp (auch seine klassische „Naturalismusbeleuchtung") bezeichnet, während z. B. Hauptmanns „Weber" eines Sternschmuckes entbehren müssen. O, wir haben es herrlich weit gebracht, wir „Idealisten"!

Karl Kraus.

Dramen.

Henrik Ibsen ist auch in seinem neuesten Drama „Baumeister Solneß" der titanisch ringende Dichter voll germanischer Problemtiefsinnigkeit. Der Konflikt, der ihn diesmal bewegte, baut sich auf aus dem Widerspruch eines in Sehnsucht und Ängstlichkeit verschüchterten Gewissens mit der rücksichtslosesten Ichsucht, die nichts kennt und gelten läßt, als ihre persönliche Befriedigung. Baumeister Solneß ist ein moderner Thatenmensch, der anderen seinen Willen zu suggerieren (einzuflößen) versteht, aber er kommt dabei doch nie zu voller Befriedigung; denn er hat ein ängstliches Gewissen, das ewig auf der Lauer liegt. Und daran scheitert schließlich seine Kraft, als ein schrankenlos egoistisches Weib, das ihn in Liebesbande zwingt, ihm beibringen will, wie man mit dem feigen Gewissen fertig wird. Hilda Wangel, schon aus der „Frau vom Meere" bekannt, ist neben dem Baumeister die Hauptfigur des neuen Schauspiels. Sie ist, wie die Hedda Gabler, eine überaus interessante Spielart der modernen Hysterie im Anarchismus der Frauengefühle. Das neue Drama ist bereits vom Lessingtheater in Berlin zur Aufführung angenommen. An fesselnden schauspielerischen Eigenaufgaben ist in dem Stücke kein Mangel. Neben der Hilda Wangel ist namentlich Frau Solneß eine höchst merkwürdige Persönlichkeit. Es bleibt abzuwarten, was deutsche Durchschnittsschauspieler, wie die in Berlin, daraus zu machen verstehen.

M. G. C.

Auch ein Hohenzoller. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Mathias Tenbering. (Verlag von Freund und Jeckel, Berlin 1892.)

Von der rührende Naivetät beweisenden Hoffnung getragen, ein Bühnenstück zu schaffen, schrieb der Verfasser diese Ehrenrettung Friedrich Wilhelms I. in der Absicht, der großen Menge die Bedeutung des nach seiner Meinung vielfach falsch beurteilten Königs nahe zu führen. Das Ding ist aber von einer solchen Unbeholfenheit, Langeweile und Geistesöde, daß man nur im Interesse des guten Geschmacks und des Anstandes wünschen kann, es möge auch weiterhin nur im Verborgenen blühn.

Alexander Neumann.

Die Sitte. Schauspiel in fünf Akten von Hans von Reinfels. Verlag von Freund und Jeckel, 1892.

Ein verbotenes Stück! Mit wahrem Heißhunger stürzen sich die „Litteraturfreunde", gelangweilt von der Monotonie der litterarischen Nivitäten, auf ein von der Censur also gekennzeichnetes Buch, das ihre erhöhten Anforderungen zu befriedigen verspricht. Doch die „Sitte" wird ihnen eine arge Enttäuschung bereiten, im ganzen Stück nicht eine Gemeinheit, nicht eine Schweinerei. Reinfels Schauspiel ist ein ernstes, tiefsittliches Drama, das ein sehr heikles Thema in recht künstlerischer Form behandelt, von der Konzession abgesehn, die der Verfasser in dem befriedigenden Schluß an den Geschmack des Zuschauers macht. In der Absicht, durch den feierlichen Schlußakkord, in den er sein Stück ausklingen läßt, einen freundlichen Lichtschimmer auf das düstere Familienbild zu werfen, begeht er eine allerdings konventionelle Banalität, die umso auffälliger ist, als der unstreitig sehr begabte Autor sonst jeder Effekthascherei fast ängstlich aus dem Wege geht.

Alexander Neumann.

Die häusliche Frau. Lustspiel von Hermann Bahr. Verlag von S. Fischer, Berlin, 1892.

Ein trockener Büchermensch, natürlich Advokat, als Gatte, eine lebensfrohe Frau und ein Hausfreund, natürlich Künstler, das sind die Hauptpersonen des keck erdachten, aber nicht immer gleichwertig ausgeführten Lustspiels. Die Handlung zu erzählen, wäre lächerlich, jeder errät sie, jeder kennt sie aus unzähligen Bühnenwerken Moserschen, Schönthanschen Kalibers. Sie ist übrigens auch nicht die Hauptsache;

Sinnenkitzel der lüsternen Menge zu erregen, ihren Sensationsdurst zu stillen, schrieb Bahr seine „häusliche Frau“. Ein stark sinnlicher Zug, der eine poetische Schöpfung durchweht, kann dieser mehr als den Reiz der Pikanterie verleihen, wenn das Werk nur das eines Dichters, wenn es nur gefühlt und empfunden ist. Bei Bahr ist aber die Empfindung oberflächlich, nur das Wort aus der Tiefe geholt und der Eindruck daher bedeutungslos. Das Stück setzt sehr liebenswürdig ein, verflacht sich aber schließlich zu einem alltäglichen Ende. Alexander Neumann.

Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte.

Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johannes Proelß. Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. — Ich befinde mich in der schlimmen Lage, ein schlechtes Buch empfehlen zu müssen. Das Opus fängt folgendermaßen an: „Als nach der Zeit von ‚Deutschlands tiefster Erniedrigung‘ die deutschen Freiwilligen, voll patriotischer Begeisterung dem Heerruf der Fürsten folgend, in den Kampf gegen Napoleon zogen und in gewaltigem Ansturm den korsischen Bedrücker aus dem Lande jagten, walteten über den Heeren als siegspendende Walküren die Genien der nationalen Einheit und der politischen Freiheit.“ Da haben wir das ganze deutsche Stilelend. Und so wie im ersten Satz geht es im zweiten, Tertianerstil auf der ersten, Tertianerstil auf der letzten Seite. Der geistige Horizont des Verfassers entspricht dem Stil. Verlange keiner von dem Herrn frisches Nachfühlen eines Kunstwerkes, gesunde ästhetische Wertschätzung. Summa Summarum, es ist eine Qual, das Buch zu lesen. Und doch kann ich jedem nur empfehlen, danach zu greifen. Wir haben ja bislang keine genügende Darstellung des jungen Deutschlands. Da ist es immerhin besser, von zwei Übeln das geringere zu wählen, nämlich das schlechte Buch von Proelß, wo wenigstens der Stoff ordentlich zusammengetragen ist, und nicht das Buch des Herrn Georg Brandes mit seinen künstlerischen d. h. falschen Gruppierungen. Stoff, Stoff und abermals Stoff, dazu ein gehöriges Quantum Proelßscher Senf — so sieht das empfehlenswerte Buch aus. Aber welcher Stoff! Es sollte keiner, der die litterarischen Kämpfe der letzten Jahre verfolgt hat, versäumen, sich mit dieser Leidensgeschichte dieser Schriftstellergeneration bekannt zu machen. Überall Parallelen. „Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edeln der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. Aber diese Schule wird nicht aufkommen.“ „Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Bordell, werden solche Gesinnungen geboren.“ „Und der Herr wird seine Stimme erschallen lassen und sagen: ‚Du hast eine Hurerstirn und willst dich nicht mehr schämen. . . . . Siehe, ihr seid aus Nichts und euer Thun ist auch aus Nichts und euer Wühlen ist ein Greuel. . . . Ich will ihnen wehe thun, daß sie sollen zu schanden werden, zum Sprichwort, zur Fabel, zum Fluch, zum Fluch an allen Orten!‘“ Wer schreibt das? Herr Ortel? Nein, Herr Menzel. Vor allem lese man auch die Partie über den Wally-Prozeß; man beachte den Eifer des Untersuchungsrichters, dem Autor die Worte der dichterischen Gestalten auf die Rechnung zu setzen usw. Er wird keiner solche Partien ohne Interesse lesen, auch nicht ohne Trost und Zuversicht. Wenn es damals den Jungen gelang, vorwärts zu kommen, warum denn heute nicht?

Ballonmütze.

Heinrich Heines Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. Hamburg. Hoffmann & Campe Verlag. 1892. — Der Titel des Buches

verspricht zu viel. Den Inhalt machen 112 Familienbriefe Heines aus und ein paar biographische Bemerkungen des Herrn Baron von Embden. Die Familienbriefe sind blutarm an Inhalt und haben auch nicht die geringste Bedeutung. Daß Heine seine Mutter und Schwester innig geliebt hat, brauchte nicht mit 112 wertlosen Schreiben belegt zu werden. S. 37 f. ist zu lesen: „Grüße mir Moritz recht herzlich, und wenn Du sicher bist, daß er keine Plaudertasche ist, so sage ihm, ich sei jetzt nicht nur Dr. juris, sondern auch — —." Zu den Gedankenstrichen bemerkt der Herausgeber: Eine Anspielung auf seine Taufe den 28. Juni 1825. Es wäre besser gewesen, wenn sich Herr von Embden die Anmerkung und die Gedankenstriche gespart und den Text nicht kastriert hätte. Aber wir wollen ihm nicht weiter böse sein; die gute Absicht liegt ja klar zutage. —

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die schriftstellerischen Fähigkeiten des Herausgebers. Auf dem Titelblatte steht: Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen . . . und 4 Bilder (!). Das Ungetüm: Hoffmann & Campe (!) Verlag fällt vielleicht dem Herrn Baron nicht zur Last. Dafür wimmelt der Text von falschen Wendungen. „Die hohe Frau hegt eine auf feinstem Verständnis ausgesprochene Vorliebe für H. Heine." „Kurz zuvor noch mit Paulinen sprechend, sank sie plötzlich vom Schlagfluß getroffen tot zur Erde." Das Buch soll „als ein bleibendes Werk der Erinnerung und Verehrung für den Hingeschiedenen dienen". „Welche große politische Umwälzungen haben stattgefunden!" „Zu jener Zeit begann schon der Anfang seines Dichterruhms." Selbstverständlich strotzt das Buch von falschen Inversionen nach und, z. B.: „Seine Schwester Charlotte . . . verlobte sich mit dem dortigen Kaufmann Moritz Embden und erhielt derselbe infolge des freudigen Familienfestes nachstehendes Schreiben." Wahrhaft entzückend sind die beiden folgenden Sätze: „Zunächst erschien das Buch der Lieder, dem das gesamte Publikum enthusiastisch zujauchzte, und welches auch heute noch als Lichtbild der Heineschen Muse angesehen wird." „Fast in allen Konzepten seiner Manuskripte, welche ich durchblätterte, findet sich kaum eine Seite, wo nicht Abänderungen und Verbesserungen stattgefunden."

Dem Stile ist der Inhalt der überleitenden Bemerkungen und Fußnoten des Herrn von Embden vollkommen ebenbürtig. Eine der besten und geistreichsten Anmerkungen steht auf S. 234 zu lesen: „Der vorhergesagte Staatsstreich erfolgte, Napoleon III. setzte sich im nächsten Jahre die Kaiserkrone auf, und des Kaisers Sturz ereignete sich 14 Jahre nach dem Tode des Dichters."

Ich kann also das Buch mit gutem Gewissen allen Leuten empfehlen, die nicht deutsch zu schreiben verstehn und die Heinesche Muse in Ehren halten.

G. Morgenstern.

Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Mensch. Stuttgart, Levy u. Müller. 342 S.

Inhalt: I. Abteilung: Was heißt moderne Weltanschauung? Leben und Dichtung. Die sprachlichen Ausdrucksformen der Moderne. Was ist an den Pathosstücken Idealgehalt, was Kostüm? Die Frauen in der modernen Poesie. II. Abteilung: Ibsen. Björnson. Carmen Silva. Tolstoi. Das französische Drama der Gegenwart. Dostojewski. Zola. Daudet. Glacosa. Praga. Fulda. Sudermann. Hauptmann. Das jüngste Deutschland. Schlußbetrachtungen.

Ein reiches, überreiches Buch. Und alles Vorgebrachte durch ein höchstpersönliches Gehirn nach Wert und Zahl neu bestimmt und geordnet. Bunt genug sieht diese Argonauten-Gesellschaft auf der Fahrt nach Neuland aus, fast wie ein Narrenschiff. Aber eine große Seele sitzt am Steuer. Sonst möchte wohl der eine und andere aussteigen und sich nach der

verschwiegensten Tiefe französisch empfehlen. Lauter Litteraten, die nach Neuland fahren? Ach, werft doch drei Viertel dieser Tintenmenschen zu den Tintenfischen ins Meer — und ihr habt fröhlichere, schnellere und sicherere Fahrt, ihr Zukunftssehnsüchtlinge! Wo sind die Bildner in Farben, Marmor und Erz? Wo die Musikanten? Wo die Tänzer und Tänzerinnen? Wo das Komödiantengesindel mit der groteskpathetischen Deklamationsfratze? Die Menschendarsteller mit der Blasbalgseele und den horchenden Wackelohren und den lächerlichen Zauberblicken? Und ist kein lustiges Pfäfflein da? Und kein politischer Hanswurst? Und kein heiliger Dynamitard — denn schließlich, wer weiß, ob man am Schlusse nicht das Schiff oder Neuland prompt in die Luft zu befördern den brennenden Wunsch hat? — — Eine große Seele sitzt am Steuer. Mensch, ärgere dich nicht und halte aus. Aber das vortreffliche Buch von E. Mensch muß ich ein andermal und in anderer Laune besprechen. M. G. C.

Freimaurerei.

Als der interessanteste und zuverlässigste Geschichtschreiber des Freimaurerbundes gilt bekanntlich der Leipziger Schriftsteller und Verlagsbuchhändler J. G. Findel. Sein großes Geschichtswerk hat nicht nur in den Ländern deutscher Zunge weite Verbreitung gefunden, sondern wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Jetzt hat Findel das kostspielige Werk, um dessen Verbreitung noch mehr zu erleichtern, in die Sammlung seiner „Schriften über Freimaurerei“ (Leipzig, J. G. Findel, der einzelne Band 4 Mk.) aufgenommen. Der soeben ausgegebene zweite Band (196 Seiten in elegantester Ausstattung) behandelt „Das Zeitalter der Verirrungen im Maurerbunde“, ein Thema, das auch für den Nichtmaurer in kulturhistorischer und psychologischer Beziehung sehr viel Fesselndes bietet. Findel versteht es ganz ausgezeichnet, das reiche Material knapp und übersichtlich zu gliedern. Sein Vortrag ist streng sachlich und klar, ohne eine gewisse anheimelnde Wärme vermissen zu lassen. Man fühlt, daß der Verfasser nicht bloß mit dem Verstande des Fachgelehrten, sondern auch mit dem Herzen bei der Sache ist. Dieser Umstand ist durchaus geeignet, den skeptischen Leser auf der Hut zu erhalten und ihn zu doppelt strenger Prüfung anzueifern. Obwohl Findel zu den objektivsten und fortgeschrittensten Bundesmitgliedern zählt und von Überschätzung freimaurerischer Werte frei ist, denken wir von der Kulturbedeutung des Bundes doch viel geringer, als er. M. G. C.

Vermischte Schriften.

„Aus den Papieren eines Schwärmers“ nennt sich ein neues Büchlein, das im Verlage von E. Pierson in Dresden erschienen ist. Es sind „Worte an die Zeitgenossen“ und in der Vorrede sagt uns der angebliche „Herausgeber“ Maurice Reinhold von Stern, daß in Zürich vor etlichen Tagen ein großer Schwärmer gestorben sei, der uns allen wohlbekannt wäre. Obwohl nun besagter Schwärmer hier in Zürich unbekannt und dunkel geblieben ist, wie das Grab, in das er sich geflüchtet haben soll, obwohl selbst die größten Klatschbasen nichts von der ehemaligen Existenz eines sonderbaren Schwärmers zu berichten wissen — will ich doch das, was er zu sagen hat, als reale Thatsache hinnehmen, denn es steht schwarz auf weiß gedruckt und liest sich sogar sehr glatt und vernünftig. Die Erzählung von dem sonderbaren Schwärmer also ist sehr mystisch und das Buch riecht nach Mystifikation. Aber nun zu dem Inhalt selbst. Es giebt Abstinenzler, Vegetarianer und geschlechtliche Asketen. Abstinenz, vegetabilische Nahrung, geschlechtliche Askese sind die Hauptpostulate des vorliegenden Buches, die sofort in die Augen fallen und ihrer ausgeprägten Doktrin wegen wohl auch die meiste Beachtung verdienen. Nun fragt man sich,

zuerst etwas verblüfft, was will der Schwärmer mit all diesen Entsagungslehren? Es ist ja wahr, wenn man zurückdenkt an alte Liebesnächte, so gerät man in etwas melancholische Stimmung, man wird finden, daß diese Liebesnächte mit dem Absoluten wenig genug in Einklang zu bringen sind, und daß man besser gethan hätte, der Tolstoischen Askese zu huldigen. Aber deswegen nun als Tolstoischer Büßer allen Weibern krampfhaft aus dem Wege zu gehen oder wenigstens nicht mehr das Weib in ihnen zu sehen, das wird selbst demjenigen nicht einfallen, der am schwersten an moralischem Kater leidet. So will aber auch das Sternsche Buch nicht gefaßt sein.

Es scheint mir bemüht zu sein, der modernen sozialen Bewegung ein neues und zwar ein ideales Gepräge geben zu wollen. Abstrahieren wir vorläufig von der gewaltigen, künstlerischen Unterlage und befassen wir uns ein wenig mit der Tendenz des Buches. Es ist Thatsache, daß Sauferei, Völlerei und Unzucht in hohem und schädlichem Maße diejenigen Schichten der Völker beeinflussen, die laut nach einer besseren Zukunft der Menschheit rufen. Die anderen Schichten werden natürlich auch und vielleicht noch mehr von jenen löblichen menschlichen Eigenschaften beeinflußt, dafür wollen sie aber auch keine tiefgründigen Gesellschaftsreformatoren sein, sondern schwören auf den bestehenden Staat im großen und ganzen, wie Faik Schupp auf seinen stelzbeinigen, dunkel-orakelnden Stil schwören würde.

Große soziale Bewegungen, große geschichtliche Ereignisse bedürfen eines greifbaren Ideals, das die Massen zusammenschmiedet, in einen großen Gedanken hinein, und als diesen großen Gedanken stellt der Verfasser des vorliegenden Buches die Enthaltsamkeit hin. Die Proletarier und Arbeiter sollen nicht mehr saufen und die Nächte über in den Kneipen liegen, sondern sie sollen sich reinigen und nüchternen Mutes dem Ideal ihrer Weltanschauung zustreben. Es würde also in Zukunft sich eine Menschenmasse zusammenschließen müssen, die der Sauferei mit der Abstinenz, der Fresserei mit dem Vegetarianertum, der Unzucht und Unsittlichkeit mit der geschlechtlichen Askese entgegentreten würde u. s. f. Ich muß gestehen, dies ist ein Programm. Leider glaube ich nicht an seine Lebensfähigkeit. Diese Enthaltsamkeit soll gestützt sein auf einen lebendigen Gottesglauben, und Revolution im Namen Gottes wäre schließlich das Endziel dieser sozialen Bewegung. Ich sehe aber die Stärke des Buches nicht in diesem neuen Programm, das verschiedene asketische Elemente, die sich mit der Zeit herausgebildet haben, zu einem einzigen vereinigt wissen will, ich betrachte es einfach ästhetisch und kann hier meiner Freude über den Genuß eines guten Dichterbuches unverhohlen Ausdruck verleihen. Der an die Bibel, entfernt auch an Nietzsche, erinnernde Stil des Buches ist sehr originell, fesselnd, künstlerisch. Kapitel wie „Dämon Rausch" oder „Die Unzucht mit Molchen verglichen" sind geradezu blendend in ihrer künstlerischen Stärke geschrieben. „Es war um das Morgengrauen und matt glitzerte das Licht der Sterne durch den Nebel. Denn sie wollten verblassen und der Tag war sehr nahe. Und da ging ein blasser Dämon durch die staubige Gasse und bog um die Ecke des Schankhauses wie schwebend, der trug ein lichtes, weißes Gewand als aus Seiden, und es war besäumt mit hellem Grün und rauschte leise im Nebel. Und die Gestalt trug einen großen strahlenden Kelch in der Rechten und in der Linken ein zweischneidig Schwert, das tropfte von Blut und die Tropfen fielen in den Staub und der Staub sog auf die Tropfen und war keine Spur sichtbar. Und aus dem Kelche dampfte es wie ein bläulicher Nebel. Das Gewand aber streifte die Wohnungen der Lebendigen, und begann ein Irrereden, und der Menschen Antlitze verzerrten sich und taumelten aus den Häusern und schrieen und lästerten und verfluchten das Licht des Tages usw."

Ebenso schön ist der Gott der Wollust

gezeichnet. „Da tauchte mitten aus dem gierigen Gewühl die Gestalt eines sehr schönen Jünglings, der trug ein schneeweißes Gewand und ein starkes Leuchten ging von ihm aus wie Phosphor. Seine Augen aber waren kalt und grell und grausam wie Schlangenaugen und funkelten gleich falschen Juwelen. Und es war eine Schönheit von erbarmungsloser Gier. Und der Jüngling verfluchte laut alles Heilige und die Mutter, die ihn gebar. Die Molche aber umringelten ihn und gurrten ihn freudig an. Dann pries er heftig die Freuden der Wollust und nannte die Wollust die Königin der Welt, welcher huldigen müssen die Kraft, der Mut, die Klugheit, die Ehre, die Liebe und das Gewissen. Gier ist mein Name, Staub ist mein Glanz und ich geißle Euch mit Blumen durch die Welt. Und er schwang einen Ast wie von einem Daphnenstrauch in der Rechten, der war grau und trug noch keine Blätter, aber rosige Blüten prangten dicht an den Zweigen und lauter Duft wehte durch das Thal. Und ich atmete den Wohlgeruch, und Ohnmacht umwölkte meinen Geist. Der Jüngling aber schritt im Triumph über das Gewürm und kitzelte leise und streichelte mit dem blühenden Ast die Bäuche der Molche und Maden, und sie röchelten vor Seligkeit und wälzten sich zuckend im Schleim. Vier große Molche aber zogen einen goldenen Wagen herbei und der Jüngling, der sich nannte Gier, setzte sich in den Wagen und fächelte der Erde Wohlduft mit dem Zweig und segnete mit den Blüten alle irdische Brunst und fuhr prunkend durch das heiße Thal, und huldigten ihm alle.

Ich aber fluche der Gier, welche die Liebe frißt und den Geist beugt unter das Gemächt. Wie dröhnender Paukenschlag zittre mein Wort in die Welt: Kinder der Erde, Wollust ist euer Fluch, Gift dem Geiste die Brunst und die Pflicht der Gattung Raub am Rechte der Vernunft."

Sehr schön sind die Worte des Autors über die Mutterliebe: „O Mutterliebe, warum bist du so groß und so gut und so rein? Weil Gott dir von Anbeginn zum Gefährten gab den Schmerz, als Wächter über die Lust und als Sühne für den Rausch des Blutes." So wenig ich mich mit dem neuen sozialen Programm des Buches befreunden kann, so sehr kann ich es mit dem künstlerischen. Die Lektüre des Buches ist mir in der That ein ästhetischer Genuß gewesen. Es liegt eine gewaltige Leidenschaft in der Sprache und eine Plastik in den Bildern, die den Leser sofort fesselt. Man merkt natürlich auch sogleich, daß das Buch von einem Dichter geschrieben ist. Im übrigen ist die soziale Reform, die das Buch anstrebt, gesättigt von einem gut Teil persönlichen Pessimismus. Es ist eine Predigt für unsere Zeit und ich denke an Nietzsches Wort: „Der Priester ist der letzte Gewaltmensch einer degenerierten Nation!" Sicher ist, daß der Verfasser des Buches in seiner Lehre von der sozialen Reform und in seiner Lehre von einem idealen Christentum sich eines persönlichen Pessimismus befleißigt, der an Mainländers graue Theorie erinnert: „Ein Geschlecht ohne Brunst und die Erde hat Frieden!" Jawohl! Aber fest wie die Dummheit wurzelt die Furcht vor dem Tode in der Masse. Und sollte es wirklich das wünschenswerte Ziel einer sozialen Reform sein, in freiwilliger Askese sich selbst vom Leben zu erlösen? Nein — trotz alledem — ich glaube an das Leben. Und wo wäre dann der Unterschied zwischen den Geistig-Starken und den Geistig-Schwachen, wenn es gelänge, selbst den Dummen in der Menschheit die Furcht vor dem absoluten Tode zu nehmen? Vorläufig ist diese Furchtlosigkeit ein Vorrecht der Geistig-Starken und wahrlich kein geringes, und sie können stolz darauf sein.

Damit genug von dem Buche, von seiner Entsagungstendenz, die mir nicht paßt, und von seinem künstlerischen Wert, der mir paßt, und, künstlerisch betrachtet, ist das Buch eben eine Leistung, die Anspruch auf weitgehende Beachtung mit Recht erheben darf.

Da packe ich meine ferneren kritischen Maßstäbe, die ich noch an die Tendenz legen wollte, ruhig ein. A. v. Sommerfeld.

Orientalische Skizzen von Theodor Nöldeke. Berlin, Gebrüder Paetel. 304 S.

Das vortreffliche Buch enthält 9 Abschnitte, in welchen uns der Verfasser über verschiedene Gebiete seiner Wissenschaft zu unterrichten versucht. Nöldeke versteht es meisterhaft, uns gleichzeitig zu belehren und zu unterhalten, und es ist zu erwarten, daß sein Buch in den gebildeten Kreisen unseres Volkes die dauernde Beachtung finden wird, die ihm gebührt.

Einer der interessantesten Aufsätze ist der über den Kôran, welcher vielen Neues bringen dürfte. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß der Kôran, welcher von hundert Millionen Menschen für heilig gehalten wird, wohl als das gelesenste Buch bezeichnet zu werden verdient, da er beim Gottesdienste, in den Schulen ꝛc. ꝛc. in viel ausgedehnterem Maße gelesen wird, als z. B. die Bibel in christlichen Ländern. Wir werden über die Bedeutung des Kôrans eingehend aufgeklärt, und der Verfasser stellt fest, daß Mohamed als Dichter keinen hohen Rang einnimmt und daß er selbst da, wo er Eindruck macht, lediglich durch seine Rhetorik wirkt — ja, er steht nicht an zu behaupten, daß Mohamed nicht einmal als ein guter Stilist betrachtet werden könne, obwohl jeder gute Muslim davon überzeugt sei, daß der Kôran das vollendetste Stil- und Sprachmuster auf Erden ist. Es dürfte manchen überraschen, daß nach Nöldekes Feststellung noch keine Kôran-Übersetzung in irgend einer europäischen Sprache existiert, welche strengsten Anforderungen Genüge leisten könnte.

Dem Aufsatze über den Kôran schließt sich der über den Islam würdig an. Es gelingt auch hier dem Autor trefflich aus der Fülle des Stoffes das Wesentliche herauszuschälen und dem Leser jene ans Wunderbare grenzende Entwicklung des Islam vor Augen zu führen, die so viele merkwürdige Züge bietet. Interessant sind namentlich die Hinweise auf die Entstehung der Lehre Mohameds aus jüdischen und christlichen Elementen. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß sich der Verfasser noch weiter in die Persönlichkeit Mohameds vertieft und namentlich das Pathologische darin mehr betont hätte; doch lag diese gewiß verlockende Aufgabe wahrscheinlich außerhalb des Rahmens, welchen er seinem Essay bestimmt hatte. Fesselnd sind die Mitteilungen über den muslimischen Kalender, die Stellung des Weibes und die Sklaverei, sowie die Ausführungen über das Selbstbewußtsein und die merkwürdige Seelenruhe, die der Islam seinen Anhängern verleiht — kommt doch der Selbstmord fast nie bei einem Muslim vor!

Nöldeke behandelt des Weiteren die Ausbreitung der Lehre nach dem Tode ihres Begründers und entrollt ein fesselndes Bild von den Wandlungen, welche der Islam durchgemacht hat.

Leider können wir hier nicht alle Aufsätze so eingehend besprechen, wie sie es verdienen. Von besonderem Interesse sind die Essays über „Jakûb der Kupferschmied und seine Dynastie", sowie über „Syrische Heilige".

Der letzte Aufsatz „Theodoros, König von Abessinien" behandelt das Emporkommen und den Fall des großen Herrschers, der so elend untergegangen ist. Es ist erfreulich, daß Nöldeke die Epoche vor der englischen Expedition eingehender behandelt hat als den Untergang des Königs, da die Geschichte der Expedition selbst viel genauer bekannt ist als die eigenartigen Verhältnisse, welche sie veranlaßt haben.

Nöldekes Buch ist eine bedeutsame Erscheinung. Jedem, der sich für Gegenwart und Zukunft der mohamedanischen Welt interessiert, ist die Lektüre dieses Werkes zu empfehlen, denn nur der vermag die merkwürdige Entwicklung der orientalischen Dinge in unserem Zeitalter zu verstehen, der ihre Vergangenheit kennt.

Dr. Arthur Pfungst.

„Frauen-Erwerb." Herausgegeben von Paul Dobert. (Leipzig, Adalbert Fischers Verlag.) — Der eigentliche Beruf der Frauen ist die Ehe, aber nur zu häufig ist das junge Mädchen darauf angewiesen, für das weitere Fortkommen selbst zu sorgen. Die Frage des Frauenerwerbs ist daher eine ungemein brennende, denn nur ein tüchtiges Wissen und spezielle Fachkenntnisse werden ein junges Mädchen befähigen, sich eine gesicherte Existenz zu erringen. Wie dieses Wissen erworben werden kann, zeigt das von Paul Dobert herausgegebene Handbuch „Frauen-Erwerb", das den praktischen Zweck verfolgt, den Eltern und den jungen Mädchen genaue Antwort auf die Fragen zu geben: „Was können unsere Töchter werden?" und „Wo und wie erwerben sie die notwendigen Kenntnisse?" Wer sich vor die Aufgabe gestellt sieht, seiner Tochter eine irgendwie geachtete Berufsbildung zu geben, wird dieses Werk mit dem größten Nutzen studieren, da es über Lehranstalten, Lehrzeit, Kosten des Unterrichts, Bedingungen zum Eintritt ꝛc. genaue Auskunft giebt.

Alle wichtigen Berufe, die der Frau offen stehen, mit Ausnahme der Fabrikarbeit, sind vertreten, also von der gelehrten Universitätsbildung, dem Kunststudium ꝛc. an bis zur Ausbildung in den Handarbeiten, im Kochen u. s. w. Den Nachweisen über die Lehranstalten ꝛc. eines jeden Berufes ist eine Einleitung vorausgeschickt, die über das betr. Gebiet orientiert. Hierbei geht der Verfasser von dem lobenswerten Gedanken aus, daß jedes Mädchen, auch das wohlhabende, eine gründliche Berufsausbildung erhalten sollte, um für alle Fälle des Lebens gerüstet zu sein. Die nachdrückliche Vertretung dieses Gedankens giebt dem Werke eine soziale Bedeutung, die zusammen mit der praktischen Einrichtung des Textes das Werk als eine höchst erfreuliche, überaus nützliche Arbeit erscheinen läßt. Die Ausstattung des Handbuches ist eine gute, der Preis ein sehr billiger. X.

Der Honig vor dem Richterstuhle der Geschichte, Vernunft und Erfahrung. Eine Apologie des Honigs. Mit einem Anhange enthaltend Rezepte ꝛc. herausgegeben von P. Leonides Kaltenegger O. S. B. Linz a. d. Donau: Verlag der F. J. Ebenhöchschen Buchhandlung (Heinrich Korb). — Bienenzüchtern, Liebhabern des Honigs, besonders aber Kranken sei dies treffliche Büchlein bestens empfohlen. X.

Englische Litteratur.

„Mein dänisches Schätzchen" ist der Titel eines packend geschriebenen Seeromans von Clark Russel. An den Faden einer abenteuerlichen Erzählung reihen sich prächtige Bilder von Schiffbrüchen, Stürmen, Meutereien und ähnlichen Seeromansrequisiten. Das Buch wird besonders von der männlichen Jugend verschlungen werden. Der junge Held dieser Erzählung fährt in einem Rettungsboot hinaus in den Sturm zur Rettung eines kleineren dänischen Schiffes; er schwingt sich hinauf, und im gleichen Augenblick versinkt sein Rettungsboot in den schäumenden Wellen. Es ist Nacht. Auf dem halb geborstenen Schiff findet er nur einen sterbenden Mann und einen hübschen schlanken Matrosenjungen, der zu seiner angenehmen Überraschung schon nach wenigen Minuten ihm gesteht, daß er gar kein Knabe sei, sondern des Kapitäns einzige Tochter in Matrosenkostüm. Niedlich, nicht wahr! Sie lenkt aber das Schiffchen mit großer Gewandtheit, doch schließlich müssen sie ein Floß bauen, und werden von drei Männern gerettet, die in einem alten Segelboot nach Sydney fahren und die natürlich nicht das Geschlecht der schönen Helga ahnen. Auch sie ihrerseits leiden Schiffbruch und werden von einem großen Schiffe aufgenommen. Und so geht es weiter mit hübschem Humor. — Die apologetische Litteratur beginnt in England einen breiteren Raum einzunehmen. Besonders sind die Verfasser Leute, welche

deutsche Theologie studiert haben und nun versuchen, die bitteren Pillen der modernen Wissenschaft ihren Landsleuten in möglichst kleinem Format zu verdauen zu geben; für die Radikalen bieten sie zu wenig, für die Orthodoxen zu viel von diesem Gift. Zu dieser Sorte von Büchern, welche immerhin als leise stoßende Mauerbrecher eine gewisse Kulturmission erfüllen, gehört die Apologetics von A. B. Bruce, Doktor der Theologie, in Free Church College, Glasgow. Das Buch kostet eine halbe Guinea. Mit Recht jedoch protestiert Herr Bruce gegen die brutale Form des Materialismus, der von Karl Vogt vertreten wird und in dem Satze gipfelt, daß Gedanken aus dem Hirn kommen, wie Urin aus den Nieren. In der That ist ein schieferer und unwürdigerer Vergleich wohl noch selten gemacht worden. Mit Recht auch protestiert er gegen die Liederlichkeit des Materialisten Helvetius, der behauptet, Libertinage sei Frankreich nützlich, wie der Nilschlamm den Ägyptern. Freilich ist diese Kampfesweise unseres frommen Doktors sehr bezeichnend; an die edle Sorte des Materialismus, der mit sittlichem Idealismus sich wohl verträgt, ja ihn fordert, wagt er sich nicht heran; und doch glaubt er, überhaupt den Materialismus abgethan zu haben. Zur selben Sorte von Büchern gehören die in England zahlreichen Predigten in Buchform, von berühmten Kanzelrednern der Gegenwart verfaßt. Hier will ich erwähnen ein Buch „Essays and Addresses" von Canonikus Liddon. Derselbe schreibt über Buddha und Christus; und zwar in jener hochmütigen und scheinheiligen Art, wie wir es nicht anders erwarten können. Ich sage „scheinheilig"; denn der Mann mußte genau wissen, daß die Evangelien in allen Hauptsachen, was Leben und Lehre Jesu betrifft, dem Buddha-Evangelium entnommen sind, so daß ernste Forscher mit Recht zu zweifeln anfangen, ob überhaupt die Annahme der historischen Wirklichkeit Jesu noch nötig ist. Ich spreche hier als Fachmann; ich bin selbst gelernter Theologe. Immerhin, es ist interessant, daß die Pastoren wenigstens das Thema vorzunehmen für geboten erachten; und das ist schon mehr, als unsere deutschen Kanzelredner riskieren dürfen. Endlich will ich deutsche Sensationsschriftsteller aufmerksam machen auf einige Bände von Erinnerungen, die ein hervorragender Londoner Polizeibeamter, der jüngst verstorbene Montagu Williams Q. C., geschrieben hat. Manch interessante Lokalfarben mag man daraus entnehmen.

Dr. Adolf Brodbeck.

Skandinavische Litteratur.

Hulda Garborg, Et frit Forhold. (Bergen, Mons Litleré. 1892.)

„Ein freies Verhältnis" ist, so viel ich weiß, das erste Buch, mit dem Frau Garborg vor die Öffentlichkeit tritt, wenigstens die erste größere selbständige Dichtung. Die Verfasserin ist in eine gute Schule gegangen; nicht umsonst ist dem Bande die Widmung „Meinem Manne" vorgesetzt. Das Werk ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Garborgs „Bei Mama". Die Entwicklung einer Ladenjungfer von der heiligen Einfalt zur Liebsten des Chefs und endlich zu seiner Tyrannin. Das Mädchen steht von Anfang bis zum Ende im Mittelpunkt der Handlung. Alle andern Personen sind nur skizziert; selbst der Verführer ist nicht scharf ausgearbeitet. Das ist kein Fehler; was hin und wieder an Anschaulichkeit verloren gegangen, wird reichlich durch die Konzentration gewonnen. Der erste Teil ist etwas unsicher in der Behandlung; aber die Entwicklung, von der sogenannten Verführung ab, ist energisch und mit sicherer Hand weitergeführt. Da bekommt die Erzählung einen Zug, dem nicht zu widerstehn ist. Es trifft sich glücklich, daß die Verfasserin sich in ihrem ersten Werke, ähnlich wie früher Amalie Skram, die Entwicklungsgeschichte eines Weibes zum Vorwurf gewählt hat. Hier ist sie von vornherein zu Hause; ob sie die Kraft hat, auch Männer dichterisch zu

bewältigen, muß die Zukunft lehren. Hervorgehoben werden mag die Unerschrockenheit, mit der Frau Garborg den heikelsten Dingen zuleibe geht. Hin und wieder ist man erstaunt, mit so viel ungenierter Kraft hingestellte Scenen in einem Erstlingswerk zu finden. Ich will hier eine vorführen. Frl. Halvorsen ist von ihrer Gebärsommerfrische in die Stadt zurückgekehrt. Am ersten Abend „als sie sich fast entkleidet hatte, bekam sie plötzlich Lust, ihren Leib anzusehn. Wie der wohl nach einer solchen Geschichte aussehn mochte! Während ihrer Schwangerschaft hatte sie es nie über sich gewinnen können, ihn anzusehen; schon durch das Hemd hindurch sah er damals häßlich genug aus. Sie löste die Binde und trat vor den Spiegel. Aber du großer Gott, wie sah sie aus! — Der ganze Leib mit blauschwarzen Streifen überzogen, gleichsam Adern oder Schrammen; und abscheulich groß war er auch, faltig und häßlich. Hu! Nun sollte sie vielleicht ihr Leben lang mit diesen Merkzeichen herumlaufen, na das konnte hübsch werden. Eilig knüpfte sie die Binde wieder fest und sprang schnell ins Bett. Sie fror, daß sie mit den Zähnen klapperte. Daß es im August so kalt sein konnte." — Wenn hier und da die Darstellung sprunghaft ist, so geben Scenen wie diese berechtigte Hoffnung auf eine reiche Ernte. Unsern schriftstellernden Weibern männlichen und weiblichen Geschlechts sei das Buch hiermit angelegentlichst zum Studium empfohlen. Wenn sie nicht norwegisch lesen können, mögen sie's lernen; ich garantiere dafür, daß der Nutzen für die Mühe entschädigt.

Knut Hamsun, Mysterier. Roman. (Kopenhagen, Philipsen. 1892.)

„Im Mitsommer vorigen Jahres wurde eine kleine norwegische Küstenstadt Schauplatz einiger höchst ungewöhnlichen Begebenheiten. Es tauchte ein Fremder in der Stadt auf, ein gewisser Nagel, ein merkwürdiger und eigentümlicher Charlatan, der eine Menge auffällige Dinge ausführte und ebenso plötzlich wieder verschwand als er gekommen war. Dieser Mann wurde sogar von einer jungen geheimnisvollen Dame besucht, die in Gott weiß welcher Angelegenheit kam und nur ein paar Stunden zu verweilen wagte." So beginnt der neue Roman Hamsuns. Wenn man den dicken Band von 516 Seiten durchgelesen hat, ist der Held genau so merkwürdig wie am Anfang. Man weiß nicht, ob er wirklich Nagel heißt, oder Simonsen, wie ihn die fremde Dame nennt: man hat die bestimmte Ahnung, daß er sich fälschlich für einen Agronomen ausgiebt und vielleicht, vielleicht auch nicht, ein Musiker ist. Man glaubt, daß er verrückt ist und wird wieder daran irre, wenn er dieselben Anschauungen ausspricht, die der vernünftige Dichter Hamsun anderwärts ausgesprochen hat. Immer ist er merkwürdig, eigentümlich, sonderbar. Aber der Schlüssel zur Erklärung fehlt. Was hinter dem Augenblicke liegt, da er in der Küstenstadt ankommt, das ist alles in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Vielleicht, daß Hamsun einen Menschen mit Gott weiß welchen Anlagen allen hat schildern wollen, der alles kann und zu nichts kommt, da er alles kann; der von einem zum andern geht, sich eine Zeit lang mit aller Kraft des Empfindens in etwas vertieft, um es dann fahren zu lassen, der sich unter den Menschen fremd fühlt, das unwiderstehliche Bestreben hat, anders zu sein als die andern und schließlich so lange Narrenstreiche ausführt, bis ihm niemand mehr glaubt. . . Es ist möglich, vielleicht ist es nicht richtig. Manchmal scheint sich der Dichter selber geschildert zu haben, vielleicht ist das Ganze nichts weiter als eine auf die Spitze getriebene Schilderung einzelner Hamsun'scher Charakterseiten. . . . Lassen wir das Raten sein. Herr Nagel ist also ein merkwürdiger Mann, merkwürdig auf der ersten, merkwürdig auf der letzten Seite. Und was er thut, und was er spricht, all das Merkwürdige wird uns gewissenhaft vorgetragen. Wenn du, dummes Leservieh, etwas mehr verlangst, eine Erklärung ver-

langst, wenn du sagst: das ist keine Dichtung, das ist ein merkwürdiger Fall, weiter nichts, und hätte als solcher kürzer abgemacht werden sollen — so beweist du damit nur, daß du von der allein berechtigten, der allein modernen Kunst, der Blüte aller Kunst nichts verstehst, du bist dumm, liebes Kind, also halt den Schnabel. Es ist eigentlich dieselbe Geschichte wie im ersten Roman Hamsuns. Dort dekretiert er auf der ersten Seite: ich habe Hunger; und dann hungert das Ich lange, lange Zeit, daß aus seiner Hungerperiode ein Roman herausgeschlagen werden kann. Aber die allergeringste Erklärung, wie's denn kam, daß der Mann zum monatelangen Hungerkandidaten wurde — wie könnt ihr dummen Leseviecher verlangen, daß ihr die bekommt? — Der „Hunger" war ein Effektstück, die „Mysterier" sind ein Effektstück. Hier wie dort Talent, großes Talent. Auch in dem neuen Buche Seiten, die man mit Andacht liest, mit der Hingebung, die nur ein Dichter wachrufen kann. Stimmungsschilderungen von unvergleichlicher Intensität. Das ganze in einem sicheren Stil... Aber, wenn man das Buch aus der Hand legt, dann hat man das Gefühl, als hätte man im Zirkus gesessen und mit beispielloser Eleganz ausgeführten Kunststücken am Trapez zugesehen — und das ist alles. Zweimal hat sich nun Hamsun als litterarischer Kunstreiter ersten Ranges bewährt; wann wird er einmal nichts weiter als Dichter sein?

Amalie Skram, Foraadt. (Kopenhagen, Schubothe. 1892.)

Das Buch enthält vier Erzählungen. Nach der letzten, größten und bedeutendsten ist es benannt. Niemals hat sich Frau Skram, die keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht, an ein schwierigeres Thema gewagt. Ein Schiffskapitän, ein grundgutmütiger Kerl, der das Leben hingenommen und genossen hat, verheiratet sich mit einem jungen Ding, das durch eine urehrsame Erziehung für die Ehe verdorben ist. Unleidliche Verhältnisse sind die Folge. In der Brautnacht versucht die junge Frau aus Furcht vor dem Unbekannten zu fliehen; und schlimmer wird es in der Folgezeit, als sie merkt, daß ihr Adolf nicht weiß wie Schnee in die Ehe gekommen. Die durch die Erziehung zurückgedrängte und verdorbene Sinnlichkeit weckt in ihr das lüsterne Verlangen, alles recht genau zu wissen, was ihr Mann gesündigt hat. Sie überredet ihn dazu, zu beichten. „Nur so kann ich darüber hinwegkommen. Nur das kann mir wieder Frieden und Ruhe geben." Der gute Mann thut es und nun kommt eine Zeit furchtbarster Qual. Auf dem Meere, wo Mann und Frau Tag für Tag auf einander angewiesen sind, kommt sie mit ihren Fragen. Sie will alles wissen, ganz genau wissen, jede Einzelheit. Ihr ganzes Denken und Fühlen ist verschweint. Bis zum Wahnsinn gequält, springt der Mann über Bord. — Die Erzählung bildet einen Höhepunkt in Frau Skrams Wirksamkeit. Niemals war die Darstellung klarer und fester. Kaum ein falscher Ton. Man wird sich der künstlerischen Selbstzucht und Arbeit, die Frau Skram hinter sich hat, um so weit gelangen zu können, recht bewußt, wenn man mit „Verraten" die erste Erzählung aus dem Jahre 1873 vergleicht mit ihren vielen unnötigen Worten und ihrer unsicheren Darstellung.

Paa Forpost, Billeder fra 70-aarens af Kristofer Kristofersen. (Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag. 1892.)

Der Verfasser ist kurz nach dem Erscheinen dieses Buches gestorben. In Deutschland ist er so gut wie unbekannt, und auch dieses letzte Buch wird kaum viele Leser finden, trotzdem er hier das Beste geleistet hat, das in seiner Kraft stand. Es ist Kristofersen niemals gelungen, so ernst er es mit seiner Kunst nahm, eine Gestalt wirklich dichterisch lebendig zu machen. Auch hier nicht. Von seiner ganzen dichterischen Wirksamkeit wird wenig bestehen bleiben; aber sicher dieses

Buch. Jeder, der sich mit der Entwicklung des norwegischen Geisteslebens in den siebziger Jahren vertraut machen will, wird es mit Ausbeute lesen; denn es schildert den eigentümlichsten Repräsentanten dieser Zeit, Olaves Johannes Fjørtoft (1847—78), einen Mann so spezifisch norwegisch in seinem Wesen, wie nur einer, dabei so vorwärts drängend, rücksichtslos drauflosgehend, rücksichtslos gegen andre, rücksichtslos gegen sich selbst, niemals stille stehend, immer die Konsequenzen ziehend, die fleischgewordene Logik. Schon Arne Garborg (in den Bauernstudenten) und Gunnar Heiberg (in Tante Ulrike) haben ihm in ihrer Weise ein litterarisches Denkmal gesetzt. Aber keiner mit solcher Begeisterung und Hingebung wie Kristofersen. 1885 stellte er den Wert Fjørtofts in einer feinen Abhandlung fest, nun hat er am Lebensausgange all seine Kraft zusammengenommen, um den verehrten Vorkämpfer dichterisch zu bewältigen. Das ist ihm nicht gelungen. Man muß voraus wissen, mit wem man es zu thun hat, um den Wert der Hauptperson klar zu verstehn. Ebensowenig ist das Milieu mit geeigneter Klarheit dargestellt. Und doch hinterläßt kein norwegisches Buch von 1892 einen so tiefgehenden Eindruck. Denn es ist von einem geschrieben, der den ganzen Inhalt der modernen geistigen Bewegung in Norwegen in sich aufgesogen hat und nun, des Erreichten froh, mit ehrlicher Begeisterung die Erinnerung an die ersten Waffengänge auffrischt. Dadurch bekommt das Buch Farbe und Glanz. Wer es gelesen, wird die Person des Verfassers ebensowenig vergessen können wie die seines Helden, des vielgeschmähten ersten wahren Sozialisten Norwegens.

Die Verlagshandlung Gebrüder Salmonsen (Kopenhagen) hat sich mit rühmenswerter Kühnheit an die Herausgabe eines großen Konversationslexikons für den skandinavischen Norden herangewagt. Mir liegen 16 Hefte vor (Salmonsens store illustrerede Konversationslexikon for Norden). So weit ich sie eingesehen habe, kann ich sie dringend empfehlen. Ob die nordische Litteratur hier endlich einmal anständig behandelt wird, läßt sich noch nicht entscheiden. Es wäre dringend zu wünschen. Denn es ist schandbar, was auf diesem Gebiete Meyers und Brockhaus' Konversationslexiken gesündigt haben. Auch für die letzte Ausgabe des Brockhaus hat irgend ein Schmierfinke Artikel geliefert, über die man sich Gottseidank im Norden nicht weiter ereifert, wohl aber lustig macht.

G. Morgenstern.

Czechische Litteratur.

G. Jaroš, Sláva. Literární burleska z roku 1824. (V Praze, F. Šimáček, 1892). — Es ist schon an und für sich merkwürdig, wenn ein Erstling die Physiognomie des Burlesken trägt, doppelt merkwürdig aber, wenn der Autor damit ein Feld betritt, welches vor ihm noch niemand, wenigstens nicht erfolgreich, gepflegt hat; daß man diese Dichtung mit dem „ersten Preise" gekrönt hat, ist nur ein pikanter Nebenumstand und die unmittelbare Folge dieser Merkwürdigkeiten. Der Stoff der „litterarischen Burleske" ist ausnehmend einfach: Ein ehrsamer Buchbinder, dem die Geliebte in Folge ihrer Theaterliebhaberei untreu geworden, hat sich in den Kopf gesetzt, die Zahl der Unsterblichen zu vermehren, zu deutsch statt Bücher — Verse zu kleben. Deshalb verkehrt er auch mit den (damaligen) Weckern des czechisch-nationalen Lebens, wie Jungmann,*) Čelakovský, Hanka,**) Macháček ***) u. a. m.

So lernt er denn nach und nach erkennen, daß nicht alles Gold ist, was

*) J. Jungmann (1773—1847) bedeutender Linguist, Litterarhistoriker und Übersetzer. Hauptwerk Wörterbuch der czechischen Sprache. 5 Bände.

**) W. Hanka, Finder (und Erfinder??) der bekannten „Königinhofer Handschrift".

***) K. S. Macháček, talentvoller Dramatiker und Übersetzer (Trauerspiel: Zawisch von Falkenstein).

glänzt, am wenigsten aber die ‚papierene Unsterblichkeit des Schriftstellers‘ und findet Gelegenheit, all die aphrodisischen Mittel, welche auf den Geistesarbeiter begeisternd wirken, als Neid, Undank, Geringschätzung philiströser Seelen, Kampf ums tägliche Brot und — Ende gut, alles gut — absolutistische Muckereien (anno 1824! und heute?), an sich zu erproben. Das sticht ihm endlich den Star und just, als er auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Punkte steht, das menschliche Leben ganz erbärmlich miserabel zu finden, wird er von seiner Thekla, welche unterdes ebenfalls eine Kneipkur durchgemacht hat, ins glückselige Philisterium hinübergerettet. — Die Ausführung des Themas ist geradezu brillant. Hauptmerkmal desselben ist die farbensatte, symbolistische Realistik, womit uns die Personen vor Augen geführt werden. Die Empfindungen und Gefühle, für die es im Sprachschatze keine Worte giebt, durch Bilder und Vergleiche wiederzugeben, ist zwar nicht sonderlich neu, aber die Art und Weise, wie es Jarosch thut, dürfte kaum ihresgleichen haben und der allgemeinen Aufmerksamkeit wert sein, schon deshalb, weil selbe auf ein urwüchsiges Talent schließen läßt.

So nennt er z. B. eine Stimme „weich wie Plüsch“, ein Lächeln „zart wie Tüll“, eine katzenfreundliche Person läßt er die „Wange, wie mit Zucker, mit dem süßesten Lächeln bestreuen“ u. s. f. Dadurch gewinnt nicht nur die epische Erzählung, sondern auch der Gedanke des Dichters an Leben und Schwung — er erhält, sozusagen, „Hand und Fuß“ und vermag auf den Leser doppelt einzuwirken. Dem ganz angemessen bewegt sich auch die Sprache (Dialoge) fast ausnahmslos in der Sphäre der unteren Schichten, sehr gut verwendet sind die in der czechischen Volkssprache zahlreich vorkommenden Germanismen, was wiederum das Kolorit der Burleske erhöht. Die Form (Alexandriner) konnte nicht besser gewählt werden. — Kein Wunder also, wenn Jarosch' Talent große Hoffnungen hervorgerufen hat, sowohl bei der unparteiischen Kritik, als beim unverdorbenen Publikum seiner Nation. Daß diese Hoffnungen nicht übereilt waren, beweist sein eben erschienener Novellenband Publikáni a hříšníci (ebenda). Hier finden sich seine hervorstechenden Eigenschaften, als scharfe Beobachtungsgabe des wirklichen Lebens und künstlerische Reproduktion desselben in noch verstärktem Maße. Auch hier symbolistische Realistik, aber, weil durch keine rhythmische Form beengt, weit kräftiger — ich möchte sagen — rücksichtsloser. Ja, einzelne Erzählungen, wie z. B. der geistvolle „Spaziergang auf der Decke“ erwuchsen ganz aus dem Symbolismus. — Es sei mir gestattet, den kurzen Inhalt zweier Erzählungen oder besser Skizzen wiederzugeben, um die Stoffe des Autors zu kennzeichnen. „Erkenntnis“: Eine alte Witwe sieht sich genötigt, die Bibliothek ihres verstorbenen Gatten zu verkaufen, nur ein einziges Buch behält sie zum „Andenken“ — es ist sein Tagebuch und aus den darin enthaltenen Notizen ersieht sie zu ihrem Schmerze, daß ihr der geliebte Gatte untreu gewesen. — — „Das neue Leben“: Ein Musikant kehrt mit seinem kränklichen Weibe aus Bulgarien zurück, sich recht mühselig durch die fremden Lande schlagend. Müd und hungrig übernachten sie in einem neugebauten Hause hinter einem Bretterverschlage, wo die Feuchte mitteist Kohlendunst ausgeteuft wird. Hier in der vergifteten Atmosphäre schlafen sie ein, voll Hoffnung und Entwürfen, wie sie ein „neues Leben“ beginnen wollen . . . . —

Es ist also immer nur ein psychologisches Moment, ein einziger Augenblick aus dem Leben der „Zöllner und Pharisäer“, den Jarosch auf der Matrize auffängt, ein einziger — aber ein ergreifender, das Herz jedes unverdorbenen Menschen tieferschütternder. Man lese doch nur die Skizze „Ein Gewicht“: Die Hauptperson — ein Schneider, zusammengeschrumpft, halbblind, arbeitsunfähig. Er hat sich für den

Sohn geplagt, damit der es einmal besser habe als sein Vater und erlebt die Erfüllung seines Herzenswunsches. Der Sohn ist Subalterner, verheiratet und Vater von drei Kindern. Er will sich dem Alten dankbar erzeigen, ihm wenigstens den Rest der Lebenstage verschönern. Er sowohl als sein Weib — ein goldenes Herz — hätscheln und tätscheln den guten ‚Großvater‘. Der Alte findet Wohlgefallen daran, er ahnt ja nicht, welch große Opfer das ihm dargebotene Behagen seinem Sohne kostet. Einmal erwacht er frühzeitig vom gewohnten Mittagsschläfchen und hört folgendes Gespräch: „— — — Ich werde ein Narr!“ rief verzweifelnd der Mann aus. „Ich hänge mich auf. Dies Gewicht auf dem Nacken!“ — „Paul ... stelle das Gott anheim. Schau, er ist ja schon alt . . . und dann ist er doch Dein Vater!“ — — — Die Empfindungen des alten Mannes nun, welche das belauschte Gesprächsfragment in ihm erweckt hat, sind der eigentliche Gegenstand der Skizze. Der Kampf zwischen der Vaterliebe und dem Bewußtsein, daß er ein Recht habe auf das bißchen Ruhe und Behagen, wird mit naturalistischer Objektivität, in konkreten Detailen vorgeführt. Die Gedanken des Greises, wenn er die Pfeife in die Hand nimmt und den Tabakbeutel leer findet, seine störrische Selbstverleugnung, mit der er das Anerbieten der Schwiegertochter, ihm neuen Tabak zu kaufen, abweist, seine Verlegenheit, sein emsiger Widerspruch, als ob er sich fürchte, der lockenden Versuchung zu erliegen — das alles bildet den Kern der Skizze, die Verwicklung des Dramas, dessen Katastrophe der nächtliche Seelenkampf des bitter enttäuschten Mannes bildet, jener Augenblick, in welchem er, da ihm der absolute Selbstmord eine Sünde däucht, „das Hemd, soweit es eben anging, öffnet und ans Fensterkreuz gelehnt, die schwitzende, durchwärmte Brust dem eiskalten Nachtwind darbot.“ — Das Weitere verschweigt der Autor. Er wollte eben nur die Buße eines Vaters schildern, der an seinem Sohne unwissentlich gesündigt — ein Welteres überläßt er der Phantasie des Lesers, welchen schon das Wenige tief erschüttert. — Was die Form betrifft, so ist diese außerordentlich geschmeidig. — Jarosch ist ein gewandter Stilist, er erzählt leicht und besitzt die große Kunst, für jeden Gedanken, für jedes Gefühl einen passenden Ausdruck zu finden. — Demgemäß hat auch die czechische Kritik ganz recht, wenn sie sagt: Das Buch ‚Zöllner und Pharisäer‘ verdient die weiteste Beachtung, da sein Verfasser ein gewaltiges ursprüngliches Talent ist, von dem wir noch viel, sehr viel großes zu erwarten haben. Jarosch selbst verspricht am Schlusse seiner Vorrede ein größeres realistisches Werk: „Eine bloße Visitenkarte (so nennt er sein vorliegendes), die wir dem Publikum zusenden, in der Absicht, vor demselben — und das binnen kurzem — bedeutendere Schritte zu wagen.“ — Was mich betrifft, so rufe ich dem Autor ein herzliches Glückauf zu, denn er ist mir vollauf Bürge, daß der gesunde Realismus auch bei den Czechen zahlreiche Anhänger finden und viel ersprießliches leisten wird.

K. B. Mádl, Dějiny umění výtvarních (Bursik & Kohout v Praze). Eine Geschichte der darstellenden Künste ist schon lange Bedürfnis der Czechen gewesen, mit diesem Werke wird also wirklich eine empfindliche Lücke (die berühmte ‚Lücke‘ einer p. t. Krämerkritik natürlich nicht) ausgefüllt. Das reich und wunderschön illustrierte, mit Liebe geschriebene Werk erscheint in Heften.

Dr. G. Zába, Pyrrhonismus (J. Otto v Praze). Ein Essay ‚über den philosophischen Zweifel‘. Der Autor geht auf Pyrrho († 270) zurück, den er als bedeutendsten griechischen Philosophen erklärt und in dessen Skepsis er ein „Stück des modernen Denkens angedeutet“ findet. Der Essay ist klar und anziehend geschrieben, ohne dem unter Gelehrten allgemein üblichen Salbaderton.

Č. Zibrt, Listy z českých dějin kulturních (J. R. Vilímek v Praze) interessant und fleißig. Der Autor reicht an sein Muster, den czechischen Kultur forscher Sigmund Winter, vollkommen hinan.

Ottokar Stauf von der March.

Vermischtes.

Professor v. Krafft-Ebing in Wien hat der Neu-Auflage seines Lehrbuches der gerichtlichen Psychopathologie ein neues Kapitel eingefügt, das sich mit Paranoia politica, dem politischen Irrsinne, beschäftigt. Darin finden sich folgende Ausführungen: „In der Geschichte wie in der Gegenwart stößt man massenhaft auf Persönlichkeiten, die, unzufrieden mit den sozialen Einrichtungen, sich berufen fühlen, die Welt zu verbessern oder wenigstens etwas Neues an die Stelle des Alten zu setzen. Viele dieser abnormen Menschen verbleiben zeitlebens auf der Stufe abnormer Weltverbesserer und politischer Kannegießer, aber diese Stufe ist die Vorstufe zu einer schweren, unheilbaren geistigen Krankheit, der Paranoia expansiva. Leicht geschieht es solchen Individuen, daß sie unter der suggestiven Wirkung anderer oder unter dem Einflusse aufgeregter Zeiten den Rest ihrer Besonnenheit verlieren. Dann fühlen sie sich getrieben, im Sinne ihrer Ideen handelnd aufzutreten. Sie erscheinen in der Rolle von Volkstribunen, Leitern von Aufständen, als Stifter von politischen Parteien, von Sekten, und machen sich und andere unglücklich. Bemerkenswert ist, daß solche Volkstribunen, Demagogen und Umsturzmänner in Zeiten hochgehender Gemütserregung die Massen mit sich fortreißen, durch ihre Beredtsamkeit, Originalität und Exzentrizität kaptivieren, durch ihren wahnsinnigen Fanatismus, der dann vielleicht durch „Inspirationen" erregt ist, entflammen können. Lombroso weist neuerdings auf das interessante Faktum hin, wie viele soziale Rebellen, Kommunarden, Anarchisten, Leiter von Aufständen sich bei anthropologischer und psychiatrischer Prüfung als psychisch belastete Degenerierte erwiesen und daß ein nicht geringer Prozentsatz schon ausgesprochen irrsinnig war oder allmählich dem Irrsinne anheimfiel. Schließlich verfallen derartige Unglückliche dem vollkommenen Größenwahn und, falls sie einige Zeit zur Macht gelangen, erscheinen sie ihrer degenerativen Natur gemäß als Tyrannen. . . . Kommen sie in eine Irrenanstalt, so erkennen sie darin Akte des Neides und der Furcht vor ihrem großen Talent, kultivieren ihre „Ideen" einfach weiter, die Zeit für deren Verwirklichung erwartend. Ihr endliches Schicksal ist Untergang in ganz verrücktem Größenwahn, Verwirrtheit, psychischer Schwäche. Die forensische Bedeutung dieser Kategorie von „luciden" Irren ist äußerst groß. Nicht genug, daß sie ihre Mitmenschen verhetzen, Rassen- und Klassenhaß entfachen, die Grundpfeiler der sozialen Ordnung untergraben, Akte des Fanatismus in Gestalt von Dynamit-Attentaten begehen, gelangen sie in ihrer wahnsinnigen Verblendung nicht selten dazu, in dem Mord des Staatsoberhauptes eine Verwirklichung ihrer Umsturzgedanken zu erkennen und ihn auszuführen; es fehlt ihnen die Einsicht, daß die Wegräumung des Trägers eines Systems dieses selbst nicht aus der Welt zu schaffen vermag, daß der Rebellion notwendig die Reaktion folgen muß, und der gedeihliche Fortschritt im sozialen Leben nur auf dem Wege der Evolution erfolgen kann. Thatsächlich sind die politischen Mörder durchwegs belastete, verschrobene, exzentrische Menschen. Viele von ihnen hatten das Grenzgebiet des Irrsinns schon längst überschritten und erwiesen sich als Paranoiker."

Dieser Professorenweisheit letzter Schluß ist also: Gesunder Normalgeist in allen Stücken ist der brave Philister, der sich mit der berühmten Entwickelungslehre einig weiß: *Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht!* Und nach dem normalen

Philister kommt gleich der normale Professor! — C.

Ausland im Reich. Jüngst wurde, wie die Zeitungen unwidersprochen meldeten, eine Hundertmark-Note der Bayerischen Notenbank von einer Postanstalt in Preußen als „ausländisches Geld“ zurückgewiesen. Diese kuriose Geschichte spielte in der Reichshauptstadt selbst, nicht in Prenzlau oder irgendwo in Hinterpommern. Bayerische Zeitungen haben sich darüber stark aufgeregt. Mit Unrecht. Ähnliche Auffassung vom Ausland im Reich besteht auch bei uns. Wenn z. B. ein bayerischer Offizier in die deutsche Reichsmarine (beziehungsweise in das Seebataillon) tritt, begiebt er sich nach zu Recht bestehendem bayerischen Gesetz in „ausländische Dienste“ und geht daher aller Ansprüche verlustig, die er etwa an die bayerische Offiziers-Witwen- und Waisenkasse hat, ohne daß er durch Weiterentrichtung der Einzahlungen seine Ansprüche an sie erhalten könnte. (Irren wir uns? So möge uns das K. B. Kriegsministerium des Besseren belehren.) Diese Sonderbarkeiten gehören zu jenen Kennzeichen, nach welchen wir die Art der Gründung und Entwickelung des Reiches bestimmen müssen. Das heutige Deutschland ist eine Militärgründung Preußens, das in der Hurrahstimmung des siebziger Kriegs und Siegs die übrigen kleineren Staaten überrumpelte und deren partikularistische Instinkte bis auf ungefährliche Reste betäubte. Preußen verstand damals meisterhaft, seinen eigenen riesigen partikularistischen Egoismus im Lichte des idealsten Nationalismus vor aller Welt erstrahlen zu lassen. Allein es vermochte durch die Entwickelung, welche seither die Reichsdinge genommen, diese Täuschung nicht aufrecht zu erhalten. Eben weil diese preußische Militärgründung der inneren nationalen Größe und Hoheit, der Einheit des Geistes und Gemütes entbehrt, welche durch ihr bloßes Vorhandensein der Welt Achtung erzwänge, muß das Reich sich in Auftürmung äußerer Machtmittel volks- und kulturwirtschaftlich erschöpfen, es muß, als unersättlicher Moloch schließlich die Eingeweide seines eigenen Leibes fressen, um die Illusion seiner Weltstellung bis zum letzten Augenblick aufrecht zu erhalten. Denn es kann seine Art und Entwicklung aus der Hurrahstimmung des Militarismus nicht verleugnen. Das ist sein Schicksal. — C.

Demagogischer Antisemitismus. Der Reichskanzler Caprivi erklärte in feierlicher Weise vor dem Reichstag: „Wenn ich mich gegen den demagogischen (volksaufrührerischen) Antisemitismus wehre, so würde ich doch begreifen, wenn antisemitische Männer der Meinung sind, daß in gewissen Dingen im Lande Wandel geschaffen werden muß. Ich würde es sogar begreifen, wenn solche Herren den Antrag einbrächten, das Gesetz vom 3. Juli 1869 (bürgerliche Gleichstellung der Juden) wieder aufzuheben. Wenn aber dieses Bestreben, dessen erster legislatorischer Schritt der angedeutete sein müßte, agitatorisch draußen im Lande betrieben wird, so werde ich mit den Mitteln, die mir dafür zu Gebote stehen, dagegen auftreten.“ Es klingt wie Ironie, wenn nun die Kreuzzeitung den Reichskanzler Caprivi darauf aufmerksam macht, daß die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden bis zum heutigen Tag noch nicht einmal überall im Reich durchgeführt ist, so namentlich in der Armee nicht. Müßte nicht ein gewissenhafter Wächter der Verfassung sofort verlangen, daß den Juden kraft des Gesetzes vom 3. Juli 1869 auch im Heere die Stellung eingeräumt werde, die ihnen dem Buchstaben nach gebührt? Wir glauben nicht, daß der Reichskanzler Caprivi der Mann ist, mit feierlichen Erklärungen, wie der obenangeführten vom 12. Dezember, dem „demagogischen Antisemitismus“ Furcht einzuflößen. Schon die spintisierende Unterscheidung von demagogischem und anderem Antisemitismus (etwa dem sentimentalen, dem gesellschaftlichen u. s. w.) scheint aus keinem sonderlichen Kraftbewußtsein zu entspringen. Mit

Klügeleien und Haarspaltereien ist in Zeiten materieller Kämpfe nichts auszurichten. C.

Hinaus in die Ferne! Bis jetzt konnte jeder Deutsche, falls er nicht durch die Wehrpflicht festgehalten war, auswandern wann, wo und wie es ihm gutdünkte. Und das war nicht mehr als billig. Denn das Reich sowenig als die einzelnen Bundesstaaten gewähren dem Arbeitslosen irgendwelchen Unterhalt (abgesehen von Armenunterstützung u. dergl.). Wer es also vor Not im Vaterlande nicht mehr aushält oder wem es aus sonst einem Grunde im Reiche nicht mehr gefällt, der soll frei hinaus in die Ferne ziehen können oder, wie es der Kaiser von den Nörglern wünscht, den Staub von den Pantoffeln schütteln. Ein Vorfahr des Kaisers, Friedrich der Große, hat freilich „absolument" gewollt, daß in seinem Staate so regiert werde, daß die Leute ihre Heimat allen anderen Ländern vorzögen. Allein die Zeiten ändern sich und die Staaten und Regierungen gleichfalls. Warum soll nun jetzt den Reichsdeutschen durch ein neues Gesetz über das Auswanderungswesen das Aufsuchen günstigerer Lebensverhältnisse im Auslande, namentlich in Nordamerika, von Reichswegen auch noch erschwert werden? Wenn in den Vereinigten Staaten die Löhne höher, die Arbeitszeit kürzer, die Nahrung besser; die Aussicht, durch Fleiß und Ausdauer emporzukommen, größer: warum soll dies für den Reichsdeutschen keine mächtige Anziehung ausüben dürfen? Dazu die Freiheit von dem bei uns immer drückender werdenden Militärdienst, von den erschreckend sich häufenden lästigen Steuern, die größere persönliche Achtung und Freiheit, die auch der geringste Mann in Amerika genießt, mit welchem Recht will man dem geplagten Reichsdeutschen das Erstreben solch kostbarer Güter gesetzlich verleiden? Eine solche ganz unberechtigte Erschwerung ist es aber, wenn der § 21 des neuen Gesetzentwurfs vorschreibt, „daß jeder Auswandernde vier Wochen vorher seine Absicht der Polizeibehörde anmelden muß, und dann erst, wenn er die Bescheinigung nach vier Wochen erhalten hat, auswandern darf". Das ist eine durchaus reaktionäre Polizeimaßregel, die in Württemberg, in Baden schon vor Jahrzehnten versucht, aber sofort wieder beseitigt, ja, die in Preußen selbst schon 1842 vorgeschlagen und vom damaligen Justizministerium abgelehnt wurde — um jetzt, nach 50 Jahren, im deutschen Reichstag wieder aufzutauchen! Hoffentlich wird der Reichstag mit diesem Versuch, unsere verfassungsmäßige Freizügigkeit einzuschränken, kurzen Prozeß machen. C.

Praktische Gesetzgeber. Das muß man unserer jetzigen Reichsregierung lassen, sie ist so ideal veranlagt, daß sie sich mit anderen Ländern hinsichtlich der praktischen Wirkung und positiven Nützlichkeit ihrer Gesetzgebung in keinerlei Distanzritt einlassen mag. Die Schweiz hat in einem vorzüglichen Gesetze vom Jahre 1888, welches, Bokemeyer, Vorstand der Geschäftsstelle der Deutschen Kolonialgesellschaft, in seinem lehrreichen Schriftchen über Auswanderungswesen mitteilt, nicht bloß ein eidgenössisches Auskunfts- und Belehrungsamt innerhalb der Schweiz geschaffen, sie hat auch dafür gesorgt, daß die Schweizer überall durch ihre Konsulate in fernen Landen die nachdrücklichste Unterstützung finden. Es klingt beinahe unglaublich, wenn Bokemeyer die Behauptung aufstellen kann, daß die Instruktion den deutschen Konsuln das Eintreten für die Auswanderer förmlich verbiete! Dies wäre um so bedauerlicher, da beispielsweise in der Union die eingewanderten Deutschen erst nach fünf Jahren amerikanische Bürger werden, also doch mindestens denselben Schutz, dieselbe Vertretung ihrer Interessen erwarten können wie etwa deutsche Kaufleute im Auslande. Wir erwarten von der berufenen Stelle, daß sie uns über diesen Punkt zuverlässige Aufklärung erteile. Während ferner die amerikanische Gesetzgebung

ernstlich mit dem Gedanken umgeht, die Einwanderung für ein oder fünf Jahre förmlich zu verbieten, beziehungsweise nur Leute einzulassen, die wenigstens 400—500 Mark Barbesitz mitbringen, während der Druck auf das deutsche Volk durch eine neue Militärvorlage im Steigen begriffen ist, also auch künftighin eine gleichstarke Auswanderung zu erwarten steht, begnügt man sich von Seite der Reichsregierung mit einer bloßen nicht fördernden, sondern vielfach hemmenden Kodifizierung der Auswanderungsformalitäten. Amerika, das Haupteinwanderungsland, läßt durch eine eigens nach Europa reisende Kommission die Ursachen der Auswanderung untersuchen — aber Deutschland nicht! Das Reich hat keine Zeit mehr, sich mit tiefpraktischem Sinn und Blick Fragen zu widmen, welche den innersten Nerv unseres nationalen Volkslebens berühren. Oder ist es nicht so? — C.

Robert Reitzel in Detroit druckt in seiner Wochenschrift „Der arme Teufel" die von uns mit dem ersten Preise gekrönte Dichtung „Die beiden Schwestern (eine ethische Burleske)" von Richard Dehmel nach und begleitet den Abdruck mit folgenden einführenden Zeilen:

„Heute habe ich den Hockewanzel und einige Anzeigen geopfert, um eine der wuchtigsten Dichtungen Jungdeutschlands vollständig im Feuilleton zum Abdruck bringen zu können. Ethische Burleske nennt Dehmel sein Opus, es ist mehr, es ist eine That der Wahrheit, es ist eine Geißel, welche wahre Sittlichkeit über der sittlichen Lüge unsrer Zeit schwingt. Wer sich an einigen Derbheiten stößt, den erinnere ich daran, daß das Ganze eine Allegorie ist, aber kein so zweifelhaftes Rätselgebild, sondern eine, die Fleisch und Blut hat und den Menschen so gut trifft wie die Sache. Wer überhaupt keine Verse liest — es giebt auch solche Käuze — wer nicht zwischen den Zeilen lesen kann, wer die Wahrheit nicht vertragen kann, der bleibe dieser Dichtung fern. Du aber, der du einmal reine, nackte Herrlichkeit in Armen hieltest, du wirst mir dankbar dafür sein, daß ich die Schöpfung des Berliner Dichters auf amerikanischen Boden verpflanzt habe."

Unseres Wissens hat es bis jetzt keine der zahlreichen Zeitschriften im deutschen Reich über sich zu bringen vermocht, dieses herrlichen Preisgedichtes unseres Mitarbeiters, das in Amerika Furore macht, auch nur mit einem einzigen Worte zu erwähnen. Kommentar überflüssig.

M. G. C.

In der vom 26. Nov. 1892 datierten Nummer der Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen ist ein Aufsatz von Friedrich Lange zu finden, der die höheren Gesichtspunkte der Schulreform so klar und feurig erörtert, daß wir besonders darauf hinweisen möchten. Lange betont Uhlig gegenüber: es handelt sich um eine deutsche Kulturreform, die in ihren Folgen ebenso weit, ja weiter ragen wird, als ehemals der Kampf der Humanistik gegen die Scholastik. Wurde damals die freie und große Menschlichkeit in ihre Rechte eingesetzt gegen das kirchlich Enge und Kleine, so soll jetzt im Bunde mit moderner naturwissenschaftlicher Weltanschauung die deutsche Volksseele befreit werden aus dem Banne der Ausländerei. Zu diesem großen Ziel der Schulreform gesellt sich das andere, das die soziale Gesundung Deutschlands betrifft. Die künstlichen Schranken zwischen den einzelnen Ständen sollen zuerst in der Schule bekämpft werden. Die allgemeine Volksschule muß sich unmittelbar, ohne Vorschulen, an das höhere Unterrichtswesen anschließen, und dieses selbst muß durch Unentgeltlichkeit allen Befähigten zugänglich sein.

Die vortrefflichen Ausführungen Langes verdienen in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Wir brauchen eine volkstümliche Kultur und eine soziale Verständigung, und dazu verhilft uns eine gründliche Schulreform. H. S.

Bei Karl Gerold & Sohn in Wien ist vor kurzem der XXII. Jahrgang der „Dioskuren“, des litterarischen Jahrbuches des I. allgemeinen Beamtenvereines der öst.-ungar. Monarchie erschienen.

Man mag mit manchen Beiträgen nicht einverstanden sein, jedenfalls eine brave Leistung, deren Reinertrag dem Fonds zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet ist.

Die Perle des dicken Bandes ist das reizende Gedicht „Frühlingszauber“ von der prächtigen Marie delle Grazie. Von Alfred Formey erwähne ich „Begegnung“, das eine hübsche Begabung verrät. Ferdinand Groß bringt einige gelungene Nachdichtungen von Leconte de Lisle, Sully Prudhomme und Paul Bourget. Schön sind die Übersetzungen aus dem Italienischen des Cesare Rossi von E. Breisky. Lyrische Beiträge sind noch Marie von Najmajer, Martin Greif, Fritz Lemmermeyer, E. Cerri, Hans Falke, Alfred Friedmann, Franz Herold, August Silberstein u. m. a, mehr minder bekannten, mehr minder unbegabten Autoren. Sehr schlecht haben mir die lyrischen Ergüsse des Herrn W. von Wartenegg angeschlagen, des Preislustspielsängers. Der alte Ludwig August Frankl dichtet seine Freunde an, u. a. auch Herrn Robert Zimmermann, „als er Rector magnificus wurde“, und veröffentlicht dann die vierzeilige Antwort der Magnificenz. Nun, die Dichter Frankl und Zimmermann, ich glaube, beide haben sie sich einander nichts vorzuwerfen.

Hermann Meynert schreibt über „Kant und Schwedenborg“, W. du Nord über „Josef R von Tandler“. Neben vielen Prosaartikeln enthält der interessante Band noch zwei einaktige Versdramen von Ganser und Dr. Florian Meißner und eine Übersicht über die Thätigkeit des Vereines im Jahre 1891 von Dr. Rudolf Schwingenschlögl. Karl Kraus.

Die „Beilage“ zur „Allg. Ztg.“ brachte jüngst einen larmoyant und pietistisch geschriebenen Artikel über Stauffer-Bern, worin der Verfasser, unter Verhüllung seines puritanischen Antlitzes den jungen Künstler beklagt, in pädagogischer Absicht dessen Verirrungen und tolle Streiche aufzählt und schließlich mit einem Blick nach oben uns rät, mit Goethe „Gott um ein reines Herz zu bitten“. — Merkte der Verfasser nicht, wie ungeschickt er hier citiert, wie ignorant er seine Paralleie gezogen? Weiß er nicht, daß der junge Goethe mit Herzen, die schon anderen gehörten, genau so umgegangen ist, wie der junge Stauffer? Jener mit Charlotte Kestner genau so, wie dieser mit Lydia Welti? Daß dem Verfasser des „Werther“ die Pistole zum Selbstmord nur wenig ferner lag, als dem jungen Schweizer Porträtisten? Und daß die Genüsse und Freiheiten Goethes in Italien denen Stauffer-Berns in Italien mindestens die Wage hielten? — Ist es nicht der junge Wein, der brausen darf und soll, und dessen überschäumendes Gähren die Garantie giebt, daß er in der Reife gut schmeckt? — Wenn uns nur die Pietisten von der protestantischen „Beilage“ mit ihren Bibelsprüchen vom Halse blieben! Dem Verfasser des oben erwähnten Artikels aber raten wir, ohne Citat, Gott nicht um reines Herz, sondern um etwas mehr Verstand und Litteraturgeschichte zu bitten. Panizza.

Briefe berühmter Zeitgenossen an Frhrn. von Hammerstein, Chefredakteur der Preußischen Kreuz-Zeitung. (Zürich. Verlags-Magazin. J. Schabelitz. 1892.) — Nach zwei, drei Briefen wird man stutzig hinsichtlich der Absender; nach dem vierten und fünften Brief ist man sicher, daß nicht nur die Absender, sondern auch der Empfänger fingiert sind. Die neueste Manier, sich über die Welt lustig zu machen und Leute und Gegenstände in eine scharf sarkastische Beleuchtung zu rücken. Die Briefschreiber gehören meist den konservativen Kreisen an. Stöcker, Puttkamer u. a. müssen hier mit ihrem Namen als Folie dienen.

Der Antisemitismus spielt in diesen Briefen eine große Rolle. **Bismarck** dagegen schreibt unterm 5. Mai 1891 an Frhrn. v. **Hammerstein** und die Kreuz-Zeitung: „Friedrichsruh. Ew. Hochwohlgeboren! — Ich habe schon öfter betont, daß ich die konservative Partei für unfähig halte, das deutsche Reich in seinem Bestande zu schützen. Bitte, mich also von jetzt an mit Ew. Hochwohlgeboren unnötigen Zuschriften gänzlich zu verschonen. — Ganz ergebenst v. Bismarck." — Was die fingierten oder vielmehr soliierten Briefschreiber für eine Miene zu diesem Spiel machen werden, wissen wir nicht. **Panizza.**

Lesefrüchte. In dem großen deutschen Vaterlande existiert ein litterarisches Waschhaus, genannt „Blätter für litterarische Unterhaltung". Darin arbeiten früh und spat eine Reihe von Kritikern, die dem Bildungsstande der heiligen deutschen Bourgeoisie von Preußens Gnaden alle Ehre machen. Je nachdem mir es paßt, will ich einen vorführen. Ich beginne mit einem Prachtexemplar. Ich meine damit nicht Herrn Richard Weitbrecht, der dem wie billig entrüsteten Publikum mitteilt (vgl. „Schwierige Lyrik"), daß er einmal verhauen worden ist. Nein, nein, das ist falsch, er ist nicht verhauen, sondern mit einer Ladung „echt münchener Schmutzes" bedacht worden. Der Arme hat sich also abbürsten müssen; und vielleicht lassen sich die Schwielen nicht wegbürsten. Haben wir Mitleid und lassen ihn laufen! Ich meine vielmehr Herrn Dr. phil. Eugen Mogk, Privatdozent an der Universität Leipzig. Der Mann schreibt einen Artikel „Zur nordischen Litteratur" (1892, S. 763 ff.). Darin kritisiert er eine zusammengesudelte Übersetzung dreier altisländischer Sagas. Dagegen ist ja nichts einzuwenden. Wenn der gute Mann nur nicht auch über Dinge reden wollte, die mit dem Buche nichts zu thun haben, über Dinge reden wollte, von denen er nichts versteht. Er verkündet nämlich folgendes: „Aber auch von der Dichtung der nordischen Völker weiß man im großen und ganzen wenig, wenn auch die neuere norwegische Schule, namentlich ihre Häupter, Ibsen und Björnson, durch ihre Dramen und Romane in Deutschland die Wünschelrute geschlagen und in gewissen Kreisen einen Ibsen-Kult hervorgezaubert haben." Ibsen und Björnson, Häupter einer Schule (Herr Dr. Mogk ist natürlich Philologe und kann sich als solcher eine Litteratur, die nicht in „Schulen" zu teilen ist, gar nicht vorstellen), in Deutschland die Wünschelrute „durch ihre Dramen und Romane" schlagend und zusammen einen Ibsenkult hervorzaubernd — das Bild ist so wunderschön, daß man sich sogar über den Stil des Herrn Privatdozenten freut. Das Leipziger Orakel fährt fort: „Allein schon mit Björnson ist es, wie es ist [natürlich! wie soll es denn anders sein!]; man hat seinen Namen wohl im Munde, von seinen Werken aber weiß man verschwindend wenig." Wer ist denn „man"? Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, Herr Doktor! Vor, sagen wir, 5 Jahren kam ein neuer Professor nach xyz; der Mann hatte eine Frau, und es dauerte nicht lange, so war man über diese Frau sehr aufgebracht. Man, das ist: die behosten und beunterrockten Individuen, aus denen die akademischen Kreise von xyz bestanden. Man höre und staune: Die Dame brachte den Namen Zola über ihre Lippen und, was noch viel schlimmer war, sie hatte Zolas Romane **gelesen**. „Man" war indigniert. Ich aber erlaube mir, Herrn Dr. Mogks „man" für nicht der Beachtung wert zu halten.

Das Leipziger Orakel fährt fort: „Und brächten nicht Jonas Lie, Kielland, Strindberg [der gehört wohl auch zur neuern **norwegischen Schule**?] u. a. dem Modegötzen des (!) Realismus ihre Opfer, man würde sie schwerlich in den billigen Ausgaben moderner Bücherfabrikanten finden." Armer Herr Doktor! Wie lange haben Sie doch geschlafen. Sind so weit zurück, daß Sie nicht einmal die neueste Mode kennen. Der Realismus ist ja abgethan; der Symbolismus ist Mode. Wenn Sie sich durch-

aus über einen Modegötzen entrüsten wollen, so entrüsten Sie sich gefälligst über den. Wenn Sie Proben haben wollen, brauchen Sie bloß nach Berlin SW., Schützenstr. 68 zu schreiben. Ballonmütze.

Unter dem Titel „Décadence“ erscheint im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig demnächst eine Sammlung ungewöhnlich fein ausgearbeiteter Noveletten und Stimmungsbilder von Karl Rosner. Als Talentprobe unterbreiten wir unsern Lesern in der heutigen Nummer die Novelette: „Die Nagelschere“, die Art und Stil des jungen Autors trefflich charakterisiert. M.

Preisausschreiben. Die Redaktion des „Frauenheil München“ erläßt folgendes Preisausschreiden: Die Wörter: Heil, Frauen und Frauenheil sind in einem Gedicht, welches bis 12 Zeilen messen darf, zu verwenden.

Für die beste Einsendung ist ein Triumph-Loden-Reform-Kostüm der Loden-Manufaktur J. Hesse, München, im Werte von 80 Mark bestimmt. Außerdem sind 9 Hauptpreise und für die übrigen Einsendungen ein Geschenk im Werte von mindestens 1 Mark vorgesehen. Bezügliche Zuschriften sind bis 10. Januar 1893 an Herrn Direktor Eckhoff, München, Maximiliansplatz 12 B zu richten.

Die Redaktion der Jugend-Gartenlaube (Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg) setzt für 1893 als Preise 1000 Mark, 600 Mark und 400 Mark für die besten, der Jugend am meisten angemessenen Erzählungen aus. Die Erzählung soll nicht mehr als 120 Druckseiten der Jugend-Gartenlaube (43 Zeilen à 18 Silben) und nicht weniger als 80 umfassen und für Knaben und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren geeignet sein. Nur Originalarbeiten sind zulässig. Bis zum 31. Juli 1893, abends 7 Uhr, sind Manuskripte nach Nürnberg an die Redaktion der Jugend-Gartenlaube einzusenden; bis 1. Oktober 1893 findet Kundgebung des Schiedsspruches statt. Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren R. Fries, Armin Stein (H. Nietschmann) und Julius Sturm. Die näheren Bedingungen für die Bewerbung versendet die Redaktion der Jugend-Gartenlaube in Nürnberg auf Wunsch franko.

Auf vielfache Anfragen: Unsere Anthologie wird selbstverständlich alle Arten und Gattungen der Satire, der ernsten wie der heitern, aber immer kühnen, mutigen, unerdittlichen Satire umfassen. „Sozial“ ist (siehe Aufruf in Heft 1, 1893) im weitesten Sinne des Wortes zu fassen. Natürlich sind auch litterarische Satiren mit indegriffen, (z. B. satirische Charakterbilder der Art namhafter Autoren verschiedener Zeiten), ja sehr erwünscht. Redaktion: Wien I., Maximilianstraße 13 I.

Karl Kraus. Anton Lindner.

Notiz. Die in Heft 9 v. J. der „Gesellschaft“ angekündigte Anthologie Uhlmann-Bixterheides wird u. a. Beiträge enthalten von Karl Busse, Franz Evers, Johannes Funk, Arnold Garde, Adam Heid, Fritz Lienhard, Hans G. Ludwigs (†), Georg Barthel Roth, Josef Schmid-Braunfels, A. von Sommerfeld, Ottokar Stauf von der March, Julius Banselow (†) und Heinrich Ernst Wachler. Außer dem Herausgeber sind noch eine stattliche Reihe anderer junger Talente vertreten.

Erklärung. Bezugnehmend auf Edgar Steigers Kritik über Fr. Bopps neues Liederbuch „Dämmerlicht“ habe ich ganz kurz folgendes zu erklären:

1) Meine anerkennenden Strophen bezogen sich nicht auf „Dämmerlicht“, sondern auf Bopps Erstlingswerk „Fallende Blätter“, welches ich für ungleich bedeutender halte, als „Dämmerlicht“. Ich muß es also entschieden ablehnen, daß meine dem ersten Buch geltenden Strophen, mit welchen ich den verdüsterten Menschen und angehenden Dichter ermuntern wollte, willkürlich auch auf das zweite Buch bezogen werden, wozu Edgar Steiger durch die von mir nicht autorisierte Ver-

öffentlichung meines Gedichtes an der Spitze von „Dämmerlicht“ übrigens wohl bewogen werden konnte. Niemand war peinlicher überrascht, wie ich selbst, als ich meine wohlgemeinten, aber ohne Takt reproduzierten Verse an der Spitze des Bopp'schen Buches paradieren sah. Es ist das eine gesunde Lehre für mich, und ich werde mit meinen Ermunterungen in Zukunft vorsichtiger sein.

2) Wer Bopps „Dämmerlicht“ übrigens mit dem ernsten Wohlwollen gelesen hat, welches jede sich mühselig aus den Niederungen des Lebens emporarbeitende Kraft verdient, der wird Steigers so kategorisch ablehnende Kritik unbedingt nicht billigen können. Es ist schon Schlechteres gelobhudelt worden.

Zürich, den 11. Dezember 1892.

Maurice von Stern.

Julius Vanselow †. Am 11. Dezember 1892 starb in Elbing im jugendlichen Alter von 24 Jahren der Lehrer und Schriftsteller Julius Vanselow (Pseudon. J. Selow), ein begeisterter Anhänger der modernen Richtung, der besonders als Lyriker Anerkennenswertes geleistet hat. Unseren Lesern ist er aus verschiedenen Gedichten und Aufsätzen bekannt, die in der „Gesellschaft“ erschienen sind. Vanselow hinterläßt einen reichen litterarischen Nachlaß, unter welchem sich neben zahlreichen lyrischen Gedichten Romane, Novellen und Dramen befinden. Eine Novellensammlung, „Tragödien“ betitelt, über deren Herausgabe der Tod den Autor überraschte, soll bei Pierson (Dresden) erscheinen. M.

Berichtigung. In dem Artikel „Die Columbusfeier in Spanien“ von Johannes Fastenrath (Januarheft) sind durch zu spätes Eintreffen der Korrektur einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben:

Auf Seite 94, Zeile 8 v. o. lies „Señor Cruz“ statt Santa Cruz; Zeile 12 v. o. „dem Bethlehem der Entdeckung“, nicht dem Entstehen der Entdeckung; Zeile 14 v. o. „Huelva“, nicht Nuelva. S. 95, Zeile 9 v. o. lies „Peña y Goñi“, nicht Hoñi, Zeile 19 v. o. „katholischen“, nicht kastilischen Königin; Zeile 22 v. o. lauten die Namen richtig: „Ponce de Leon, Vazco Nuñez de Balboa“; Zeile 6 v. u. lies „Onubense“ statt Onabense. Seite 96, Zeile 5 v. o. lies „Joest“ für West; Zeile 6 v. u. lies „katholische“ Königin.

Unser Preisausschreiben

für die besten Arbeiten über die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse hat zahlreiche Bewerber gefunden. Nach einstimmigem Spruch des Preisgerichts erhielt den ersten Preis

Herr **Heinrich Solger** in **München**,

den zweiten Preis

Herr **Max Seiling** in **Helsingfors**.

Der Abdruck der Arbeiten erfolgt in der „Gesellschaft“.

Dem Preisstifter, den Preisbewerbern wie den Preisrichtern besten Dank und Gruß!

München, 1. Februar 1893. **Dr. M. G. Conrad.**

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Heinz Tovote



Vom Vaterlande.

Zeitfragliches von M. G. Conrad.

(München.)

Stärke, Ehre, Freiheit, Glück und Schönheit des Vaterlandes sind jedem guten Menschen so teuer wie sein eigenes Leben.

Nur muß der gute Mensch auch ein Vaterland haben.

Kein Stiefvaterland.

Keins, das man ihm bloß vorgaukelt, an die Wand oder an den Himmel malt mit allerlei komödiantisch-pfäffischen Redensarten und jesuitisch-patriotischen Erziehungsschwindeleien.

Nein, ein wirkliches Vaterland, kein vorgegaukeltes, vorgelogenes, vorgeschwindeltes.

Millionen guter Menschen haben heute noch kein Vaterland oder kein Vaterland mehr. Sie haben nur ein Reich, einen Staat, einen Fürsten. Sie haben einen Lebensschauplatz, eine Umgebung. Da giebt es alles Erdenkliche, nur nicht was sich mit Stärke, Ehre, Freiheit, Glück und Schönheit des Vaterlandes sinngerecht zusammenreimen läßt für die Armen und Verstoßenen.

Millionen anderer Menschen betrachten den Erdball als ein einziges Ausbeutungsobjekt für ihre unersättliche Gewinnsucht. Sie kennen kein anderes Vaterland als den Welthandel, die internationale Börse, den internationalen Geldsack. Stärke, Ehre, Freiheit, Glück und Schönheit sehen und suchen sie nur in dem Machtbesitz, den sie sich auf Kosten ihrer Mitmenschen in aller Herren Länder erschwindelt und ergaunert haben. Und alle Thüren thun sich ihnen auf mit freundlichem Willkomm.

Wer keinen Fußbreit Land, keine gesicherte Heimat, keinen auskömmlichen Vermögensstand besitzt, für den ist das Vaterland weniger als ein Begriff, kaum ein Traum. Ruhelos wandert er auf Erden umher, wird hierhin und dorthin gestoßen und findet nirgends eine bleibende Statt für ein menschenwürdiges Leben für sich und die Seinigen.

Menschenspreu im Winde.

Arme Teufel, die absolut nichts besitzen als ihre Gliedmaßen und verdammt sind, von der Hand in den Mund zu leben, werden durch die europäischen Militärgesetze gezwungen, sich uniformieren, drillen und im Kriegsfalle totschlagen zu lassen für ein Vaterland, das sie in Wahrheit garnicht besitzen. Wer aber einen vollen Sack hat, vermag sich in dem einen Lande einzubürgern und geht in ein anderes, um sich der Militärpflicht zu entziehen. Wo er frei und angenehm lebt, da ist sein Vaterland. Ubi bene ibi patria.

Jahrhundertlang ist Amerika als Sammel- und Ablagerungsplatz für die Armen, Heimatlosen und Vaterlandssuchenden, wie für den Abschaum der Bevölkerung von Europa als Riesenkloake gebraucht worden.

Amerikanische und andere Schiffahrtgesellschaften haben sich ein gewinnbringendes System gemacht, die Armen und Verstoßenen, die Kranken und Verbrecher der europäischen Nationen für die Verschiffung nach Amerika zusammenzutreiben.

Ein amerikanisches Blatt, der „Boston Evening Transscript“, bringt jetzt über die phänomenale europäische Massenauswanderung ganz erstaunliche Thatsachen ans Licht. Natürlich nicht in der Absicht, uns Europäern und unseren Kulturzuständen und der Beschaffenheit unserer verschiedenen Vaterländer ein Kompliment zu machen, sondern um die amerikanische Gesetzgebung auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die dem ganzen Erdteil aus dem fortgesetzten und immer sich noch steigernden Zutrieb fremder Völkerschaften traurigster Art drohen.

Wir erfahren da unter anderem folgendes:

„Während des Jahres 1891 haben sich zweimal so viel Juden im Hafen von New-York ausgeschifft, wie jetzt im heiligen Lande sind. In der That waren sie alle arm und 50000 von ihnen kamen aus Rußland. Dies sind die am hoffnungslosesten heruntergekommenen Menschen auf Erden; mit ihnen verglichen, sind die Chinesen höchst wünschenswerte Bürger. Es sind ihrer noch 3500000 in Rußland, und sie kommen alle herüber. Der Fonds von 10000000 Dollars, die der Baron Hirsch gegeben hat, wird genügen, sie Alle innerhalb weniger Jahre nach Amerika zu bringen. Sie landen ohne einen Pfennig in der Tasche, und das einzige Gewerbe, das sie je treiben, ist eine Art Hausieren, das halbe Bettelei ist. Der

Hirsch-Fonds versorgt jeden von ihnen mit einigen Dollars, womit sie einen Vorrat von Schuhbändern, Hemdknöpfen, Tragbändern oder ähnlichen Waren erstehen. Schon giebt es durchschnittlich in der Stadt New-York auf ein Häuserviereck acht hebräische Händler dieser Art. Es ist nicht zu verwundern, daß die russische Regierung sich ihrer zu entledigen wünscht, insofern, als sie niemals irgend etwas produzieren. Wenn ihnen Land gegeben wird, verpachten sie es an andere und leben von der Pacht. Nichtsdestoweniger ist es nicht einzusehen, warum es dem Zaren erlaubt sein sollte, diese Last auf die Vereinigten Staaten abzuwälzen.

Im Jahre 1880 gab es in England 25000 Verbrecher im Gefängnis und auf Urlaub. Gegenwärtig giebt es im ganzen weniger als 12000. Diese Verminderung ist durch die Verschiffung britischer Verbrecher nach Amerika herbeigeführt worden. Es ist ein höchst einträgliches System, das England von gefährlichen Bürgern befreit und eine jährliche Ersparnis von 170 Dollars auf jede so verschickte Person bedeutet. Es giebt in Groß-Britannien ungefähr neunzig sogenannte Hilfs-Gesellschaften für entlassene Gefangene. Während sie dem Namen nach Einrichtungen der Privatwohlthätigkeit sind, sind sie in Wirklichkeit Agenten der Regierung. Ehe ein Verbrecher entlassen wird, besucht ihn ein Beamter einer der Gesellschaften im Gefängnis und macht ihm den Vorschlag, nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Er stimmt diesem fast immer zu, denn er ist nur froh, der Polizeiaufsicht zu entrinnen und von den Gerichtsakten loszukommen, die ihm in jedem Gerichtshof gegenübertreten, sobald er ein neues Verbrechen begeht. Wenn er den Vorschlag annimmt, übergiebt ihn die Regierung der Gesellschaft und zahlt der Gesellschaft zugleich 30 Doll. Von dieser Summe zahlt die Gesellschaft 17,50 Doll. für des Verbrechers Billet nach Amerika. Ein Beamter begleitet ihn zum Hafen, kauft ihm die Fahrkarte, versorgt ihn mit Kleidern, Betten und anderen notwendigen Dingen und händigt ihm bei der Abfahrt des Schiffes den Überschuß von 12,50 Dollars aus.

In der Absicht, sich auf diese Weise so vieler Verbrecher wie möglich zu entledigen, hat die britische Regierung das System eingeführt, gegen die Übertreter der Gesetze eine kurze Gefängnisstrafe und eine lange Zeit der Polizeiaufsicht zu verhängen. So können die Verbrecher nach kurzer Zeit freigelassen werden und haben alle Veranlassung, außer Landes zu gehen. Nicht selten pflegt ein Richter thatsächlich die Strafe zurückzunehmen, unter der Bedingung, daß der Betreffende sich bereit erklärt, nach Amerika zu gehen. Tausende und Abertausende von Engländern, die der schwersten Verbrechen schuldig erklärt und in der geschilderten Art freigelassen worden sind, sind jetzt in diesem Lande, wo die meisten ihren gewerbsmäßigen

Krieg gegen die Gesellschaft fortführen. Bei seiner Ankunft wechselt der deportierte Verbrecher sofort seinen Namen und beginnt, ungehindert durch vergangene Missethaten, eine neue Laufbahn. Man weiß bestimmt, daß solche Personen in sehr vielen Fällen nach ihrer Ankunft auf der amerikanischen Seite des Wassers von den britischen Gesellschaften eine Geldunterstützung erhalten, eine Unterstützung, die ihnen in der Form von Postanweisungen übermittelt wird.

Im Jahre 1865 bezifferten sich die Armen der Bevölkerung von England und Wales auf 47 vom Tausend. Gegenwärtig zählt man nur 23 vom Tausend. Dieser Rückgang von mehr als der Hälfte ist dadurch herbeigeführt worden, daß man Leute dieser Klasse nach den Vereinigten Staaten geschickt hat.

Wenn das Gemeinwesen um den Preis von 17,50 bis 20 Dollars für eine Fahrt über den Ozean sich für immer einer Last entledigen kann, so ist dies offenbar billiger, als das Individuum für den Rest seines Lebens zu unterhalten. Lord Derby sagt: „Bei einer gehäuften Bevölkerung, die sich jährlich um 1500000 Köpfe vermehrt, muß England ein Auswanderungsland sein. Die wachsenden Mengen der ärmeren Klassen zu entfernen, ist nicht nur eine Sache der Menschlichkeit, sondern auch der öffentlichen Sicherheit.“ Das heißt, der Sicherheit für England, aber gewiß ist es eine Gefahr für die Vereinigten Staaten. Kardinal Manning sagt, daß eine der größten Segnungen Englands seine Geschicklichkeit ist, „sich seiner Verarmten durch Auswanderung zu entledigen“. Amerika kann natürlich auf billigere Weise erreicht werden, als irgend ein anderes Land, das diesem Zwecke dienlich ist. So geschieht es, daß heimatlose Kinder zu Tausenden in den Straßen Liverpools und anderer Städte aufgelesen und nach Amerika geschickt werden. Ebenso schicken fast 100 wohlthätige Asyle für gefallene Frauen in Groß-Britannien ihre mehr oder weniger begehrten Unglücklichen zu den Amerikanern. Die russischen Juden, die sich jetzt über England ergießen, werden nach Amerika überführt, weil es billiger ist, ihre Überfahrt zu bezahlen, als sie zu behalten.

Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend zu hören, daß jetzt 40 vom Hundert der in den Kerkern und Asylen der Vereinigten Staaten Eingeschlossenen Ausländer sind. In Neu-England steigt dieser Prozentsatz auf 75 vom Hundert. Während des Jahres 1891 wurden in Alleghany County, Penn., 58 Totschläge begangen und zwar alle von Ausländern oder naturalisierten Fremden. Italien schickt die größte Zahl von Einwanderern an amerikanische Küsten. 5000 Morde geschehen jährlich in jenem Lande. Diese Leute führen ihre Geheimbünde in Amerika ein, wie

z. B. die Mafia, deren Zwecke Mord, Straßenraub, Diebstahl und alle anderen Verbrechen sind. Mehr als 150000 kommen jährlich herüber. Eine große Anzahl kehrt jeden Herbst nach Italien zurück und kommt im Frühjahr wieder. Sie können beide Überfahrten bezahlen, vier Monate unthätig zu Hause sich aufhalten und doch in der Zeit, die sie in den Vereinigten Staaten zubringen, mehr als doppelt soviel verdienen, als wenn sie in ihrer Heimat das ganze Jahr hindurch arbeiteten. In Italien giebt es 22000000 dieser unerwünschten Fremden, von denen man sagen kann, daß sie im Begriff sind, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Fast ihren ganzen Erwerb nehmen sie mit nach Hause, da sie sich während sie hier sind, mit der elendesten und unwürdigsten Lebensweise begnügen. Laßt jeden, der die Wirkung dieser Notlage sehen will, in die Kohlendistrikte von Pennsylvanien gehen, die Städte und Dörfer dort waren vor der Ankunft dieser fremden Horden von amerikanischen Arbeitern und ihren Familien bewohnt, die in behaglichen Verhältnissen lebten. Heute ist alles anders. Der amerikanische Bürger ist fort und das Heim seiner Familie ist ein Obdach für 20 bis 30 Männer mit 1 bis 2 Frauen, die für sie kochen. Diese Fremden haben die Amerikaner vertrieben, weil ihre Arbeit billiger ist. Sie werden gezwungen, für ihre Arbeit Lebensmittel aus den Magazinen der Gesellschaft einzutauschen, und der Leiter der Gesellschaft, die sie beschäftigt, ist Agent für verschiedene Dampferlinien, welcher mittels vorherbezahlter Fahrkarten jede verlangte Anzahl von Arbeitern vom Auslande einführt. Wenn dieses System fortgesetzt werden sollte, wird der amerikanische Arbeiter in wenigen Jahren sich mit einer Stube für seine Familie begnügen müssen und gezwungen sein, unter denselben armseligen Verhältnissen zu leben, wie sie die Lage der Arbeit im Auslande beherrschen.

Da die Dampferlinien den Transport von Einwanderern als ein ungeheuer einträgliches Geschäft erkannt haben, bedienen sie sich jedes möglichen Mittels, um die allerverarmtesten, wenigst erwünschten Klassen von Ausländern in unser Land zu locken. Die Hamburger Paketfahrt-Gesellschaft, die uns im vergangenen Jahre die Cholera brachte, verwendet zu diesem Handel allein 265 Schiffe. Viertausend Agenten sind in Italien zu dem Zweck angestellt, Emigranten zusammenzutrommeln und zur Einschiffung zu überreden, und diese Agenten benutzen die Dienste von zahllosen Helfern, die für jeden Auswanderer 2 Dollars erhalten. Zettel, die von den Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten zu Reklamezwecken gedruckt werden und die behaupten, daß Millionen Quadratmeilen Landes in Dakota und anderswo für nichts zu haben sind, werden überall verteilt. Ebenso werden Flugblätter in Umlauf gesetzt, die die wunderbaren Hilfsquellen Amerikas

rühmen, und auf den sie begleitenden Karten sehen die Sümpfe von Florida und die wüsten Länderstrecken des Westens ebenso gut aus, wie die fruchtbarsten Ländereien. Die unwissenden Leute werden zu dem Glauben verführt, daß jeder von ihnen Besitzer von 160 Morgen fruchtbaren Landes werden kann, indem er sich einfach darauf niederläßt, und daß in Texas an der Eisenbahn entlang die Trauben wild wachsen. Man sagt ihnen, daß sie Kost und Wohnung in Castle Garden haben sollen, bis die Einwanderungsbeamten, deren Geschäft dies ist, ihnen Arbeit verschafft haben. Sie kommen in New-York ohne einen Pfennig an, und diejenigen, deren Reiseziel ferne Punkte, wie Portland, Oregon, Bismarck oder Dakota sind, glauben gewöhnlich, daß sie diese Örtlichkeiten leicht zu Fuß erreichen können. Wenn sie den Schwindel entdecken, dem sie zum Opfer gefallen sind, so wenden sie sich den überfüllten Mittelpunkten der Bevölkerung zu.

Im Auslande ist keiner so arm, daß er nicht nach Amerika gelangen könnte. Je heruntergekommener er ist, desto geneigter werden die erwähnten barmherzigen Gesellschaften sein, ihn über das Wasser zu schicken und sich seiner zu entledigen. Die Völker von Europa entleeren buchstäblich ihre Kerker, Armenhäuser und Asyle an den Küsten der Vereinigten Staaten. Solch ein System ist eines der größten Ersparnisse von ihrem Standpunkte aus. Das Fahrgeld der italienischen Einwanderer wird gewöhnlich von ihren Verwandten und Freunden in Amerika bezahlt, die, wenn sie das Geld nicht haben, es bereitwillig und ohne Sicherheit von den vielen italienischen Banken erhalten, die es in den amerikanischen Städten giebt. Es giebt in New-York Dutzende dieser Institute, die auf diese Art Geld zu 100 und 200 Prozent verleihen und es von dem ersten Verdienst der Einwanderer zurückerhalten. Die Banken machen auch ein großes Geschäft in Kontrakt-Arbeit, indem sie Tausende von Männern zum Arbeiten an Eisenbahnen und in Bergwerken herüberholen. Natürlich ist das gegen das Gesetz, aber sehr schwer zu entdecken. Vor kurzem wurde behauptet, daß die Dampferlinien Personen dem Namen nach als Stewards anstellen, deren eigentliches Amt es ist, die Einwanderer an Bord des Schiffes über die Antworten zu belehren, die sie auf die Fragen der amerikanischen Einwanderungsbeamten zu geben haben.

Die niederen Klassen der Ungarn, Italiener, Böhmen, Slaven und andrer Völker im südlichen Europa stehen dicht vor dem Verhungern. Man hat berechnet, daß für 50 von hundert von ihnen, die nach Amerika kommen, die Überfahrt vorher bezahlt wird zu dem Zwecke, sich ihrer zu entledigen. Sie werden als Verkommene einfach auf den freien Boden Amerikas geworfen. Auf ähnliche „barmherzige" Weise werden sie mit der Bahn nach irgend einem Hafen gebracht, der ihrer

Heimat am nächsten liegt. Dies kostet nicht viel, weil sie vierter Klasse fahren. Die Wagen vierter Klasse sind in Europa etwas weniger luxuriös, als amerikanische Viehwagen. Sie haben keine Sitze, und die Reisenden stehen oder sitzen auf ihren Koffern. Sie sind so dicht zusammengepfercht, daß der Handel außerordentlich einträglich ist, obgleich das Fahrgeld weniger als einen Cent die Meile beträgt. Bei ihrer Ankunft im Hafen werden die Elenden in einem sogenannten Emigranten-Boardinghouse untergebracht, im Vergleich zu dem die erbärmlichsten Mietshäuser in den verrufensten Straßen von New-York palastartig sind. Diese Boardinghouses gehören den Dampferlinien, und die Auswanderer werden darin so dicht wie möglich zusammengedrängt, um die Abfahrt der Dampfer zu erwarten. Sie schlafen auf Stroh, und der Schmutz und die Unsauberkeit der Einrichtungen ist unbeschreiblich. Auf der Seereise wird dem Wohle der Tiere mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als dem dieser menschlichen Wesen. Die Esel z. B., welche aus Italien in Amerika eingeführt werden, werden immer auf dem Topdeck des Schiffes untergebracht, während die Auswanderer in dem Schiffsraume unten einquartiert werden. Der zugestandene Grund dafür ist, daß einige von den Eseln wahrscheinlich aus Mangel an frischer Luft sterben würden, wenn sie in den Schiffsraum gesteckt würden, und daß das Stück davon 600 Dollars wert ist. Sie werden als Zuchttiere in Amerika eingeführt, da es gleich große hier nicht giebt. Wenn viele von ihnen stürben, so würde der Handel, der eine Quelle großer Einnahmen für die Dampfer-Gesellschaften ist, natürlich aufhören. Mit einem Auswanderer hingegen ist das anders. Wenn er stirbt, wird er einfach in einen Sack genäht und über Bord geworfen. Sein Fahrgeld ist vorher bezahlt worden, und sein Tod wird keinen Einfluß auf die Geschäfte haben.

Der Einwanderungskommissionär H. J. Schulteis nahm vor einem Jahre als Agent der amerikanischen Regierung auf seiner Reise durch Europa verschiedene Verkleidungen an, zu dem Zwecke, um sich der wesentlichen Thatsachen, die die Einwanderung betreffen, genau zu vergewissern. In Holland war er ein Arbeiter mit über die Stirn gekämmtem Haar, trug Holzschuhe und schlief in dem Boardinghouse der Auswanderer. Er wankte durch die verrufenen Straßen Londons in zerrissenen Kleidern und Nägelschuhen. In Italien wichste er sich den Bart und lief mit einem Bettelsack umher. Überall fand er Agenten der Dampfergesellschaften, die die leichtgläubigen und unwissenden Menschen durch falsche Versprechungen überredeten und blendeten. Er fand Regierungen, Dampferlinien, Eisenbahnen in einer Verbindung vereinigt, deren Zweck war, die überschüssige Bevölkerung auf Amerika abzuwälzen. Es war eine ungeheure Verschwörung, verborgen unter der Maske von Menschenfreundlichkeit, Kolonisationsplänen u. s. w.

Überall werden lügenhafte Abhandlungen und Cirkulare verbreitet, die das Paradies schildern, das in den Vereinigten Staaten zu finden wäre. In der Maske eines gänzlich Verkommenen erzählte er eine düstere Leidensgeschichte und erhielt von der „Society of Friends of Foreigners in Distress“ in London Geld für seine Überfahrt. An Bord des Dampfers war er Augenzeuge aller Arten von Abscheulichkeiten, von denen das systematische Preisgeben junger Mädchen an die Korruption der Seeleute nicht die geringste war. Ehe er landete, erhielt er von dem Schiffsarzt einen Impfschein, ohne geimpft worden zu sein; die übrigen 235 Zwischendeckspassagiere gleichfalls.

Das Elend, das die europäischen Regierungen auf die Vereinigten Staaten abzuwälzen suchen, wird durch die Zwillingsübel des Großgrundbesitzes und des Militarismus verursacht. Fast der ganze Grundbesitz ist in den Händen weniger, während die Masse des Volkes durch die Last der Steuern für Heer und Flotte immer mehr verarmt. Könnten diese beiden Ursachen beseitigt werden, so würde eine sofortige Besserung der Lage der arbeitenden Klassen eintreten, die so gewaltig wäre, daß der Strom der Auswanderung fast zu fließen aufhören würde. Denn man muß wissen, daß diese Unglücklichen ihre Heimat ungern verlassen. Die Vaterlandsliebe ist allgemein unter ihnen, und nichts als die äußerste Not kann sie zwingen, auszuwandern. Selbst die unterdrückten russischen Bauern lieben ihre Heimat so innig, daß nur wenige sich entschließen, sie zu verlassen. Sobald die Völker von Europa nicht mehr vom Hunger bedroht sein werden, werden sie nicht mehr in unser Land kommen. Gegenwärtig wird die Zahl der in die Vereinigten Staaten Einwandernden amtlich auf 600000 jährlich angegeben. In Wirklichkeit beträgt sie 1000000. Wenn man in Betracht zieht, daß zwei Kinder gewöhnlich als eine Person gerechnet werden, daß die Dampfer viel mehr Personen aufnehmen, als gesetzlich gestattet ist, daß die Gesellschaften große Mengen Menschen ausschiffen, die der Bequemlichkeit wegen als Stewards oder Employees bezeichnet werden, daß eine große Anzahl in der 2. Kajüte fährt und deshalb nicht zu den Einwanderern gerechnet wird, und endlich, daß unterstützte Arme, die über Kanada geschickt werden, beständig in die Vereinigten Staaten eindringen — wenn alle diese unzweifelhaften Thatsachen in Betracht gezogen werden, wird man einsehen, daß die höchste Schätzung nicht zu hoch gegriffen ist.

Mr. Schulteis, der diese Frage fleißig und gründlich studiert hat, spricht die Ansicht aus, daß, wenn man die Dinge so fortgehen ließe, wie jetzt, in fünfzehn Jahren die Armut in den Vereinigten Staaten ebenso vorherrschend sein würde, wie sie es in Europa ist. Die volkstümliche Vorstellung, daß es hier fast unbegrenzte Strecken Landes giebt, die keinen Besitzer haben

und wo die Einwanderer sich eine Heimat gründen könnten, ist ein völliger Irrtum. Thatsächlich sind fast alle unbewohnten Länderstrecken in den Händen von Eisenbahnen und Spekulanten. Sie fordern hohe Preise, und mittellose Einwanderer sind nicht imstande, Land zu erwerben. Da sie dies nicht können, lassen sie sich in den Mittelpunkten der Industrie nieder und machen der amerikanischen Arbeit in verderblicher Weise Konkurrenz.

Sobald der Kongreß zusammentritt, wird eine Flut von Gesetzesvorschlägen zur Einschränkung dieses Übels eingebracht werden. Die Einwanderungskommissionäre haben in ihren Berichten der Regierung empfohlen, Einwanderungsinspektoren anzustellen, die ihren Sitz in allen bedeutenden Häfen Europas haben müßten, wo sich Auswanderer einschiffen. Es würde die Aufgabe dieser Agenten sein, erwünschte Auswanderer mit Beglaubigungsschreiben zu versehen, unerwünschte zurückzuweisen, und sie so vor der Abfahrt zu sichten. Das gegenwärtige System der Prüfung in den Häfen der Vereinigten Staaten ist äußerst mangelhaft. Es müßte umgewandelt und ein ähnliches System an den Grenzen von Kanada und Mexiko als Ergänzung eingeführt werden. Es wird ferner dringend verlangt, daß ein Schutzzoll für den Kopf auf alle Einwanderer gelegt werde, und die Bestimmungen, die ihren Transport betreffen, in dem Sinne geändert werden, daß ihnen mehr Raum, Schutz gegen Unsittlichkeit u. s. w. gewährt wird. Die Dampfergesellschaften werden sich vielleicht veranlaßt sehen, in dieser Richtung dadurch mitzuwirken, daß sie ihre Fahrpreise erhöhen. Sie transportieren weniger Menschen auf einmal und erhalten dadurch eine bessere Klasse von Reisenden. Wenn sie ebenso viel Geld für halb so viele Passagiere bekommen, ist das für sie ebenso einträglich.

Durch diese Maßregeln werden die Armen und Verbrecher der fremden Nationen von Amerika ferngehalten werden und Laster, Armut und Krankheit sich nicht länger in vollen Strömen über die Küsten der Vereinigten Staaten ergießen."

Soweit der Artikel des „Boston Evening Transscript".

Und nun, da die Amerikaner ihre Thore der Masseneinwanderung zu versperren trachten, was jetzt, ihr armen europäischen Völkerschaften, die ihr daheim in sozialer Not und Bedrückung verkommt? Hört ihr, was euch der idealistische Dichter zuruft?

„Ans Vaterland, ans teure, schließt euch an!"

Es ist — um blutige Thränen zu lachen, so bitter klingt der Hohn.

Ganz anderer Empfindung und Meinung ist ein viel genannter moderner Fürst, der den Unzufriedenen seines großen Reiches nichts besseres zu empfehlen wußte, als dies: Wenn's euch hier nicht gefällt, schüttelt den Staub von den Pantoffeln!

Vorerst bleibt freilich abzuwarten, ob und in welchem Umfange die Vereinigten Staaten mit ihrer Abschließung ernst machen. Das Einwanderungsverbot, einmal Thatsache geworden, könnte auch für die sozialen Verhältnisse in Amerika nicht lauter Licht und Heil bedeuten, sondern von einem bösen Schatten begleitet sein.

Warum z. B. ist, um nur dies Eine zu fragen, die Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten leistungsfähiger, als die unsrige? Darauf geben folgende Sätze aus einer vortrefflichen Darstellung „des Kampfes ums Dasein beim Menschen“ von Otto Ammon Antwort: „Die Bevölkerung Amerikas ist selbst das Ergebnis einer natürlichen Auslese: seit Jahrhunderten sind es die strebsamsten und tüchtigsten Elemente der alten Welt, welche den Weg über das Wasser einschlagen, um drüben ihre Kräfte zu verwerten. Die ärmsten und untauglichsten bleiben hübsch zu Hause und beehren uns ferner durch ihre Gegenwart, schon weil sie in der Regel die Mittel zur Überfahrt nicht aufzubringen vermögen, und was von ihnen durch eine Verkettung von Umständen hinübergelangt, das muß in der dort waltenden scharfen Auslese zugrunde gehen. Für unbrauchbare Leute hat man in Amerika wenig Mitleid übrig. Der ausgebildete Erwerbssinn, die Jagd nach dem Dollar: sie sind das Ergebnis der durch den Ozean so eigentümlich gestalteten Auslese. Das hochgesinnteste Element in Nordamerika stammt von den Idealisten ab, welche als politisch ‚Kompromittierte‘ Europa den Rücken kehren mußten.“



Prolegomena
zum Preisausschreiben: Verbesserung unserer Rasse.

Von Oskar Panizza.
(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Es wird für unsere Leser nicht nur ein hoher geistiger Genuß, sondern auch ein neuer Beweis unserer redaktionellen Unbefangenheit und Gerechtigkeit sein, wenn wir vor der Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten einem unserer vortrefflichen Mitarbeiter das Wort geben, um seine gegnerische Stellung zu vertreten und auf die Frage: Wie kann man die Menschenrasse verbessern? mit der Erwiderung herauszurücken: „Man kann es nicht! Wir wollen es auch nicht! Und wir verbitten uns das!"

Der Mensch ist wie die Blume auf dem Felde; und er verdorret wie Heu; und wenn der Wind drüber hinfährt, kennt man die Stätte nicht mehr, da er gewesen ist. Psalm 103, 15—16.

Als Verfasser dieses in jüngeren Semestern im Auditorium des berühmten Chirurgen und menschenfreundlichen Arztes, Professor Nußbaum's, saß, brachte dieser gefeierte Lehrer eines Abends, als er von der Schwindsucht sprach, folgenden Passus vor: „Meine Herren, man hat nach Mitteln gesucht, um die Schwindsucht aus der Welt zu schaffen; man hat vorgeschlagen, da die Kinder Schwindsüchtiger immer wieder schwindsüchtig werden*), den Schwindsüchtigen das Heiraten zu verbieten. Aber, meine Herren, darf man das? Darf man einem Menschen etwas nehmen, was der andere thun darf, nur damit die Welt in 30 Jahren gesünder ausschaut? Was kümmert so einen armen Schwindsüchtigen, wie die Welt ausschaut, wenn er einmal gestorben ist? Nein, meine Herren, dazu sind wir nicht da! Wir dürfen nicht, damit ein späteres Geschlecht gesünder ist, einem armen Teufel das rauben, was er vielleicht als das höchste irdische Glück empfindet, sich ein Weib zu nehmen, und eine Familie zu gründen!" —

Dieser Passus fiel mir unwillkürlich ein, als ich das Preisthema des gewiß nicht minder human, als Professor Nußbaum, denkenden nordischen Landedelmannes las. Und das „Darf man denn das?" Nußbaum's, diese Zurückweisung jedes Versuchs der Beschränkung der in-

*) Und dies scheint trotz alles Bazillen-Enthusiasmus heute noch immer die Hauptquelle aller Phthisis zu sein.

dividuellen Freiheit, kam mir immer wieder in den Sinn, so oft ich mir die oben berührte Preisfrage zurechtlegen wollte.

In der That, das Heiratsverbot — aber auch das Kohabitationsverbot — würde mit einem Schlage diese furchtbare Geißel der Menschheit, wenn nicht in allen ihren Strängen, doch in ihren Hauptschwänzen und -Knoten zum Erlahmen bringen. — Das ist aber jetzt erst die Phthise. Jetzt nehmt noch Krebs, Gicht, Epilepsie, Skrofulose, Syphilis, Trunksucht, Geisteskrankheiten, kurz, alle auf Vererbung beruhenden Diathesen, und die konsequente Durchführung des Heiratsverbots für alle, die nicht gesunde Kinder zeugen können, müßte wohl Anstalten zur Folge haben — eine Art Analogon zu unseren heutigen Gebär-Anstalten — in denen unter staatlicher Aufsicht geheiratet und gezeugt werden darf; während außerhalb derselben dieses Geschäft verboten wäre.

Damit ist es also nichts! — Wir sind uns Selbstzweck. Wir repräsentieren das „Recht der Lebenden“. Und nur der haarscharf und sicher geführte Beweis, daß diese unsere Erde wirklich nur ein „Jammerthal“, und lediglich als Vorbereitungszeit für ein später beginnendes, in Herrlichkeit und Freude verlaufendes, nicht ewiges, aber faktisch seliges Leben, im Himmel oder irgendwo, gelte, könnte uns veranlassen, länger, als schon geschehen, bei der horrenden Abstrusität des Heiratsverbots für alle nicht Vollkräftigen zu verweilen. Bis dahin müssen wir sagen: Einmal geboren, einerlei schief oder schepp, mit Anlagen zu Krämpfen oder nicht, ist der Zweck unseres Lebens, mit all den tausend Nervenfasern, die uns Gott, oder wer nur immer, gegeben, uns vollzusaugen auf dieser Erde; und andrerseits, mit all den tausend Kanälen, die wir zur Äußerung und Mitteilung besitzen, auf diese Erde und ihre Lebewesen wieder zurückzuwirken; und diesen Austausch mit der größtmöglichen Potenz von Lust und Abwechslung von Lust, d. i. der unvermeidlichen Bitterkeit, zu vollziehen. Dies gilt uns Leben. — Wie unsere Vorfahren das Leben aufgefaßt und gelebt haben, mag sehr interessant sein zu erfahren, kann aber unmöglich für uns maßgebend sein. Wie unsere Nachkommen ihr Leben betrachten werden, ist uns höchst gleichgültig. Dies mag ein Ausschreiben der „Gesellschaft“ pro 1950 besorgen. Wir, die Lebenden, erfassen unser Dasein mit all der Intensität, die uns möglich ist, und klammern uns an unser Leben, so stark wir können.

Die Frage war aber auch — Verzeihung biederer Landedelmann! — einseitig gestellt. Mit der Frage nach Verbesserung unserer Rasse hatte der Auftraggeber wohl in erster Linie die physische Kondition im Auge. In der stillschweigenden Erwartung, daß nach dem „mens sana in corpore sano“ mit der Verbesserung der Leibesbeschaffenheit auch ein gesunder Geist

einziehen werde. Wir bestehen aber nicht nur aus einem Leib. Wir bestehen auch aus Geist. Und aus einem Geist, der unabhängig, ja oft in geradem Gegensatze zur Leibeskondition, geartet ist, und sich rührt. Jene „mens sana“, die sich als glückliches Produkt aus einem tadellosen Corpus robustum abstrahiert, mag in glücklicher Einfalt und Selbstgenügsamkeit etwa auf dem Lande hinter dem Pflug auskommen. In unser aufgeregtes Städteleben, in die Centren der heißen Arbeit, wo geschafft, gejagt, wo Schicksale geschlagen werden, paßte diese lediglich einem gesunden Körper entsprechende mens sana nicht hinein, und würde dort schlechte Geschäfte machen. Im Gegenteil, viele der vortrefflichsten Geister, die den weitgehendsten Einfluß auf ihre Mitmenschen ausgeübt, neuer und alter Zeit, ein Cäsar, Napoleon, Pascal, Voltaire, Friedrich der Große, Byron, Richard Wagner, staken in schwächlichen, kleinen, krankhaften, verkrüppelten und belasteten Leibern. — Die Frage ist also zwiespältig. Und ein Spiritualist könnte umgekehrt unter Betonung der geistigen Qualität eines Menschen die Frage so formulieren: Was können wir thun zur Erzeugung eines starkgeistigen, im Daseinskampf gestählten Geschlechts, um psychische Prävalenz, bisher im Besitz Weniger, einer möglichst großen Breite von Menschenklassen zugänglich zu machen? — Und eine solche, die Körperform und Beschaffenheit mehr weniger vernachlässigende Fragestellung wäre nicht so übel. Man nehme die Juden mit ihren Säbelbeinen, Triefaugen, Hühnerbrüsten, kurzen Taillen, Schweißgeruch und Plattfüßen. Bei ihrer ausgesprochenen Häßlichkeit und Dekrepidität sind sie der teutonischen Rasse gegenüber, trotz Aufpäpelei mit bester christlicher Ammenmilch, ihrer physischen Leibesbeschaffenheit nach zweifellos minderwertig. Aber ihr Geist ist, besonders nach einer, der merkantilen Seite hin, so viel besser entwickelt, daß er alle bessere Körperverfassung der germanischen Konkurrenzrasse wettmacht.

Doch lassen wir das. Vermeiden wir die Scheidung der Frage nach einer rein spirituellen und rein physischen Auffassung. Nehmen wir die Frage, wie sie unser trefflicher Landedelmann gestellt: Verbesserung der Rasse; einfach: Verbesserung. Da wir die Naturanlage als solche weder verbessern, noch korrigieren können, so bedeutet Verbesserung in diesem Falle soviel als: Wegschaffung der Schädlichkeiten. Nun können wir Epidemieen und gewisse erbliche oder stets übertragene Krankheiten, wie Schwindsucht, Syphilis, die noch dazu häufig das Resultat unseres Kampfes mit dem Klima sind, wie oben dargelegt, nicht entfernen; also müssen wir unser Augenmerk auf andere Schädlichkeiten richten. — Da sind: Nikotin, Kaffee, Absinth, Morphium, Haschisch, Alkohol u. a. spezifische Gehirngifte. Soll man deren Genuß abraten? Oder ihn unmöglich machen? — Wir würden das ganze Bild unseres geistigen Lebens verändern. Die Gesellschaft als

solche würde sich weigern, die bisherigen Leistungen zu vollbringen. Wie die Wohlgerüche, Märchen, Luxusgegenstände des Orients, welche die Kreuzfahrer zurückbrachten, die ungeschlachten Deutschen des 11. Jahrhunderts zähmten, milderten und verfeinerten, so haben Tabak, Kaffee, ja auch Morphium schon unser teutonisches, schwermassiges Gehirn so durchfurcht, belebt, verzückt, daß es für einen unserer Vorfahren nicht mehr zum Kennen wäre. Ohne Tabak und Kaffee können wir die heutige Kulturarbeit nicht mehr verrichten; so wenig die deutschen Armeen ohne den französischen Rotwein die Strapazen des 70er Feldzuges ertragen hätten. Damit ist es also wieder nichts. Und die ethnographischen Forschungen haben gezeigt, daß, wie die fast 400 Millionen Chinesen nicht ohne das Opium, die cirka 200 Millionen Hanf-Liebhaber in Asien und Afrika nicht ohne Haschisch, die Bewohner Hinterindiens nicht ohne den Schum-Schum (Reis-Schnaps) zu leben vermögen, so alle Völker, die höchst- wie die tiefststehenden, ein Mittel zur Enflammierung ihres Gehirns sich zusammengestellt und gebraut haben.

Doch wir haben noch andere Schädlichkeiten, wo der humane Völker-Erzieher vielleicht die Hand anlegen könnte. Was meint z. B. unser lieber nordischer Edelmann zu der Schnürbrust der Damen? Hier liegt eine absolut schädliche, die nackte Körperform entstellende, gelegentlich sogar lebensbedrohende Einrichtung vor. Aber man sage davon ein Wort unseren Damen. Keine wird die erste sein wollen, dieses sittliche Gestell aus Hanf und Eisen, welches die Heiratsmöglichkeit in eben dem Maße wie die Brustform erhöht, abzulegen. Und ich bin fest überzeugt, die pietistischst gesinnte Predigerstochter hält das Korsett für eine moralische, durch Luther mit der Reformation in die Welt gekommene Einrichtung und für ebenso wichtig, wie die Stücke seines kleinen Katechismus. Unsere Damen haben lange Zeit hindurch das Schicksal der Nachkommenschaft dieser Erde in ihren — Händen; ein Ruck zuviel mit dem Schnürstift, und das junge Köpfchen, welches dem Erdenleben entgegenschlummert, wird gequetscht; und dann wundert man sich, daß so viele — Querköpfe auf dieser Welt herumlaufen.

Noch ein anderer Punkt; der geht diesmal die Männer an: Man weiß jetzt einigermaßen genau, daß im Rausch erzeugte Kinder unter einer unglücklichen neuropathischen Disposition stehen; und besonders ein Teil der sonst unerklärlichen Epilepsie wird auf diesen Punkt zurückgeführt. Was ist hier zu thun? Die Kohabitation im Rauschzustande oder zu bestimmten Nachtstunden überhaupt verbieten? Eine für jeden Bureaukraten oder tüchtigen Polizeirat enthusiasmierende Idee. Hier könnte das Vigiliersystem über die Staatsbürger bis zur letzten Herzklappe, bis zur Konzeption des Gedankens, erfolgreich durchgeführt werden. Aber — leider! — der Aus-

führung stellen sich zur Zeit noch zu große Schwierigkeiten in den Weg. — Man könnte aber doch die Männerwelt belehren, in einer Art sexuellen Christenlehre! — Ja, bei Tag, und im nüchternen Zustand! Aber wie ist es dann im Rausch? —

Noch ein Verbesserungsvorschlag: Die civilrechtlichen Bestimmungen der meisten Länder verbieten die Ehe mit Geisteskranken, oder machen selbe ungültig. Könnte man nicht auch die auf Geisteskrankheit Verdächtigen von der Ehe abhalten? — Sehr gut! Aber ein Teil der hervorragendsten Geister geht uns auf diese Weise verloren. Ich will nicht die große Reihe der aus psychopathischen Familien hervorgegangenen genialen Menschen hier citieren. Nur einen der letzten: Schopenhauer war von väterlicher wie mütterlicher Seite doppelt und dreifach belastet: die Großmutter wahnsinnig, zwei Oheime verrückt und der eigene Vater von Anfällen an Geisteskrankheit heimgesucht; Schopenhauer selbst ein durch und durch psychopathischer Mensch. Was ist Dir nun lieber, vortrefflicher Landedelmann, Verbesserung der Menschenrasse um ein paar Prozentchen, oder der Verlust der Schopenhauer'schen Werke in der Ausgabe von Grisebach?*) — Bedenke nur, lieber Landedelmann, auf einen solchen Menschen gehen 1000 in der sittlichsten Theestimmung gezeugte Bureaukraten!

Ebenso ist es mit der Schwindsucht: Diese Krankheit verlieh einzelnen ihr Unterlegenen, wie Schiller, Novalis, Alfred de Musset, Ernst Schulze, etwas so rein Geistiges, einen so hohen Schwung der Ideen, eine so transcendentale Kraft, daß selbst ein so trefflicher Staats-Hämorroidarius wie Goethe ihr gegenüber einfach perplex blieb.

Also alle unsere wirklich eingreifenden Verbesserungsvorschläge zu einer Gesundung der Menschenrasse haben uns ad absurdum geführt. — Wir können wohl Pferde, Hunde, Schafe, Vögel, Rosen und Orchideen so züchten, wie wir sie brauchen. Aber wir stehen über diesen Organismen. Um die Menschenrasse nach einer bestimmten Richtung zu bessern, müßte es jemand thun, der über ihr steht, wie wir über den Pferden. Jemand, der aus uns geistige, englische Vollblutrenner, oder schwere Mecklenburger Arbeitspferde erziehen könnte. Wer steht aber so hoch über den Menschen? Der Staat? Der fühlt sich wohl gelegentlich so hoch, und hätte gelegentlich auch Gelüste in der gedachten Richtung. Aber zum Unglück — oder zum Glück? — besteht der Staat selbst aus hinfälligen Menschen, die oft selbst nicht wissen, was sie wollen, und wenn sie's wissen, sich oft in

*) Über Goldsmith, den bekannten liebenswürdigen, herzerfreuenden englischen Dichter und Schriftsteller, faßte sein Biograph Masson das Urteil in die Worte zusammen, „he was a positive idiot except when he had the pen in his hand": „ein kompleter Narr, außer wenn er die Feder in der Hand hatte". —

ihren Mitteln täuschen. — Ein ägyptischer König konnte allenfalls die Heiraten nach einem von ihm ausgeheckten Plan anordnen. Und ein preußischer König konnte eine Generation großer Soldatenkinder seinen Grenadieren und Köchinnen befehlen. Aber wer empfindet hier nicht die dem angeblich nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen angethane tierische Schmach, oder erinnert sich nicht der Negerzüchtereien in den Sklavenstaaten Kentucky und Maryland?

Im ganzen wären die früheren Zeiten mit ihren etwas barbarischen aber instinktsicheren Gebräuchen und Anschauungen den Versuchen zur Verbesserung der physischen Bedingungen unserer Menschenrasse günstiger gewesen. Die Spartaner setzten schwächliche Kinder aus, ließen also nur kräftige Individuen zur Zeugung von Nachkommenschaft schreiten. — Eine Sekte in Rußland, die Skopzen, kastrierten, sobald die Jahre der besten Zeugungskraft vorbei waren, sowohl Männer wie Frauen. — Einige Indianerstämme, wie die Apaches und Navajos in Mexiko, machten einzelne ihrer Männer durch ein systematisches Schwächeverfahren — ununterbrochenes Reiten auf ungesattelten Pferden mit profusen Samenverlusten — impotent; die so Effeminierten hießen Mujeratos. — Die Päpste kastrierten Knaben, um den jugendlich-kräftigen Diskant ihrer Stimmen zu erhalten, und für ihre Hauskapelle sich zu sichern. — Die Türken kastrieren heute noch ihre Sklaven zu Eunuchen, um kräftige, aber impotente Aufseher für ihre Harems zu haben. — Entmannung, zum Kapaun machen, war ehedem die Strafe für viele Verbrechen, und ist kein so seltenes Ereignis in den Überlieferungen und Poesieen der Minnesänger (siehe u. a. auch die Geschichte von Abälard und Heloise). Man ging früher nicht so sorgfältig mit den Menschen um. Man betrachtete sie lange vor Darwin vom rein tierischen Standpunkte aus und benutzte sie gelegentlich, wie wir Pferde und Schafe im Hinblick auf Weiterzüchtung benutzen und auswählen. Noch im Jahre 1785 erschien ein Buch „Faustin, oder das aufgeklärte (!), philosophische (!) Jahrhundert" (ohne Ortsangabe), dessen eine Kapitel-Überschrift lautet „Von Schwein- und Knaben-Verschneiden". — — Inzwischen haben uns die „Menschenrechte" eines anderen belehrt. Der Mensch wird als ein intakt zu erhaltendes Individuum und zur Ausübung aller ihm kongruenten geistigen und körperlichen Funktionen vom ersten Atemzug bis zum letzten Schnaufer gehegt, gepflegt und aufgepäpelt. Wir haben Rede- und Zeugungsfreiheit. — Früher gab man Zum-Tod-Verurteilte lebend den Anatomen und Chirurgen zu ihren Experimenten. Dies ist nicht mehr möglich. Noch in der letzten Stunde bleiben die Menschenrechte eines Delinquenten unangetastet. Und welche Fortschritte hat die Agitation gegen die Todesstrafe selbst gemacht. — Noch ich hörte als Student von Schanker-Impfungen, die an moribunden Menschen im

Krankenhaus ohne deren Wissen und ohne deren Nachteil vorgenommen wurden — da der Tod in den nächsten 36 oder 48 Stunden sicher zu erwarten war —. Diese Fälle wurden damals, als besonders beweiskräftig, ohne Anstand publiziert. Dies geht heute, wie die jüngste Entrüstung in Berlin in einem ähnlichen Fall (Überimpfung von Krebs) gezeigt hat, nicht mehr. — Die Impfgegnerschaft, die, wie bekannt, mit ungeheurer Agitation betrieben wird, ist nur eine Folge dieser Anschauungen, den Menschen als ens intangibile zu betrachten, ihm unter keinen Umständen gegen seinen Willen einen wenn auch heilsamen Impfstoff zu inokulieren. — Die von England ausgehende Bewegung der sog. „Abolitionisten“ in der Prostitutionsfrage haben in ihrer Heimat und in einigen anderen Staaten ihre Anschauungen durchgesetzt, daß Preisgebung des eigenen Körpers, einerlei ob von Seite des Mannes oder des Weibes, insolange kein öffentliches Ärgernis damit verknüpft sei, straflos zu bleiben habe, da jeder mit seinem eigenen Körper anfangen dürfe, was ihm beliebe; daß keine englische Frau, also auch kein Freudenmädchen, gegen ihren Willen untersucht werden dürfe, quoad genitalia sana; daß kein Engländer oder keine Engländerin, also auch kein Soldat oder Freudenmädchen, gegen ihren Willen an sexuellen Krankheiten im Spital kuriert werden dürfen. — Ja, die „Menschenrechte“ haben sich sogar zu Tierrechten zugespitzt. Und die Forderungen der Tierschutzvereine und Antivivisektions-Gesellschaften haben allerorts in Parlamenten und Privatkreisen lebhaften Wiederhall gefunden. — Die Schonung der Juden, die alle abendländischen Völker unisono als eine ihnen ethisch unebenbürtige Rasse erklären, was ist sie anders als die Folge der bis zur äußersten Konsequenz getriebenen Anerkennung der Menschenrechte? Man läßt lieber die größten Zerstörungen und Verwüstungen im gemütlichen wie realen Besitzstand eines Volkes geschehen, als eine Einschränkung der jedem Exemplar von homo sapiens garantierten Menschenrechte vorzunehmen. Mag dieses Exemplar aus Polen oder der Walachei kommen, mag es lausig oder reinlich sein, die Cholera oder die Krätze haben, mag es gebildet oder ungebildet sein, der Tier- oder Menschenstufe näher stehen: jeder Chinese, Malaie oder Polynesier hat mit dem Betreten unseres Bodens im wesentlichen die gleichen Rechte wie ein Arbeiter, Bürger oder Gelehrter. — Ehemals war die Tötung eines Farbigen in den englischen Kolonieen lediglich ein Vergehen, kein Verbrechen. Heute wird die Tötung eines Eingeborenen genau so mit dem Tode bestraft, wie die eines Weißen. — In Amerika war es meines Wissens ehemals gestattet, einem von lyssa (Hundswut) Befallenen, sobald jene schweren Krampfzufälle eintraten, aus denen eine Rettung unmöglich, unter Zusammentritt dreier Ärzte und nach vorheriger Anzeige bei der Behörde, ein schmerzloses Gift zu reichen, um die letzten, oft tagelangen, entsetzlichen

Qualen für den Betreffenden abzukürzen. Dieses Gesetz ist inzwischen wieder aufgehoben worden. Auch für seine Schmerzen verleihen die Menschenrechte dem betreffenden Besitzer ein Patent, sie zu ertragen. Einem Schwindsüchtigen eine einzige Stunde seines verröchelnden Lebens abzukürzen, wäre eine Grausamkeit. Denn so unerträglich auch für die Umgebung, er selbst genießt, in ein glückliches Trans euphorischer Lebensauffassung gerückt, jeden Zug seines Lebens mit stets erneuter Hoffnung auf Genesung. Aber über die Paralytiker, die infolge von Gehirnerweichung erloschenen Lebenslichter, diese nur mehr bewußtlos hauchenden Menscheutrümmer, sagte einmal der bekannte Psychiater Gudden: „Da mühen sich sechs gesunde, kräftige Menschen um einen solchen gänzlich verblödeten Kranken, der nicht mehr Mensch genannt zu werden verdient, heben und wenden ihn, damit er sich nicht aufliegt, Monate, Jahre lang, ohne jede Aussicht, gänzlich vergebens . . . . .“

Bei dieser außerordentlichen Schätzung, verehrter Landebelmann im Norden, selbst des alten, abgenutzten Menschenmaterials, ist es sehr schwierig, Maßnahmen zur Verbesserung unserer Rassenverhältnisse zu treffen. Man müßte die Maximen eines englischen Schafzüchters anwenden dürfen, um in dieser Richtung etwas zu erzielen. Die sind aber, wie oben gezeigt, nicht anwendbar. — Hie und da fegt einmal so eine große Sense über die Erde in Form einer Influenza- oder Cholera-Epidemie, und schneidet die morbosen, gebrechlichen Menschengarben ab, sie fürderhin an der Erzeugung einer schwächlichen Nachkommenschaft hindernd. — Aber dann kommt das Gegenstück, die Kriegsfurie, und fällt zu Tausenden die kräftigsten, besten Männer, die Erzeugung der Nachkommenschaft den zu Haus gebliebenen Schwächlingen überlassend. —

Wie sähe eigentlich jene Idealrasse aus, die wir uns als Muster für jene Verbesserungen dächten, die unser geehrter Auftragsteller aus dem Norden im Auge gehabt hat? — Während der letzten Monate mit der Zusammenraffung der für die gegenwärtige Studie wichtigen Gesichtspunkte beschäftigt, kamen mir zufällig die schön geschriebenen „Studien unter den Tropen Amerikas“ von Franz Engel (2. Aufl., Jena 1879) in die Hand, unter deren Kapiteln ich eines mit der Überschrift „Der Llanéro und der Montañéro“ fand. Darf ich für einen Augenblick Engel selbst das Wort geben? Es handelt sich um die Vorführung jener freien Natursöhne, wie sie sich, aus spanisch-indianischer Vermischung hervorgehend, am Ost-Abhange der Cordilleren im äquinoktialen Amerika niedergelassen haben. „. . . . . Bevor die Morgenröte auflodert über das Grasmeer der Llanos (Steppen), und der mächtige Glutball den blinkenden Tau von den Halmen trinkt, erhebt sich der Llanéro in seinem, aus gespaltenen Baumstämmen und Backsteinwänden oder leicht aus Rohr, Palmblättern und trockenen Häuten

zusammengestellten Rancho von der harten Ochsenhaut oder der schaukelnden Hängematte, ruft durch ein bekanntes Zeichen sein weidendes Pferd herbei, wirft ihm den plumpen, hölzernen, mit Leder überzogenen Sattel auf und reicht ihm einige Hände voll Maiskörner, die ihm sein treuer und zuverlässiger Gefährte aus den Händen frißt. Bevor er sich in den Sattel schwingt, um mit seinem mächtigen Szepter, dem Lazo, sein weites, von unzähligen Herden durchstreiftes Reich zu durchschweifen, giebt er an dem Schleifsteine der Lanze und dem Hüftmesser schneidige Schärfe, nimmt darauf aus der zusammengerollten blutigen Haut eines unlängst abgestochenen Rindes ein großes Stück saftigen Rückenfleisches, steckt es auf eine grüne Holzrute, streut Salz darüber, und läßt es langsam über dem Kohlenfeuer rösten, während er inzwischen die frisch abgestreifte Ochsenhaut oder das buntgefleckte Fell eines Jaguars, dem er mit der Lanze in der kräftigen Faust begegnete, über der Erde aufpflockt, um es an der Sonne austrocknen zu lassen. Das duftig-saftige Rostfleisch am Holzspieße oder die aufgekochte carne seca ist nun sein erster Imbiß am frühen Tage; mit einem Totumaschälchen voll Kaffee oder Kakao spült er es hinab, und bricht dazu die zähe, derbe Arepa, oder das getrocknete, geröstete Bananenbrot. Und fort eilt er auf dem schäumenden Rosse, halbnackt, mit kurzen Beinkleidern und dem breitrandigen Palmen-Sombréro angethan, den Lazo um den Nacken gerollt, die lange Lanze in der Faust, seine Herden zusammentreibend, auseinanderjagend, musternd, — und in die Kniee stürzt unter der sausenden Schlinge der flüchtige Stier, der wilde, gefürchtete Herrscher seines gefürchteten Reiches. Nur ein Stück braunen Rohrzuckers zum Trunke an der Quelle hat der freie Gebieter der Savane zu sich gesteckt; erst am späten Nachmittage, wenn er seiner Arbeit oder seiner Lust am wilden Umherschweifen auf dem Pferde genug gethan, und heimkehrt auf dem schweißtriefenden, schäumenden Rosse, das seine gewaltige Stärke und Gewandtheit fühlt, steckt er wieder ein ansehnliches Stück Fleisch an den Spieß — und trotzig, zornig, unbeugsam wirft er das lange wirre Haar aus der Stirn zurück, wenn der Ruf der Mäßigung und Zähmung seiner ungestümen Leidenschaften, seiner rauhen Sitten und Freuden an ihn ergeht." — —
Auch der Moderne, der an dieser farbigen Prosa seine 20% in Abzug bringt, wird noch immer erkennen, daß es sich hier um prächtige, in der Freiheit gezüchtete Menschen handelt, bei denen es aller Wahrscheinlichkeit nach weder Bleichsucht noch Skrofulose, weder Syphilis noch Geisteskrankheiten giebt. Aber der gleiche Leser wird auch erkennen, daß diese kraftstrotzenden Menschen für uns in jeder Hinsicht unnahbar wie unerreichbar sind. Und die Kehrseite der Medaille wird uns erst recht klar, wenn wir Engel kurz darauf weitersprechen hören: „..... Aber roh, zucht- und fruchtlos ver-

wendet der Llanéro seine Kraft; kein Band der Gesittung, noch die Achtung vor dem Gesetze zähmt seinen maßlosen Unabhängigkeitssinn; für ihn hat nur und nur allein ein Leben voll Unabhängigkeit Wert; er liebt diese nicht der freien Entfaltung und Ausübung veredelnder Bestrebungen halber, sondern nur ihrer selbst willen, der zwanglosen Willkür und rohen Auslassung der physischen Kräfte wegen. Seine Wohnung ist ihm nur ein Schutzdach gegen die Ungunst der Witterung und das Dunkel der Nacht; er lebt im Sattel und der Lazo ist sein einzigster Lebenszweck; er kennt keine sanfte Regung oder häusliche Gemächlichkeit; ein Geschöpf, das sich auf eigenen Füßen über die Erde schleppt, verachtet er ob seiner Niedrigkeit; auf der Rinderhaut, oder in der Hängematte aus Bastgeflecht, ruht er, wenn er nicht im Sattel sitzt; zu Fuß legt er keinen Schritt zurück; die Schneckenbewegung des Ganges ist ihm zuwider, und sein Stolz sträubt sich, die Sohle an die Erde zu heften. Maßlos, wie in seiner Bewegung und in dem Gebrauche seiner Ungebundenheit, ist er in Genuß und Leidenschaft, in Spiel und Trunk, Haß und Lust; unbändig verwirft er Sitte, Lehre und Gesetz; jähzornig bäumt er auf gegen jeden Widerstreit; übermütig und rauflustig sucht und findet er Kampf und Verwirrung; rachsüchtig ohne Maß und Ziel stellt er seinem Beleidiger nach; roh ist er, gewaltsam und zuchtlos — doch ohne Arg und Falsch in Wort und That." — — Jeder Leser wird dieser trotzigen, selbstbewußten Menschenrasse, die die schönsten Menschenexemplare hervorbringen soll, und unter denen Altersgrenzen von über 100 Jahren gar nichts Seltenes sind, Sympathie und Bewunderung entgegenbringen. Aber jeder wird auch sofort erkennen, daß mit diesem Menschenmaterial keine Kulturarbeit vollbracht werden kann, daß mit ihr Ackerbau, Zusammenwohnen, gemeinschaftliches Ankämpfen gegen das Klima, gemeinschaftliches Ringen um die harten Schätze der Natur, von Kunst und Gesittung zu geschweigen, unmöglich ist. Und gehen wir nur einen Schritt weiter, stellen wir denselben Mann härteren Naturbedingungen, einem ungünstigeren Klima gegenüber, dann wird aus demselben ungestümen, kraftstrotzenden „Llanéro", wie der nur wenige hundert Meter über ihm, auf steinigem Felsenboden hausende „Montañéro" zeigt, ein friedliebender, langsamer, mit anderen seinesgleichen zusammenwohnender, moroser, leidender, im Kampfe um seine Existenz der kargen Natur gegenüber sich aufreibender, schwächlicher und kleiner Hirte, der mit List und Klugheit weiterkommt, als sein ungezähmter Verwandter in der üppigen Thalsohle, und in dem wir schon die guten und schlimmen Seiten eines beginnenden Kulturmenschen, größere cerebrale Energie mit reicherem Innenleben, aber auch schwächlichere Muskulatur bei näher hereingerückter Altersgrenze zu erkennen vermögen.

Also unser Ideal einer verbesserungsfähigen Menschenrasse ohne Auf-

geben der Breitegrade, des Wohnorts und des Kulturpensums ist von kurzer Dauer. Das Aufgeben einer üppigen aber übervölkerten Gegend und das Aufsuchen neuer, nördlicher gelegener, schwieriger urbar zu machender Gebietsteile, die hierbei errungenen Gewohnheiten und Geschicklichkeiten, die Notwendigkeit besserer Körperbedeckung gegen das Klima, besserer Wohnungen gegen die Unbilden der Witterung, neuer besserer Instrumente zur Bearbeitung des Bodens, die Notwendigkeit des Sich-Zusammenthuns zur Seßhaftigkeit, zur Aufstellung von Recht und Gesetz, die Bereicherung der Sprache wie des ganzen geistigen Horizontes, kurz all das, was man Kulturvorteile nennt, sind nicht ohne Verlust an Kraft und Gesundheit, an Herzenseinfalt und Sittennaivität zu erreichen; und wenn auch diese Veränderungen sich auf Hunderte und Tausende von Jahren verteilen: schließlich steht doch ein Geschlecht da, welches zwar an äußerer Schönheit, Kraft und Körperfülle mit seiner Urrasse sich nicht mehr messen kann, aber an Geschicklichkeit, körperlicher wie geistiger, an Schlauheit und weitmessenden Gedanken, an Verinnerlichung und geistiger Vertiefung, an Kunst und Kulturfortschritten weit, weit über seine Vorfahren erhaben ist. Beides — Jugend und Alter, Herzenseinfachheit und Philosophie, Kampf mit der Natur und Gesundheit, Schönheit und Verstand — findet sich beim Einzelindividuum wie bei Völkergruppen nicht beieinander.

Die exaktere Ausführung dieser Gesichtspunkte wäre einer allgemeinen oder speziellen Kulturgeschichte überlassen. Selbst für das Herausgreifen eines einzelnen Beweispunktes nach dieser Richtung wäre der uns vorgeschriebene Rahmen hinsichtlich der Ausdehnung dieser Arbeit zu knapp bemessen. Ich möchte aber an einem nur kurze Zeit in Anspruch nehmenden Moment persönlicher Beobachtung gerne zeigen, wie wir heutzutag Lebenden von unseren Vorfahren abgewichen sind, und wie der Kulturhobel, der über uns alle hinweggeht, unsere äußere Erscheinung so wesentlich verändert hat: Es fiel mir vor Jahren, bei der eigentümlichen Aufstellung antiker Büsten im Britischen Museum in London, auf, wie nieder die Haargrenze an der Stirne ausnahmslos, und unabhängig davon, ob die Behandlung des Haares eine konventionelle, stilisierte oder naturalistische war, hereingerückt ist. Die Behaarung hat im allgemeinen in historischer Zeit abgenommen, nicht nur unter der schabenden Einwirkung unserer Kleider, auch an der Stirne; als Kennzeichen einer tieferstehenden Gattung würden wir heute eine Stirne betrachten, die einen dichten Haarkranz so nahe über den Augenbrauen besitzt, wie sie fast ausnahmslos die Statuen römischer und griechischer Provenienz zeigen. Die Köpfe aus der ältesten sog. archaistischen Periode sehen sogar aus, als wenn sie weiße Pelzkappen trügen. Ich erinnere z. B. an die im übrigen so liebliche Gruppe „Orestes und Elektra"

im Museum zu Neapel. Bei den kurzgeschornen römischen Büsten wird die Beobachtung gänzlich einwandfrei, während bei den griechischen das manchmal hereingekämmte Haar allerdings zur Vorsicht mahnt. Unter den römischen Köpfen hat fast nur Cäsar und der junge Octavian, sein Adoptivsohn, eine moderne, haarfreie Stirn. — Wir verlangen heute fast gebieterisch beim Gebildeten eine hohe Stirn, bei der die tubera frontalia, die beiden Stirnhöcker etwa drei Finger breit über jeder Augenbraue, ganz frei außerhalb der Haargrenze über ihnen liegen. Und ich behaupte, bei jeder Anstellung eines Beamten durch den Minister, eines Kommis durch den Prinzipal, ist der Eindruck bei der persönlichen Vorstellung von dem Aussehen seiner Stirn mitbestimmend. Woher kommt dieses Zurückweichen der Haargrenze beim heutigen Kulturmenschen? Wir reden hier nicht von der „Glatze", die garnicht an der Stirn, sondern auf der Scheitelhöhe beginnt. Wir reden hier von der Stirn, sagen wir einer Abiturientenklasse, die, in corpore in ein Antikenkabinett geführt und dort den römischen Cäsaren gegenübergestellt, sofort, ohne jede weitere Messung, die fast zwei Finger höhere Kulturstirn an sich selbst demonstrieren könnte. Was mag davon die Ursache sein? Der Hut und die Art der Kopfbedeckung kann es nicht sein. Denn die heutige freie Stirn ist längst über jenen Streifen hinweggerückt, der dem Druck durch den inneren Hutrand entspricht. Und warum sollte auch der Druck allein an der Stirn so haarausjätend wirken und nicht auch an der Schläfe und am Hinterkopf? Man könnte sagen: die Haare sitzen an der Stirne loser. Freilich! Aber warum? Das ist keine Erklärung, nur eine Verschiebung der Frage selbst! Warum sitzen dort, wo das Gehirn näher unter dem Schädeldache ruht, als an irgend einer Stelle des Kopfes, mit Ausnahme noch des Scheitels, die Haare so dünn? Nein! Es ist wohl zweifellos, daß die erhöhte cerebrale Thätigkeit mit diesem Wegwischen der Haare an der Stirn in Verbindung steht. Denn fast ausnahmslos finden wir bei cerebral hervorragend thätigen Menschen diese „hohe Stirn", diese Stirnfreiheit. Wenn es sich auch nicht physiologisch beweisen läßt. Nicht alles darf man verwerfen, was nicht gleich nach der Regel de tri haarscharf dargethan werden kann. Das Zusammentreffen ist hier zu frappant. Und schon das Volk nennt jene zwei hohen Stellen rechts und links über der Schläfe, wo zuerst die Stirne keine Haare mehr leiden mag, „Hofratsecken". —

Und damit kommen wir zur Anwendung unserer Beobachtung auf unsere Menschenverbesserungstheorieen. Will man den geschilderten Haarschwund in der Richtung als Verschlechterung oder Nichtverschlechterung der Menschenrassen verwerten, so bleibt nichts anderes übrig, als zu sagen: Kahlheit ist vom rein physiologischen oder ästhetischen Standpunkt aus

betrachtet ein Zeichen der Degeneration. Ein vollbewaldeter Männerkopf gilt uns als Zeichen der Gesundheit. Eine Glatze, auf der Stirn oder am Scheitel, als Zeichen der Überarbeitung, der Abgespanntheit, der Blasiertheit und des Frühalters. Es scheint aber, ohne den Haarschwund ist die cerebral-höhere und -gesteigerte Arbeit nicht zu leisten. Auf diesem reicheren Gehirnleben beruht unsere Kultur. Und wir stünden sozusagen vor der Wahl: Männer mit „lockigem Haar", roten Backen, fernsichtigen Indianeraugen, einfachen Bedürfnissen, aber dann kein Telegraph, keine Eisenbahnen und Dampfschiffe; kein elektrisches Licht, keine „Kritik der reinen Vernunft", keine chemische Synthese, keinen „zweiten Faust", keine „neunte Symphonie". Denn diese Dinge erforderten eine ganz eminente Hirnleistung. Und diese Hirnleistung hat wieder die hohe Stirn, die Gedankenblässe, den müden Blick, den schlappen Gang unweigerlich im Gefolge.

Also auch hier kommen wir, von dem einzigen Moment des Haarschwundes an der Stirn ausgehend, zur Schlußfolgerung wie vorhin: Unsere Rasse ist nicht schlechthin „schlechter" geworden. Sie ist in ihren cerebralen Leistungen eminent fortgeschritten. Diese Leistungen sind unser höchster Triumph. Ohne sie wollen wir nicht mehr existieren. Dagegen scheinen sich unsere physischen und besonders vegetativen Leistungen in der That verschlechtert zu haben. Wir müssen Rhabarber kauen, Chinin schlucken und durch Eisen unser Blut neu aufbauen helfen. Unsere Sinnesorgane, besonders Geruch und Gesicht, stehen hinter den Leistungen der Indianer und Neger zurück. Und unsere Altersgrenze scheint hereingerückt. — Aber in der kurzen Spanne Zeit hat sich unsere Genußfähigkeit gegen früher gewiß verdreifacht. — Und genießen ist doch leben! — Wir haben äußere und innere Sinne gewonnen; haben ein zweifaches Ich; wir schmecken und riechen tausenderlei Stoffe und Kombinationen dieser Stoffe, Ylang-Ylang und Patschuli, von denen frühere Naturmenschen sich mit Entsetzen abgewandt hätten, weil sie den Genußschmerz, der in diesen Stoffen liegt, zu begreifen nicht fähig waren. Wir hören und definieren Intervalle und Klangfarben der unerhörtesten Raffiniertheit. Laßt einen Römer aufstehen, und wäre es Julius Cäsar, und setzt ihn in den ersten Akt von „Tristan und Isolde". Nach 100 Takten springt er auf und pfeift seinen Hunden oder seinem Pferde, und erklärt den Weltuntergang für bevorstehend. Und wir, wir bleiben fünf Stunden auf unserem Parkettsitz, und lauschen und saugen uns voll, und es durchrieselt und durchströmt uns; und wir stehen trunken und innerlich aufs tiefste erschüttert auf. Ist das nichts? Fünf Stunden! Beinahe eine viertel Achsendrehung der Erde! Ist das keine Leistung? Wer kann das noch? — Nein, nein! Wir wollen freistirnige, freie Menschen bleiben und dem Entzücken offen sein! Und Menschen-„Ver-

besserungen“ wollen wir auf diesem Gebiete, auf dieser Seite, wo der Kopf sitzt, nicht vornehmen.

Der Raum eines Druckbogens, der uns zur Verfügung gestellt ist, nähert sich seinem Ende. Wir haben noch gar kein Wort gesprochen von jener Verbesserung der Lebensbedingungen, wenn wir den Menschen unweigerlich so hinnehmen, wie er nun einmal heute geworden ist; noch kein Wort jener großartigen Hygiene und Sanitätsmaßregeln, wie sie seit etwa 20—30 Jahren, besonders mit Rücksicht auf die arbeitenden Klassen, in Fabriken, Schulhäusern, großen Städten und Verkehrscentren entstanden sind; noch von den ausgedehnten gesetzlichen Bestimmungen, welche das Wohl und Wehe, besonders der dienenden, arbeitnehmenden Menschheit im Auge haben. Wir haben sie übergangen, weil die heutige Zeitströmung und die drohend erhobene Faust der Sozialdemokratie diese Dinge an und für sich schon in den Brennpunkt alles Geschehens und Überlegens gerückt hat; weil an und für sich schon die gesamte innere Politik der abendländischen Staaten mit der Verbesserung des Loses der arbeitenden Menschheit fast ausschließlich beschäftigt ist, und weil die unvermeidliche Berücksichtigung der hier in Betracht kommenden politischen, national-ökonomischen, sanitären, industriellen und kommunalen Faktoren unsere Arbeit geradezu zu einem ‚Versuch der Lösung der sozialdemokratischen Frage‘ zugespitzt hätte; eine Wendung, zu der wir weder Beruf noch Talent in uns fühlen, und die vermutlich auch nicht in der Absicht des geehrten Auftraggebers lag. — Wir glaubten unsere Aufgabe von einem höheren, allgemein-menschlichen Standpunkt aus auffassen zu müssen, von dem aus Horizont wie Umsicht eine größere und weitere war. Wir glaubten jene Faktoren, die in weit einschneidenderer Weise als etwa „der achtstündige Arbeitstag“, „das eherne Lohngesetz“, die Fabrikshygienik das Menschengeschick beeinflussen, und zwar das Geschick der gesamten Menschheit, wie „Schwindsucht“, „Geisteskrankheit“, „Kampf gegen das Klima“, „Alkoholismus“, „Modezwang“, „Morphium“ u. a. in den Vordergrund stellen zu sollen. Wir glaubten vor allen Dingen den Menschen der Natur gegenüber, auf die er unerbittlich angewiesen ist, betrachten und zeigen zu müssen; und dem heiteren, halbnackten Griechen, der unter sonnigem Himmel, in üppiger Natur wie ein Palmbaum gedeiht, seine Nahrung vom nächsten Strauch pflückt und ein seinem Körper wie seiner Natur entsprechendes Schönheitsideal ausbildet, den frierenden, hüstelnden Nordländer gegenüberzustellen, der in die Hände pustend früh zur Arbeit eilt, sich in fünf, sechs Überzüge hüllt, mit seiner Muskelarbeit erst das Mittagsmahl sich verdienen muß, dann entkräftet im Essen und Trinken sich übernimmt, Verdauungsorgane und Hirn überladet und vergiftet, sich in backsteinerne Häuser einschließt, auf die Sonne zu achten vergißt,

und, statt in glücklicher Harmonie und Austausch mit der Natur zu leben, ein kompliziertes Geistes- und Nervenleben in sich erzeugt und sich misanthropisch vergrübelt. — Und dies ist unabänderlich.

Und so müssen wir, alles zusammenfassend, auf die Frage unseres braven Landedelmannes nach der Möglichkeit der Verbesserung unserer Menschenrasse antworten: Wir können nicht anders sein, als wir sind. Und so wie wir sind, wollen wir sein. Wir sind die unfreiwilligen Erben der Thaten und Genüsse unserer Vorfahren. Mit denen wollen wir weiterhausen. Das symbolische Wort der Bibel: „Ich bin ein starker, eifriger Gott, der die Missethat der Väter an den Kindern heimsuchet bis ins dritte und vierte Glied“ fühlen wir vehement und oft unerträglich auf uns lasten. Aber wir wollen damit uns weiterschleppen, so gut wir können. Wir haben uns nicht gemacht, noch den Schauplatz geschaffen, auf dem wir kämpfen und leben. Uns blieb keine Wahl, als das tierische Verlangen nach Sättigung, das menschliche Verlangen nach Genuß und Freude. Mag der, der alles gemacht, die Verantwortung übernehmen, und dafür, wie das sich weiter entwickelt. Wir leben in den Tag hinein. Vom Tag und für den Tag. Nicht weil wir so wollen, sondern weil wir müssen. Wozu ein Programm aufstellen? Wer weiß, wie unsere Nachkommen auf uns schimpfen, uns verächtlich behandeln werden. Auf die wollen wir keine Rücksicht nehmen. Sonne, Luft, Wind, Wald und Meer, die sollen uns kümmern. Unsere eigene Freude. Kein transcendentaler Gott soll uns mehr von der meskinen Tagesfreude abhalten. Ist er allmächtig, weshalb hat er uns so kritisch und IHN-verachtend geschaffen?! — Nein! Geborenwerden, Kämpfen, Genießen und dann Sterben, das soll uns kümmern, und, wie wir das am besten vollbringen. Der Rest geht uns nicht an.



Heinz Tovote.

Von Paul Schettler.

(Berlin.)

Noch im September 1889 schrieb mir Heinz Tovote: „Du kennst meine Unlust, zu veröffentlichen. Ob ich sie je überwinden werde? . . .“

Zwei Monate später „flattern ihm die ersten Druckbogen vom Liebesrausch ins Haus,“ am 21. Januar 1890 schreibt er mir: „Heut ist der Liebesrausch fertig! Am 1. Februar wird er versandt. Ich bin sehr begierig, wie man ihn aufnehmen wird.“ Und ein paar Tage später, als er mir das erste fertige Buchexemplar sendet: „Was wird die Kritik sagen? — Das arme Ding ist nun wehrlos. Ich kann es nicht mehr schützen. —“ Er weiß: „Es hängt ja alles davon ab.“

Als dann das Buch am 1. Februar ausgegeben wurde, war Heinz Tovote bereits ein bekannter Autorname; die Kritik hatte sich für das Werk entschieden, hatte mit einer Einmütigkeit ohnegleichen das Erstlingsbuch Tovotes als das litterarische Ereignis der letztverflossenen Zeit bezeichnet. Tovote selbst teilt mir die Stimmung der Presse mit: „Gerade von den Seiten, wo ich schärfste Kritik erwarte, vollste Anerkennung.“

Es war „Im Liebesrausch“ eines jener Bücher, die ihren Autor über Nacht zum berühmten Manne machen. Es war das Buch der Zeit. —

* * *

In diesen Blättern hatte der Kritiker von Tovote einmal geschrieben: „Tovote ist im Roman, was Sudermann im Drama.“ Ohne Zweifel gilt dieses Urteil in Bezug auf Sudermanns „Ehre“ und Tovotes „Im Liebesrausch“. Empfand man doch das Drama des einen und den Roman des anderen zum ersten Male in weitesten Kreisen, in Kreisen, die zur Litteratur nur noch sehr gelegentlich in einer Art von Verhältnis stehen, als die Pfadfindung einer neuen Kunst. Das Drama Sudermanns und der Roman Tovotes werden in einer später zu schreibenden Litteraturgeschichte des neuen deutschen Reiches als diejenigen beiden Werke bezeichnet werden müssen, bei denen die breite Masse zum ersten Male die moderne Kunst und ihre Aufgabe, das moderne Empfindungsleben zu schildern, „Gefühlswerte der Zukunft zu prägen“, sich bereit findet, anzuerkennen, gewissermaßen zu legitimieren. Die Wandlung, die sich in dem Gefühlsleben der Gegenwart seit den ersten achtziger Jahren vollzogen, und deren freilich vielfach noch staumelnder

Ausdruck durch Werke des Kunstschaffens seither vergebens nach breiterer Anerkennung gerungen, ist plötzlich eine zugegebene Thatsache; das Alte versinkt, ohne Bedauern sieht man es sinken, ein Neues ist da, eine ganze Welt greift nach dem Neuen, und in einem der zahlreichen Kunstwerke, in denen dieses Neue nach Gestaltung ringt, findet es seine neue, meisterhaft gefügte Form, die nur scheinbar neu ist, im Grunde aber die ewig alte, im Sturm und Drang der Übergangszeit nur verloren gegangene Form der Schönheit — der Realismus, sowohl der des Milieus als auch der des Gefühls, den die neue Zeit, das neue Geschlecht forderte, erhielt in Tovotes Roman „Im Liebesrausch" dasjenige Werk, das aus den übrigens begreiflichen Verirrungen, dem Überszielschießen der Kämpfer für das werdende Neue sich wieder zurückfand in das stille, sonnenklare Reich der Schönheit, ohne von den neuen Forderungen auch nur ein Tüpfelchen zu lassen; der „Liebesrausch" bewies thatsächlich, wie Tovote in der Vorrede zur 2. Auflage es als das Ziel seines bisherigen künstlerischen Schaffens aussprach, „daß es eine Poesie des Realismus giebt". Die anderen, die mit ihm gleiches erstrebten, suchten zu sehr nach der neuen Kunst, und darüber vermochten sie es nicht, zur neuen Kunst zu gelangen. Heinz Tovotes erstes Buch aber wurde das Buch der Zeit. —

* * *

Wenn ein Erstlingswerk eines Künstlers einen ungeahnten, beispiellosen Erfolg hat, geschieht es fast immer, daß der Erfolg des zweiten Werkes hinter dem des ersten zurückbleibt, und nicht nur der Erfolg, oft auch das Werk selbst. Auch Heinz Tovote ist dem Schicksal nicht entgangen, seinen zweiten Roman weniger günstig beurteilt zu sehen, als den mit so einstimmigem Enthusiasmus aufgenommenen „Liebesrausch".

„Frühlingssturm, Berliner Liebesroman", hieß der zweite, große Roman Tovotes, der anderthalb Jahre nach dem ersten an die Öffentlichkeit gelangte. Und wenn man einem Teile der Kritik glauben wollte, hätte man meinen müssen, es wäre eine zu voreilige Veröffentlichung gewesen. Dabei aber geschah das Merkwürdige doch, daß der Roman ebenso schnell seine dritte und vierte Auflage erreichte, wie der nun bereits in sechster Auflage vorliegende „Liebesrausch". Hatte jener Teil der Kritik, der von einem Nachlassen des Tovoteschen Könnens durch einseitiges Breittreten eines beschränkten Kunstgebietes sprach, mit seinen Befürchtungen und schwarzseherischen Prognosen unrecht?

Ich glaube es bestimmt.

Freilich steht Tovote in diesem zweiten Werke insofern nicht ganz auf der Höhe des „Liebesrausch", als er sich hierin die Form, die doch nach

seinem eigenen Ausspruche seine Hauptstärke ist, zu leicht gemacht hat. Wie war im „Liebesrausch“ jedes Kapitel meisterhaft aufgebaut: eine Naturstimmung von oft wunderbarer Poesie oder ein Stimmungsbild der Berliner Straße voll Anschaulichkeit und frappierender Plastik leitet zu der Handlung fast eines jeden Kapitels über, die dramatisch aufsteigt; und wieder mit einer Stimmung aus der umgebenden Außenwelt klingt der behandelte Seelenkonflikt gemütvoll aus, meist sanft elegisch, wie tief auch die Leidenschaften und alle Sinne eben erst aufgewühlt waren; da spielt der Frühlingssonnenschein oder flirrt und flutet die Sommerluft, oder der Herbstnebel brütet, der Schnee flockt leise, leise herab in den winternächtlichen Straßen, in denen die Lichter tanzen, oder im Garten rauscht der Nachtwind in den Zweigen, leuchtend über der dunklen Wand des Waldes schimmert der helle Stern, den Lucie, die Heldin des Liebesrausches, ihren Stern genannt hatte — der Stern der Liebe.

Tovote ist vor allem ein Meister der Stimmung. Auf einer Stimmung baut er seine kleinen Novellen, seine „Ich“-Skizzen und seine „wurmstichigen Geschichten“ auf; aus dieser Stimmung heraus malt er mit Farben, die nur das Seelische wiedergeben, ein Menschenschicksal hin, in das die angeschlagene Stimmung immer wieder hineinklingt; mit vollsaftigen, leuchtenden Rubensfarben, wenn er, wie in den Romanen und in vielen Stücken der prächtigen Sammlung „Fallobst“, Liebesleidenschaft und Liebesraserei schildert; mit fein getönten, bläßlichen, wie hingehauchten Pastellfarben, wenn er in seinen „Ich“-Skizzen impressionistisch und wie ein junger Lenztrieb empfindlich irgend einen Eindruck auf das Papier strichelt. Eine Begegnung, ein Augenpaar, ein Blick, ein wiegender Gang, ein Straßenbild, eine Örtlichkeit regen ihm eine Stimmung und eine Geschichte an. Und leise wie ein Hauch gleitet die Geschichte an der Hand dieser Stimmung vorüber; ein Nixenauge hat ihn gestreift — wohin? woher? schon ist es vorüber wie das Glück, „das auch oft an uns vorübergeht und unseren Arm streift, während wir nicht ahnen, daß es das Glück war, das uns dann für immer entschwunden bleibt;“ mit der Rose, mit der die Hand lässig spielt, bis die Blätter herabfallen, still und leise, läßt er die unbefriedigte Sehnsucht eines einsamen Menschenkindes vorüberträumen.

Die in neuester Zeit so viel mißbrauchte Bezeichnung „Gedichte in Prosa“ paßt auf diese feinen impressionistischen Skizzen jedenfalls in höherem Grade, als auf die symbolistischen Anwandlungen einer gewissen allerneuesten Schule. In solchen Skizzen würde sich Heinz Tovote als ein lyrisches Talent ersten Ranges bekunden, wofern er nicht längst auch sonst schon als Lyriker hervorgetreten wäre. Auch in diesen Blättern ist der Lyriker Tovote schon des öfteren gehört worden, auch jetzt wieder bringt die „Gesellschaft“

ein paar Blätter aus seiner lyrischen Mappe. Eine ausgewählte Sammlung seiner Gedichte hat Tovote schon früher einmal herausgeben wollen, jetzt wird eine solche nicht mehr lange auf sich warten lassen.

* * *

Der Stimmungszauber, mit dem Tovote seine Stoffe umgiebt, ist so groß, daß er die heikelsten Themata behandeln kann, ohne daß die Sachen indezent wirken. Der ganze Liebesrausch ist ein einziges glänzendes Zeugnis für diese Kunst Tovotes, die er selbst in seinem schon erwähnten Vorworte zur zweiten Auflage des „Liebesrausch" als die „Poesie des Realismus" bezeichnet. Und in der Sammlung von Novellen und Skizzen „Fallobst" sind die Perlen dieses zweiten Buches, das Tovote bald nach dem Liebesrausch herausgab, gerade diejenigen Geschichten, die am meisten „wurmstichig" sind. Am tiefsten ist da die Skizze „Armes Kind", und ihr liegt Notzucht zugrunde. Und „Im Moor", „Besuch", „Bekenntnis" behandeln nicht minder gewagte Probleme, sie sind nebst „Armes Kind" vielleicht das Beste, was Tovote bisher geschrieben. Skizzen, wie die „Wittib" und „Im Quartier", weiß er mit solcher Stimmung zu umkleiden, daß sie humorvoll wirken.

Das Rücksichtsloseste aber giebt er fraglos in der Novelle „Der Erbe", die 1891 als Buch erschien. Eine Dame aus der Gesellschaft Berlins will sich das große Vermögen ihres hinsiechenden Gatten, dessen Auflösung jeder Tag bringen kann, sichern. Dazu darf ihre Ehe nicht kinderlos bleiben; sie unternimmt es, durch Ehebruch Mutter zu werden. Aber das Kind, unter den deprimierendsten seelischen Erregungen gezeugt, ist idiotisch, lebensunfähig, und stirbt dahin. Der Betrug ist furchtbar gerächt.

Es ist ein starker ethischer Zug, der durch diese Novelle geht, und den erst kürzlich selbst der Staatsanwalt hat zugeben müssen. Denn das Buch war im Februar 1892 beschlagnahmt worden, wurde aber vor wenigen Wochen vom Berliner Gerichtshof wieder freigegeben. In etwas durchgearbeiteter Gestalt erscheint es jetzt in zweiter Auflage bei F. Fontane & Co., so daß dort nunmehr die gesamten Tovoteschen Bücher vereinigt sind. —

* * *

Ich erwähnte schon, daß Tovote hier und da der Vorwurf gemacht worden ist, er sei zu einseitig, immer wieder sei es die großstädtische „Verhältnisliebe", die er schildere. An den großen politischen Fragen der Zeit gehe er wie achtlos vorüber. Es sei seine Pflicht, seine Kunst auch diesem Gebiete zuzuwenden. —

Seither nun hat Tovote einen Roman veröffentlicht, der zuerst in einem Familienblatt, in der „Modernen Kunst“, abgedruckt war! Es ist der Roman „Mutter!“, der, nachdem er kürzlich in Buchform erschienen, die lebhafteste Anerkennung seitens der Presse gefunden hat; vielfach ist er als das Beste hingestellt worden, was Tovote geschrieben, weit noch über dem Liebesrausch stehend. Und in der That hat dieser letzte Roman Tovotes alle Vorzüge des ersten, und in der That betritt der Dichter hiermit ein völlig neues Gebiet: Es sind nicht die Liebesabenteuer von Künstlern und bummelnden Lebemännern; es ist eine ergreifende Familiengeschichte, eine packende Tragödie zwischen Mutter und Sohn, die er hier vor unseren Augen entrollt mit derselben, ja noch zielsichererer Kunst der Stimmungsmalerei, die am Liebesrausch so hoch bewundert wurde.

Dieser Roman „Mutter“ giebt denn doch den Beweis, daß Heinz Tovote auch andere Töne zur Verfügung stehen, wenn er sie nur anschlagen will. —

Und er wird sie anschlagen. Er wird noch einen dritten Roman, „Das Ende vom Liede“, den er bereits fertiggestellt hat, herausgeben, der die im „Liebesrausch“ und „Frühlingssturm“ geschilderten Kreise wieder aufnimmt und das in diesen beiden Romanen angeschlagene Thema der „Verhältnisliebe“ fortspinnt und zum Ende führt, sodaß sie sich zu einem Cyklus zusammenschließen, in welchem der „Liebesrausch“ einen einzelnen typischen Fall in verführerischer Schönheit darstellt, der „Frühlingssturm“ eine Menge weiteren Materials zu dem angeschlagenen Thema giebt, und „Das Ende vom Liede“ noch einmal mit aller Unerbittlichkeit zeigen wird, daß diese freie Großstadtliebe nicht die Grundlage eines dauernden Glücks werden kann. Der von einer zur anderen herumliebende junge Mann und das ihrem sinnlichen Trieb, meist freilich unter dem Zwange unglücklicher äußerer Verhältnisse, nachgehende Mädchen, das aus der Familie herausgelöst erscheint, sie haben sich beide zu tief in die Karten geschaut, um das volle Vertrauen zu einander zu haben, und sich das Glück zu bringen.

Es ist sicher, daß sich Heinz Tovote auch auf anderem Boden als dem bisher betretenen, in den großen sozialen und politischen Fragen der Gegenwart zurecht finden wird. Er selbst ist noch so jung wie sicherlich wandelungsfähig: 1864 am 12. April ist er in Hannover geboren — er hat die Universitäten Göttingen, Berlin und München besucht — sollte heute einer mit achtundzwanzig Jahren zu alt sein, um sich noch nach einer vielleicht ganz anderen, ganz ungeahnten Richtung hin zu entwickeln?

Ich glaube das nicht.

Und wenn Heinz Tovote bei seiner scharfen Beobachtungsgabe, bei seinem großen formalen Talent und bei seinem wirklich dichterischen Empfinden,

seiner Gabe, von allen äußerlichen Dingen und Vorgängen eine Stimmung, eine dichterische Impression zu gewinnen, sich einmal an den großen deutschen Roman wagen wird, der ihm als das große Ziel seines künstlerischen Strebens vorschwebt, dann wird das vielleicht wieder ein Buch sein, das einschlägt wie der „Liebesrausch“. Einstweilen bleibt mit diesem seinem ersten Buche der Name Heinz Tovote am engsten verknüpft. —



Unser Dichteralbum.

Frühling.

Ein Sonntag war's. Hell schien die Frühlingssonne
Vom blauen Himmel, Licht und Wärme spendend;
Der erste schöne Tag im jungen Jahr,
Das der Verheißung voll noch vor uns lag. —

Ein Märztag war's. Noch lag im Morgenschlummer
Die auferstehende Natur.
Die Bäume
Und Sträuche setzten leise Knospen an,
Und grünes Leben quoll empor zum Licht. —
Wir schritten durch den hohen Eichenwald,
In vollen Zügen Sonnenatem schlürfend.
Das graue Gras sah frischer heut als je,
Und eine Amsel flötete gar hell
Vom schwarzen Zweig, als ob's schon Frühling sei.

Und unter einer Buche, still versteckt,
Vom braunen Laube ängstlich noch geborgen,
Erschauten wir ein blaues Märzenveilchen,
So zart und blaß.
Kaum hatte deine Hand
Es zagend abgepflückt, als auch der Blick
Schon hier und da ein andres Blümchen traf,
Das mit dem blauen Auge sehnsuchtsvoll
Vom nassen Boden auf zum Himmel sah.
Du nahmst sie auf, die freundlich dich begrüßten,
Bis sie zu einem Strauße sich gefügt. —

Es war ein milder, freudereicher Sonntag,
Als ob der Sommer schon in Blüte sei;
Und auch in unsern Herzen keimte Frühling
Empor aus langem ödem Winterschlafe. —

Glücksel'ge Zeit . . .
Nun wieder ist es Frühling,
Und wieder wandr' ich durch den stillen Wald.
Die Blumen blühn, wie im vergangnen Jahr. —
Nicht pflück' ich sie.
Wem sollt' ich sie wohl bringen,
Seit deine Liebe starb.
In blindem Unmut
Ging ich von dir. —
Ob deinem Lebensweg
Wohl eine liebe Hand noch Blumen streut,
Ob dir nur blütenleere Dornen wuchsen,
Frag' ich mich still, hinschreitend durch den Wald,
In dem der Lenz aus dumpfem Winterschlaf
Mit neuem Prangen lebensvoll erstand.

Regenstimmung.

Der Regen gießt in vollen Strömen nieder.
Es bebt das welke Laub.
Die schwarzen Zweige schwanken hin und wieder,
Der Winde Raub.

Ich wandle sinnend still die nassen Stege
Den grauen See entlang.
Verwelktes Laub liegt faulend auf dem Wege
Mit Schilf und Tang.

Schaumschmutz'ge Welle klatscht an das Gestade
Mit schwerem, dumpfem Ton.
Die Sonne, die beschienen uns're Pfade,
Ist lang entflohn.

Die Regentropfen bilden tausend Kreise
In dem gestorbnen See,
Und durch die nackten Bäume flüstert leise
Verhaltnes Weh.

Verlassen.

Nun ist so braun die Halde,
Es steht entlaubt der dichte Wald.
Die Sonne ist geschwunden,
Rauh weht der Wind und kalt.

Die roten Glockenblumen
Verwelkten, und vom lichten Schnee
Bedeckt sind die Gefilde —
Das ist des Winters Weh.

Mein Lieb ist fortgezogen,
Durch weite Lande übers Meer.
Einsam hat sie mich lassen. —
Mir pocht das Herz so schwer.

Nun klag ich lange Nächte,
Weil ich so ganz verlassen bin.
Es kommt ihr frohes Lachen
Mir nimmer aus dem Sinn.

Es hat ihr frohes Lachen
Vor Zeit so glücklich mich gemacht. —
Nun ist der Tag gegangen,
Und kommen ist die Nacht. —

In Krankheit.

Der Tag geht hin — es dunkelt,
Der Wind weht kalt und scharf.
Ich sitze träumend am Fenster,
Weil ich nicht zu dir darf.

Draußen in unserem Garten
Türmt fußhoch sich der Schnee —
In meinem einsamen Herzen
Liegt bergehohes Weh.

Die Luft des Krankenzimmers,
Schriebst du, verträgest du nicht;
Und schon seit vierzehn Tagen
Entziehst du mir dein Gesicht.

Ich weiß zu gut, du fürchtest
Einzig der Leute Geschwätz,
Und beugst dein schönes Köpfchen
Dem dummsten Anstandsgesetz.

Draußen heult durch die Gassen
Der schneidende Wintersturm —
Es nagt an meiner Liebe
Heimlich des Zweifels Wurm.

Ich sitze im schweigenden Dunkel
Und lausche dem Windgebraus,
Ich lehne am Fenster und spähe
Vergebens nach dir aus.

Bitte.

Wie? . . . Du willst fort? — Und was soll ich beginnen?
Nein! — Bleibe hier, ich bitt' dich! — Geh nicht fort! —
Soll all mein Hoffen denn in nichts zerrinnen?
Sag's doch: es war ein übereiltes Wort!

Nein, nein! — Du mußt! — Ich gebe dich nicht los. —
O, willst du mich denn zur Verzweiflung treiben?
Ich lag im Traum so gern in deinem Schoß! —
Geh nicht! — Ich kann ja ohne dich nicht bleiben.

Laß deine kleine weiße Hand in meiner,
Zerreiß im Unmut nicht das schwache Band. —
So sehr wie ich dich liebe, liebt dich keiner . . .
Was willst du denn im fernen fremden Land?

Die Thränen küß ich dir von deinen Wangen,
Und bitte dich in Sehnsucht: Bleibe hier! —
Laß dich wie sonst von meinem Arm umfangen:
Herzlieb! . . ich bitt dich: geh nicht fort von mir! . . .

Friedenau-Berlin. Heinz Tovote.

Semiramis.

Der Sonnenrosse goldener Zaum
Entfiel dem Baal im Abendtraum.
Den Purpur wirft er um goldene Rüstung . .
Ich lehne hier oben an goldener Brüstung.
Auf schwebenden Gärten wandle ich hin,
Semiramis, die Königin,
Über die Mauern, deren Kitt
Das Erdpech aus dem Lande Hit.

Wie die Inderwitwe stürzt in den Brand,
Stürzt sich die Erde ins Abendrot.
Schon küßt sich Himmel und Bergesrand
Und alles sinkt in Schlummertod.
Nicht scharlacht mehr der Flamingoreiher
Mit seiner Flügel Schatten den Weiher.
Er nistet bei gelber Wasserrose
In weißschäumenden Lichtes Gekose.
Astarte die Mondespfeile verschießt,
Die Liebespfeile: Genießt, genießt!
Von Glanz überströmt, von Wohllaut berauscht,
Der wie Geister beschwört das Echo der Ferne,
Bis jeder Lichtkörper droben lauscht,
Wie auf Liebesgruß von verwandtem Sterne.

Wie Braut an Braut im Hochzeitschleier,
Im Harem harrend auf Königsfreier,
Wo die Sonnenblume Judäas paßt
Zu cirkassischer Lilienwangen Damast,
Wenn Duft und Kuß sich süß vermischt
Und die goldene Ampel am Sims erlischt,
Die gleich dem Goldfink Chinas schwebt
Und den Perserteppich magisch umwebt —

So Blume sich an Blume schmiegt,
Die Riesentulpe in Lüften sich wiegt,
Wo Wildtäubchen vom Libanone
Turteln mit roter Turbankrone.
Ein Gott sein Silber niedergießt,
Wo Lotos fromm den Kelch erschließt.
Der Liebesschütze vom heißen Ganges,
Wo das Erz hinschmilzt im buhlenden Hauch,
Segnet hier seinen Lieblingsstrauch
In der Sehnsucht liebenden Dranges.

Wie die goldige Kamzak scheint
Aus der schwarzen wogenden Locke,
Wie dem Wirbelwind sich eint
Die duftige Blütenflocke,

So in dunkeln Herzen erglühn
Die leuchtendbrennenden Triebe,
So wirble ich wollustkühn
Hin die Blüten der Liebe.
Wie des Basilikums lieblichen Hauch
Nur die steinige Wüste gebiert,
So die hohe Astarte auch
Nur in einsamen Herzen regiert.

An dunkeln Südseeeilands Wald
Die Paradiesesvögel mahnt es,
Es treibt sie wie mit Sturmgewalt
Ein sehnend Weh, ein ungeahntes.
Lockt der Muskat- und Zimmetwald
Nicht wonnesam: Komm bald, komm bald!
Sie müssen hin, sie ziehen hin,
Doch nimmermehr sie heimwärts ziehn,
Sie stürzen in das Meer berauscht.

O komm, es wartet dein der Seligen Land,
Du sahst es nie und doch ist dir's bekannt,
Wo Herz mit Herz sich ohne Schranke tauscht.
O komm, o komm, umlodre uns Genuß,
Gleich einem einzig brennendheißen Kuß
Schlag über unsern Häuptern er zusammen!
Bis auf den Grund der Kelch sich leeren muß,
Bis wir, verlodert in der Wollust Flammen,
Entrinnen dieser faden Wirklichkeit,
Die fesselnd uns beengt mit Raum und Zeit!

— — — — — — — — — — — —

Die Liebe sättigt nicht allein, es braucht der Feinde Angstgestöhn,
Wenn über ihre Leichen fährt die Amazone schrecklich schön.
Was Waffen trug, verfällt dem Schwert! Mit Widdern brecht die Mauern ein!
Ha, Stadt gewonnen! Raub und Mord! Schlagt mit den ehrnen Kolben drein!
Der tausendarmige Mord ergriff den Feind Assyrias zum Raub,
Die Flamme tanzte freudig auf den Trümmern.
Nichts blieb, als unter meinem Fuß am Sandelschuh der Aschenstaub.
Hörst du der Jungfraun Todeswimmern?
Die Blüte ist geknickt, im blinden Kot erstickt
Schleppt sie der Hengst an seinem Schweif zum Grabe.
Gespenstiger Herold seiner Wut, lockt hier zum Schmause seine Brut
Der Rabe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das ist der üppige Leib, wie Marmor fest und stark,
In dessen Lende schwoll das echte Heldenmark,
An den sich brünstig oft der Gott des Krieges schmiegte.
Das ist der Busen, der die Welteroberer säugte,
Der Schoß, der Riesen zeugte
Und Ungeheuer wiegte.

Das Cymbal schallt in dumpfen Schlägen,
Wie auf Pisangblätter der Euphrat[illegible]gen,
Wie weidender Elefanten Schritt,
Der gemächlich den Mais zertritt.
Die Augen glänzen zu üppigen Tänzen,
Ich throne unter Rosenkränzen,
Der Wollust Schlangenkönigin,
Semiramis, die Siegerin.
Die hier auf meine Gewährung harren,
Mit dem Leben zahlen der Liebe Narren.
Mein Schoß sei allen feilgeboten.
Doch wer mich genoß, der zählt zu den Toten.
Heil, Weltbefruchterin Astarte!
Ich bin deine lodernde Siegesstandarte.
Hinsterbend in dem flammensatten
Tod der Wünsche, die sanft ermatten,
Der Saïsschleier Trugenthüllung,
Ist Liebe, Leben und Todeserfüllung.
— — — — — — — — — — —
Doch hier, hier oben auf stiller Wacht,
Wo der Sterne Psalter unhörbar erklingt,
Wo ihr Lichtnetz zarte Fäden schlingt
Um schlanker Bäume Blätterpracht,
Die sich in sanften Ringeln schwingt,
Wie in des Neumondfestes Nacht
Gelöste Jungfraulocke wallt —
Da werd ich still und sternenkalt.
Wir wollen umwallen der Schönheit Glieder
Und Flamme werden und sie umlodern,
Und was wir begehren, verzehren wieder.
Doch wir verfluchen, was wir fodern.
Wir selber werden von Flammenwogen
Zu jäher Tiefe hinabgezogen.
In jeder Treue lauert Verrat,
In jedem Genuß keimt giftige Saat.

Drum, Erdpechveste, altes Babel,
Und du, o Nimrodgeist der Fabel,
Allnächtlich sieh hier oben wandeln,
Wie Götter auf beschwingten Sandeln,
Über die schwebenden Gärten hin
Semiramis, die Königin.
Gottsehnsucht hält meine Sinne wach
Hier oben auf meinem Blumendach.
Wollust und Herrschlust irdischer Höhn
Abfallen von mir wie ein fremder Teil.
Ich ahne Himmel sternenschön:
Lichtgötter, Heil euch, Heil!

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Psyche.

Schuf der Wunsch die holde Dichtung?
War es wirklich? Warum drohte
Reinstem Herzensglück Vernichtung?
Flammen starben, kaum entlohte.
Liebe kam, Liebe ging,
Wie ein schöner Schmetterling.
War's ein Traum?

Eine kindlich scheue Haltung
Nahm mich flugs für sie gefangen,
Und die zierlichste Gestaltung,
Die zwei Arme je umschlangen.
Nackte Füße, braune Haut,
Eine kleine Bettelbraut
Stand sie da.

Amor brachte selbst das Kind mir,
Führte ritterlich die Kleine,
Und sein Blinzeln fragte: Sind wir
Guten Leute auch alleine?
Segnete uns Hand in Hand,
Einen kurzen Ehestand,
Eine Nacht.

Liebe sie, sie hat dich gerne.
Frierend stand sie auf der Straße,
Pilgerin aus weiter Ferne,
Tochter einer fremden Rasse.
Heißes Blut, heißer Sinn,
Zwang sie nach dem Liebsten hin
Ohne Halt.

Und ich nahm die mir Geschenkte,
Nahm sie aus den Götterhänden.
Die vor Scham die Wimper senkte,
Wollte halb zur Flucht sich wenden,
Aber in des Gottes Blick
Unerbittliches Geschick
Hielt sie fest.

Auf das harte Lager zog ich
Die Erglühte zärtlich nieder,
Und auf ihre Lippen bog ich
Küssend wieder mich und wieder.
Nestelnd ärmlichstes Gewand
Zitterte die heiße Hand
Ungewohnt.

Laß, so wehrt' sie, Ungeschickter,
Wirrst die Fäden nur zum Bösen,
Könnt' ein Ungeduldverstrickter
Auch so feine Knoten lösen?
Zierlich lockert sie die Schnur,
Zeigt die lieblichste Natur
Unverhüllt.

Leicht gebräunte Meerschaumtöne,
Draus sich rosige Lichter heben,
Eine knospenhafte Schöne,
Frühlingsfülle, Frühlingsleben,
Wunderholde Blütenpracht,
Mir im Lenzrausch dargebracht;
Pflücke mich!

Liebesfeier, trunknes Lallen.
Deinen Namen laß mich kennen.
Namenlos will ich gefallen,
Tausendfach kannst du mich nennen,
Nenne mich mit Liebeslaut,
Nenn mich einzig deine Braut,
Die ich bin.

Leicht beschwichtigt schwieg der Frager.
Liebe traut auch Namenlosen,
Liebe ruht auf dürftigem Lager
Wie auf Teppichen von Rosen.
Liebe kennt nicht Zeit und Raum,
Liebe lebt in Glück und Traum,
Fragelos.

Amor hielt die Wacht am Fenster,
Und er hob des Vorhangs Falte.
Auf die Liebesnachtgespenster
Fiel das Tageslicht, das kalte.
Tote Glut. Ein Schattenleib.
Geisterhauch. Was fliehst du? Bleib!
War's ein Traum?

Himmelfahrt.

Vier Kindlein trugen einen Sarg,
Wen wohl die schlanke Kiste barg?
Auf dem geschlossenen Deckel lag
Ein zitternder, schwankender Rosenhag.
Sie gingen auf einer hölzernen Treppen,
Und hatten gewiß nicht schwer zu schleppen.
Gingen als hätte Flügel ein jeder,
Aber ich sah nicht die kleinste Feder,
Hatt' keiner etwas von einem Engel,
War jeder ein strammer Erdenbengel,
Mit Hemd und Höschen, bauerngemäß,
Und der Kleinste hatt' ein geflickt Gesäß.

Feine, lichte Wölkchen umgaben
Mit bläulichem Schleier die vordern Knaben,
So schwanden allmählich alle vier
In einen himmlischen Nebel mir.
Zuletzt war's nur ein Hemdzipfel noch,
Hing lustig her aus seinem Loch,
Schrumpft mehr und mehr in sich hinein,
Schien endlich nur ein Stern zu sein.
Ein Blick, und der letzte Erdenrest
Ging ein zum ewigen Freudenfest.

Gedankenvoll blieb ich zurück.
Was soll denn nur dies Wunderstück?
Sind weiter nichts wert, so tolle Sachen,
Als ein Gedicht daraus zu machen.

Hamburg. Gustav Falke.

Der alte Student.

Die Klingen schlugen scharf und hart
Und schwirrten wie Weidenruten,
Schon saß dort drüben die erste Quart,
Hellrot so sah ich's bluten.

Und weiter ging es Hieb auf Hieb,
Zum Rufen der Sekundanten,
Scharfblutige Schrift die Klinge schrieb,
Und die Terzen und Quarten brannten.

Da halt! Da rann es rot von Blut
Über Brust und Schurzfell zur Diele,
Abfuhr! Der Hieb saß echt und gut,
Aus war's mit blutigem Spiele.

Dann kreisten die Humpen, wir sangen laut —
Längst ist das alles vergangen,
Zum Teufel, ich wollt', daß noch einmal haut'
Mein Schläger in feiste Wangen.

Ruhe im Grase.

Der Mühlenflügel dreht sich im Takt,
Die Schafe grasen und klingeln,
Die Wölkchen liegen rosa nackt
In leichtgeflochtenen Kringeln.

Der Seele Wanderung stille steht
Am offenen Himmelsthore,
Der Glocken gedämpftes Klingen geht
Im leisen, singenden Chore.

Neugierig tret' ich im Himmel ein,
Von schönen Engeln geleitet,
Es geht mein Fuß über goldenen Schein,
Der mich getreulich begleitet.

Die Wölkchen liegen so rosa nackt
Wie junge Liebesgedanken,
Der Mühlenflügel dreht sich im Takt,
Die Himmelsgardinen schwanken.

Zürich. A. v. Sommerfeld.

Vorfrühling.

Hei, wie das heult und stürmt!
Wie Totengespenster tanzen die Wolken
Um das trübe Mondlicht.

Graue Nebelstreifen liegen auf der Heide;
Durch die Weiden spinnt sich
Mattdämmerndes, feuchtes Gewebe,
Und drüberhin braust der März
Und reißt die Fäden zu Boden,
Vernichtend — erbarmungslos.
Um verwitterte Giebel schauert der Sturm,
Auf dem Dache klirrt in den Angeln
Die müde, verrostete Wetterfahne,
Und er fegt einher in lebendigem Zorn
Und zerzaust mir das Haar,
Und riesengewaltig mit Panthergier
Stürzt er dahin und würgt die
Finstern Dämonen der Nacht.

Durch die Brust zuckt es heiß.
Titanengefühle wachen jählings auf,
Die mein Inneres sprengen.
Ich lechze empor — wild empor,
Von künftiger Thaten
Feuriger Begeist'rung trunken,
Berauscht von Träumen
Welteneroberder Göttersiege.

Ha, wie es sich um meine Stirne legt!
Wie ein ferner Klang aus meiner Heimat Fluren
Bebt es durch meine Seele, wie ein Duft
Aus väterlichen Gefilden rieselt es durch mein Hirn.
Traum des Knaben, steigst du mir wieder auf?
Holder, schmeichelnder Traum,
Der mich wiegte in die Wunderwelt großer Geister,
Der mir mit Ahnen erfüllte die junge Brust!
Auch über dich ist der Sturm gebraust,
Der Sturm der Zeit mit Frühlingsgewalt.
Dein Glanz ist verblaßt —, ein flüchtiger Schimmer,
Dämmerst du noch einmal vor mir auf.
Traum meiner Kindheit! Dein schönster Stern
Sank früh in die Gruft des Todes.
Auf fernem Felde ruhst du gebettet,
Träumend von besseren Welten . . .
Aber auch um deinen Leichenstein, Vater,
Rauschen heute die Frühlingsklänge,
Und bald erwachen auf deinem Hügel
Wieder die Rosen zu junger Glut.
Ein neuer, goldner Frühling zieht auf!
Sein Banner weht auch über deinem Grabe,
Sein Lebensodem streift auch deinen Staub!

Blitzschnelle Herolde jagen
Mit blinkendem Panzer
Auf haßschnaubenden Rossen
In gewaltigen Streitkolonnen
Durch die zähe nachtschwarze Luft.
Auf den wallenden Haarbüscheln
Wogt die graue Sturmhaube,
Die stählerne Lanze durchsticht
Der Wolken geballte Knäuel,
Und unter den dunklen, todernsten Brauen
Funkelt es in loderndem Grimm.

Am Königsschlosse halten sie ein.
Ihr Schwerthieb prallt an die marmorweißen Säulen,
Daß es lautdröhnend hallt
Bis zu des Thrones Stufen —
Die Krone zittert . . das Scepter bebt . . .
Auf der Priester Altare
Sprühen die Funken von der Rosse Hufe
Und züngelnde Flammen schlagen empor am Kreuz,
— Entweihtes Abbild von Golgathas blutiger Stunde.
Und weiter sausen sie hin
Durch des Tribunals vermorschtes Gemäuer,
Daß die Eulen aufflatternd krächzen
In den moderdunst'gen Gewölben.

Wo ihr Gluthauch die Erde streift,
Da schmelzen des Winters letzte Flocken.
Ein morgenstarker Duft
Quillt aus des Ackerlands braunem Boden,
Im grauen Moose, im Dunkel der Wälder
Atmet es heimlich, geisterverschwiegen,
Lauwarme Luft weht weich

Um meiner Stirne klopfende Schläfen,
Tauwasser stürzen von den Bergen,
Das Grundeis birst mit krachendem Donnerhall,
Vorüber unter hohlen Brückenbogen
Rollen des Stromes gurgelnde Wogen,
Und an den Pfeilern klingen Eisschollen in Scherben.
Und es wächst und schwillt,
Schwillt an — riesengroß!
Die Dämme brechen —
Brüllend wälzt es sich durch die Lande.

Zerbröckelte Mauern reißt die Brandung nieder,
Felsblöcke taumeln in den Strudel,
Leben versinken — —
Ein wimmerndes Chaos schwimmt auf dem Trümmermeer.
— — — — — — — — — — — —
Und die Sonne steigt auf,
Blutrot — in grellem Glanze . . . .

Hoch herab von den Türmen
Singen die Glocken ihr Osterlied!

Leipzig. Albert Kohl.

Nach Feierabend.

In den Fabriken schrillen laut die Pfeifen
Und pfeifen Ruhe nach des Tages Last
Den müdgetrieb'nen menschlichen Maschinen. —
In Fieberhast entleeren sich die Säle;
Denn lächelnd winkt mit feiler Dirnenmiene
Das Hünenweib Genuß ein Allvergessen
In seinen schwellenden Polypenarmen.
Hei, seht! Wie jagt's die schwarzen Hammerhelden
Zum Satansloch, zur qualm'gen Branntweinschenke,
Wo man den Tod verkauft in hellen Gläsern!
Wie lockt es hundert Mädchen dem Dunkel zu,
Wo helle Lichter über Sümpfen tanzen!
Zuletzt kommt hüstelnd aus dem Thor ein Weib.
Das Weib da war vor'm Jahr noch eine Knospe,
Auf deren Blättern Morgenröte glühte;
Blüh'n auch die Wangen heute noch wie Rosen,
Der Kern ist morsch und krank, zernagt vom Wurm.
In mancher wollustheißen Liebesnacht
Hat es der Jugend Blüten all geopfert.
Die Nächte, die die süße Lust einst kürzte,
Macht jetzt die Reu unendlich lang.
Das Weib wankt langsam einer Vorstadt zu. —
Wo nah den Feldern liegt das letzte Haus,
Tritt's schüchtern in ein freundlich Stübchen ein.
Dort liegt im rohen Sarg ein Kind — sein Kind!
Gebrochen sinkt das Weib am Sarge nieder,
Und schwere Thränen, lange nicht geflossen,
Beträufeln seiner Liebe kalte Frucht.
Es schluchzt und stöhnt: „Mein Kind! Mein armes Kind!"
— — —

Kalt starrt auf dieses Magdalenenbild
Die „gute Frau", die treu das Kind gepflegt.
„Wird lange leer die Molochwiege bleiben?
Es klingelt schüchtern! Neue Opfer kommen!" —
Und fröstelnd tritt die Mutter in die Nacht,
Blickt weinend auf zum hellen Sternenzelt:
„Bald folg' ich dir, mein Kind, zur bessern Welt,
Zur Ewigkeit!"

Leipzig. Bernhard Friedrich.

Bei Excellenz.

Bei Excellenz — großes Diner, —
Tafel hinauf, Tafel hinab
Schlendert mein Auge:
Silber, — Blumen, — Krystall, —
Ich bin sehr zerstreut heut'.
„Ihr Wohl, Herr Assessor,
„Sie sind, scheint's, heut' Abend
„Schlecht bei der Sache,
„Ihnen steckt noch im Kopfe
„Öttinger und
„Krafft-Ebing!"
„Ach nein, Herr Justizrat, —
„Nur etwas Kopfschmerz!"
Und von links her näselt's:
„Ihr Wohl, Herr Assessor,
„Sind, hört' ich, den Sommer
„Zu Übung gewesen
„Bei Königshusaren, —
„Famos' Reg'ment das!"
„Zu dienen, Herr Lieutenant." — —
Tafel hinauf, Tafel hinab
Schlendert mein Auge:
Silber, — Blumen, — Krystall, —
Ich bin sehr zerstreut heut'.
Vor mir im Sektglas
Goldkügelchen um
Goldkügelchen aufschwebt
In glitzerndem Ballspiel; —
Und wie so aufs wimmelnde
Glas ich sehe,
Da ist mir auf einmal
Als lugte ich
Durch eine Fensterspalte
In einen weiten, wimmelnden Raum
Voll schwatzender, qualmender Tische,
Und hinten weit, — unter der Gasflamme links, —
Liebreizend,
Seh' ich ein sektblondes Köpfchen:
Mein Isarkäthchen.
Im blauen Jersey, — die Schürze weiß, —
Trägt sie ihre Krüge
Hierhin, dorthin.
Nun bleibt sie stehn, —
Das weißbrotfrische
Hälschen gesenkt,
Wechselt dem Gast sie,
Und flink wie ein jung
Maulwürfchen durchwühlt
Ihre Hand das baumelnde Täschchen. —
Mein Isarkäthchen! —
Freiliebe pflücken wir zwei,
Wilde, rote Nelken. . . . .
Wenn jetzt auf einmal
Du im Saale hier stündest!
Die Mütter pusteten
Rote Entrüstung, —
Die tugendgepuderten
Töchter rafften
Eiligst ihre Schleppen,
Dich nicht zu streifen, —
Und die regierungsrätlichen
Glatzen murrten:
„Das Sittengesetz
„Ist unverbrüchlich!" . . . —
Weine nicht, Käthchen,
Weine nicht! —
Hebe dein Köpfchen,

Über ihm flirrt eine kleine,
Nelkenrote Glorie! . . .
Du willst von mir nicht Ring,
Noch Titel, noch Hochzeit. . . . .
Du willst mich nur lieb haben,
Einfach lieb haben,
Wie die kleine Finkin den Fink
Im Birkenwäldchen. . . . .
Du willst nur, wenn abends
Zum Stammtisch ich komme,
Den beschneiten Pelz
Von den Schultern mir helfen, —
Mein Gläschen mit glitzerndem
Cognak dann füllen, —
Knie leis' an Knie,
Einen Augenblick lang; —
Und ab und zu 'mal
Ein verstohlenes Stündchen
— Kopf neben Kopf
Auf demselben Kissen, —
Bei mir liegen,
Und deinen Mund
An dem meinigen festsaugen,
Wie eine kleine Muschel. . . . .
Mein Isarkäthchen! . . .
Spute dich, spute dich,
Pflück' dir dein Schürzchen nur voll
Von den wilden, roten Nelken,
Wer weiß, wie lang' sie noch blühn! . . .
Und helfen will ich dir dabei,
Tüchtig helfen! — — —
Tafel hinauf, Tafel hinab
Schlendert mein Auge, —
So zerstreut, wie heute,
Bin ich selten gewesen.
Und der alte Justizrat
Schüttelt den Kopf:
„Es ist doch Öttinger
Und Krafft-Ebing, —
Sie arbeiten zu viel,
Mein junger Herr Kollege."
„Ihr Wohl, Herr Justizrat!"
Ich leere mein Sektglas, —
Und neben mich reckt sich
Weißbehandschuht
Eine klobige Hand,
Und aus goldhelmiger
Flasche zischt's wieder, —
Und wieder quirlt
Goldkügelchen um
Goldkügelchen
In glitzerndem Ballspiel; —
Und wie so aufs wimmelnde
Glas ich sehe,
Da ist mir, als schaut' ich
Durch ein Guckloch
Über wimmelnde Jahre
Hinaus in die Zukunft.
Da sitze ich als
Schmerbäuch'ger Gerichtsrat
Mit Frau und Geldschrank,
Beletage,
— Ein Musterehemann —
Und schenke meiner Tochter
Zur ersten Kommunion
„Amaranth" in Goldschnitt; —
Und schreibe meinem Sohne,
— Er ist Fuchs in München: —
„Hüte Dich, Junge,
„In puncto puncti!" — —
Und abends, im Kasino,
Beweise ich bei Bordeau
Und pomm'rischer Gänsebrust,
Welch' ein nötig Ding
Die sittliche Weltordnung. —
Und hinter mir weit — eine verschollene Insel —
Liegt die Zeit,
Wo ich Freiliebe pflückte,
Wilde, rote Nelken! . . . —
Und drei Treppen hoch, hofwärts, —
Im Großstadtgewirre, —
Sitzt eine alte,
Verrunzelte Vettel
Und kaut ihr Vesperbrot,
Mit Schmalz dünn bestrichen,
Und wäscht dann weiter,
Studentenhemden,
Das Stück 17 Pfennig, . . . —
Und hinter ihr weit — eine verschollene Insel —
Liegt die Zeit,
Wo sie Freiliebe pflückte,
Wilde, rote Nelken. . . . .
— Und da werd' ich auf einmal so traurig,
So blödsinnig traurig, —

Und die Welt kommt mir vor
Wie ein großer Ochsenschädel,
So plump und so dumm. . . . —
Ich fahr' auf. — Stühle scharren —:
„Gesegnete Mahlzeit!" „Mahlzeit!"
„Äh, Herr Assessor, wollen Sie nicht
„Ins Kasino mitkommen,
„Es wird heut' gejeut dort! . . ."
„Bedaure, Herr Lieutenant,
„Bin für heute versagt schon. . . . ."
Und ich stürze ins Vorzimmer, — den Pelz über, —
Treppe hinunter, — entlang
Die schneienden Straßen —
Unter den zuckenden Gasflammen hin —
Endlich — endlich —
Ich stoße die Thüre auf —
Und mit dem ersten Blick
— Jenseits der schwatzenden, qualmenden Tische —
Liebreizend,
Seh' ich ein sektblondes Köpfchen, —
Und da werde
Ich so glücklich,
So unmenschlich glücklich,
Daß ich zittere
Am ganzen Körper. . . . .
Nun steh' ich bei ihr, —
Sie hilft mir den Pelz
Von den Schultern und
Schüttelt
Die Flocken aus den schwarzen
Bärenzotten,
Und flüstert mir zu:
„Hab' Erlaubnis bekommen,
„Ich kann morgen Nacht!" . . .
Und ihre glücklichen
Augen sehen
Mich dabei an
So lieb und keusch
Wie zwei Christbaumlichtchen.

Köln. Karl Maria.

Auf dem See.

Auf grünblauem,
Schwarzwogendem See
Fahr ich einsam,
Und die demütige Stille
Drückt mich schaurig.
Ich blicke mich um,
Ob nicht der weichende,
Gehorsam sich schmiegende,
Plötzlich aufbäumend,
Mir ins Boot stürzt,
Mit frohlockendem,
Grollgeborenem Racheruf.
Aber stille
Teilt sich das Wasser
Unter dem scheidenden Kiel. —
Ich beuge mich behutsam
Über den niedern Rand
Und fahnde nach unten,
Und wenn ich das schwere Ruder senke,
Das rutschende, plumpe,
Und meine Hand schon den Spiegel berührt,
Während drunten die lastenden Schichten
Die Ruderstange mächtig nach hinten pressen,
Kommt's über mich wie Ohnmachtsahnung
Dem See gegenüber,
Dem ruhigen,
Geheimnisse bergenden See.
Ich liebe den See,
Und ich fürchte ihn mehr doch
Als ich ihn liebe.
Achtung-, ehrfurchtgebietend
Empfangen mich am unheilsatten Abend
Die sanft murmelnden,
Kiesstreichelnden, grundklaren Uferfluten,
Aber auf dem Brettergefüge
Mitten in dem bergeumfriedeten,
Bergetiefen, bergebegrabenden Becken
Geb ich mich ganz der
Herzbeengenden Wollustfurcht hin
Des unter mir harrenden,
Lautlos mahnenden Todes.
Die alten höhenerklimmenden Wälder
Und der bleiche zagende Mond,
Der, auf der scheidenden Sonne

Hoheitswink harrend,
Fern am Himmel kniet,
Und der nähertönende,
Felsenenteilende Donnerbach
Nötigen ahnungsschweres Bangen
In die seufzerhaltende Brust.
Ich sehe mein dunkles Antlitz
Auf dem Wasser mit mir ziehen,
Verräterisch schwankt der Kahn.
Eine luftdurchschneidende Schwalbe
Macht den folgenden Blick schwindeln.
Ich lege mich auf den Rücken
Und lasse mich treiben — — — — — —

Wien. Richard Schaukal.

Pan, der junge.

Steif saß der junge Pan im Schilf
Und pfiff in sieben Tönen
Ein rührsam süßes Minnelied
Zum Preise seiner Schönen.
Die stand als Kellnerin im Dienst
Beim Bacchus, dem Weinverzapfer.
Kam sie durch Zecher ins Gedräng,
So wehrte sie sich tapfer.

Die Nixen lauschten auf den Pan
In Röhricht, Busch und Hecken
Und eilten, wenn er brünstig naht,
Sich schleunig zu verstecken.
Vom Bocksfuß und dem Hörnerschmuck,
Da wollten sie nichts wissen,
Sein Zottelschwänzchen an dem Steiß
Hing borstig und beschmissen.
Spitzohrig und fuchsrot von Bart,
Mit breiten Backenknochen,
So hinkte ihnen nach der Pan,
Als hätt er ein Bein gebrochen.

Die Nixen sannen, wie den Pan
Sie könnten zur Kurzweil foppen,
Weil sich der Satyr schon bekneipt
In aller Früh beim Schoppen.
Sie schlossen um ihn einen Kreis
Und reichten sich die Hände.
Ihr Reigen zog den Pan zum Teich
Im blumigen Gelände.
Sie pflückten Rosen vom Gesträuch,
Mit Eppich gebunden zum Kranze,
Und luden so geschmückt den Pan
Zum lustigen Ringeltanze.
Der hopste und stapfte taranteltoll
Und pfiff die Töne, die sieben.

Er dachte, die Nixen müßten sich
In seine Sprünge verlieben.
Er sterzte das Schwänzchen bei jedem Hops
Und bleckte grinsend die Zähne.
Um seinen Schmerbauch flog das Haar
Wie eine Pferdemähne.
Sobald die Runde gekommen zum Teich,
Wie wurden die Nixen so munter!
Sie faßten den hitzigen Gauch beim Bart
Und tauchten im Wasser ihn unter.

Mit Husten und Pusten er wär erstickt,
Hätt nicht ein Nixlein Erbarmen,
Das hielt ihn über die Plätscherflut
Mit weichen Backfischarmen.
Das that dem Pan so wonnig wohl,
Daß auf er stülpte die Nüstern.
Kotfleckig kroch er aus dem Schlamm
Und schmeichelnd begann er zu flüstern:
Süßkind, magst du mein Liebchen sein,
Will dir nur Lieder ich pfeifen
Und schlingen in dein lockig Haar
Noch einen goldnen Reifen.
Da lachte das Nixlein und schwamm davon:
Mit deinen sieben Tönen
Kannst du gewinnen nicht mein Herz,
Mich nicht mit Scheingold krönen.

Da stand der giere Faun verdutzt,
Die Pfote an der Stirne,
Die Nase hing ihm übers Maul
Wie eine rote Birne.
Er kraute hinter den Ohren sich,
Dort war's noch immer nicht trocken,
Er hörte aus jedem Erlenstrauch
Der Nixen kichernd Frohlocken.

Still dacht er sich, nach Nixenlieb
Bin nimmer ich gelüstig.
Zudem, sie hatte Flossen am Bein
Und war sogar engbrüstig.

Rasch trollte sich der Pan ins Schilf
Und blies auf seiner Flöte
Das siebentönig alte Lied
Vor einer grünen Kröte.
Die fand sein Pfeifen wunderbar,
Weil stets sie gehaust im Sumpfe
Und dort behaglich Mücken fing
Auf einem Weidenstumpfe.
Die grüne Kröte und der Pan
Einträchtig lebten zufrieden,
Obgleich die Nixen seit der Zeit
Sein Pfeifenrohr gemieden.

Die Kröte übte stets Kritik
Als sehr gestrenger Richter:
Wer sieben Töne pfeifen kann,
Ist schon ein großer Dichter.
Befolge meinen guten Rat,
Pfeif nur auf sieben Löchern,
Dann wird dein Sang der Syrings Rohr
Abwechselnd nicht verknöchern.
Versteige dich, mein lieber Pan,
Um keinen Preis zum achten —
Du würdest pfeifen auf die Welt
Und Menschen und Götter verachten.

München. Heinrich v. Reder.

Aufblick.

Über unsre Liebe hängt
eine tiefe Trauerweide;
Nacht und Schatten um uns beide;
unsre Stirnen sind gesenkt.

Wortlos sitzen wir im Dunkeln;
einstmals rauschte hier ein Strom,
einstmals sahn wir Sterne funkeln . . .

Ist denn Alles tot und trübe? —
Horch: ein ferner Mund! vom Dom!

Glockenchöre . . . Nacht . . . und Liebe . . .

Berlin. Richard Dehmel.



Wilde Rosen.

Stimmungsbild von Heinz Tovote.

(Friedenau-Berlin.)

Die Sonnenstrahlen flittern durch das enge Gewirr der breitfingerigen Weinranken, deren maschiges Blätternetz, vom nahenden Herbste rötlich überhaucht, sich zwischen den leichten Stützpfeilern der Veranda ausspannt.

In einem niederen amerikanischen Schaukelstuhle liegt eine junge Frau, die kleinen Hände lässig im Schoß gefaltet; und während sie durch hie und da einen leichten Stoß mit der Fußspitze den Stuhl im Wiegen hält, blickt sie auf die in einander verschwimmenden runden Lichtflecke, die von den Strahlen der frühen Morgensonne auf dem bunten Fliesenboden gebildet werden.

Langsam behaglich zieht sie die Schultern in der weißwollenen algerischen Gandura hoch, und sich reckend, daß der Schaukelstuhl mit plötzlichem Ruck stillsteht, hebt sie die Hände über den Kopf empor, schlingt die Finger ineinander, und die Handflächen nach oben kehrend, streckt sie leis gähnend die Arme gen Himmel, daß die weiten losen Ärmel des Gewandes bis fast zu den Schultern zurückfallen.

Dann läßt sie die Hände wieder müde auf die Kniee sinken und träumt vor sich hin, die feinen Augenbrauen etwas zusammengezogen, während die kleinen Füße fest auf dem Boden ruhen und der geschmeidige Oberkörper leicht nach vorn gebeugt ist. —

Das Mädchen kommt; aber die junge Frau blickt nicht auf, während der Frühstückstisch abgeräumt wird. Selbst das Klappern der Teller und Tassen vermag sie nicht zu stören.

Dann ist es wieder still . . .

Nur von einer Nebenvilla herüber bringen einzelne, suchend angeschlagene Töne eines Klaviers, dann die falsch gespielte Melodie: Ach ich hab' . . . sie ja nur . . .

Da bricht das Spiel wieder ab. —

Es ist morgenstill ringsum. Das welkende Weinlaub duftet betäubend scharf.

Zuweilen klirrt ein Messingstab, wenn der graue Papagei mit seinem Schnabel gegen das Gitter seines großen gelben Messingbauers stößt.

Nun kreischt er flügelschlagend wild auf, daß sie zusammenschreckt. —

Im Balkonzimmer fällt eine Thür zu. Dann langsam näher kommende Schritte.

Ihr Gatte in Hut und Mantel, den Stock unter dem Arme, mit dem Zuknöpfen des linken Handschuhs beschäftigt.

Es ist dreiviertel zehn, und wie gewöhnlich ist er im Begriff, von Wannsee nach Berlin zu fahren.

„Nun, Kindchen . . . was wirst Du denn heute thun . . .“

Er fragt es gleichgültig lässig.

„Interessiert Dich das wirklich so?“ fragt sie lächelnd, weil diese Frage alltäglich sich wiederholt.

„Ei gewiß — ich muß doch wissen . . . ob sich mein Frauchen . . . na! nicht langweilt . . . so!“

Er ist mit dem Handschuh fertig und beugt sich über sie. Dann aber sagt er:

„Nein . . . wart' erst.“

Er legt Hut und Stock auf den Tisch und geht hinunter in den Garten.

Nach einer Weile kehrt er wieder, eine üppig rote Rose in der Hand, von der er mit dem Messer fürsorglich die Dornen ablöst, eh' er sie ihr mit einer halb humoristischen Verbeugung überreicht.

„Danke, Will!“

Sie saugt mit halbgeschlossenen Augen den vollen Duft der Blume ein und nestelt sie an ihrem Gürtel fest.

Dabei ist sie aufgestanden.

Er reicht ihr die Hand, beugt sich ein wenig nieder und küßt sie vorsichtig auf die Stirn, gerade unter die leicht sich kräuselnden blonden Haare.

„Langweile Dich nicht, mein Schatz — geh ein wenig spazieren!“ ruft er ihr noch zu, schon auf den Stufen der Treppe, die zum Garten führt.

Sie steht an der Holzbrüstung der Veranda, von dem dichten Weinlaube wie von einem Rahmen umgeben, lächelt ihm nach und wirft eine müde Kußhand.

Der Kies knirscht unter seinen Schritten, die eiserne Gartenthür fällt laut ins Schloß, und ohne daß er sich noch einmal umgesehen, geht er die Anhöhe der Chaussee zur Station hinauf. —

* * *

Nun ist sie wieder allein — bis sechs Uhr . . .

Sie gähnt leicht, zu träge, die schlanken Finger ganz bis zum Munde zu bringen.

Dann wendet sie sich dem lautkreischenden Polly zu, der an den Gitterstäben emporklettert, mit dem starken Schnabel hineinhackt und unruhig mit dem oben im Bauer hängenden Schaukelringe klirrt.

Sie giebt ihm ein Stückchen Zucker, den das Mädchen — gewohnheitsmäßig — auf dem Tischchen zurückgelassen hat, und kraut den stillgewordenen Vogel in seinen sich sträubenden Kopffedern. —

Gewohnheitsmäßig! . . .

So ist ihr Leben.

Um zehn fährt ihr Mann nach Berlin; um sechs Uhr abends kommt er zurück.

Dann setzt man sich zu Tisch — hinterher eine kleine Promenade — vielleicht ein Besuch in einer Nachbarvilla — zuweilen ein paar Bekannte zur Tafel.

Meist: Will in seine Zeitungen vertieft, . . . sie in einem Romane blätternd, und dann vor Mitternacht ohne rechte Müdigkeit schlafen gehn. . .

Polly hat nach ihrem Finger gehackt, weil sie ihn über ihre Gedanken vergessen.

Sie giebt ihm mit einem kleinen Stöckchen einen vorsichtigen Schlag, daß er sich still duckt und sie mit den großen, starren Augen von unten herauf anblinkt.

Dann rafft sie den Morgenrock etwas zusammen, und geht die Stufen der Veranda hinab in den Garten, der sich den Hang hinunterzieht bis zum See, auf dem ein kleiner Salondampfer seine lichtschillernde Kielfurche zieht.

Das warnende Geklingel der Schiffsglocke gellt durch die frische Morgenluft.

Jenseits des Schilfstreifens am Ufer hin ein Kranz tanzender roter Bojen, hie und da ein abgetakeltes Segelboot kettend, auf der Fläche eine Anzahl kleiner Boote, ein langes schwarzes Holzfloß und am jenseitigen Ufer einige plumpe Lastschiffe mit ihren großen Segeln, die Abwechslung in die gleichmäßig graue Wasserfläche bringen.

Die junge Frau geht langsam mit jetzt achtlos schleppendem Kleide durch den Garten bis zur unteren Mauer, — ein duftender Rosengarten: keusche weiße Dijon-, üppiggelbe Theerosen, flockige schüchterne Moosröschen, samtne Rosomenen und voll entfaltete, noch tauschwere, schwarzrote Plutorosen, die sich mit den silbernen Wasserperlen im Kelche selbstbewußt von den wenigen Blättern der hohen schlanken Stöcke abheben.

Sie nimmt die Rose aus dem Gürtel, steigt eine kleine Anhöhe hinan, von wo aus man den sich im Bogen am Seeufer hinziehenden grauen Fahrweg überblicken kann.

Während sie einen leichten Gartenstuhl heranzieht und nach ihrem Taschentuche sucht, um den feinen grauen Staub, der hier lagert, fortzuwehen, nimmt sie den Stengel der Rose zwischen die Zähne, und behält die Blume auch in den Lippen, als sie sich gesetzt hat, und nun über die

schimmernde Seebucht, von der es kühl und frisch heraufweht, hinüberblickt nach dem jenseitigen leichtverschleierten, hügeligen Ufer.

Wie still und einsam es rings ist, wie langweilig! —

Sie langweilt sich — und wie hatte sie sich gefreut, als ihr Mann das Sommerhäuschen hier in Wannsee kaufte.

Sie war auf dem Lande groß geworden, und hatte sich im Salon oft hinausgesehnt ins Freie. Nun war sie draußen, und wußte nichts mit ihrer Zeit anzufangen. . .

Ein Buch nach dem anderen lesen, das war eben alles. —

Sie nimmt die Rose aus dem Munde und läßt die Hände in den Schoß fallen.

Wie die Rosen so schwül duften, wie hier alles so eingeengt, so konventionell ist. Die sammetartig kurzgeschorenen Rasenflächen, die sauber geharkten, scharf abgesteckten Wege, diese peinliche Ordnung überall. — —

Auf dem Gute des Vaters hatte es nicht so geleckt ausgesehen. In dem wilden Parke wucherte das Gras auf moosbedeckten Wegen, unter breitästigen Bäumen lagen Haufen abgebrochener trockener Zweige, mit dem Laube des vergangenen Sommers.

Die Blumen waren verwildert; denn niemand hatte Zeit, zu sorgen, daß die Beete imstande gehalten wurden.

Und in dieser halben Wildnis war sie Alleinherrscherin gewesen, ohne Aufsicht trieb sie sich dort tagüber herum.

Am lustigsten aber war der Herbst, wenn die Erntezeit nahte.

In den großen Ferien kam Fritz, Pastor Krauses Ältester, nach Haus. Er war um sechs Jahre älter als sie, die damals sechzehn zählte, aber sie kamen prächtig miteinander aus.

Fritz hatte keine Neigung gehabt, dem Vater im Amte zu folgen; aber er hatte, ein Trost für den Alten, eine Wissenschaft gewählt, die sich wenigstens äußerlich mit dem Himmel befaßte, die Astronomie.

Selbst in den Ferien vernachlässigte er sein Studium nicht, da er sich eifrigst mit Ellens Augensternen beschäftigte. —

Wenn die Zeit kam, schlug ihr das Herz vor Freude, und sie konnte den Tag nicht erwarten, für den seine Ankunft gemeldet war. —

Dann wanderten sie einsam, zu zweit, durch den hohen Buchenwald. Sie strichen pfadlos über die Felder und sahen den Leuten zu, wie das reife Korn geschnitten und eingefahren wurde.

Er sang ihr seine Studentenlieder, so lange, bis sie mitsingen konnte.

Zwischen dem Gute und dem Pastorhause schlängelte sich ein Flüßchen hin. Wenn man seinem Laufe abwärts folgte, kam man an einen kleinen, mit Wald bestandenen Hügel, an dessen Fuße sich zahllose dichte Hecken wilder Rosen hinzogen.

Dort war ihr Lieblingsplätzchen.

Meistens suchten sie es auf, wenn die Sonne sich dem Horizonte zuneigte, und kehrten erst heim, wenn die Abenddämmerung einbrach. . . . .

Eines Abends hatten sie dort im Grase gesessen, unter einem Strauche wilder Rosen, der sie mit seinen blassen Blütenblättern überschüttete.

Von diesen häßlichen wilden Rosen, die nur Wert hatten, wenn sie verblüht waren und man die roten Hagebutten einmachen konnte, hatte Fritz plötzlich einen Zweig gepflückt und ihn ihr gegeben.

Erst hatte sie ihn erstaunt angesehen, dann war sie in ein nicht endenwollendes Lachen ausgebrochen.

Nein, er war wirklich zu komisch. Ihr solch eine alte häßliche Hundsrose zu geben.

Er hatte ein verdutztes Gesicht gemacht und war ärgerlich geworden. Dann hatte er mitgelacht. . . . .

Gleich darauf hatte er es ihr verboten. . . . . Doch sie lachte immer weiter, bis er sie plötzlich am Arme faßte und ihr drohte, sie zu küssen, wenn sie ihn noch länger auslache. —

Sie war mit einem Schlage still geworden und starrte ihn an . . . . er hielt den einen Arm um ihre Schulter gelegt, sie fühlte, wie der Arm zitterte, und sie wurde ganz verwirrt.

Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, und eine fürchterliche Angst überkam sie. —

Am liebsten hätte sie sich losgerissen und wäre geflohen.

Aber sie konnte nicht, sie hatte allen Willen über sich verloren — dann fühlte sie seine Lippen auf den ihren, und ohne sich zu wehren, ließ sie sich von ihm küssen.

Sie schloß die Augen, — ihr war wie im Traume.

Mit einer plötzlichen Willensanstrengung riß sie sich los und lief davon, ohne auf sein Rufen zu hören.

Er eilte ihr nach, aber sie brach sich Bahn mitten durch den Wald. Wie gehetzt jagte sie davon, da sie ihn noch immer hinter sich zu hören glaubte. —

Vorsichtig schlich sie sich auf den Hof, und als sie die Stimme des Vaters hörte, versteckte sie sich für eine Zeit in den Stall, wo die Kühe mit den schweren Ketten rasselten und sich an den Wänden rieben. Zuweilen brüllte eines der Tiere mit dumpfem, langgezogenem Tone oder ein anderes legte sich schwer nieder, um mit dem breiten Maule schläfrig wiederzukäuen.

Sie strich sich die Haare zurecht und kühlte sich das erhitzte Gesicht; aber das Herz klopfte ihr wild, daß sie sich fürchtete, vor dem Vater zu erscheinen. —

Die ganze Nacht schlief sie nicht und die folgenden Tage ging sie wie im Traume umher.

Ein paarmal hatte sie Fritz von weitem gesehen und war ihm ausgewichen. Er hatte nach ihr gefragt — aber sie ließ sich nicht blicken.

Endlich standen sie sich doch wieder gegenüber; er stammelte etwas von Verzeihung, ohne daß sie seine Worte hörte, so verwirrt war sie selbst.

Das alte trauliche Verhältnis aber war zerstört. . . . .

Die Streifereien nahmen ein Ende, und sie vermied jedes Alleinsein mit ihm, so daß er garnicht dazu kommen konnte, sich auszusprechen.

So war er wieder zur Universität gegangen.

Sie hatte wohl ein Dutzend Briefe von ihm, die sie noch jetzt als kostbarsten Schatz hütete, ohne daß sie jedoch auch nur mit einer Zeile darauf geantwortet hatte. —

Wie oft hatte sie unter dem wilden Rosenstrauche gesessen und an den Tag zurückgedacht, da er sie geküßt.

Allmählich dämmerte es ihr auf, daß sie sich eigentlich recht wie ein thörichtes kleines Mädchen betragen hatte. Weshalb nur hatte sie eine so schreckliche Angst gehabt? —

Ein paar von den wilden Rosen hatte sie sich abgeschnitten. Sie war, obgleich es niemand gesehen hatte, rot dabei geworden. Wenigstens glaubte sie es, denn als sie nach dem kleinen elfenbeinernen Taschenspiegel suchte, um sich zu überzeugen, hatte sie ihn natürlich zu Haus gelassen. —

Als sie zu Weihnachten aus der Pension zurückkam, war Fritz nicht da.

Ihr erster Gang aber galt den Dornenbüschen, die jetzt traurig kahl unter dem Schnee froren.

Wie häßlich sie aussahen. —

Zwei Jahre später hatte sie dann geheiratet, ohne daß sie Fritz, der inzwischen in Schottland war, wiedergesehen hatte.

Jetzt war er in die Heimat zurückgekehrt.

Als der Vater ihr neulich davon schrieb, überkam sie ein eigenes Gefühl. Sie wußte selbst nicht, weshalb eigentlich. —

Dann erfuhr sie, daß er einen Ruf nach Berlin erhalten hatte. Er konnte schon ganz in ihrer Nähe sein. . . . .

Wie er wohl aussehen mochte? —

Ob er je wieder an den Tag gedacht hatte, oder ob alles für ihn vergessen war? —

Sie lächelte für sich hin, wenn sie an jene Zeit dachte und an die häßlichen, wilden Rosen.

Wie er sie jenes eine Mal geküßt hatte! . . . .

Sie seufzte auf und blickte sinnend auf die breit in der Sonne liegende Havelbucht zu ihren Füßen.

Der kleine Dampfer fuhr jetzt wieder nach Potsdam zurück, der Schornstein stieß dichten schwarzen Rauch aus, während die Schiffsglocke ihr ohrenzerreißendes Geklingel ertönen ließ. . . . .

Ob es hier wohl wilde Rosen gab? —

Daran hatte sie noch nie gedacht . . . . sie mußte doch einmal darauf achten.

Wilde Rosen. . . . .

Sie hatte einen ganzen Garten voll der seltensten Edelrosen, in allen Farben, mit den schönsten, wohlklingendsten Namen. —

Der schwere Duft zog durch die noch nebelfeuchte Morgenluft. Aber das war ihr etwas so altes . . . . immer dasselbe — so langweilig. . . .

Ihre Finger zupften mechanisch an der Rose, die ihr Gatte beim Fortgehen noch so galant für sie geschnitten.

In Gedanken hatte sie die arme schöne Rose völlig zerpflückt, und jetzt lag nurmehr ein Häuflein zerknüllter, blutroter Rosenblätter in ihrem Schoße, auf dem weißwolligen Gewande, wie Blutstropfen im Schnee. —

Sie mußte lächeln, wie herzlos sie mit der Blume umgegangen war. . . .

Plötzlich nahm sie all die Blätter und warf sie aufjubelnd in den Wind, daß sie nach allen Seiten lustig zerflatterten . . . . und mit träumerischen Augen blickte sie ihnen nach, die schlanken weißen Hände lässig im Schoß gefaltet, den feinen Kopf mit den krausen, blonden Haaren etwas nach vorn geneigt, und die Lippen, um die noch das Lächeln spielte, halb geöffnet, als ob sie ahnend auf etwas lausche. — — — — —



„Wie ist es denn möglich?"

Von Gustav Klitscher.

(Stettin.)

Die engen Tribünen des Schwurgerichtssaals waren überfüllt. Die Damen, welche besonders zahlreich erschienen waren, beobachteten mit großem, mitleidigem Interesse den Angeklagten.

Das war ein junger Mensch.

Auf seinem Gesicht lag jene wachsfarbene Blässe, die nach langem Siechtum zurückzubleiben pflegt. Aber auch ohne das frische Rot, das man auf diesen Zügen erwartete, zeigten die klaren, graublauen Augen, die etwas zu große, gebogene Nase, der kleine blonde Schnurrbart, die hellen leicht gekräuselten Haare, zeigte die ganze hochaufgeschossene Gestalt jenen eigenartigen Typus, wie man ihn so häufig bei Angehörigen unserer niederdeutschen Adelsgeschlechter findet.

Um den Mund und die Augenbrauen lag ein finsterer Zug ernster Entschlossenheit.

Die Sitzung hatte begonnen.

„Angeklagter," hub der Vorsitzende jetzt an, „Sie sind der Freiherr Curt Ernst Gotthelf v. Grothusen?"

„Ja."

„Sie sind 21 Jahre alt und Student der Rechte im vierten Semester."

„Ja."

„Sie sind nicht vorbestraft?"

„Nein."

„Angeklagter, ich frage Sie: bekennen Sie sich schuldig, die unverehelichte Anna Schlüter aus Stralsund am 20. März dieses Jahres durch mehrere Revolverschüsse vorsätzlich und mit Überlegung getötet zu haben?"

Die Falten zwischen den Augen des Angeklagten vertieften sich. Ein paarmal zuckte es ihm um die Mundwinkel, als würgte er etwas hinab. Die Hände krampften sich um die Brüstung der Galerie, welche die Anklagebank umschloß.

Dann löste sich die Spannung, welche den ganzen Körper ergriffen hatte, und er sagte mit ruhiger, wenn auch tonloser Stimme:

„Ja, ich bin schuldig. Ich habe sie mit Vorsatz und Überlegung erschossen."

Der Verteidiger blickte auf und sah seinen Klienten einen Augenblick scharf an. Dann legte er den Bleistift in seine Akten, und klappte den blauen Deckel zu.

Die weitere Vernehmung des Angeklagten wie das Verhör einzelner Zeugen hatte nach diesem Geständnis wenig Bedeutung und war bald zu Ende.

Der Präsident erteilte das Wort dem öffentlichen Ankläger.

„Meine Herren Geschworenen," begann der Staatsanwalt, „Sie stehen heute vor der Aburteilung eines Verbrechers, dessen grausige That vor einem halben Jahre die weitesten Kreise unseres Volkes mit Abscheu und staunendem Entsetzen erfüllt hat. Wie ist es denn möglich, wie kann es sein, so fragte man sich allgemein, als die Kunde von dem Morde durch die Blätter flog, wie ist es denn möglich, daß ein junger Mann von Erziehung, Gesittung und Bildung sich soweit vergißt, daß er sein ganzes Geschick an eine Dirne hängt, die der Verworfensten eine war, sich soweit verliert, daß er an diesem Mädchen, dessen Liebe für Geld feil war, aus Eifersucht zum Mörder wird, so tief sinkt, daß er die Waffe in der Absicht der Selbstvernichtung gegen das eigene Leben wendete.

Wie ist das möglich? so fragte man, und vor der Frage stehen auch wir heute, nachdem der Angeklagte durch sein umfassendes Geständnis jeden Zweifel an seiner Schuld selbst zunichte gemacht hat. Aber soviel man forschen mag, es giebt keine Antwort, welche die That auch nur irgendwie entschuldigt.

Der Freiherr Grothusen entstammt, wie Sie wissen, einem alten, edlen Geschlecht. Unter seinen Ahnherren ist so mancher, dessen Thaten die Geschichte in ihren Tafeln aufgezeichnet hat, so mancher, von dem man noch heute mit anerkennender Ehrfurcht spricht. Der letzte Enkel dieser Männer sitzt hier vor Ihnen auf der Anklagebank. Von frühester Kindheit an genoß er eine Erziehung, um die ihn tausende und abertausende beneiden können. Eine sorgende, liebende Mutter, eine Frau von edelster Weiblichkeit und echt christlichem, kirchlichem Sinn wachte über seiner Jugend. Unter ihrer Obhut wuchs der Knabe im Stammschloß seiner Väter auf. Die Männer, welche sie zu seiner Erziehung und Belehrung zu sich rief, waren als tüchtige fromme Pädagogen bekannt, und als sie den Jüngling einer Schule anvertrauen mußte, da gab sie ihn in das Haus eines Direktors, dessen ehrenfeste Sittenstrenge weit und breit geschätzt wurde. Aus diesen reinen und lautern Quellen floß die Bildung seiner Lehrjahre. Alles, was groß ist, herrlich und schön auf dieser weiten Welt, wurde ihm in überreichem Maße gegeben, ängstlich hütete man ihn vor allem häßlichen und schmutzigen, nur die besten Beispiele hatte er stets vor Augen, die Berührung von Laster und Gemeinheit blieb ihm fern.

Und es schien, als sollte die gute Saat herrliche Frucht tragen. Seiner Mutter und seinen Lehrern war er ein Stolz und eine Freude während

seiner Schulzeit; er lernte eifrig und mit Erfolg, und sein Lebenswandel war tadellos. So kam es, daß man große Hoffnungen auf ihn setzte, als er die Universität bezog, und ihm eine glänzende Zukunft voraussagte.

All das hat er zu Schanden gemacht und in Trümmer geschlagen. Ein Jahr ging ins Land, und der hoffnungsreiche Jüngling sitzt hier als Mörder, als Mörder an einem wehrlosen Weibe.

Mit Empfehlungen an die ersten Familien der Gesellschaft bezog er die Universität. Aber kaum war er in Berlin, so vergaß er alles Gute und Edle, das man in ihm gepflegt hatte, und stürzte sich mit lüsterner Begier in den Strom des Großstadtlebens, wo seine Wasser am schmutzigsten sind. Und er ruhte nicht, bis er im Strudel untergegangen war. Genußsucht und maßloses Begehren rissen ihn hinab. Er, der bis dahin nur in den besten, reinsten Kreisen verkehrt hatte, suchte sich seine Gesellschaft in den tiefen Schichten, wo die Sünde wohnt und das Laster, er wurde der Geliebte eines stadtbekannten Mädchens, der Freiherr Grothusen sank auf die Stufe jener elenden Gesellen, welche seidene Mützen tragen und Schlagringe. Er war verkommen, noch ehe er zum Verbrecher wurde.

Als er eines Tages erfuhr, was er sich hätte längst selbst klar machen können, daß jenes Mädchen ihn betrog, wie sie schon hundert andere betrogen hatte, da flammten Haß und niedere Rachsucht in ihm auf. Mit einem Revolver, den er zu diesem Zwecke besonders gekauft hatte, erschien er in der Wohnung derer, die er geliebt zu haben behauptet, und schoß das Weib, das zu schwach oder zu überrascht war, sich zu verteidigen, mit ein paar Schüssen über den Haufen. Und nicht genug mit dieser Unthat scheute er die Sünde nicht, Hand an sich selbst zu legen. Kein Gedanke an die Mutter, die in ihm den einzigen Sohn verlor, hielt ihn zurück. Feige wollte er sich dem irdischen Richter entziehen. Es ist anders gekommen. Die Kunst der Ärzte hat sein schuldiges Leben der strafenden Gerechtigkeit erhalten.

Wahr ist es, sein Opfer war eine Verworfene, eine Elende, aber das macht seine That nicht um einen Deut entschuldbarer. Sie war bei allem, was man an ihr verabscheuen mag, ein Mensch und hatte einen Anspruch auf den Schutz der Gesetze und des Rechts. Meine Herren Geschworenen, wir leben in einer ernsten Zeit. Gottlosigkeit und unchristliche Gesinnung breiten sich in erschreckender Weise aus. Es ist ja heute modern, zum Atheismus zu schwören. Da ist es die Pflicht der an Herz und Geist wahrhaft Gebildeten, einzutreten für Moral und Sittlichkeit. Der Angeklagte gehört durch Geburt und Erziehung jenen Kreisen an, die von alters her besonders berufen sind, Altar und Staat zu schützen. Aber statt sich der großen Aufgaben bewußt zu sein, die jeder Einzelne in unseren Tagen hat,

trat er, verführt durch niedere Leidenschaften und lüsterne Sinnlichkeit, die Schranken nieder, die göttliches Gebot und menschliche Satzung aufgerichtet haben. Wenn ein Unglücklicher, den ein widriges Geschick in jenen Kreisen, welche der Angeklagte erst suchte, ohne Erziehung, umgeben von schlechten Beispielen, aufwachsen ließ, wenn solch ein Unglücklicher dies Verbrechen begangen hätte, so würde man ihn bemitleiden, aber man würde ihn bestrafen; der Angeklagte, dem von seinen Knabentagen an nur die besten Lehren zuteil wurden, verdient kein Mitleid, sondern nur Strafe.

Meine Herren Geschworenen! Der Angeklagte hat mich durch sein offenes Geständnis der Beweisführung überhoben, daß er der Schuldige ist. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß mildernde Umstände ihm in keiner Weise zuzubilligen sind, und ich beantrage deshalb, den Freiherrn Curt v. Grothusen wegen vorsätzlich und mit Überlegung an der unverehelichten Anna Schlüter begangenen Mordes zum Tode zu verurteilen."

Während dieser Worte hatte der Angeklagte stumm und starr vor sich hin geblickt. Nur hin und wieder verriet ein Zucken seines Gesichts, daß er Anteil an dem nahm, was der Staatsanwalt sagte. Als dieser geendet hatte, wiegte er das Haupt mechanisch hin und her, als nickte er Beifall.

Von den Tribünen tönte ein Summen und Flüstern; die Rede des Staatsanwalts schien Eindruck gemacht zu haben, besonders bei den Frauen.

Da erklang wieder die Stimme des Präsidenten: „Ich erteile das Wort dem Herrn Verteidiger."

Der alte Justizrat erhob sich.

„Ich verzichte auf das Wort, da mein Klient sich selbst verteidigen will."

Der Präsident schien einigermaßen erstaunt, als er sagte:

„Dann sprechen Sie, Angeklagter."

Der Freiherr war aufgestanden. Die Erregung hatte in sein bleiches Gesicht eine leichte Röte getrieben.

Seine Stimme klang erst leise und unsicher. Aber je weiter er sprach, desto voller wurde sie, bis er schließlich die mächtigen Töne der Leidenschaft fand.

„Der alte Freund unseres Hauses," begann er, „hat ein falsches Wort gewählt, wenn er sagte, ich wolle mich verteidigen. Das will ich nicht und kann ich nicht. Ich leugne meine That ja nicht. Aber wenn der Herr Staatsanwalt sagt, auf aller Lippen wäre die Frage, wie ist es denn möglich?, so ist es mir vielleicht vergönnt, eine Antwort darauf, eine Erklärung zu versuchen."

Er hielt einen Augenblick inne, als wüßte er nicht, wo er anfangen sollte. Dann begann er:

„Es war vielleicht mein größtes Unglück, daß mir der Vater gar so früh starb. Hätte ich ihn länger gehabt, es wäre wohl nicht so gekommen.

Ich entsinne mich seiner noch sehr gut, obwohl ich bei seinem Tode kaum sechs Jahre alt war.

Er war ein schöner, stattlicher Mann, ein schneidiger Reiter, ein passionierter Jäger, lustig an der Tafel, auch ausdauernd hinter der Flasche, glaube ich, und unter seinen Briefen habe ich jetzt manchen gefunden aus seiner Lieutenantszeit, der auf rosa Papier geschrieben war.

Sein blühendes, jauchzendes Leben verging, und Ernst und Stille zogen damit ein in unser Herrenhaus. Meine Mutter liebte die Stille, denn sie litt oft an nervösen Kopfschmerzen.

Sie war stets eine gottesfürchtige, strenggläubige Frau gewesen. Jetzt nach dem frühen Tode des Vaters, den sie trotz aller Verschiedenheit in den Charakteren unendlich lieb gehabt hatte, wie wir alle, flüchtete sie trostsuchend gänzlich in die Arme der Kirche und ihrer Diener.

Mein Vaterhaus, in dem früher oft lustiges Halloh und Gläserklingen ertönte, ward jetzt feierlich und fromm, fast wie ein Pfarrhof.

Der Superintendent aus der Stadt, die Geistlichen der Umgegend und Leute ihrer Gesinnung waren die einzigen Männer, die bei uns aus- und eingingen.

In ihren Händen lag auch meine Erziehung. — Meine Erziehung!

Wenn ich doch die Jahre aus meinem Leben tilgen könnte, in denen man mich erzog. Was hat man an meinem jungen Dasein gesündigt in diesen Jahren!

Ich hasse meine Mutter darum nicht, ich zürne ihr kaum, obgleich sie mir fremd geworden ist, furchtbar fremd. Sie hat es wohl gut mit mir gemeint und mein Bestes gewollt, sie und die anderen.

Daß sie's nur alle so schrecklich schlecht verstanden haben!

Es ging stets feierlich und gemessen bei uns zu. Vor den Mahlzeiten sprach die Mutter ein Gebet, abends wurde ein Stück aus der Bibel vorgelesen. Noch heute kann ich von den achtzig Kirchenliedern dreiundzwanzig auswendig. Sonntags gingen wir regelmäßig in die Kirche.

Man lehrte mich zu jeglicher Stunde und bei jeglichem Thun an den gerechten Gott denken, der da straft und belohnt, und ich glaubte mit inbrünstigem Kinderglauben an den Vater im Himmel.

Als ich einmal genascht hatte und die fürchterliche That nicht eingestehen wollte, bekam ich eine große Predigt zu hören über das Wort: Du sollst nicht stehlen und nicht falsch Zeugnis reden, und mir war's, als wenn ich ein Verbrechen begangen hätte.

Wenn ich so recht fröhlich war und mich austollen wollte im Garten, dann hieß es, dem lieben Gott sind stille artige Kinder angenehm, und ich nahm mich zusammen, daß ich dem lieben Gott gefiele.

Die Sünde lehrte man mich verabscheuen, die Sünden gegen die zehn Gebote, auch die gegen das sechste. Ich wußte zwar nicht, was es damit für eine Bewandtnis hatte, aber man sagte mir, die Sünde sei häßlich und gemein, und weil ich eine Scheu hatte vor dem Häßlichen und Gemeinen, so gelobte ich mir, die Sünde zu fliehen.

Das war nicht schwer, denn die Versuchung trat nicht an mich heran. Weltfremd und abgeschieden wuchs ich auf, wie in einem Kloster. Und ich fühlte mich glücklich dabei, ich kannte es ja nicht anders. Nur dann und wann tauchte das heitere Bild meines Vaters vor mir auf, und mir kam wohl die Frage, ob sein Lebenswandel immer gottgefällig gewesen sein möchte.

Dann betete ich für sein Seelenheil. Aber allmählich verblaßte sein Bild mehr und mehr in meiner Erinnerung.

Etwas anders gestaltete sich mein Leben, als ich die Schule besuchte, um mein Examen zu machen; aber nicht viel, denn der Direktor, bei dem ich in Pension kam, war ein intimer Freund unseres Superintendenten.

Die Mitschüler bemerkten natürlich bald, wie anders ich war als sie. Und sie suchten mich zu all ihren kleinen und großen Lastern zu verführen. Aber die Scheu vor der Sünde war mir zu tief eingepflanzt: ich fürchtete mich vor dem Laster und ich zog mich scheu vor ihnen zurück.

Als sie sahen, daß mit mir nichts anzufangen war, gaben sie sich schließlich keine Mühe mehr. Nur Spott und Hohn hatten sie noch für den Duckmäuser, der sich Liebkind machte mit seiner Scheinheiligkeit.

Anfangs hatte ich es ein paarmal versucht, sie zu meinen Anschauungen zu bekehren. Ich wollte sie retten aus dem Sündenpfuhl. Natürlich wurde ich furchtbar ausgelacht. Da ließ ich es.

Daß es mir völligster Ernst und ein Bedürfnis war, sittsam zu leben, das begriffen sie nicht. Ich aber wußte, daß ich recht that und gottgefällig handelte.

Zwar sah ich öfters, daß sie mit ihren kleinen Notlügen und ihrer Neigung zum Betrug weiter kamen, als ich mit meiner starren Wahrheitsliebe, aber die Überzeugung war mir noch zu fest eingeprägt, daß alles Gute schließlich doch belohnt, und alles Schlechte auf dieser Welt bestraft werde.

Mein ganzes Denken und Empfinden stand zu dem meiner Mitschüler im Widerspruch. Es war manch heller Junge darunter, der schon seit Tertia nicht mehr an den Storch glaubte und sich einbildete, das Leben zu kennen. Je weniger wir einander verstanden, desto mehr zog ich mich vor ihnen auf mich selbst zurück, desto empfänglicher war ich für die Eindrücke, die Lehrer und ältere Leute auf mich ausübten.

Ich hatte keinen Schulfreund.

Die arbeitsreiche Zeit vor dem Examen war wenig geeignet, verbotene Vergnügungen kennen zu lernen, und als ich schließlich mit neunzehn

Jahren die Schule verließ, war ich nicht viel mehr als ein großes Kind, das eine gar absonderliche Vorstellung von Welt und Menschen im Kopfe herumtrug.

So kam ich auf die Universität, hinein in das akademische Treiben, mit seiner goldenen, herrlichen und gefährlichen Freiheit, hinein in das brausende, sinnverwirrende Leben der Weltstadt.

Es ist etwas schönes um die Freiheit des Studenten, nur schade, daß so viele junge Leute, welche bis dahin die Freiheit noch garnicht kennen gelernt haben, ihr völlig unvorbereitet entgegentreten, unfähig, sie recht zu gebrauchen.

Ich weniger als alle andern.

Ich kannte nur den Zwang, den Zwang in Gedanken, Worten und Werken.

Wie wunderseltsam erschien mir dies Leben in Ungebundenheit, mir graute vor all dem, was auf mich einstürmte.

Natürlich lernte ich Kommilitonen kennen — tolle Gesellen, wie mich dünkte. Was waren gegen sie die Maulhelden der Klasse, vor denen ich mich scheu zurückgezogen hatte! Was war das für ein Kreis, was für ein anderer Geist in diesem Kreise!

Was mir bis dahin groß und heilig, der Verehrung und Liebe wert erschienen, galt ihnen nichts, wurde kaum erwähnt, spielte in ihrem Leben überhaupt keine Rolle.

Daß ich allsonntäglich in die Kirche ging, schien ihnen einfach lächerlich, sie dachten garnicht daran, die Frage ernsthaft zu behandeln, und als ich einmal einen Chemiker, der zufällig mit mir bei derselben Wirtin wohnte, am Charfreitag aufforderte, mit mir zum Abendmahl zu gehen, erwiderte er mir, er machte seinen Dämmerschoppen im Pschorr.

Das Wort verletzte mich im Innersten und machte mir den Menschen zuwider. Als er bald darauf ins Examen ging, war ich fest überzeugt, daß er durchfallen würde, und als er es mit Auszeichnung bestand, konnte ich lange nicht darüber hinwegkommen. Es paßte nicht zu meiner Vorstellung von dem Gott, der seiner nicht spotten läßt.

Ich schrieb nach Hause und erhielt salbungsvolle Briefe zurück, in denen stand, daß der himmlische Ratschluß unerforschlich wäre. Das tröstete mich damals wirklich.

Es blieb nicht bei diesem einen Fall.

Ich sah so vieles, das nicht zu meiner Vorstellung paßte und das mir zu denken gab.

Unmäßigkeit im Essen und besonders im Trinken, Völlerei, wie es der Superintendent nannte, war mir stets als ein abscheuliches Laster dargestellt

worden. Immer wurde mir als abschreckendes Beispiel ein versoffener Tischler unseres Dorfes hingestellt, der in einem Anfalle von delirium tremens sein Haus angezündet hatte, wobei seine alte Mutter den Tod in den Flammen gefunden. Ich könnte die Geschichte noch heute mit all ihren grausigen Einzelheiten erzählen, so oft hat man sie mir vorgepredigt.

Infolgedessen hatte ich mich auf der Schule ängstlich von allen heimlichen Kneipgelagen fern gehalten, ich fand keinen Geschmack am Trinken.

Hier sah ich, wie alle Welt zechte, heiter, fröhlich und ungestraft zechte. Und was die Verführung in der Schule nicht vermocht hatte, that die akademische Sitte, ich zechte mit den Zechern und war heiter und fröhlich mit ihnen. Ich lernte die Begeisterung kennen, das glückliche Sichselbstvergessen, die selige Stimmung, die sich hinterm Schoppen einstellt, wo der Mut aufflammt zur Thatenlust, wo Herz sich dem Herzen erschließt, ich merkte daß es etwas anderes ist um einen Jüngling im jugendlichen Rausch und einen alten, versoffenen Tischler.

Dann stieg nachts wohl aus meiner Erinnerung das Bild des Vaters vor mir auf, zuerst dunkel und verschwommen, später häufiger und klarer, und Zweifel begannen sich leise zu regen, ob sie mich auch immer das Richtige gelehrt hätten, die Mutter, der Superintendent und die Lehrer.

Von den Weibern hatte ich mich bis dahin immer noch ferngehalten. Das geschminkte Laster, das ich auf der Straße und in den Kellnerinnenspelunken traf, war wirklich häßlich und gemein. Darin hatte der Superintendent recht gehabt. Die Großstadt hatte mich damals noch nicht in Versuchung geführt.

Wenn die Kommilitonen höhnten, verleugnete ich meine Unschuld. Ich hatte schon nicht mehr den Mut der Tugend, weil ich nicht philiströs erscheinen wollte.

Besonders hatte ich in dieser Beziehung von zwei älteren Medizinern zu leiden, mit denen ich öfter zusammenkam.

Sie waren mir eigentlich nicht sympathisch. Meine verschrobenen und beschränkten Ansichten, wie sie es nannten, waren für sie eine nie versiegende Quelle der Belustigung. Aber was sie selbst an Gedanken und Ideen vorbrachten, war für mich eine neue ungekannte Welt, die ich mit kitzelnder Begier kennen zu lernen strebte. Deshalb suchte ich ihre Gesellschaft.

Die glaubten nicht an Gott, noch an den Teufel. Wenigstens wurden sie nicht müde, das zu versichern. Sie hatten die Lehren der Naturwissenschaften, der Entwickelungsgeschichte durchaus studiert, mit heißem Bemühn, und mit dem begeisterten Eifer, der uns jungen Leuten eigen ist, wenn wir lehren, was wir selbst eben erst lernten, führten sie mich ein in das Reich, das mein Auge nie geschaut hatte.

Es war ihnen ein grausames Vergnügen, alles, was mir erhaben dünkte, in den Staub zu zerren. Meinen Kinderglauben unterzogen sie ihrer zersetzenden Kritik, die vor nichts Heiligem Halt machte.

Das that mir weh und zog mich doch wieder zu ihnen hin, weil er mir so ganz neu und interessant war. Sie imponierten mir, weil sie so unendlich viel mehr zu wissen schienen, als ich mit meinem beschränkten Gesichtskreis.

Einmal gestand ich ihnen, welche Gewissensbisse ich zu überstehen gehabt hätte, ehe ich ein frischer, fröhlicher Zecher geworden war.

Natürlich lachten sie mich aus. Aber dann begannen sie ihre Belehrungen. Die Askese wäre eine Erfindung des Mittelalters und eine Sünde gegen die Natur. Der moderne Mensch handle wahrhaft sittlich, wenn er alle seine Fähigkeiten bethätige, wenn er sich auslebe, auch im Genießen, auch in der Liebe.

Anfangs begriff ich sie nicht. Allmählich erst dämmerte mir ein Verständnis auf, und dann tauchte plötzlich die Frage in mir auf, ob mein Vater sich wohl ausgelebt hatte.

Die alte, göttliche Weltanschauung, die man in mir aufgerichtet hatte, stieß aller Orten hart und rauh mit der Wirklichkeit zusammen, und bei jedem Stoß zitterte das ganze Gebäude wie ein Schiff, das auf steinigem Boden aufläuft.

Alles begann in mir zu arbeiten und zu gähren. Ich fiel von einer Stimmung in die andere. Augenblicke mystischer Schwärmerei wechselten mit solchen trotzigen Zweifelns.

Das war die Zeit, wo ich sie kennen lernte.“

Er schwieg und atmete tief auf wie in einem schweren Seufzer. Mit den Mittelfingern der linken Hand strich er sich mehrmals über die Stirn bis in die Schläfe hinein, als ob er ein Schmerzgefühl dort niederdrücken wollte.

Die Damen auf der Galerie reckten sich die Hälse aus.

Er beachtete es nicht. Einen Augenblick starrte er mit weit geöffneten, glänzenden Augen in die leere Luft. Dann riß er sich gewaltsam zusammen und fuhr fort:

„Ich will alles sagen, alles. Sie ist tot und mir ist der Tod gewiß. Auf wen sollte ich Rücksicht nehmen?! Uns beide ging es ja nur an.

Es war ein Junitag. Die Rosen blühten und die Linden.

Als ich in das Weinrestaurant auf der Leipzigerstraße trat, in dem ich Mittag zu essen pflegte, saß an meinem Tisch schon eine Dame. Ich begrüßte sie flüchtig und nahm meinen gewöhnlichen Platz ein.

Anfangs beachtete ich sie nicht, dann bemerkte ich, wie schön sie war mit dem vollen, aschblonden Haar, das in wirrem Gelock auf die weiße

Stirn herniederfiel, und den großen, braunen Augen unter den hochgewölbten Brauen. Ihre Züge erinnerten mich sofort an einen Junokopf im alten Museum, nur daß die Strenge des Profils durch ein Lächeln, das hin und wieder über das Gesicht huschte und zwei Grübchen in die Wangen grub, freundlich gemildert wurde.

Über dem gemeinsamen Salznapfe kamen wir ins Gespräch. Wir haben später noch oft mit Lachen dieses prosaischen Anknüpfungspunktes gedacht.

Sie sprach lebhaft und unterhaltend.

Wir verließen das Restaurant zusammen, und als ich mich an der Thür von ihr verabschieden wollte, sagte sie leichthin:

„Man sollte den schönen Tag zu einem Spaziergang benutzen. Ich wäre heute zu allem fähig."

Daß sie so deutlich hatte werden müssen! Aber ich war damals eben noch zu dumm in solchen Dingen.

Ich nahm einen Wagen, und wir fuhren durch den grünenden Tiergarten nach Hubertus hinaus.

Man konnte sich mit ihr sehr wohl sehen lassen. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid, das ihr bei ihrer großen, schlanken Figur und den vollen Formen sehr gut stand, dazu ein hellblaues Hütchen. Eine goldene Brosche und ein Armband waren der ganze Schmuck. Am Halse war sie ein ganz klein wenig gepudert, sonst konnte ich keine kosmetischen Mittel an ihr entdecken. Sie machte durchaus den Eindruck einer Dame. Ich glaube, ich könnte sie heute noch malen, so deutlich steht dies erste Bild vor meinen Augen. Was sie sagte, zeugte von Mutterwitz und leidlicher Bildung.

Wir verlebten einen vergnügten Nachmittag, sie hatte mich natürlich bald durchschaut und amüsierte sich köstlich. Ich zerbrach mir den Kopf, wer sie wohl sein möchte; sie danach zu fragen, war ich zu schüchtern.

Abends nach Schluß des Wintergartens wünschte sie nach Hause zu fahren. Ich fragte nach ihrer Adresse, um sie dem Kutscher zu geben. Sie nannte eine Straße im Norden, und als sie bemerkte, daß ich Anstalten machte, mich zu verabschieden, sah sie mich einen Augenblick verwundert an. Dann fragte sie: Sie wollen mich nicht begleiten?

Ich dankte, weil ich im Westen wohnte, denn ich verstand sie einfach nicht.

Da lachte sie, und nahm mir das Versprechen ab, daß ich ihr schreiben würde.

Ich gab ihr das Versprechen — doch auf dem Wege nach Hause nahm ich mir fest vor, es nicht zu halten. Ich redete mich in einen moralischen Kater hinein über diesen Nachmittag. Was war dies Weib? Was konnte es anders sein, als — das Laster, das häßliche, abscheuliche, gemeine Laster — und ich bildete mir ein, daß sie mir widerlich sein müßte.

Aber so sehr ich auch dagegen kämpfte, immer wieder stieg das schöne bleiche Gesicht vor mir auf mit den großen, braunen Augen, ich sehnte mich nach ihr, wenn ich's mir auch nicht eingestand, und endlich schrieb ich doch.

Wir sahen uns wieder — öfter — und eines Tages hing ich in ihren Armen, und sie küßte mich, küßte mich auf den Mund mit langen, heißen, trunkenen Küssen, als wollte sie mir die Seele von den Lippen saugen, küßte mich auf die Augen und die Stirn. Und in taumelnder Leidenschaft sank ich an sie, und preßte sie gegen meine Brust, und vergrub mein glühendes Gesicht in dem aschblonden, duftenden Haar, und küßte das Haar, bis ihre Zähne sich in meine Schulter krampften, und ihr zuckender Leib mein Herzblut trank.

Da wußte ich, was Liebe heißt, da lernte ich die Sünde kennen und da merkte ich, daß sie nicht häßlich und gemein und abscheulich war, wie der Superintendent gesagt hatte, sondern schön, so schön, so wunderbar schön.

Von diesem Augenblick an gehörte ich ihr, ganz, mit meinem Leibe und allen meinen Gedanken. Sie war ja das erste Weib, das ich liebte, liebte mit der heißen, lange zurückgedrängten Leidenschaft der Jugend. Und weil ich sie so liebte, vielleicht deshalb liebte sie mich wieder. — Das waren glückliche Stunden!

Ich war häufig bei ihr und wußte doch von ihr nichts als ihren Namen. Ich wollte auch nicht mehr erfahren. Ich ging ängstlich jeder Frage aus dem Wege, viel gutes konnte sie ja wohl nicht antworten, und sie sagte nichts. Ich fürchtete mich vor dem Wissen.

Und einmal erfuhr ich's doch, als ich sie in ihrer Wohnung allein erwartete, durch einen Schutzmann, was sie war.

Was sie war, o du mein Gott, was sie war!

Ich hatte damals das dumpfe Gefühl, als hätte mich einer mit einem schweren, hölzernen Hammer zu Boden geschlagen.

Sie, der ich mein Alles gegeben hatte, sie war schlecht und niedrig — gerade sie —

Und all die „Sittlichkeit“, die man in mich hineingepreßt hatte, bäumte sich in mir empor.

So traf sie mich.

Ich weiß nicht mehr, was ich alles zu ihr gesagt habe, in Zorn und Wut und verzweifeltem Schmerz, aber der Schluß war die vorwurfsvolle Frage:

Warum hast du mir das nicht gesagt, du — —

Sie duckte sich zusammen unter meinen Worten wie ein kleiner Vogel und mit verzweifelter Stimme, aus der der ganze Jammer herausklang, rief sie:

Dir? — Dir sollt' ich das sagen! — Du bist ja der einzige Mann, vor dem ich mich schäme.

Da erfaßte mich ein unendliches Mitleid mit diesem Ehrgefühl der Schande, mit diesem Weibe, das es noch besaß. Sie ist nicht schlecht, rief eine Stimme in mir, nicht schlecht trotzalledem, und die schwärmerischen Lehren der Jugendzeit fielen mir ein.

Du mußt sie retten, du mußt ihre Seele retten!

Dann war alles gut, dann brauchte ich sie auch nicht von mir zu stoßen.

Und ich sprach auf sie ein mit flammender Rede, daß ich sie emporheben wolle aus diesem elenden Dasein, daß sie ein neues Leben beginnen solle — noch viel mehr sagte ich — und ich weiß selbst nicht mehr, wie ich mir damals das alles dachte.

Sie nickte nur immer schweigend Zustimmung, dann flüsterte sie:

Wenn du das willst, will ich auch. Ich hab' dich ja lieb.

Und wieder küßte sie mich mit ihren Küssen, die mir den Atem benahmen und den Verstand.

Ich zog zu ihr. Wir führten gemeinsame Wirtschaft. Es machte ihr sichtliches Vergnügen, die Rolle der kleinen Frau zu spielen. Oft, wenn wir beieinander saßen, gestand sie mir unter Lachen, wie glücklich sie wäre. Nur wenn ich moralische Anwandlungen bekam und ihre Vergangenheit erwähnte und mit einer Bitte für alle Zukunft schloß, wurde sie unwirsch.

Laß doch den Unsinn, das ist ja vorbei.

Ich konnte mich nicht über sie beklagen. Sie war mir wirklich treu. Und ich bildete mir ein, daß ich sie ‚rettete‘."

Wieder holte er tief Atem und wieder fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

„Natürlich fanden sich Zwischenträger, durch welche die zu Hause die ganze Geschichte erfuhren.

Eines Tages erhielt ich einen langen Brief vom Superintendenten, worin viel von meinem Seelenheil die Rede war, mit der Aufforderung, nach Hause zu kommen.

Ich antwortete nicht, und vierzehn Tage später kam er in eigener Person mit einem Schreiben meiner Mutter, in dem sie mich beschwor, auf den väterlichen Freund zu hören. Er selbst wandte all die Mittel an, mit denen er früher auf mein jugendliches Gemüt so oft einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Aber ich war viel älter geworden in den zwei Jahren.

Alles, was er sagte, kam mir unendlich fade vor und abgeschmackt. Was galten mir noch die Strafen des Himmels und der Hölle!

Ich wußte nur das eine, daß ich sie liebte, und daß sie mich liebte, und daß ich sie nicht entbehren konnte.

Endlich reiste er unverrichteter Sache ab, nachdem er mich des öfteren

versichert, wenn ich jetzt unterginge, wäre es nicht seine Schuld. Aber der reuige Sünder würde stets einen Platz bei ihm finden.

Nicht seine Schuld, daß ich mich nicht losreißen konnte!

Nicht seine Schuld!

Ein anderer in meiner Lage wäre vielleicht dem verständigen Rate des würdigen Mannes gefolgt, hätte vielleicht die ganze Liebesgeschichte als ein komisches Intermezzo betrachtet, hätte darauf gepfiffen und den guten Sohn markiert.

Ich konnte das nicht. Ich hatte dem Mädchen aus übervollem, unerfahrenem Herzen mein Bestes gegeben, ich konnte nicht von ihr los.

Immer und immer hatte man mir gepredigt, die Sünde ist häßlich, die Sünde ist abscheulich und gemein. Warum? Warum hatte man mir nicht gesagt, wie schön sie ist, wie entzückend schön. Warum hatte man mich nicht verständig sündigen gelehrt, warum immer dies eine übermenschliche Extrem?!

Hätte ich die Sünde gekannt, wie sie ist, sie hätte keine Macht über mich gewonnen. So war ich blind, ohne Blick und Verständnis für die Wirklichkeit in eine fremde Welt hineingetreten und irrte nun darin herum, taumelnd und trunken, wie einer, der zum erstenmal von ungekanntem, süßem Wein in gierigen, langen Zügen trank.

Nicht seine Schuld!

Bald darauf kam ein Brief von meiner Mutter. Sie beklagte es tief, daß ich trotz menschlicher und göttlicher Ermahnung meinen verworfenen Lebenswandel nicht ändern wollte. So lange ich noch mit jener Person Beziehungen unterhielte, wäre mir das Elternhaus verschlossen. Wer sich soweit mit Frauenzimmern vergessen könnte, wäre kein echter Edelmann.

Das Wort war mit Vorbedacht gewählt. Aber es verfehlte seine Wirkung.

Ein gewaltiger Trotz stieg in mir auf.

Meine ganze Jugend hindurch hatte ich gedarbt als Edelmann, jetzt wollte ich genießen, mein Leben genießen, und sollte ich darüber aufhören, ein Edelmann zu sein.

Und das Bild des Vaters stieg vor mir auf.

Ob er wohl ein echter Edelmann war?! —

Als ich ihr den Brief zeigte, küßte sie mir den Zorn von der Stirn. Dann aber meinte sie, es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte auf den Superintendenten gehört.

Ich war erstaunt, bestürzt, verletzt.

Einmal wird es ja doch aus sein, sagte sie ruhig.

Damals verstand ich sie noch nicht, aber es war schon der Anfang vom Ende. —

Ich hatte ihr die Heimat geopfert. Jetzt hatte ich niemand mehr auf der weiten Welt, sie war meine Welt.

So kam der Winter ins Land.

Ich weiß nicht, wann in mir zum erstenmal der Argwohn aufstieg, daß ich sie langweile. Aber ich sah, daß ich sie langweilte, so sehr sie es auch leugnete.

Ich bereitete ihr allerhand Zerstreuungen. Wir gingen viel zusammen aus. Aber das war es nicht. Ihr fehlte etwas.

Eines Abends traf ich sie am Arme eines Offiziers in Civil.

Meinen Vorwürfen gegenüber suchte sie die Geschichte als ein harmloses Zusammentreffen mit einem alten Bekannten darzustellen. Und ich glaubte ihr. Als ich sie öfter und mit anderen traf, mußte ich einsehen, daß sie mich betrog.

Es gab Scenen mit wütenden Anklagen, Bitten, Thränen und Versprechungen. Die ersten endeten mit jenen Küssen, durch die sie Macht über mich hatte.

Endlich empörte sich mein Stolz, ich trennte mich von ihr.

Ich wollte sie vergessen und wußte doch, daß ich es nicht konnte. Ich hatte sie noch nie so geliebt als damals, wo ich sie anderen nicht gönnte.

Ich stürzte mich in rauschende Vergnügungen. Es half nichts.

Ich suchte Vergessenheit in den Armen anderer Mädchen. — Sie können ja alle nicht küssen!

Ich versuchte zu arbeiten. — Nichts!

Immer waren meine Gedanken bei ihr. Was thut sie jetzt, was treibt sie jetzt, denkt sie vielleicht doch noch an dich?!

Stundenlang stand ich an der nächsten Ecke, im Eis und Wintersturm, um zu sehen, wann sie ihre Wohnung verließ. Stundenlang folgte ich ihr durch Nebel und Schnee, stundenlang stand ich in der Kälte der Nacht an ihrer Thür, um in ohnmächtiger Wut abzuziehen, wenn sie mit einem anderen heimkam.

Dann mied ich sie und wollte mir Vergessenheit trinken. So wüst ich's auch trieb, es nützte nichts. War der Rausch verflogen, tauchte das liebe, bleiche Gesicht wieder vor mir auf, mit den tiefen, braunen Augen.

Wochen hindurch trieb ich's so. Ich fühlte, daß ich dabei zugrunde gehen mußte, aber ich konnte es doch nicht lassen.

Schließlich sah ich ein, daß ich ein Ende machen mußte, so oder so, im Guten oder im Bösen, mit mir, — und mit ihr, mit ihr — denn sie trug die Schuld.

Und ich kaufte den Revolver.

Nur einmal wollte ich sie noch fragen, ich glaubte noch immer an sie.

Als ich bei ihr war, brach alles, was mich die ganze lange Zeit bewegt hatte, in wilder Leidenschaft hervor.

Sie antwortete sehr kühl. O, mir ist jedes dieser kühlen, schrecklichen Worte noch deutlich in der Erinnerung.

Das ist ja alles wahr, mein Junge. Ich habe dich damals sehr lieb gehabt. Du warst so jung und so unerfahren. Das reizte mich. Aber sieh — ich bin an die Abwechslung gewöhnt — ich brauche sie — ich kann ohne sie nicht leben — wenn du einmal kommst, will ich dich ja gern lieb haben, wie die anderen auch —

Weiter kam sie nicht. Eine furchtbare Wut stieg mir in die Kehle.

Hätte ich die Weiber gekannt, so hätte ich vielleicht gewußt, daß es so kommen mußte. Damals hörte ich nur die Gemeinheit, die nackte Gemeinheit.

Das war das Mädchen, dessen Seele ich hatte retten wollen, dem ich mein Alles gegeben, mein ganzes Sein. Und sie war dessen nicht wert! In ihr hatte ich mich auch verloren!

Meine Linke packte sie am Halse mit einem einzigen, mächtigen Griff, aus dem sie sich nicht zu befreien vermochte, mit der Rechten zog ich ruhig den Revolver hervor und schoß sie in die Schläfe — drei wohlgezielte Schüsse — schon beim ersten sank sie lautlos zusammen.

Als ich sie so vor mir liegen sah, die braunen Augen aufgeschlagen, die vollen Lippen wie zum Kusse halb geöffnet, da überkam mich eine fürchterliche, öde Verzweiflung.

Ich hatte sie erschlagen, die mir das Liebste war. Nun hatte ich keinen Menschen mehr, keinen einzigen.

Und das verzweifelte Wort zuckte mir durchs Hirn: vielleicht hast du ihr doch Unrecht gethan.

Ich nahm ihr bleiches Haupt auf meine Kniee und sah sie an. Lange saß ich so, mein armes, totes Lieb im Schoß, das so schön war, so schön und so schlecht — und je länger ich sie ansah, desto trostloser und verlassener fühlte ich mich. Ich wurde so müde, zum Sterben müde. Da fielen mir die zwei Schüsse ein, die noch im Revolver steckten. —

Vier Tage später erwachte ich im Krankenhaus. —

Das übrige wissen Sie. — —“

Er schwieg.

Unter den Richtern, wie auf den Tribünen wurde Bewegung laut.

Da erhob sich der Vorsitzende:

„Meine Herren Geschworenen! Ich habe den Angeklagten in seiner weit ausholenden Darstellung nicht unterbrochen, obwohl ich mich öfter dazu versucht fühlte, weil ich glaubte, diese Erzählung würde eine größere Klar-

22*

heit über den Fall verbreiten, als uns bisher zu Gebote stand. Ich glaube mich daran nicht getäuscht zu haben.“ Und nun begann er den Geschworenen die Rechtsbelehrung zu erteilen, welche Unterschiede das Strafgesetzbuch zwischen Mord und Totschlag macht.

Als er geendet hatte, zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück.

Nach einer guten halben Stunde kehrten sie zurück, und der Obmann verlas das Urteil:

„Entgegen dem ausdrücklichen Geständnis des Angeklagten, das durch seine Erzählung bedeutend an Glaubwürdigkeit verloren hätte, wäre der Gerichtshof der Ansicht, daß der Angeklagte die That nicht mit Überlegung ausgeführt hätte, und daß sich dieselbe somit nur als Totschlag darstellte. Zugleich wäre der Gerichtshof der Ansicht, daß dem Angeklagten mildernde Umstände zuzubilligen wären, weshalb auf Grund des § 213 auf 5 Jahre Gefängnis erkannt worden wäre.“

Der Staatsanwalt warf geräuschvoll seinen Federhalter auf den Tisch und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

Der Angeklagte, welcher sich bei der Verkündigung des Urteils erhoben hatte, war kreideweiß geworden.

Jetzt krampften sich beide Hände zum Herzen empor und aus der Kehle kam ein gurgelndes Stöhnen:

„Auch das noch, auch das noch!!“

Dann fiel er bewußtlos vornüber, daß der Kopf auf die Brüstung dumpf aufschlug.

Gerichtsdiener sprangen hinzu und trugen ihn hinaus. — —

Die Tribünen entleerten sich langsam. Die Damen waren in eifriger Unterhaltung.

Der kann lachen, so billig fortzukommen. —

Zum Tode ist viel interessanter. —

Der Bengel! Um so'n Frauenzimmer sich so zu haben! —

Zwei Herren verließen die Galerie als letzte.

„Hören Sie, Doktor,“ sagte der eine, „wer war eigentlich heute der Ankläger, der Mann im schwarzen Talar, oder der auf der Bank, wo die armen Sünder sitzen?“

Der andere antwortete ihm nicht direkt.

„Ein Mörder aus ‚guter‘ Erziehung,“ murmelte er vor sich hin. — —



Betrachtungen über moderne Schauspielkunst.

Von Dr. Simon Moldauer.

(Wien.)

Wir haben in der letzten Zeit ebenso viele vergleichende Zusammenstellungen der beiden fremden Schauspielerinnen, Duse und Bernhardt, zu hören und zu lesen bekommen, als Klagen über die Zweck- und Erfolglosigkeit solcher Versuche. Nun, es mag wohl der Streit, ob die Italienerin oder die Französin „größer“ sei, in mancher Hinsicht mit Recht als ein müßiger erscheinen; keineswegs aber die Untersuchung, worin die Spielweisen der beiden größten Vertreterinnen der modernen italienischen und französischen Schauspielkunst sich von einander unterscheiden, und warum diese zwei Meisterinnen sich heute nicht eines gleich stürmischen, allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. Das eben ist ja die hohe Aufgabe der Kritik, die Erscheinungen, denen gegenüber das Publikum, nur seinem Instinkte folgend, sich beifällig oder mißfällig äußert, zu zergliedern, für sein unbestimmtes Gefühl Gründe zu suchen und das so gewonnene Resultat ihm selbst zu präsentieren.

Doch wir haben uns einer Ungenauigkeit schuldig gemacht. Wir sprachen oben von Duse und Bernhardt als den größten Vertreterinnen der „modernen“ italienischen und französischen Schauspielkunst. Das ist nicht ganz richtig. In dem verschiedenen Grade der „Modernität“ dieser beiden Schauspielerinnen beruht eben der gewaltige Unterschied ihrer Spielweisen. Frau Bernhardt ist nicht nur eine bedeutend ältere Frau, sondern auch eine bedeutend ältere Schauspielerin, und darum gehört auch ihre Kunst einer älteren Zeit an; die Kunst der Frau Duse hingegen gehört ebenso, wie diese selbst, ganz unserer Zeit, sie ist eine echte Findesiècle-Kunst.

Aber was heißt das: „Findesiècle-Kunst“?

Fin de siècle, dieses modernste aller Schlagwörter, das wir fast tautologisch als ein „Findesiècle-Schlagwort“ zu definieren versucht wären, hat in den wenigen Jahren seines Bestehens eine ganz erstaunliche Geschmeidigkeit bewährt. Alle Ereignisse, alle Zustände, alle Verhältnisse unseres Decenniums scheinen ihm von Haus aus verfallen zu sein — aber im Grunde ist es das vagste aller Schlagwörter, indem es alle Erscheinungen die irgendwie das Gepräge der Neuheit an sich tragen, umfaßt und eben nur diese Neuheit bezeichnen will. Und wenn wir meinten, die Kunst

der Duse ist eine echte Findesiècle-Kunst, so konnten wir damit nichts anderes sagen, als daß sie gegenüber derjenigen der Französin etwas Neues aufweist, das in dem Geiste unsrer Zeit seinen tiefen Grund hat.

Doch worin besteht dieses Neue? wird man fragen. Und wir antworten: In dem höheren Grade von Illusion.

Greifen wir ein wenig zurück zu den deutschen Klassikern. Ihre Ansichten über die Illusion sind bekannt und längst Gemeingut geworden. Die Illusion im Theater soll eine beschränkte sein, der Gedanke an Kunst in uns immer lebendig bleiben, und durch das Spiel nur eine Art bewußter Täuschung hervorgebracht werden. So wollte es Goethe haben, so wurde es von Schiller gehalten, so auch von allen Dichtern und Schauspielern bis auf unsere Tage, und bis auf unsere Tage galt der Satz:

„Die Kunst darf nie die Wirklichkeit erreichen;
Denn siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Aber dieser Satz sollte nicht ewig unangefochten bleiben. Wir erlebten es ja selber, wie erst schwach und wenig beachtet, bald aber stärker und immer stärker der Ruf nach „Natürlichkeit" erscholl, Natürlichkeit auf allen Gebieten der Kunst, Natürlichkeit in der Malerei, in der Poesie, in der dramatischen Darstellung. Was in den beiden ersten Künsten unter Natürlichkeit zu verstehen sei, darüber war man nicht uneins; wohl aber über deren Berechtigung. Anders, was den Begriff der Natürlichkeit in der Schauspielkunst betrifft. Da ist es nun allerdings keine neue Wahrheit mehr, daß dieser Begriff im Laufe der Zeit den mannigfachsten Veränderungen unterliegt, dem Geiste der Zeit sich anschmiegt, so daß oft das, was unseren Vorfahren als das Natürlichste erschien, uns als höchste Unnatur abstößt. Was dieser Begriff aber heute umfasse, mit anderen Worten, welchem Begriffe das Wort „Natürlichkeit des Schauspielers" heute entspreche, das ist noch nirgends scharf genug bestimmt worden.

Unlängst lasen wir in einem Feuilleton von Weilen (Neue Fr. Pr. 27. Sept. 1892): „Der Schauspieler hat nur eine Aufgabe: die Rolle im Sinne des Dichters zu gestalten. Seine Leistung wird dann eine natürliche heißen, wenn sie der Natur des dargestellten Kunstwerkes, nicht dem Begriffe der Natur, den er sich nach den jeweiligen Zeitansichten zurechtgelegt, vollständig entspricht." Da ist nicht alles ganz richtig, und Weilen verbessert sich selbst, indem er dann weiter meint: „Selbstverständlich wird niemand fordern, daß heute Schiller und Goethe so gespielt werden müssen, wie es das Weimarer Theater vor hundert Jahren vorschrieb." Und er verbessert sich noch deutlicher, indem er am Schlusse seines Feuilletons von der „durchdringenden Erfassung jeder Rolle im Sinne der Dichtung" (und nicht, wie früher, im Sinne des Dichters) als dem Charakteristikon eines

natürlichen Künstlers spricht. Der Schauspieler muß dem Zeitgeiste Rechnung tragen, sonst ist er eben unnatürlich; wie weit er aber darin gehen dürfe, muß allerdings, wie Weilen weiter richtig bemerkt, sein eigenes Kunstgefühl entscheiden. Ja, aber wann sagen wir, der Künstler hat die rechte Grenze gefunden, das rechte Maß eingehalten? Und wenn wir es schon sagen — es erübrigt noch immer eine andere große Frage: Welche Wirkung hat der Schauspieler auf den Zuschauer ehedem geübt, und welche Wirkung übt er auf ihn heute? Und ist diese Wirkung in allen Dramen, in allen Rollen ihrem Wesen nach die gleiche?

Diese Fragen sind aktuell; zumal seit dem Erscheinen der Frau Duse. Denn die Wirkung, welche ihr Spiel auf uns übte, war eine neue, ungewöhnliche. Urplötzlich trat sie in unseren Mauern auf und eroberte sich im Sturm alle Herzen. Man wetteiferte im Rühmen und Preisen ihrer Kunst. Und was pries und rühmte man am meisten? Die „Natürlichkeit" ihres Spiels. Und wollte damit sagen? Etwa daß sie auf der Bühne ganz so sprach und sich geberdete, wie man im Leben spricht und sich geberdet? Weit gefehlt. Solches ist aus tausend Gründen nicht möglich. Es gilt nur, den Schein zu wecken, daß dem so sei. Und der Duse gelingt dies allerdings in hohem Grade. Aber mit dieser „Natürlichkeit" allein wäre noch nicht viel erreicht. Sonst müßten wir in ihrer, mit einer einzigen Ausnahme unzulänglichen Umgebung, die ja gerade in jenem Punkte sich ihr vollständig anpaßt, lauter Kunstkräfte ersten Ranges erblicken. Vielmehr hob man als glänzende Illustrierung ihrer „Natürlichkeit" vor allem hervor, daß sie die ganze Gefühlswelt nicht vorzustellen, sondern in ihr aufzugehen schien; daß wir in ihrem alle Schminke entbehrenden Gesichte jede Gemütsbewegung klar und ungeschwächt sich spiegeln sahen, daß sie errötete und erblaßte, plötzliche Angst ihr Schweißtropfen auf die Stirne trieb, großer Schmerz ihr Thränen, wirkliche Thränen abpreßte — kurz, daß sie auf der Bühne nicht zu spielen, sondern zu leben schien.

Und Sarah Bernhardt? Wirkte auch sie auf uns so tief? Erweckte auch sie den Eindruck, als wäre ihr Spiel wirkliches Leben? Madame Bernhardt entwickelte in allen ihren Rollen eine schier unglaubliche Fülle von Kunst, Kunst in jedem Ton, Kunst in jeder Geberde, jeder Bewegung, Kunst im Weinen und Lachen, Kunst in Haltung und Gang. Aber — und in diesem Aber liegt der ungeheure Abstand zwischen den beiden Schauspielerinnen — während die Italienerin auch die Kunst besitzt, ihre eigene Kunst zu verbergen, konnten wir bei der Bernhardt nicht einen Augenblick vergessen, daß sie doch nur spiele, nur Kunst übe, wir sahen, wir hörten, wir fühlten nur Kunst. Ob sie die fröh-

lichsten Lustspieltöne anschlug, die ernstesten tragischen Accente erklingen ließ, immer bewunderten wir vor allem ihre glänzende Technik und konnten ihr nicht jenen Beifall zollen, der ihr vor zehn und fünfzehn Jahren entgegendröhnte. Frau Bernhardt scheint sich dessen wohl bewußt zu sein, daß es heute mehr als je gilt, Illusion im allerhöchsten Grade zu erwecken. Aber da ihre inneren Mittel nicht ausreichen, so nimmt sie mitunter auch zu rein äußeren ihre Zuflucht. Und gleichwie das moderne Virtuosentum der Malerei zur Steigerung der Illusion oft einen ganzen Dekorationsapparat aufbietet, wie wirkliche Bäume, Steine, Möbel, Uniformstücke usw. (man denke an die in den letzten Jahren so populär gewordenen französischen Rundgemälde), so soll ja auch Frau Bernhardt als Cleopatra eine lebende Schlange auf die Bühne gebracht, in derselben Rolle mit allerhand in ägyptischen Königsgräbern gefundenen Schmucksachen sich beladen haben usw. — während Frau Duse allein ihre urgewaltige Individualität ins Feld stellt und ihre wunderbare Vereinigung des komischen und tragischen Elementes auf eine andere, tiefere Quelle zurückführt als die Technik, nämlich das Gemüt. Nur aus dieser Quelle schöpfend, konnte die Italienerin jene Höhe der Schauspielkunst erreichen, ja wir können sagen, die Schauspielkunst zu jener Höhe hinaufführen, auf der die Illusion in einem ungeahnten Grade die Herrschaft über den Zuschauer ergriff.

Es sind noch keine dreißig Jahre her, als der treffliche Rötscher in seiner „Kunst der dramatischen Darstellung" schrieb: „Über das Blut hat die Seele keine Gewalt. Affektionen, welche sich nur physiologisch, d. h. in einer bestimmten Sphäre der Leiblichkeit offenbaren, fallen daher notwendig ganz außer dem Bereich der künstlerischen Darstellung, welche das schlechthin Willenlose und der Naturgewalt Anheimfallende ausschließt. So läßt sich die Thräne des Kummers weder zurückhalten, noch willkürlich hervorpressen. Daher diese Äußerung des Schmerzes nicht nur nicht vom Schauspieler gefordert werden kann, sondern uns auch, wenn wir sie wirklich an ihm wahrnähmen, die Gewißheit geben würde, daß der Affekt ihn unterjocht und aus dem Gebiete der Kunst in das der Natur zurückgeworfen habe." Wie naiv klingt uns das heute! Diese Thränen wurden ja der Duse so allgemein nachgerühmt; Rötscher hatte also von diesem unbestreitbaren Rechte des Schauspielers keine Ahnung!

Doch daraus soll dem ausgezeichneten Manne kein Vorwurf gemacht werden. Da er dem Fühlen seiner Zeit nicht vorauseilen konnte, konnte in ihm auch nicht ein Verlangen nach einer gesteigerten Illusion aufkommen. Erst in uns — vers la fin du siècle — machte sich eine Unzufriedenheit mit dem traditionellen Spiel geltend, die Sehnsucht nach einer Neuerung ward in uns lebendig, und wir riefen: mehr Na-

türlichkeit! — meinten aber: mehr Illusion! Lange blieben unsere Wünsche unbefriedigt. Da kam Frau Duse und gab uns, was wir eigentlich wollten, den höchsten Grad von Illusion!

Das Illusionsbedürfnis im Theater ist nicht immer gleich gewesen, sondern zu verschiedenen Zeiten verschieden. Bei den Griechen beschränkte schon die Maske die Illusion; auf Shakespeares Bühne wurden die Frauenrollen von Männern gespielt; die deutschen Klassiker forderten bewußte Illusion; wir wollen Illusion um jeden Preis. Die Italienerin lehrte uns, die fast unbewußte Illusion verlangen. Früher herrschte beim Zuschauer das Bewußtsein der Illusion vor, heute wollen wir, daß die Illusion selbst vorherrsche. Aber auch heute nicht überall. Höchste Illusion wünschen wir nur im modernen Drama, d. i. in demjenigen, welches in der Gegenwart spielt. Nicht aber im klassischen oder historischen Stück.

Denn — mit Recht oder Unrecht — in unserer Einbildung lebt die Welt der vergangenen Zeiten als eine ganz andere, wie die moderne. Wir sind geneigt, ihre Vertreter mit einer besonderen, altertümlichen Atmosphäre zu umgeben, ihnen mehr Ernst und Getragenheit, eine edlere, stil- und gehaltvollere Sprache, würdigere Geberden zu verleihen. Dort findet das Seelenleben nicht den schrankenlosen Ausdruck, der unsere Zeit kennzeichnet, sondern es wird bloß markiert, und über ein gewisses Maß, über einen gewissen Grad strebt kein Affekt hinaus. Dieser Antikisierungsprozeß wirkt in uns unaufhörlich, und so vergessen wir denn auch im Theater nicht einen Augenblick, daß wir nur eine eingebildete Welt vor uns haben. Darum wäre das Bestreben des Schauspielers, uns hier dieselbe Art und denselben Grad von Illusion zu bieten wie im modernen Drama, ebenso verfehlt, wie vergeblich: das Resultat wäre vollständige Zerstörung jeder Illusion. Vielmehr muß er den Zuschauer in jener Neigung unterstützen und zwar in der Weise, daß er die Personen von den Schlacken des wirklichen Lebens befreit, sie in eine höhere, ideale Sphäre erhebt und dadurch unserer Zeit entrückt. Nur dann stellt sich bei uns im historischen Drama die Illusion ein, nur dann sagen wir, der Held dieses Dramas ist „natürlich" gespielt worden, wenn der Schauspieler eben das, was uns als das Charakteristikon des modernen Menschen erscheint, abgestreift und insofern, sozusagen, einen unnatürlichen Menschen dargestellt hat.

Herrliche Beispiele hierfür bot uns das Gastspiel der Comédie Française im Ausstellungstheater. Bei den Vorstellungen „Mademoiselle de Belle-Isle" und „Adrienne Lecouvreur" war es uns, als hätte ein Zauberer die Schatten einer längst vergangenen Epoche heraufbeschworen, und vor unseren Augen schien sich auf dem Hintergrunde einer französischen Adelsgesellschaft ein Stück Rokokozeit zu wiederholen.

Aber diese Vorstellungen haben auf uns eine wesentlich andere Wirkung geübt, als wir sie im modernen Drama zu erfahren pflegen. Ihr Inhalt ging uns nicht an die Seele. Es blieb vielmehr das Ganze für uns bloß ein harmloses Spiel der Phantasie, an dem wir unsere Freude hatten. Aber für ein solches zeigt sich der Ernst unserer Zeit nicht immer empfänglich genug, und darum ist hier die Aufgabe des Schauspielers heute eine viel schwierigere, als in früheren, naiveren Zeiten, wo man sich noch z. B. an Raimunds Zauberdramen, die wir allerdings noch immer gerne lesen, allgemein begeisterte, während uns jetzt keines Schauspielers Kunst über die Unwahrscheinlichkeit und Unglaubhaftigkeit derselben hinwegzutäuschen vermag.

Aber auch das klassische Drama der Deutschen und Franzosen — die Erscheinung ist nicht wegzuleugnen — übt von der Bühne herab nicht mehr ganz dieselbe Wirkung, wie ehedem, während es, gelesen, uns jedesmal eine neue Seite tiefster Poesie enthüllt. Es wirkt heute überhaupt nur dann, wenn ein aus lauter hervorragenden Künstlern bestehendes Ensemble die ganze Darstellung mit dem idealen Geiste der klassischen Poesie durchdringt und von deren erhabener Höhe über unsere Phantasie eine vollkommene Herrschaft übt. Dabei sehen wir aber selbstverständlich von der naiven, noch nicht prüfungsreifen Jugend und der großen Menge ab und haben vornehmlich den bereits vom Findesiècle-Geiste angefressenen, feinschmeckenden Zuschauer im Auge.

Dieser stellt an die Schauspielkunst weit höhere Ansprüche, als es vor hundert Jahren geschah, und vielleicht — dergleichen kann man nie mit Bestimmtheit aussprechen — vielleicht würde Fräulein Barthet von der Comédie Française, nach klassischem Maßstab gemessen, in vielen Beziehungen eine Tragödin par excellence zu nennen sein. Die unnachahmliche Grazie der Bewegung, die gemessene Ruhe der Sprache, die Schönheit und Süße des Organs, die feine Dämpfung des Affektes: alle diese Vorzüge des klassischen Spiels haben wir an ihr in hohem Grade bewundert. Fräulein Barthet wurde auch allgemein gefeiert — so wie Frau Duse? Mit nichten. Umsoviel wärmer flogen unsere Herzen der Duse entgegen, als diese die Französin an Wärme des Spiels überragte. Etwas wie Reif — wir können nicht umhin, es auszusprechen — lag um Fräulein Barthets Gestalt gebreitet, ein gewisses Nolimetangere hielt uns in respektsvoller Entfernung. Der traditionelle Formenzwang der Comédie Française schlug ihre liebenswürdige Individualität in Fesseln und veranlaßte sie sogar, als Adrienne Lecouvreur, wie Lessing, freilich in etwas anderm Sinne, sagen würde, „anständig" zu sterben, so daß neben unserm ästhetischen Vergnügen nie eine rechte, herzliche Freude über ihr Spiel aufkommen wollte. Allerdings war

unser ästhetisches Vergnügen sehr groß. Riefen wir bei der Bernhardt ein über das andere Mal: welche Kunst! — hören wir bei der Duse nie auf, zu jubeln: wie wahr! — so konnten wir bei der Barthet tausendmal den Ausruf nicht unterdrücken: wie schön! Ein wenig mehr Wärme und Herzlichkeit, eine etwas schärfere Mimik, und wir würden in Fräulein Barthet die richtigste Repräsentantin klassischer Rollen erblicken. Richtiger noch als Frau Bernhardt, wiewohl diese ihre jüngere Landsmännin an Reichtum und Größe der Kunst weit übertrifft und als Phädra sogar eine ganz hervorragende Befähigung für klassische Rollen an den Tag gelegt hat. Wir wiederholen: die Kunst der Frau Bernhardt ist die weitaus höhere und bedeutendere; aber Frau Bernhardt weiß sich nur vermöge ihres allgemeinen schauspielerischen Ingeniums auch in das klassische Rollenfach zu finden; Fräulein Barthet dagegen scheint schon von Natur für dieses prädestiniert zu sein, und wenn sie nicht die erste Vertreterin dieses Faches ist, so liegt dies bloß in einer gewissen Unzulänglichkeit ihrer Begabung, in ihren, nur einer Steigerung bedürftigen Ausdrucksmitteln, nicht aber etwa in der Unrichtigkeit ihrer Spielweise.

Weniger bedeutend erschien uns Fräulein Barthet als moderne Denise. Hier durfte der Affekt nicht gedämpft, nicht jede weitgehende Gefühlsäußerung ängstlich vermieden werden. „Nur kein Übereifer, nur kein Übermaß," schien sich Fräulein Barthet stets zuzurufen, „sonst geht Anmut und Ebenmaß verloren." Frau Duse dagegen, die in dieser Rolle gewiß auch große Zurückhaltung bewies, kehrte dabei doch immer das Weib hervor. „Wie ich liebe, wie ich hasse, soll ich verhehlen, den Sturm meiner Seele soll ich verhüllen, meine Gefühle soll ich ersticken?" Und sie hatte recht. Denn im modernen Drama sehen wir mit anderen Augen, hören wir mit anderen Ohren, als im klassischen. Während uns dieses nur allgemein menschliche Seelenzustände zeigt, die uns in unserer Ruhe belassen, reißt uns das moderne Drama zur lebhaftesten Teilnahme hin, da es uns unser eigenes Leben vorführt, unsere eigenen seelischen Angelegenheiten behandelt, so daß wir auf der Bühne nur den weiteren Faden, die Fortsetzung der Wirklichkeit zu finden gewohnt sind. Aber da wollen wir auch einen Schauspieler, der uns durch keine falsche Bewegung, durch keinen falschen Ton aus der Illusion reißt, sondern in unserer Seele stets verwandte Saiten erklingen läßt. Die Duse ist eine solche Künstlerin, deren Spiel Wirklichkeit zu sein scheint; das Wort des Dichters empfängt in der Tiefe ihrer Seele seine rechte Weihe, und von dort erst macht es, durch den symbolischen Ton durchgeistigt, seinen Weg in unsere Seele. Es überrascht und entzückt uns zugleich, uns in ihr wiederzufinden, in ihrem seelenvollen Spiel unser eigenes Leben sich spiegeln zu sehen, und darum ist uns Frau Duse auch persönlich so sympathisch.

Ein so inniges persönliches Verhältnis zwischen Schauspieler und Publikum ist nur im modernen Drama möglich, denn dieses unterscheidet sich vom klassischen Drama ebenso wie der moderne Schauspieler vom klassischen Schauspieler. Wenn uns ein Wortspiel gestattet wäre: das klassische wie das historische Drama soll ein lebendiges Kunstwerk sein, das moderne ein künstlerisch gestaltetes Stück Leben, wie es uns etwa Verga und Duse in ihrer „Cavalleria" bieten. Im ersteren ist unser Gefühl ein rein ästhetisches, künstlerisches; im letzteren überdies ein persönliches. Dort genießen wir bloß, hier leben wir mit. Darum vertragen wir dort nicht den hohen Grad von Illusion, den wir hier unbedingt verlangen. Allerdings kann aber heute auch jene bewußte Illusion nicht mit denselben Mitteln erreicht werden wie ehedem; denn der Schauspieler muß selbst die klassischen Rollen modernisieren — jedoch nur soweit, daß nicht dadurch der klassische Geist verloren gehe und ein Zwitterding zurückbleibe.

In diesem Punkte scheint die Schauspielkunst sich jetzt in einem Übergangsstadium zu befinden, und das alte, getragene Pathos mit der ebensowenig natürlichen ton- und farblosen Sprechweise um die Herrschaft zu ringen — das juste milieu ist noch nicht gefunden. Und es giebt eine Partei, deren Herzenswunsch es wäre, das klassische Drama ganz von der Bühne verbannt zu wissen, nur weil es nicht „natürlich" gesprochen und gespielt werden könne. Wir teilen diesen Wunsch nicht und hoffen vielmehr, die Schauspielkunst werde über kurz oder lang jene richtige Mitte finden. Nur darf kein noch so berühmter Schauspieler auf seinen erworbenen Ruhm pochen und sich gegen jede Neuerung sträuben. Sonst könnten wir es einmal erleben, daß das gebildete Publikum dem klassischen Drama den Rücken kehrt und sich ausschließlich dem modernen zuwendet, und wer weiß, ob wir dann nicht, zu spät bereuend, auf das aufgeführte klassische Drama wie auf ein verlornes Paradies zurückblicken müßten! Denn steht uns, den Kindern unsrer Zeit, wirklich die Entscheidung zu, ob das moderne Drama besser und berechtigter sei als das klassische? Und ist es denn wirklich ausgemacht, daß die unserem gesteigerten Illusionsbedürfnis Rechnung tragende Schauspielkunst der richtige Wertmesser für das Drama überhaupt ist?



Das Arbeiterinnenheim in München.

Bericht von Betty Naue.

(München.)

Obwohl der Frauenverein „Arbeiterinnenheim" bereits drei Jahre besteht, begegnen wir doch noch vielfach der Frage, wozu er denn eigentlich gegründet wurde, und was das von ihm errichtete Arbeiterinnenheim bezweckt?

Nicht allein Damen, welche zum Eintritt in den Verein eingeladen werden, sondern auch viele von denen, für welche das Heim geschaffen wurde, stellen diese Frage. Die notwendige Folge von irrtümlichen Anschauungen in dieser Beziehung ist auf der einen Seite Gleichgültigkeit gegen die Bestrebungen des Vereins und Ablehnung der Teilnahme an denselben, auf der anderen Seite Mißtrauen oder Furcht, als bekümmere sich der Verein um Dinge, die ihn nichts angehen, oder als wolle er die moralische Freiheit derjenigen vernichten, welche sich dem Heim anvertrauen. Ich will versuchen, in möglichster Kürze jene Fragen zu beantworten.

Wie allbekannt sein dürfte, bewirkten in den letzten 50 Jahren Dampfkraft und Elektricität einen gewaltigen Umschwung in der Produktion und im Verkehr. Mit dem Eintreten der Maschine in die Produktion war das frühere ruhige und gleichmäßige Schaffen zu Ende; es entstand nach und nach ein rastloses Hasten und Jagen, aber auch eine Steigerung der Ansprüche an das Leben. Die Verteuerung der Nahrungsmittel und der Wohnungen einerseits, die geringe Bezahlung der Arbeit andererseits beschwor einen Zustand herauf, der nicht mit Unrecht als „Kampf um das Dasein" bezeichnet wird. In diesen Kampf wurde allmählich auch der größte Teil der Frauen und Mädchen hineingezogen; daß er für diese ungleich härter und gefahrvoller ist, als für die Männer, begreifen wir alle.

Wenn in früheren Zeiten den männlichen Arbeitern die Zünfte und Innungen einen festen Zusammenhalt und damit Wahrung ihrer bürgerlichen und menschlichen Rechte, in jeglicher Drangsal Schutz und Hilfe gewährten, so haben in unserer Zeit wohlorganisierte Vereine aller Art diese Aufgabe übernommen. Sie bieten dem jungen Arbeiter nicht bloß mancherlei wertvolle Hilfe für das materielle Leben, sondern auch Fortbildung, Belehrung und Erholung im geselligen Verkehr mit seinesgleichen und die größtmögliche Sicherung gegen sittlichen Verfall.

Die Frauenwelt in ihrer Gesamtheit, soweit sie auf den Erwerb angewiesen ist, hat bis jetzt noch wenig dergleichen aufzuweisen.

Ein so inniges persönliches Verhältnis zwischen Schauspieler und Publikum ist nur im modernen Drama möglich, denn dieses unterscheidet sich vom klassischen Drama ebenso wie der moderne Schauspieler vom klassischen Schauspieler. Wenn uns ein Wortspiel gestattet wäre: das klassische wie das historische Drama soll ein lebendiges Kunstwerk sein, das moderne ein künstlerisch gestaltetes Stück Leben, wie es uns etwa Verga und Duse in ihrer „Cavalleria" bieten. Im ersteren ist unser Gefühl ein rein ästhetisches, künstlerisches; im letzteren überdies ein persönliches. Dort genießen wir bloß, hier leben wir mit. Darum vertragen wir dort nicht den hohen Grad von Illusion, den wir hier unbedingt verlangen. Allerdings kann aber heute auch jene bewußte Illusion nicht mit denselben Mitteln erreicht werden wie ehedem; denn der Schauspieler muß selbst die klassischen Rollen modernisieren — jedoch nur soweit, daß nicht dadurch der klassische Geist verloren gehe und ein Zwitterding zurückbleibe.

In diesem Punkte scheint die Schauspielkunst sich jetzt in einem Übergangsstadium zu befinden, und das alte, getragene Pathos mit der ebensowenig natürlichen ton- und farblosen Sprechweise um die Herrschaft zu ringen — das juste milieu ist noch nicht gefunden. Und es giebt eine Partei, deren Herzenswunsch es wäre, das klassische Drama ganz von der Bühne verbannt zu wissen, nur weil es nicht „natürlich" gesprochen und gespielt werden könne. Wir teilen diesen Wunsch nicht und hoffen vielmehr, die Schauspielkunst werde über kurz oder lang jene richtige Mitte finden. Nur darf kein noch so berühmter Schauspieler auf seinen erworbenen Ruhm pochen und sich gegen jede Neuerung sträuben. Sonst könnten wir es einmal erleben, daß das gebildete Publikum dem klassischen Drama den Rücken kehrt und sich ausschließlich dem modernen zuwendet, und wer weiß, ob wir dann nicht, zu spät bereuend, auf das aufgeführte klassische Drama wie auf ein verlornes Paradies zurückblicken müßten! Denn steht uns, den Kindern unsrer Zeit, wirklich die Entscheidung zu, ob das moderne Drama besser und berechtigter sei als das klassische? Und ist es denn wirklich ausgemacht, daß die unserem gesteigerten Illusionsbedürfnis Rechnung tragende Schauspielkunst der richtige Wertmesser für das Drama überhaupt ist?



Das Arbeiterinnenheim in München.

Bericht von Betty Naue.

(München.)

Obwohl der Frauenverein „Arbeiterinnenheim" bereits drei Jahre besteht, begegnen wir doch noch vielfach der Frage, wozu er denn eigentlich gegründet wurde, und was das von ihm errichtete Arbeiterinnenheim bezweckt?

Nicht allein Damen, welche zum Eintritt in den Verein eingeladen werden, sondern auch viele von denen, für welche das Heim geschaffen wurde, stellen diese Frage. Die notwendige Folge von irrtümlichen Anschauungen in dieser Beziehung ist auf der einen Seite Gleichgültigkeit gegen die Bestrebungen des Vereins und Ablehnung der Teilnahme an denselben, auf der anderen Seite Mißtrauen oder Furcht, als bekümmere sich der Verein um Dinge, die ihn nichts angehen, oder als wolle er die moralische Freiheit derjenigen vernichten, welche sich dem Heim anvertrauen. Ich will versuchen, in möglichster Kürze jene Fragen zu beantworten.

Wie allbekannt sein dürfte, bewirkten in den letzten 50 Jahren Dampfkraft und Elektricität einen gewaltigen Umschwung in der Produktion und im Verkehr. Mit dem Eintreten der Maschine in die Produktion war das frühere ruhige und gleichmäßige Schaffen zu Ende; es entstand nach und nach ein rastloses Hasten und Jagen, aber auch eine Steigerung der Ansprüche an das Leben. Die Verteuerung der Nahrungsmittel und der Wohnungen einerseits, die geringe Bezahlung der Arbeit andererseits beschwor einen Zustand herauf, der nicht mit Unrecht als „Kampf um das Dasein" bezeichnet wird. In diesen Kampf wurde allmählich auch der größte Teil der Frauen und Mädchen hineingezogen; daß er für diese ungleich härter und gefahrvoller ist, als für die Männer, begreifen wir alle.

Wenn in früheren Zeiten den männlichen Arbeitern die Zünfte und Innungen einen festen Zusammenhalt und damit Wahrung ihrer bürgerlichen und menschlichen Rechte, in jeglicher Drangsal Schutz und Hilfe gewährten, so haben in unserer Zeit wohlorganisierte Vereine aller Art diese Aufgabe übernommen. Sie bieten dem jungen Arbeiter nicht bloß mancherlei wertvolle Hilfe für das materielle Leben, sondern auch Fortbildung, Belehrung und Erholung im geselligen Verkehr mit seinesgleichen und die größtmögliche Sicherung gegen sittlichen Verfall.

Die Frauenwelt in ihrer Gesamtheit, soweit sie auf den Erwerb angewiesen ist, hat bis jetzt noch wenig dergleichen aufzuweisen.

Es hat dies seinen Grund zum Teil darin, daß sie sich noch nicht mit den veränderten Verhältnissen, wie die Männerwelt, abgefunden und entsprechend eingerichtet hat.

Die Töchter der mittleren und höheren Stände hatten früher ihren Wirkungskreis fast ausschließlich in der Familie; das Elternhaus bot ihnen Schutz. Die auf den eigenen Erwerb angewiesenen Frauenspersonen traten in Dienst oder arbeiteten als Näherinnen, Putz- und Kleidermacherinnen in den Familien oder im elterlichen Hause für dieselben. Diese Hausindustrie schuf einen freundlich teilnehmenden Verkehr der verschiedenen Klassen und Stände.

Seit einer Reihe von Jahren ist dies anders geworden. Der harte Kampf um das Dasein, der selbst den höheren Ständen sich mehr und mehr fühlbar macht, hat auch deren Töchter in die Notwendigkeit versetzt, das Vorurteil über Bord zu werfen, daß es eine Schande sei, Brot zu erwerben. So sehen wir heute Töchter der Aristokratie, des Beamten- und Bürgerstandes in höchst anerkennenswerter Weise bemüht, sich selbst eine Existenz zu begründen, wobei ihnen allerdings eine gute Erziehung und die erlangte Bildung wesentliche Förderung und Erleichterung gewähren.

Leider befinden sich jene breiten Schichten der weiblichen Bevölkerung, welche in einer mittleren Lebens- und Arbeitssphäre den unter den jetzigen Verhältnissen doppelt schweren Kampf um das Dasein zu bestehen haben, in einem in der That bemitleidenswerten Zustande. Selbst sind sie nicht in der Lage, sich diesen Zustand zu erleichtern, wie die männlichen Arbeiter durch ihre Vereine. In Fällen der Erwerbslosigkeit und gegenüber von mancherlei Unterdrückung und Willkür sind sie schutz-, wehr- und hilflos. Hungern, Dulden und Leiden, oder Versinken in den Abgrund des Lasters und der Verzweiflung war und ist das Los von vielen Tausenden deutscher Frauen und Mädchen!

Eine grelle Beleuchtung der Zustände in der weiblichen Arbeiterwelt enthielten die vom deutschen Reichsamt des Innern vor einigen Jahren veröffentlichten Ergebnisse der Ermittlungen, welche über die in den deutschen Großstädten bestehenden Lohnverhältnisse in der Wäsche- und Konfektionsbranche und den verwandten Geschäftszweigen angestellt worden waren und die materiellen und zum Teil auch die moralischen Zustände der dort beschäftigten Arbeiterinnen als geradezu entsetzlich erscheinen lassen. Weitere Enthüllungen brachte im Jahre 1889 eine Broschüre von Dr. Kuno Frankenstein. Die darin enthaltenen Schilderungen über die im größten Teil der weiblichen Arbeiterwelt herrschenden Zustände sind grauenerregender Art. Diesen gräßlichen Enthüllungen ließ Dr. Frankenstein die Anklage folgen, daß die besser situierten Frauen sich bisher gegenüber dem harten

Geschick derer, welche mit ihrer Hände Arbeit sich in ihren Dienst stellen, einer unverantwortlichen Teilnahmslosigkeit schuldig machten.

Dieser Vorwurf mag wohl an sich und im allgemeinen berechtigt sein. Aber woher sollten wir Frauen eine richtige Kenntnis der betrübenden Zustände in der weiblichen Arbeiterwelt haben? Die direkt für uns oder bei uns arbeitenden Frauen und Mädchen werden von allen humanen Frauen immer so bezahlt, daß ihnen eine menschenwürdige Lebensführung möglich ist. Wenn wir ferner in Geschäften Einkäufe an Wäsche und Kleidungsstücken machen, bezahlen wir Preise, die uns nicht im entferntesten ahnen lassen, daß die Arbeiterin für deren Anfertigung vom Geschäftsinhaber einen Lohn bezieht, bei dem sie hungern und frieren muß. Als nun aber, angeregt durch die Mitteilungen der reichsamtlichen Erhebungen und der auf denselben basierenden Broschüre von Dr. Frankenstein, mehrere hiesige Damen der dort geschilderten Lage der weiblichen Arbeiterwelt durch persönliche Umschau und Nachfrage auf den Grund sahen, fanden sie nicht nur jene Schilderungen im allgemeinen vollauf bestätigt, sondern im einzelnen noch vielfach übertroffen!

Sofort sagten sie sich: hier muß Wandel geschafft werden! Da an eine Selbsthilfe der Arbeiterinnen nicht zu denken ist, so tritt an die gebildeten Klassen und vor allem an die einsichtsvollen und warmherzigen Frauen die unabweisbare Pflicht heran, die alleinstehenden Frauen und Mädchen in ihrem harten Ringen zu stützen und jene Arbeitgeber, welche den Forderungen der Humanität und Moral nicht Rechnung tragen, an ihre Pflichten zu erinnern.

Um dies zu erzielen, wurde am 26. Mai 1889 im Festsaal der Kgl. Akademie der Wissenschaften der Frauenverein „Arbeiterinnenheim" gegründet. Bald darauf übergab eine Dame, welche die Kenntnis der Notlage unserer armen Mitschwestern tief ergriffen hatte, der Vorstandschaft 5000 Mark mit der Bitte, sie nicht zu nennen, und fügte die Versicherung bei, daß sie weiter an unseren Bestrebungen teilnehmen werde, denn sie freue sich sehr, daß sich endlich gebildete Frauen zusammengefunden hätten, um schutz- und wehrlose Frauen und Mädchen zu stützen. Am 12. Januar 1891, als diese edle Dame fühlte, daß der unerbittliche Tod sie bald heimführen werde, machte sie noch eine Schenkung von 30000 Mark, um der Wirksamkeit des Vereins eine feste Grundlage zu geben.

Vier Wochen nach seiner Gründung eröffnete der Verein das erste Arbeiterinnenheim mit 35 Betten. Daß mehr als 600 Frauen sich nach und nach unseren Bestrebungen anschlossen, giebt ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie kaum ein Hilferuf vergeblich an das Herz der Frauen gerichtet wird, und wie gerne sie stets mit Hand anlegen, wenn es gilt zu helfen.

Diese erfreuliche Erfahrung war auch im weiteren Verlauf bei Lösung der Aufgaben, welche das Arbeiterinnenheim übernommen hat, in reichlichem Maße zu machen. Diese Aufgaben sind aber nach den Vereinsstatuten folgende:

die Lage der Arbeiterinnen zu bessern, sie wirtschaftlich und sittlich zu heben;

alleinstehenden Frauen und Mädchen, welche als Ladnerinnen, Komptoiristinnen, Arbeiterinnen in der gesamten Bekleidungsindustrie, der Blumenfabrikation u. s. w., im fremden Brote stehen, gesunde, reinliche Schlafstätten, billige und nahrhafte Kost und ein Lokal zu bieten, in welchem sie ihre freien Stunden bei nützlicher Beschäftigung oder geselliger Unterhaltung zubringen können;

arbeitslos gewordenen Angehörigen der oben genannten oder der verwandten Kategorieen für die Dauer ihrer Verdienstlosigkeit Unterkunft, Verpflegung und Beschäftigung so lange zu geben, bis sie wieder lohnende Arbeit finden;

allen von Lohnarbeit lebenden Frauen und Mädchen, die sich an den Verein wenden, Hilfe, Rat und Trost in schwierigen Lagen angedeihen zu lassen, insbesondere ihnen zu Broterwerb zu verhelfen.

Auf welche Weise und bis zu welchem Grade die in diesen Sätzen ausgesprochene Bestimmung des Arbeiterinnenheims bisher erreicht wurde, und wie ihre Erfüllung weiterhin gefördert werden soll, will ich in folgendem darzulegen versuchen.

Während den Dienstmädchen, welche fremd hieher kommen oder momentan stellenlos sind, in der „Marienanstalt“ und im „Maria Martha-Stift“ eine freundliche Herberge sich eröffnet, war jenen Mädchen, welche aus der Provinz sich hieher begaben, um ein Geschäft zu erlernen oder in ein solches einzutreten, bisher keine passende Unterkunft geboten. Die Schlafstellen, auf die sie zumeist angewiesen sind, weil zur Bestreitung eines Zimmers die Mittel nicht ausreichen, sind nur zu häufig licht- und luftlose Winkel mit erbärmlichen, oft nicht einmal reinlichen Lagerstätten. Die Wohnungen, welche diese Schlafstellen enthalten, sind gewöhnlich ohnehin schon mit Menschen vollgepfropft, oder befinden sich wohl gar in Häusern, in welchen die Unsittlichkeit ihr ruchloses Wesen treibt. Wenn nun ein unerfahrenes, mit den Verhältnissen der Großstadt unbekanntes, vielleicht schon von Natur leichtlebig angelegtes Mädchen in eine solche Schlafstelle gerät, welche Gefahren drohen ihm da! Die Gewissenlosigkeit, die Habsucht auf die Unerfahrenheit oder Hilflosigkeit des Mädchens spekulierender Mietgeber oder die in den Abgrund des Lasters bereits versunkenen Mitbewohnerinnen ziehen es allmählich in ihr Netz, um es auf die schamloseste Weise auszubeuten,

und es unrettbar dem Verderben preiszugeben. Diesem Unheil zu wehren, ist eine der Hauptaufgaben des „Arbeiterinnenheims“, indem es seinen Schützlingen gute, reine Betten in gesunden, freundlichen Zimmern bietet.

Die alleinstehende Arbeiterin, die ihren ganzen Unterhalt selbst zu bestreiten hat, muß äußerst sparsam leben. Wohnung, Kleidung, Wäsche, Beiträge zur Kranken- und Invalidenkasse nehmen schon einen großen Teil der Einnahme weg, was bleibt da für des Leibes Nahrung? Und die Einnahme, wie kärglich ist sie in der Regel! Viele Mädchen verdienen trotz allem Fleiß täglich oft nicht mehr als 1,50—1 Mk. oder 80 Pfg., manche sogar — man sollte es nicht für möglich halten — noch weniger. Diese können, wenn sie brav bleiben und ihren Verpflichtungen nachkommen wollen, nur einmal des Tages Nahrung zu sich nehmen, und dann oft welche Nahrung! Woher sollen sie da zur Arbeit die nötige Kraft erhalten? Hier tritt nun wieder das Arbeiterinnenheim ein. Es reicht zu möglichst billigen Preisen schmackhaft zubereitete, hinlänglich nährende Kost im wohlgelüfteten Speisesaal an appetitlich gedeckten Tischen. Zu weiterer Förderung des leiblichen Wohlbefindens durch Pflege der Reinlichkeit sind Wannen- und Brausebäder im Hause eingerichtet. Ein wichtiger Bestandteil der inneren Einrichtung ist endlich der Arbeitssaal; er steht, im Winter erwärmt und beleuchtet, den Bewohnerinnen des Heims den ganzen Tag über kostenlos offen.

Die schlimmste Lage für eine Arbeiterin, die verdienen muß, um leben zu können, und der in den seltensten Fällen ein Notpfennig zur Verfügung steht, ist eine, wenn auch nur vorübergehende Erwerbslosigkeit; sie überliefert zahllose Opfer der Schande, weil sich die Armen oft nicht mehr anders zu helfen wissen. Auch hier bietet das Arbeiterinnenheim kräftige Hilfe, indem es gegen angemessene Arbeitsleistung Wohnung und Verköstigung gewährt und damit vor Hunger und Kummer und vor Abwegen behütet.

Während die auf Stören arbeitenden Frauen und Mädchen im allgemeinen in keiner der hiesigen Krankenkassen aufgenommen werden, was gar manche schon in recht traurige Lage brachte, sind die Heimbewohnerinnen von dieser Sorge befreit, indem der Verein es erwirkte, daß den im Heim wohnenden Störarbeiterinnen, weil dasselbe als Arbeitgeber gilt, Aufnahme in der Ortskrankenkasse gesichert ist.

Da der Verein bestrebt ist, den im Heim Wohnenden die Familie, die Eltern zu ersetzen, so gehen auch jene Zeiten des Jahres, welche in so viele unter der Last der Arbeit und der Sorge gebeugte Gemüter einen Strahl der Freude senken, nicht spurlos am Arbeiterinnenheim vorüber. Wenn seinen Schützlingen nach vollbrachter Tagesarbeit jeder Abend Ruhe und

Erholung im Kreise der Genossinnen bringt, so folgen für sie nach sauren Wochen frohe Feste, indem Weihnachten, Neujahr, Karneval, Ostern und in der guten Jahreszeit hie und da ein gemeinsamer Spaziergang mancherlei Genüsse für Leib und Seele spenden.

Den in neuester Zeit für unsere Vereinsmitglieder eingerichteten Vortrags- und Unterhaltungsabenden sehen auch unsere Heimbewohnerinnen immer mit freudiger Erwartung entgegen. Diese Abende wirken nicht allein bildend und erziehlich auf unsere Schützlinge, sondern sie gießen auch mit den heiteren Gaben der Dicht- und Tonkunst über die oft recht niederdrückende Prosa des alltäglichen Lebens und Schaffens einen nachhaltig verklärenden Schimmer der Poesie aus und nehmen manch herbe Verbitterung aus den Herzen.

Dies wäre Einiges von der Wirksamkeit, welche der Frauenverein im Innern des Arbeiterinnenheims und für dessen Bewohnerinnen entfaltet, und die sich gewiß noch stärker entwickeln und befestigen wird, wenn seine Schützlinge im Laufe der Zeit gelernt haben werden, aus Liebe zur Sache zum Gedeihen des Ganzen selbst kräftig mitzuwirken, wenn sie Alle stets eingedenk sein werden, daß sie durch treue Pflichterfüllung sich und Anderen das Dasein erleichtern und verschönern.

Nun noch einige Worte über die Thätigkeit, welche unserem Frauenverein auch außerhalb dieses Hauses zufällt, und die wohl nicht minder bedeutend ist, als die innerhalb desselben zu entfaltende.

Im Laufe der 3 Jahre, in welchen der Verein besteht, kamen weit über 3000 Frauen und Mädchen in den verschiedensten Lagen und allen möglichen Anliegen, persönlich oder brieflich Rat und Hilfe suchend, zu uns. Die Einblicke, welche wir in Familienverhältnisse und in die Lebensführung vieler Frauen und Mädchen erhielten, waren so jammervoll, daß sie uns tief erschütterten.

Wie viel Leid erzählten uns die armen, von Verführern betrogenen, von den Eltern oft verstoßenen Mädchen, die von den Gatten oft böswillig verlassenen oder solche Frauen, welche bei längerer Krankheit des Mannes dessen Stelle als Ernährer der Kinder vertreten mußten! Wie viele arme Witwen kamen zu uns, welche bei kargem Verdienst tagelang hungerten, um den Kindern ein Stückchen Brot reichen zu können! Vielen dieser Bedrängten konnte vom Verein in irgend einer Weise ganz oder doch teilweise geholfen werden, den Einen durch Zuweisung lohnender Arbeit, anderen durch unser persönliches Eingreifen zur Wiederherstellung des häuslichen Friedens, zur Ordnung zerrütteter Familienverhältnisse, wieder anderen durch teilnehmenden Rat, welcher das mit dem Scheitern bedrohte Lebensschifflein wieder in das richtige Fahrwasser lenkte. Es giebt sehr

viele Anliegen, die eine Frau, ein Mädchen nur wieder einem Frauenherzen anzuvertrauen vermag; findet in solchen Fällen die Bedrängte eine teilnehmende, werkthätige Freundin, so ist sie vor dem Untergang gerettet.

Wie Manche eilt dem Abgrund zu,
Noch fiel sie nicht hinein.
Bedenk' es wohl: vielleicht kannst Du
Ihr guter Engel sein!
Sei stets bereit mit Mund und Hand,
Bereit mit Rat und That,
Die Schwester von des Abgrunds Rand
Zu zieh'n, vom schlimmen Pfad.

Ich kann nicht verhehlen, daß in vielen der uns vorgekommenen Notfälle die Hauptschuld an einer verfehlten Erziehung oder am gänzlichen Mangel einer Erziehung lag. Woher aber dieser Mangel?

Die männliche Jugend des Volkes wird nach der Entlassung aus der Schule in Lehrlings=, Jünglings=, Gesellen=, Handwerker= und ähnlichen Vereinen in den in der Schule erworbenen Kenntnissen fortgebildet und für's Leben erzogen. Wenn hingegen die Tochter des Volkes im 14.—16. Lebensjahre die Schule verlassen hat, kümmert sich, wenn nicht noch gewissenhafte Eltern über sie wachen, kein Verein, überhaupt Niemand mehr um sie. Die meisten Mädchen vergessen die in der Schule erlangten Kenntnisse, viele bis zu dem Grade, daß sie nicht einmal einen ordentlichen, fehlerfreien Brief schreiben können. Diese Unwissenheit in den notwendigsten Dingen ist es dann, welche die heranwachsenden Töchter des Volkes schutzlos, die Frauen und Witwen rat= und hilflos macht, so daß sie der Unterdrückung und Willkür preisgegeben sind und ihr nur stilles Dulden und Tragen entgegensetzen können. Daß es neben ihren Pflichten auch für sie Gesetze und Rechte giebt, wissen die wenigsten von ihnen.

Andererseits führt der Umstand, daß die jungen Mädchen des Volkes nicht fortgebildet, belehrt und zu tüchtigen Arbeiterinnen, sorgsamen Müttern und verständigen Hausfrauen erzogen werden, welche den Verdienst des Mannes haushälterisch zu verwenden wissen, zu jener Lockerung, ja Zerrüttung des Familienlebens im Arbeiterstande, welche gegenwärtig so häufig und so schwer zu beklagen ist. Der Mann geht, verdrossen über die unerquicklichen Zustände zu Hause, seines Weges, um in der Kneipe Erholung und Erheiterung zu suchen. Er mag noch so viel verdienen, so reicht es in der Hand eines unverständigen Weibes doch nie. —

Diese traurigen Erfahrungen, welche wir an den bei uns Hilfe und Rat Suchenden zu Hunderten machten, befestigen in uns immer mehr die Überzeugung, wie dringend notwendig auch aus diesem Gesichtspunkt es ist, daß die gebildeten und besitzenden Frauen sich recht zahlreich und fest

zusammenschließen, um ihre im heißen Kampf um das Dasein ringenden Schwestern zu heben und zu stützen. Möge jede Frau ein offenes Auge für die Zustände in den untern Klassen der Frauenwelt haben!

Möchte doch ein kräftiges Zusammenwirken der Frauen den Beweis liefern, daß eine richtig organisierte, mit Einsicht und Liebe thätige Vereinigung zur Riesenkraft wird, die selbst das unmöglich Scheinende möglich machen kann.

„Baumeister Solness.“

Von Hedwig Lachmann.

(Berlin.)

Mit den neuen Rechten, die sich das Empfindungsleben in den Augen der modernen Kritik erwarb, hat die ethische Forderung viel von ihrer imperativen Gewalt eingebüßt, und ein Forum ist eröffnet, vor dem die Schwachen früherer Tage als Märtyrer ihrer eigenen quälerischen Wesensart erscheinen und einer vollständigen Freisprechung gewärtig sein dürfen. Ein Geist der Milde geht durch die Welt, der seinen Ursprung weniger dem erhöhten Mitleid, als der erweiterten Einsicht und nicht zum Mindesten einer analysierenden Selbstbetrachtung verdankt, die ihrerseits weit eher fatalistische Ergebung, als vorsätzlichen, sittlichen Eifer zur Folge hat. Vor dieser schlafferen moralischen Instanz hat sich ein eigentliches, seelisches Manco als Tugend erwiesen, in dieser lässiger regierten Monarchie ist ein neuer Adel emporgekommen — der rücksichtslos sich selbst behauptende Mensch hat den Ritterschlag empfangen. Getrost könnte man die modernen Egoisten des Prinzips in die bereits vorhandene Kategorie einreihen, wenn nicht eine Abart von ihnen einen ergreifenden Zug des Leidens trüge, und eine tiefe Erkenntnis Ibsens mag es sein, daß er den von ihm selber ins Leben gestellten Ich-Menschen im Baumeister Solneß einen Bruder zur Seite giebt, der gleichsam die Probe auf das Exempel macht, der in einer Person das Prinzip und dessen Widerlegung, den Willen und sein Hemmnis, den Gewaltthäter und den Warner, den Schuldigen und den Richter vereinigt.

Fast mit jedem Ibsen'schen Drama hebt sich aus einem verborgenen Reich eine mystische Kraft in unsere Welt, die Leben gewinnt, indem sie beim Namen genannt wird, zu der wir selbst längst in unbewußter Beziehung

gestanden. Im Baumeister Solneß ist es das Unmögliche. Er hat einmal das Unmögliche gethan. Über die Grenzen seines Vermögens hinaus eine That, die ihm in der Erinnerung als etwas Furchtbares und Übermenschliches und zugleich als die flüchtige Erfüllung seiner höchsten Sehnsucht erscheint. Er hatte gebaut und gebaut, Häuser mit Türmen und Söllern, am liebsten Kirchen mit hohen Spitzen. Doch nie hatte er gewagt, an seinem Gebäude emporzusteigen, um es nach der Gepflogenheit seiner Zunft mit dem Kranz zu schmücken. Nur einmal, in Lysanger! Da war er ergriffen worden wie von einer tragenden Gewalt, und im Rausch des Selbstgefühls hatte er sich der Allmacht selber an die Seite gestellt und gerufen: „Du Mächtiger, von heute an will ich auch freier Baumeister sein. Auf meinem Gebiet. Wie du auf dem deinen. Nie mehr will ich Kirchen für dich bauen. Nur Heimstätten für Menschen." Wenn sich die Energieen der Seele in eine That gipfeln, zu der sie mit unablässigen Mühen hinangestrebt, nimmt ein Etwas, das wesenlos vor uns hergeglitten war, Gestalt an, und tritt als Realität in unser Leben. Es wird zu einem zweiten, neben uns herwandelnden Selbst und entreißt uns einen Teil unseres Willens und unserer freien Bestimmung. Die Ersteigung des Turmes wird zur wegweisenden Macht im Leben des Baumeisters Solneß. Von der Zeit an baute er „Heimstätten für Menschen" mit der Glut des Eiferers, mit der Gewaltthätigkeit des Usurpators. Niemand soll es ihm gleich, niemand nach thun; wer neben ihm steht, den stößt er bei Seite, wer aufstrebt, den drückt er nieder. Und er wird ein mächtiger Mann und das, was die Menschen einen „Glücklichen" nennen. Doch er steht in sklavischem Verhältnis zu seiner vornehmsten That. Wie ein erzenes Standbild ragt sie an seinem Wege, sichtbar für ihn bei jedem Ausblick. Wenn er es noch einmal könnte, noch einmal schwindelfrei dort oben stehen und Zwiesprach halten mit dem Höchsten! Wäre das nicht gleich einer Zustimmung, daß er auserkoren unter Vielen, daß er frei schalten dürfe in der Bethätigung seines Selbstes? Doch er wagt es nicht. Er weiß, jene Macht über den Giebeln stürzt die Verwegenen und Trotzigen und stürzt die Gewaltthätigen. Und selbst zu ebener Erde, auf den glatten Pfaden der Alltäglichkeit, ist er da sicher? Lauert nicht die „Wiedervergeltung" auf ihn auch hier? Wird sich nicht die „Jugend" wider ihn erheben und ihm das männliche „Platz, Platz!" zurufen, mit dem er sie bisher aus dem Wege geräumt? — Konrad Ferd. Meyer erzählt uns von einer wundersamen Frau im Süden. Ihr Angesicht war eines Engels Angesicht, ihr Lächeln ein Strahl des Tages, ihre Augen zwei klare Bronnen. Mitunter aber geschah es, daß aus deren feuchter Klarheit ein unheimliches Leuchten emportauchte, daß die Lippen sich in kaltem Gelüste kräuselten und ihre weichen

Züge in Grauen erstarrten. Dann überkam sie ein böser Geist, und mit ihren zarten Händen verübte sie eine dunkle, blutige That. Doch aus den Tiefen ihrer Sünde hob sie sich jedesmal in neuer Reinheit und freute sich ihres schönen Daseins. Es war die Dame ohne Gewissen. Baumeister Solneß hat ein Gewissen. Das Begehren wird ihm zur bewußten Schuld, wenn durch zufällige oder verhängte Verknüpfungen das gewünschte Unrecht sich erfüllt. In der geheimnisvollen Übereinstimmung der äußeren Begebenheiten mit den Regungen unseres Willens mögen diese als Beschwörungsformeln erscheinen, die jene in ihren Bannkreis ziehen, oder, wie Baumeister Solneß sagt: Auf das beharrliche Rufen kommen die „Diener und Helfer“ herbei und unterwerfen sich dem Willen. Zwar für fremde Augen hebt sich auf den ersten Blick von der Öde seiner Lebensverhältnisse diese vermeintliche Schuld nur wie ein kleiner, dunkler Fleck von einer weiten, grauen Fläche ab. Die durch das Niederbrennen des alten Wohnhauses verursachte Krankheit seiner Frau, der bald darauf erfolgte Tod der neugeborenen Zwillinge, seiner Frau nie überwundener Gram, ihr sieches, dumpfes Dahinleben an seiner Seite, sein trostloses Heim, — und von ihm kein weiterer Anstoß zu all dem Unglück, als der halb kindliche, beharrliche Wunsch, an Stelle einer alten Baracke eine neue, freundliche Wohnstätte zu sehen! Und dennoch will er schuld sein an allem miteinander und ist es auch. Nicht an den Ereignissen, am unmittelbaren Ergebnis, nicht durch einen einzelnen Willensakt — aber schwächeren Kräften verschuldet, die er verbraucht hat für und durch seine stärkere Kraft. — Und das, was er solange gefürchtet hat, klopft nun an seine Thüre — die Jugend. Nicht in Gestalt ungeberdiger Prätendenten und Ersatzmänner, eher schmeichelnd, scheinbar schwach, aber entschieden, unabweisbar mit abgelaufenem Schuldschein: eine junge, wegelagernde Prinzessin will ihr versprochenes Königreich haben. Es brauche nicht eben Apfelsinia zu heißen, wie dies ausbedungen, auch Beschaffenheit und Lage sind ihr gleichgültig; es kann irgendwo in der Luft schweben, auf einem Stern vielleicht, nur über den König ist sie ganz mit sich im Reinen. Zehn Jahre sind es her. Just bei jener Kircheinweihung in Lysanger. Da war unter den weißgekleideten Ehrenjungfrauen ein halbwüchsiges Mädchen gewesen. Das hatte der Turmbesteigung mit brennendem Anteil beigewohnt, und wie es den Baumeister hoch oben auf der Spitze gesehen, da hatte es laut gejubelt und gerufen: „Es lebe der Baumeister Solneß!“ Der war heruntergestiegen, hatte die Kleine geküßt und ihr versprochen, sie in zehn Jahren zu holen und ihr ein Königreich zu schenken. Die zehn Jahre sind um, und die Prinzessin verläßt Vater und Heimat, um ihr rechtmäßiges Eigentum in Besitz zu nehmen. Der Prinz aber hatte mittlerweile an anderes zu denken gehabt und über all den Wichtigkeiten war die kleine

Prinzessin ihm ganz aus dem Gedächtnis gekommen. Erst wie sie ihm haarklein den Vorgang schildert, erkennt er in ihr das „Teufelsmädel“ wieder, das sich damals so unsinnig geberdet und ihn mit seinem Zuruf beinah aus dem Gleichgewicht gebracht. Ja, er hatte sie vergessen, aber nun sie erscheint, weiß er, daß sie die Erfüllung ist.

Was der Anlage seines Charakters fehlt, um ihn zu einem freien und herrschenden zu machen, das eigentliche Grundgefühl der inneren Freiheit, das trägt Hilde in ihrer jungen Brust so sicher, so stolz, so ganz, als ob es sich von selbst verstünde, wie ein freies Kind der Wüste, das von Menschensatzungen und -Pflichten unberührt ist. Sie hat ein „robustes“, ein ruhiges Gewissen. Eine, die aus vieljährigem Schlaf erwacht und in die Welt hinauswandert, um zu ergründen, ob die bunten Spiegelungen ihrer Träume auch wirklich sind, könnte nicht mit kindlicherer Dreistigkeit nach den Schätzen greifen, die sie locken, als sie es thut. Kein warmer Herzenszug der Weibesseele führt sie zu dem Baumeister, sie hat für ihn vorerst kein anderes Interesse, als etwa für einen Märchenprinzen, den sie am liebsten im Kampf mit wilden Drachen und Tigern sähe, und auch ihren Vater verläßt sie ohne Wanken, mit dem Entschluß, nie wieder zu ihm zurückzukehren. Und doch ist in ihr eine Liebesfähigkeit, die wohl an der eigenen Kraftfülle zugrunde gehen könnte. Sie weiß nichts von Frauenrecht, sie kämpft nicht gegen eine veraltete Überlieferung, sie ist keine nach modernem Codex Emancipierte, sie weiß nur von einem nicht zu hemmenden Drang in ihrer Brust, eine Naturkraft ist sie, ein lenzjunger Strom, der kein Erbe übernimmt, sondern frei und wild aus seinem Quell hervorbricht und unbekümmert um den seichten Zufluß der kleineren Gefährten, allein der neuen Ferne entgegenbraust. Von ihr wird der schwache Mut des Baumeisters Solneß mitgerissen. In seinen Phantasieen wird er den Wikingern gleich, die raubten, plünderten und heimgekehrt sich ihrer schönen Beute freuten. Das Gespenst hat ihn freigegeben, er kennt die Furcht nicht mehr. Wieder baut er in Gedanken so hoch, so lustig, „Häuser mit Spitzen“, die in den Himmel ragen, und oben steht er schwindelfrei und hängt den Kranz um die Spitze. Wer durchmäße nicht gern die Höhe seines Vermögens! „Thun Sie das Unmögliche noch einmal, Baumeister — nur noch einmal!“ Und hernach, wenn wir uns hinaufgeschwungen bis zum Gipfel des Erreichbaren, haben wir da nicht mit dem Gefühl unserer Kraft eine ewige Sicherheit errungen, gelten da noch länger die Maße des Gewöhnlichen, müssen wir dann nicht Gesetze schaffen, gemäß unserer befreiten Natur? Wenn Baumeister Solneß heruntersteigen wird vom Turm, wird er Hilde küssen und sie werden mit einander ein Schloß bauen, ein hohes, hohes Schloß, „mit einer Grundmauer darunter“. Einen gewaltigen

Gesang hört Hilde, wie der Baumeister zum zweiten Mal oben steht, zwischen Himmel und Erde. Das sind die Geister, die frohlocken, daß ein Sterblicher sich ihrer Macht zu nahe wagt. Er stürzt, er fällt, zerschmettert kommt er unten an — die Geister haben es nicht gewollt.

Im Baumeister Solneß liegt keine Moral. Nirgends steht zwischen den Zeilen: Thut nach meinem Beispiel! Oder: ich sei euch ein warnendes Exempel! Diese Menschen sagen uns: Wir sind und wir haben uns nicht selber erschaffen. Aber über diesem Gefüge von Daseinstrieben und Menschenwillen waltet ein Unergründliches. Zwischen den undurchmessenen Ausdehnungen ihrer Höhe und Tiefe schwebt die Menschenseele unsicher, schwankend, und wehe, wenn sie hinangerät an das Unmögliche, das ihr Unmögliche.

Einige Gedanken über Ibsens neuestes Werk „Baumeister Solness“.*)

Von Alfred Schuler.

(München.)

Bei der Betrachtung des neuesten Werkes des großen nordischen Dichters taucht eine zu tiefem Nachdenken Veranlassung gebende merkwürdige Gestalt vor uns auf: Baumeister Solneß, der Baumeister der neuen Zeit, die symbolische Gestalt einer Übergangsperiode, unserer Übergangsperiode, welche vom Alten sich lösend das Kommende vorbereitet und naturgemäß von der Bildfläche schwindet, wenn es da ist. An seiner Wiege saß die alte Zeit, die ihn geboren, an seiner Seite lebt die alte Zeit als seine Gattin. Solneß, der gläubige Sohn gläubiger Eltern, baut in seiner frühen Periode Gotteshäuser „mit ehrlichem und warmem und innigem Gemüt“;

*) Nicht nur weil wir in der „Gesellschaft“ gerne die verschiedensten Ansichten zu Worte kommen lassen, stellen wir diesen Artikel neben den vorhergehenden, sondern hauptsächlich auch deswegen, weil die hochinteressante symbolische Deutung der Hauptfiguren und der Haupthandlung des merkwürdigen Dramas die mehr referierende Arbeit H. Lachmanns äußerst glücklich ergänzt und dadurch, daß sie uns einen Einblick in die innerste Gedankenwerkstätte des nordischen Dichters thun läßt, klar und deutlich zeigt, daß es sich bei den vielfachen, auf den ersten Blick absonderlich erscheinenden Wendungen dieser Dichtung keineswegs um „Altersschrullen“ handelt, wie hie und da behauptet worden. Die Schriftleitung.

er lebt in dem alten Ahnenhause seines sanften Weibes, deren Herz an den verblichenen Porträts und den alten seidenen Kleidern hängt, „die der Familie Gott weiß wie lange gehört hatten", die noch als Gattin mit ihren neun Puppen spielt, welche sie wie Kinder liebt, und die ihre Zwillinge gleich den Puppen lieben wird, sie aufnähren wird mit ihrer Muttermilch als Puppen der alten Zeit. Ihre höchste Lebensaufgabe ist erstarrt in leblose Form: in die Erfüllung ihrer Pflicht, d. h. in die mechanische Beobachtung alles dessen, was Herkommen und Religion zur Pflicht gestempelt von alters her.

Da beginnt mitten im ruhenden Sumpfe des Alten der Gährungsprozeß, der das Neue bereiten soll. Es erwacht in der Brust des Baumeisters sein Lebensberuf, es erwacht der vorwärts drängende und treibende „Unhold" im Menschengeiste, der das Kommende ermöglicht durch Vernichtung des Alten. Alle Kräfte der Seele des Meisters, „die Helfer und Diener" werden lebendig und stählen seinen Willen, sodaß er den Untergang des alten Heimes will, beharrlich und unerbittlich will, damit er sich aufschwingen könne „— als Baumeister". Und siehe, das Außerordentliche tritt ein, nicht auf äußere Veranlassung seinerseits, aber gemäß seiner Absicht, und auf dem Brandschutte des Alten kommt er empor — der Baumeister. Aber dieser erste Schritt dem Kommenden entgegen ertötet die Lebenskraft des Alten, tötet auch das Glück, welches dem Begründer der Zukunft im Schoße der Vergangenheit erblüht war: Die Zwillinge sterben, da die Mutter durch den Schrecken der Brandnacht erkrankt, ihnen die Brust nicht mehr reichen kann, und sie selbst genest: ein unfruchtbares Weib, das nunmehr als lebendige Leiche dem Leben ihres Mannes anklebt. Da heftet sich an den vorwärts dringenden Geist der Gährungszeit der Gedanke der Schuld, die in der Zerstörung des Alten begründet scheint und ihm, der selbst ein Kind der Vergangenheit, die Freude raubt am Schaffen.

Aber eine That bringt er hervor „hoch und frei" unter der Notwendigkeit, eine negative That: Von Gott sagt er sich los, der das alte Glück in Trümmer gehen ließ, auf daß der Baumeister nur sein Baumeister sei; er sagt sich los von den religiösen Phantasien der Vorzeit, welche die schwindelnden Türme schuf, hoch auf der Spitze des letzten Kirchturms, den er baute, indem er nunmehr der realen Welt sich zuzuwenden gelobt, „Heimstätten zu bauen für Vater und Mutter und die ganze Kinderschar, damit sie sich freuten, dazusein in dieser Welt"; aber gerade dadurch wird er der Baumeister des Weltengeistes, der durch diesen Schritt die neue Zukunft ermöglicht. Unten aber am Fuße des Turmes steht ein kleines, weißgekleidetes Mädchen auf den Gräbern der Vorzeit: Hilde, die Jugend, das Frührot des Künftigen, die triumphierend ihr Banner schwingt, vor

dessen Bewegung es dem Meister schwindelt, da ihr Sieg seinen Untergang bedeutet, der sein Gelübde wie Harfenton erklingt, die er durch diese That umarmt und küßt, und der er das „Königreich“ verspricht, „wenn sie groß geworden sei“, das Reich der Zukunft.

Solneß arbeitet fort und müht sich in trüber, geistiger Halbfreiheit: Er baut „Heimstätten für Menschen“ mit dem dunklen Gefühle, daß er dieser realen Form, auf welche sein destruktiver Geist zurückgreift, niemals den positiven Inhalt, eine neue Ideenwelt verleihen könne, neue himmelansteigende Gedankentürme, daß diese das Wesen der Jugend ausmache, nach der er sich sehnt, und die er erwartet in Todesangst, welche „kommen und an seine Thüre pochen wird früher oder später“, welche durch ihn gereift seinen Platz einnehmen wird, wenn seine Aufgabe erfüllt. Die Gährungsepoche ist solange existent, als der Kampf des Losreißens vom Alten währt, als die Wunde blutet — „das kränkliche Gewissen“ — in der Brust des Sohnes, dessen Beruf ist: seine Schuld, d. h. die Zermalmung des Vaterhauses, damit er an dem Neuen bauen könne auf zertrümmerten Menschenschicksalen öd und freudlos und heimatlos, denn die alte Heimat ist nicht mehr, und die neue wird durch seinen Untergang.

Aber der Baumeister herrscht mit unerbittlichem Willen, bis das Junge gezeitigt; mit unwiderstehlicher Kraft zwingt er die jugendlichen Geister um sich; sucht er die Jugend, die er fürchtet, durch Jugend zu bannen: Ragnar durch Kaja, den sich zu befreien strebenden Geist der Jugend mit dem ihm unbedingt ergebenen, dienenden, der sich auch von ihm lösen muß, sobald die Jugend als solche frei wird. „Die Jugend aber kommt“, sie kommt durch die erste, neue, positive That, durch die Arbeit Ragnars, des schuldlosen Schülers seines schuldgehemmten Meisters, der sich für geisteskrank zu halten beginnt, da die Berechtigung seines Geistes dem Ende zuneigt. Nun ist das neue Haus des Baumeisters „fast ganz fertig“, das in der Mitte des Alltagslebens den Turm trägt, vor welchem dem Erbauer schwindelt, in das er einziehen will mit der abgestorbenen Zeit, von der er sich nicht zu trennen „getraut“, und der er „niemals mehr ein rechtes Heim aufbaut“. „Die Jugend kommt und pocht an die Thüre“, „Prinzessin Hilde“ kommt, „der anbrechende Tag“, „der Sonnenaufgang“, frisch und frei wie ein „Raubvogel“ vom Gebirge, wo sie mit dem Manne des Naturstudiums, dem Arzte getollt, und verlangt „ihr versprochenes Königreich“, der neu erwachte Gedanke kommt, „das Luftschloß“, einzuziehen in die für ihn bereitete reale Form, aufzusteigen auf der „Grundmauer“, die der Meister bereitet.

In den verödeten Kinderstuben der alten Welt träumt sie ihre wildphantastischen Jugendträume. Und nun schwindet die Epoche des Bereitens

durch Eintritt des Bereiteten. Es geht mit Baumeister Solneß zu Ende. Sein Wille erlischt; Hildens Wille tritt an die Stelle. Solneß muß Ragnar das Reisezeugnis schreiben: sein eigenes Todesurteil. Mehr und mehr lösen sich die Fesseln des Alten in der Brust des Meisters, mehr und mehr löst er sich auf in Hilde. Bis er unter ihrem Willen das für ihn Unmögliche thut, bis er den neuen Gedankenflug wagt, bis er zum zweitenmal einen schwindelnden Turm ersteigt, den Turm des von ihm errichteten Hauses, bis er das neue Gelübde vor Gott thut: Hilden anzugehören, „sie zu umschlingen mit den Armen und sie zu küssen viele, viele Male!“ — Aber in diesem Augenblick hat der Geist der Gährung sich völlig aufgelöst in das Neue. Die Mischung beider Welten ist die Substanz seines Wesens, das völlige Erlöschen des Alten sein Ende. Der Baumeister stürzt zu Füßen der in den Garten eindringenden Jüngeren und zerschmettert im Steinbruch, aus dem er seine „Heimstätten“ gebaut: Die Form für den neuen Inhalt. „Der Baumeister ist tot.“ Wie Harfenton erklang der Jugend sein erster Schritt, der sie ermöglichte, wie Harfenton erklingt ihr der zweite, durch den sie zur Herrschaft gelangt. Und Hilde darf ihr Siegesbanner schwingen: „Mein — mein Baumeister“: denn ihr Königreich ist da.

* * *

Ferne liegt mir der Glaube, durch meine tastenden Worte die Gedankentiefe dieser Schöpfung in ihrem Umfang ergründet zu haben. Diese Zeilen wollen nichts, als zum Nachdenken mahnen, zu ernstem Nachdenken und zu vorsichtiger Kritik über diesen symbolisch zu verstehenden Stoff.

Luther und die Ehe.

Eine Verteidigung gegen Verleumdung von Oskar Panizza.

(München.)

Die von Herrn Dr. Karl Fey herausgegebene „Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes“ bringt in Nr. 35 vom 1. November 1892 unter der Überschrift „Eine neue Lutherverleumdung“ einen anonymen Artikel, worin mir vorgeworfen wird, die in meinem Aufsatz „Prostitution“ (September-Heft der ‚Gesellschaft‘) aufgestellte Behauptung: Luther habe wiederholt außerehelichen Geschlechts-Verkehr gepflogen und dies wiederholt

eingestanden, sei eine leichtfertige, aus Luthers Werken unbeweisbare Behauptung, und somit eine Verleumdung.*)

Ich bin kein Theologe; habe mich aber seit Jahren gern und oft mit den Werken **Luthers** beschäftigt, den ich als unsern größten deutschen Geisteshelden betrachte; der anonyme Einsender obiger „Korrespondenz" irrt auch, wenn er meint, ich hätte im Hinblick auf Luther ‚natürlich aus zweiter Hand' geschöpft; und er konnte diesen Irrtum leicht vermeiden, wenn er die halb-seiten-langen Citate in meinem Aufsatz „Prostitution" genauer betrachtet hätte, wo ich ausdrücklich die Original-Ausgabe Luthers citiere. — Im folgenden gebe ich nun zunächst eine Anzahl von Stellen aus Luthers Werken, die der Leser für's erste nach Belieben bei sich plazieren und verwerten möge. — Wenn einige meiner Mitbewunderer Luthers der Meinung sind, die Herauskramung dieser fast ausschließlich sexuellen Thesen aus den Werken Luthers — ein wenig appetitliches Gegenstück zu den Wittenberger Schloßthesen — wäre besser unterblieben, so mögen sie sich bei Herrn Dr. **Fey** und seinem Anonymus bedanken.

1) Die Thatsache, daß **Luther** am 13. Juni 1525 — 41 **Jahre alt** — sich mit seiner ‚Käthe' verheiratet hat.

2) Daß Luther den von ihm citierten Spruch:

Nichts liebers ist auff Erden
Denn Frawenlieb, wem's kann werden!

nach eigener Angabe von Frau **Cotta**, einer jungen adeligen Dame, die ihn mit 16 Jahren zu Eisenach in ihr Haus aufnahm, gehört haben will; welch letztere, wie **Mathesius** berichtet, zu ihrem jungen Pensionär eine

*) Der betreffende Artikel der „Kirchlichen Korrespondenz" lautet:

„U. H. **Eine neue Lutherverleumdung.** In der Zeitschrift: „Gesellschaft", Organ der Naturalisten, laut Kürschner „realistisch, nationaldeutsch", redigiert von Dr. M. G. **Conrad**, findet sich Jahrgang VIII 1892, Heft 9, S. 1159 ff. ein Aufsatz: **Prostitution. Eine Gegenwartstudie von Oskar Panizza.** S. 1177 steht folgender Satz:

„Hat nicht Luther — nicht einmal, sondern mehreremal — offen eingestanden, daß er — nicht einmal, sondern mehreremal — außerehelichen Umgang gehabt?"

Herr Oskar Panizza hat seine Wissenschaft natürlich aus zweiter Hand, und es würde ihm wohl sehr schwer fallen, uns aus irgend einer Ausgabe von Luthers Werken oder Briefen die Belegstellen für seine leichtfertige Behauptung zu geben.

Leichter wird es ihm vielleicht werden, das jesuitische Machwerk zu nennen, aus welchem er seine Weisheit bezogen hat.

Vielleicht kann er nicht einmal das. Ist auch nicht nötig. Für Lutherbeschimpfungen giebt es keinen § 166. Etwas ähnliches über die Trierer Rockteile — und der Staatsanwalt spricht mit Herrn Panizza sofort ein ernstes Wörtlein.

Inzwischen wollen wir, damit nicht diese neueste Lutherverleumdung durch die ultramontanen und sozialdemokratischen Blätter läuft, Herrn Panizza über seine Be-

„sehnliche Zuneigung“ gefaßt hatte. Luther druckte später den Satz in seiner Bibelübersetzung beim 31. Kapitel der Sprüche Salomonis als Randbemerkung ab. (Luther, sämtliche Werke. Erlangen 1826—1868. Band 61, pag. 212. — Mathesius, J., Historien von des ehrwürdigen, teuren Mannes Gottes Lutheri .... Nürnberg 1570. — Pistorius, J., Anatomiae Lutheri, pars I. Cöln 1595.)

3) Das die Häufigkeit des Geschlechtsgenusses regelnde

„In der Woche zwier
Schad't weder mir noch dir.“

wird ebenso auf Luther zurückgeführt (Erb, W., Krankheiten des Rückenmarks. I. pag. 148. Leipzig 1876), wie

4) das bekannte

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelong.“

(Büchmann, G., Geflügelte Worte. 17. Auflage, Berlin 1892, pag. 78.)

Nunmehr zu den eigentlichen Citaten aus Luthers Werken (ich citiere, wo nicht ausdrücklich anders gesagt, die Jenaer Folio-Ausgabe von 1585):

5) „Eine Dirne kann eines Manns eben so wenig gerathen (entrathen), als Essen, Trinken, Schlaffen und andere natürliche nottdurfft. Wiederumb auch also ein Mann kann eines Weibes nicht gerathen (entrathen). Ursach ist die: Es ist eben so tieff eingepflanzet: der Natur Kinder zeugen als essen und trinken. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehn, wie die Natur wil und muß, was thut der anders, denn daß er will wehren, daß Natur nicht Natur sey, daß Fewer nicht brenne, Wasser nicht netze . . . .

hauptung zur Klarheit verhelfen. Aus drei Stellen — sage drei Stellen — hat die ultramontane Afterwissenschaft ähnliches herausgetüftelt.

Nur eine davon ist von Luther selbst und steht in einem lateinischen Brief an Spalatin. Sie kann dem Zusammenhang und den ganzen Verhältnissen nach nichts anderes heißen als: ich habe mich unendlich viel mit den Angelegenheiten der Weibsleute, der Unterbringung entflohener Nonnen u. s. w. abzugeben („qui toties de conjugio scribo et misceor feminis“). Es könnte freilich auch übersetzt werden: ich werde mit Frauen in Verbindung gebracht, indem das Gerücht mich bald diese, bald jene heiraten läßt. Das, was die Verleumder Luthers hieraus übersetzt haben, steht nicht in jenen Worten (misceor, Passiv nicht etwa Medium, kann gar nicht in jenem Sinne übersetzt werden). Von einem „mehrmaligen offenen Eingestehen“ ist also gar keine Rede.

Die anderen Stellen finden sich in den Tischreden wieder lateinisch. Da kommt ein „filium adulterum“ vor — im Originaldruck aber heißt's filium alterum, und aus Luthers „mein Enders“ (Luthers Neffe, der in seinem Hause erzogen wurde) ist der berühmte „filius“ Andreas geworden, an dem sich alte und neue Jesuiten als an einem vorehelichen Sohne Luthers ergötzt haben.

Über das griechische Wort, das Melanchthon einmal, Luthers derbe Reden tadelnd,

Weiber, wo unwillige Keuschheit ist, da lasset die Natur ihr Werk nicht, das Fleisch samet sich, wie es Gott geschaffen hat; so gehn die Adern auch ihrer Natur nach; da hebt sich dann das fließen und die heimliche Sünd, und die S. Paulus nennet Unreinigkeit und Weichheit; und daß ich's grob herauß sage, umb der ellenden not willen: fleußet es nicht in das Fleisch, so fleußet es in das Hembd!" (Band II, pag. 126.)

6) „Freilich ist's wahr, daß Der buben (huren) muß, der nicht Ehlich wirdt; wie sollt's anders zugehn? Sintemal Gott Mann und Weib sich zu besamen und zu mehren geschaffen hat." (Band II, pag. 156.)

7) „Einer kann ehe leiden Gesegnuß und Bande, denn Brennen (Geilheit). Und dem die Gabe der Keuschheit nicht gegeben ist, der richtet mit Fasten, Kasteyen, Wachen und anderem, so dem Leib wehe thut, nichts auß, daß er Keusch bleibe. **Mir ist's widerfaren**: je mehr ich mich kasteyete und macerirte, und meinen Leib zemete, je mehr ich brannte." („Tischreden" der gleichen Ausgabe, cap. 3, pag. 306.)

8) „Die arme Münch und Nunnen müssen halten das nicht zu halten ist. Das ist ein kläglicher Jammer. Wie gar vil lieber trügen sie nun allen Unlust der Ehe, denn solch brennen. Diß sage ich nun von dem brennen, das die leiden, so da das Gelübde halten, welcher fast wenig sind. **Denn das mehrer Theil leidet solch brennen nicht, und halten auch nicht.**" (Band II, pag. 282.)

9) „Wachset und mehret Euch! Diser Spruch ist ein Donnerschlag wider des Bapsts Gesetz. . . . Die Natur in gemein muß ihren Gang haben und sich zichten. Darumb gilt kein Gelübde dawider nichts. Denn es ist stracks beschlossen, das Werck kan niemands wehren, das Gott gemacht hat . . . Gelobe oder gelobe nicht, so kannstu dich nicht anders machen, denn wie dich Gott geschaffen hat. Du wollest oder wollest nicht, so mustu thun, wie die

braucht, und dessen Lesart nicht einmal feststeht, brauchen wir hier nicht zu handeln. Wir sehen einer neuen Untersuchung desselben von Seite des Herrn Oskar Panizza mit Ruhe entgegen.

So werden Lutherverleumdungen in die Welt gesetzt und — semper aliquid haeret. Wir nehmen an, daß es Herrn Panizza nur um eine Autorität für seine Behauptungen zu thun war und daß er Luther nicht verleumden wollte. Aber wir kennen die Leute von der ultramontanen Presse. Sie nehmen ihre Helfershelfer, wo sie dieselben finden, und auch eine Stimme aus dem Lager der sonst bitter gehaßten Naturalisten wird ihnen ein willkommener Bundesgenosse sein. Non olet!"

Wir glaubten, unseren Lesern dieses documentum humane nicht vorenthalten zu dürfen. Übrigens erscheint dieser Artikel dem Herausgeber der Korrespondenz des evangelischen Bundes so wichtig oder so schön, daß er ihn im Jannar **nochmals** zum Abdruck bringt. — Oder sollte es den geistlichen Herren vielleicht so sehr an Stoff gebrechen? — Die Schriftleitung.

Natur ist; oder gehet doch andere Wege, daß solcher Jammer drauß volget, der nicht zu nennen ist.“ (Band IV, pag. 51.)

10) „Ein Weib ist ein freundlicher, holdseliger und kurtzweiliger Gesell des Lebens. Es ist ein fein Spektakel zu sehen, und stehet den Weibern sehr wohl an, wenn sie die Hare zu ruck hangen lassen, oder zu Felde geschlagen haben. Item Brüste sind eines Weibes Schmuck, wenn sie ihre proportion haben; große und fleischliche Brüst sind nicht am besten, stehen auch nicht sonderlich wohl, verheißen viel und geben wenig. Aber Brüste, die voller Adern und Nerven sind, ob sie wohl klein, stehen wohl auch an kleinen Weibern.“ (‚Tischreden‘, gleiche Ausgabe; ‚von der Schöpfung‘.)

11) „Doctor Martin Luther sagt weiter, da Einer bei ihm ein Kebsweib und Concubin hatte, und sie sagten eins dem andern trew und glauben zu, und hielten sich in ihrem Gewissen für rechte Eheleute: Das ist vor Gott ein rechte Ehe, und ob's wol ergerlich ist, doch schadet solch Ergerniß nicht.“ (‚Tischreden‘, gleiche Ausgabe; ‚von Königen, Fürsten und Herrn‘.)

12) „Also gehet's, wenn man sich für Hurerey fürchtet, so muß man in stumme Sünde fallen.“ (‚Tischreden‘, gleiche Ausgabe; ‚von Königen Fürsten und Herrn‘.)

13) Mit der Trennung der beiden Geschlechter in den Klöstern und sonstwo, meint Luther, „ist der Sachen nichts geholfen. Denn was hilft's mich, ob ich kein Weib sehe, höre oder greife und doch mein Herz voll Weiber stickt und mit Gedanken Tag und Nacht an Weibern hange, und schändlicher Ding denke, denn Jemand thun dürfte. Hanc ob causam puella habet vulvam, ut illi, qui sentit se virum, afferat remedia, ne pollutiones et adulteria oriantur.“ (Lauterbach, A., Tagebuch auf das Jahr 1538; die Hauptquelle der Tischreden Luthers, pag. 101.)

14) „Wer sich nicht findet geschickt zur Keuschheit, der thu bei Zeit darzu . . . . . . ein Knabe auf's längest, wenn er zwänzig, ein Meidlin umb funfzehen oder achtzehen Jahre.“ (Luthers vermischte Predigten, Band I. Frankfurt 1877, pag. 541.)

15) „Denn es ist nicht ein frei Willkörn oder Rath, sondern ein nöthig, natürlich Ding, daß Alles, was ein Mann ist, muß ein Weib haben, und was ein Weib ist, muß ein Mann haben.“ (Am gleichen Ort, pag. 511.)

16) „Die Ehe und Hurerei sind einander so gleich, was das Werk belanget, daß man sie kaum unterscheiden kann; denn Beischlafen ist einerlei, Kinderzeugen ist einerlei.“ (Tischreden von Dr. Martin Luther. Meyers Volksbücher V, pag. 67.)

17) „Sankt Augustinus, un ein alter Mann, klagt über die nächtigen Pollution. St. Hieronymus schlug seine Brust mit einem Steine, so heftig ward er angefochten; gleichwohl konnte er die Jungfrauen, so er zu Rom

am Tanz gesehen hatte, nicht aus dem Herzen schlagen. Franziskus machte Schneeballen, herzet und küsset sie, daß ihm die böse Lust vergehen sollte. St. Benediktus zog sich nacket aus und legt sich in die Dörner und zukratzt den Ars ganz wohl. Bernhardus kasteiet sich und machte sein Leib so müde und matt, daß ihm der Odem stank. . . . . . . Dieser Tentation aber von bösen Lüsten ist noch wohl zu rathen, wenn nur Jungfrauen und Weiber vorhanden sind." (Am gleichen Ort, pag. 85 ff.)

18) „Ohne Sünde kann man der Weiber nicht entrathen; man muß sie haben!" (Am gleichen Ort, pag. 87.)

19) „Von einem jungen Gesellen nimmt mich's nicht wunder, denn wo Feuer und Stroh bei einander liegt, da ist's gar bald entbrannt." (Am gleichen Ort, pag. 101.)

20) „Wohlan, wenn man dies Geschlecht, das Weibervolk, nicht hätte, so fiele die Haushaltung, und alles, was darzu gehöret, läge gar darnieder; darnach das weltliche Regiment, Städte und die Polizei. Summa, die Welt kann des Weibervolks nicht entbehren, da gleich die Männer selbs könnten Kinder tragen." (Am gleichen Ort, pag. 11.) —

Diese Citate ließen sich, jedes in seiner besonderen Nuance, in hunderten von Beispielen vermehren. Aus diesen Zeugnissen geht mit Evidenz hervor, daß Luther seit frühester Jugend eine bis zur poetischen Begeisterung gehende Verehrung für Frauen hatte; daß er, wie er an Spalatin 1524 schrieb, „sein Fleisch und Geschlecht wohl spürete"; daß er alles Selbstkasteien und Abtöten des Fleisches verwarf, weil, wie er aus eigener Erfahrung wußte, es vergebens sei; daß er empfahl, daß Mädchen mit längstens 18, junge Leute mit 20 Jahren das andere Geschlecht aufsuchen sollten, um schlimmerem zu entgehen; daß er dies freilich in Form der Ehe vor sich gehen sehen möchte, die er nicht müde wird, vom allgemeinnützlichen wie poetischen Standpunkt aus als das Höchste zu preisen; daß er aber in ihr nicht das absolut Wesentliche sieht, zumal ‚Hurerei' physiologisch ja dasselbe sei, und die Ehe, wie er an anderer Stelle sagt, „ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Handthierung"; daß ihm vielmehr die Rettung des sexuellen Naturrechts des Menschen gegenüber der entsittlichenden Cölibatsforderung des Papstes die Hauptsache bleibt; daß er hier Worte findet, wie sie ein moderner Hygieniker nicht besser stellen könnte; ja, daß er gegenüber diesem höchsten aller Naturrechte selbst das Concubinat für erträglich hält, und damit einen Weitblick offenbart, um den ihn mancher verbürokratete Staatsminister von heute beneiden könnte; daß ferner Luther von den nackten Körperformen der Frauen wie von deren physiologischen Zuständen Kenntnisse besaß, wie sie nur durch persönliche Inaugenscheinnahme und Erfahrung gewonnen werden konnten; daß schließlich Luther, der einer

freien, gesunden Sinnlichkeit das Wort redet und gebieterisch fordert, daß jeder Mann ein Weib, jedes Weib einen Mann haben müsse, selbst erst im 42. Lebensjahre heiratete, zu einer Zeit, wo die männliche Potenz ihren Kulminationspunkt bereits überschritten hat. —

Ich glaube nicht, daß ein vernünftiger Mensch mich deshalb verurteilen oder nur anklagen wird, wenn ich aus diesen Citaten den induktiven Beweis führe, daß Luther wiederholt außerehelichen Verkehr gepflogen und dies wiederholt eingestanden habe. Denn fast jedes der oben angeführten 20 Zeugnisse ist ein implicite-Beweis für dieses Faktum. Um so mehr, als man doch nicht von Luther erwarten konnte, daß er, wie ein Lebemann, eine Liste jener Frauen anlegen werde, von denen ihm das „größte Glück auf Erden“ geworden war; dies auch nicht deutsche Sitte ist. —

Die folgende Stelle also, wo ihm dieses Geständnis wirklich entschlüpft, ist nur eine Zugabe, sozusagen der letzte Tropfen am Eimer:

In einer Predigt „über den Ehestand“ sagt Luther, von der Keuschheit handelnd: „Es ist eine schändliche Anfechtung, ich hab sie wohl erkannt, ich mein zwar, ihr sollt's auch wissen, o ich kenn sie wohl! . . . . Dann wenn das Börnen (Brennen) wird, ich weiß wohl, wie es ist, und die Anfechtung kompt, so ist das Aug schon blind . . . . . . Man weiß wohl, daß das jung Fleisch nit Friede hat. Ich hab von mir nit soviel, daß ich mich enthalten kann. Es haben ein Theil ganze Bücher davon geschrieben, auf daß sich einer enthalt; wie es ein solch unsauber Ding sei umb ein Weib und schlammig; aber dies reizt einen mehr an, u. s. w. . . .“ (Dr. Martin Luthers vermischte Predigten, herausgegeben von Enders. Frankfurt 1817, pag. 156 ff.) Die Predigt ist aus dem Jahre 1519, sechs Jahre vor seiner Verheiratung. — Ich hoffe, das ist deutlich. —

Soweit das staubige Aktenmaterial. Und nun noch ein freies Wort an Herrn Dr. Fey, seinen Anonymus und die Pietisten seines Schlags.

Für Euch ist Luther in erster Linie der kirchliche Reformator, der eine Gruppe dogmatischer Lehrsätze der schwülen, orientalisch-gefärbten Atmosphäre des päpstlichen Hofes entriß, und sie der deutschen Innerlichkeit gemäß ummodelte; der aus dem italienischen Herrgott voll Prunk und Firlefanz einen deutschen Herrgott voll Liebe und Milde machte. Als solcher kommt er für uns nicht so sehr in Betracht. Was wir an Luther schätzen, ist die Vollkraft seines natürlichen Empfindens, die Wucht seines deutschen Wahrheitsdranges und die Kühnheit, mit der er den angefressenen und verfaulten Thron päpstlich-romanischer Sensualitätsherrschaft umstürzte. Luther ist der Rousseau der Religion. Statt den Menschen an erstarrte Dogmen anzuschmieden, führte er den Glauben zur Natur zurück. Auf keinem Gebiet hat Luther heftiger gekämpft als auf dem des katholisch-

kirchlichen Cölibatzwangs. Und wie überall, so gab er auch hier an seiner Person, an seinem Empfinden den Maßstab des Erlaubten, des Zulässigen. Es existieren gewiß an die 500 Stellen in Luthers Schriften, die — zwar nicht explicite — aber implicite den Beweis erbringen, daß Luther vor seiner im 42. Lebensjahr erfolgten Verehelichung sexuellen Verkehr unterhalten; daß er es that und unzählige Mal es ausgesprochen, ist für uns eine hohe Garantie der körperlichen und geistigen Gesundheit dieses Typus eines deutschen Mannes; daß er es that trotz aller entgegenstehenden Dogmen, Lehren und Grundsätze der äußerlich ehrbaren, innerlich durch und durch faulen katholischen Kirche, zeigt ihn uns als einen Helden, als einen sittlich starken Helden, der — ebenso wie bei seiner Verehelichung — den Mut hatte, das, was er lehrte, mit der That zu beweisen; der eben wegen dieser außerordentlichen psychischen und körperlichen Gesundheit, und des Mutes, auf ihr zu pochen, und auf Grund derselben sein Naturrecht zu fordern, uns geradezu als moderner Mensch erscheint, dessen auf dieses Kapitel bezügliche Aussprüche uns ein ungeheures Vertrauen in die Gesundheit auch seiner übrigen Thesen und Lehren, in sein ganzes Auftreten, einflößen. —

Daß Luther, seinem heftigen Naturell entsprechend und um der „stummen Sünde" zu entgehen, that, was jeder andere gesunde Mann in diesem Fall ebenfalls thut, und den außerehelichen Verkehr aufsuchte, das ist nicht verwunderlich. Verwunderlich ist, daß die moderne protestantische Theologie sich daran anklammert, und davon die welterschütternde Wirkung dieses unvergleichlichen Mannes abhängig sein läßt, anstatt diesen Punkt ganz fallen zu lassen. Luther würde dieser zimperlichen Pietisten lachen, wenn er sie hören könnte; ihrer, die von ihm nichts haben als das halbseidene Chorhemd; aber von seinem Herzen, seinem Fleisch, seinem gewaltigen Gedankengang und seiner unvergleichlichen Natürlichkeit keine Ahnung haben, geschweige sie selbst besitzen. Daß Ihr Pietisten es als etwas Naturwidriges, Niedriges und Gemeines auffaßt, wenn ein junger Mensch — heiße er Luther oder Goethe — in dem stürmischen Aufwallen seiner Frühlingszeit sich zum andern Geschlecht hinwendet; daß Ihr dieses ursprünglich reine, voll der höchsten Ideale pulsierende Empfinden mit dem Schmutz Eurer konstruierten Ehe, Eurer legalisierten Brunst, befleckt habt; daß Ihr das höchste Entzücken des Menschen mit dem Meltau Eures pietistischen Versündigungs-Wahnsinns bedeckt und vergiftet habt, das ist das Merkwürdige und Verwunderliche. —

Schon einmal hat Euch Euer blinder, doktrinärer Starrsinn in eine schlimme Situation gebracht: Nach den neuesten Forschungen scheint es nicht mehr zweifelhaft, daß der mit apoplektischem Habitus auffallend behaftete

deutsche Reformator, der einem guten Trunk gern zugethan war, am Morgen des 18. Februar 1546, nachdem er noch am Abend im Freundeskreise in heiterster Stimmung gewesen, unter den Anzeichen der Erstickung tot im Bett gefunden wurde. Da dies im Verein mit dem gedunsenen, blauunterlaufenen Gesicht für die damalige abergläubische Welt soviel bedeuten konnte, als daß der Teufel Luthern den Kragen herumgedreht habe, und diese Deutung auf feindlicher, katholischer Seite sicher zu erwarten war, so verfaßten die 3 Prediger aus seiner Umgebung Aurifaber, Jonas und Coelius in bester Absicht einen lügenhaften Bericht, wonach Luther in feierlichem Bekenntnis auf seine Lehre gestorben sei. — Und heute müssen wir es uns gefallen lassen, daß von gegnerischer Seite der Spieß umgedreht wird, und uns von den Katholiken vordociert wird: Luther sei nicht nur nicht im Bekenntnis auf seine Lehre gestorben, und auch nicht plötzlich am Schlagfluß, sondern habe Selbstmord begangen, und der Teufel habe ihm wirklich das Genick herumgedreht. (Paul Majunke, Luthers Lebensende. 4. Aufl. Mainz 1890.) Worauf wieder die Protestanten — die kein gutes historisches Gewissen haben — Zetermordioh schrieen: als ob Luther nicht Luther wäre selbst für den Fall, daß er mit Selbstmord geendet hätte, was gänzlich unbewiesen ist; ja selbst für den Fall, daß ihn der Teufel geholt hätte, was noch weniger bewiesen ist. — So sicher Rousseau Rousseau war, auch wenn er selbst Hand an sich gelegt hat, was eine etwas besser gegründete Annahme ist. —

Und so treibt Ihr's auch heute noch. Nur habt Ihr Euch seit 1546 in die herzensöde Sippe der Pietisten verwandelt. Wie die adligen Klubs jetzt gegen Harnack zetern: Wenn Christus nicht vom heiligen Geist aus Maria der Jungfrau geboren ist, sind wir und die christliche Religion nichts; — so ruft Ihr: Wenn Luther außerehelichen Verkehr gehabt, dann ist die Reformation nichts. — Nein! Christus war trotz menschlicher Abkunft, ja selbst, wenn jene alte von jüdischer Seite erfundene Märe wahr wäre, daß er der außereheliche Sohn eines römischen Soldaten gewesen, erst recht Christus. Und Luther war, auch wenn er, wie es zweifellos ist, vor seiner Ehe im 42. Lebensjahre der Frauen Gunst erfahren, erst recht Luther.

Und Ihr? Was seid Ihr? — Ein kurzsichtiges, dünngeistiges, glashartes Geschlecht! Ihr seid nicht mehr die Speyrer Protestanten, die Wormser Verteidiger, die Augsburger Bekenner, sondern ein schwaches Epigonengeschlecht in Halbseide und Bäffchen. —



Karl Stauffer-Bern.*)

Von Maurice Reinhold v. Stern.

(Zürich.)

Der Rektor Weitbrecht hat es zwar (in der „Neuen Zürcher Zeitung“) strengstens untersagt, etwas über dieses Buch zu schreiben, da es pietätlos sei, Privatangelegenheiten Verstorbener an das Tageslicht zu zerren. Ich kann mich mit dieser Art „Pietät“, welche einem Wähenstuben-Philister wohl anstehen mag, leider nicht befreunden und bin so ketzerisch, zu behaupten, daß die Schicksale eines großen Künstlers überhaupt keine Privatangelegenheit à la Hinz oder Kunz, sondern im weitesten Sinne des Wortes eine öffentliche Angelegenheit sind. Das gilt natürlich erst recht, wo ein groß angelegtes Künstlerleben gewaltsam vernichtet worden ist. Es ist nichts anderes als das Bewußtsein höchster Verantwortlichkeit, was Otto Brahm die Feder in die Hand gedrückt hat und was auch mich dazu antreibt, frei und ohne Menschenfurcht von diesem Buche zu reden. Meine Ehrfurcht vor der Kunst, welche ein heiliges Geschenk Gottes ist, läßt alle kleinlichen Rücksichten zurücktreten.

Dieses Buch ist eine zermalmende, aber auch eine erhebende Tragödie; Warnung, Mahnung und Belehrung zugleich, predigt es die Notwendigkeit der Achtung des Sittengesetzes, aber auch gebieterisch der Achtung des Rechtes der Persönlichkeit. Es ist eine ganze Kette von Irrtum, Brutalität und Schuld, was das tragische Schicksal Karl Stauffers nach sich gezogen hat, und was die Schuld betrifft, so reicht sie über die direkt beteiligten Personen hinaus und bis in die Vergangenheit zurück. Stauffers Schuld ist zwar die am offensten zutage tretende, aber deswegen für einen ernsten Beurteiler noch lange nicht die schwerste und vor allem nicht die primäre. Was Stauffer zum Falle prädisponierte, war augenscheinlich weniger ein Charakterfehler, als jenes unselige Erbe des Blutes, welches zwar eine unerläßliche Vorbedingung des Künstlerischen, aber unglückseliger Weise auch eine furchtbare Gefahr für das sittliche Verhalten ist. Es ist eine philiströse Gedankenlosigkeit, die Natur der Anlage und des Temperamentes bei der Beurteilung eines Menschen außer acht zu lassen. So sicher, als die Tugend eines temperamentlosen Philisters niedrig zu veranschlagen ist, ebenso sicher darf man den sittlichen Kampf und Sieg einer leidenschaftlichen

*) Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1892.

Künstlernatur als den großartigsten Triumph des Sittlichen im Menschen betrachten.

An sich betrachtet, erscheint das Verhalten Stauffers auf den ersten Blick unverantwortlich. Die mannigfachen ihm erwiesenen Wohlthaten lohnt er damit, daß er das Weib des Wohlthäters zum Ehebruch verleitet. Aber hier kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es die liebende Anteilnahme dieses Weibes an der Person Stauffers war, was die Gewährung und Annahme jener Wohlthaten bewirkte. Aus den Briefen geht klar hervor, daß hier jahrelang das heimliche Feuer einer zwar von dem Gesetz verbotenen, aber dennoch durch die heiligsten und reinsten Gefühle geweihten Liebe genährt worden ist. Auf der einen Seite das menschlich schöne und natürliche Bestreben der Frau, dem Geliebten ihres Herzens die Bahn zu den höchsten Zielen in der Kunst zu ebnen, auf der anderen Seite der rastlose und von Erfolg gekrönte Eifer des Mannes, das Vertrauen der Geliebten durch die That zu rechtfertigen. Der ganze von Otto Brahm veröffentlichte Briefwechsel der Beiden ist ein schönes und rührendes Dokument einer durch den gemeinsamen Sinn für das Ideale geadelten Leidenschaft.

Äußere Umstände, welche zum Teil offenbar nicht einmal von Stauffer heraufbeschworen worden waren, besiegelten den Ehebruch. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte derselbe im schlimmsten Falle eine Scheidungsklage zur Folge gehabt. Dem betrogenen Gatten wäre gesetzliche Satisfaktion zu teil geworden, sofern er es nicht vorgezogen hätte, sich auf ritterliche Art Genugthuung zu verschaffen, — und die Liebenden wären zwar der öffentlichen Ächtung preisgegeben worden, aber sie hätten es immerhin noch in der Hand gehabt, durch treues Zueinanderhalten, durch ein Leben der Arbeit und des Ernstes ihren Fehltritt zu sühnen. Der Ehebruch ist zwar ein Verbrechen, aber nicht gerade ein todeswürdiges. Hat doch selbst unser Herr Jesus Christus der Ehebrecherin verziehen, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr sündige! —

Aber „höhere", d. h. mächtigere Interessen gaben den Ausschlag. Anstatt den gesetzlichen Weg einzuschlagen, hat man es vorgezogen, das Leben zweier hochbegabter, seltener Menschen durch Mittel der Intrigue zu vernichten. Die Art und Weise, wie man Stauffer durch das Irrenhaus und Gefängnis in den Tod gehetzt hat, ist ein europäischer Skandal, ein Hohn auf die Bildung, Humanität und Kunstliebe unseres Jahrhunderts. Die Zukunft wird nicht verfehlen, diese Barbarei für ewige Zeiten zu brandmarken, und neben dem Namen Karl Stauffer wird die Kunstgeschichte mit Abscheu einen anderen nennen. Das unerbittliche Fatum, welches vor den Fäden der Diplomatie nicht zurückweicht, hat übrigens in nicht mißzuverstehen-

der Weise durch den Mund eines souveränen Volkes bereits gesprochen, — und Volkes Stimme, Gottes Stimme!

Das größte Unrecht hat hier nicht der Mann, sondern das Weib begangen: Alles hätte noch gut werden können, wenn dasselbe sich nicht dazu hätte verführen lassen, zur Rettung seiner Ehre vor der Welt den Geliebten und mit ihm das eigene Herz zu verleugnen. Das war eine schwere Versündigung gegen den heiligen Geist der Liebe und Treue, der allein die Liebenden noch hätte retten können. Alles, nur nicht sich selbst verraten, denn Treue gegen sich selbst ist ein so köstlich Ding, daß es siebenundsiebenzig Sünden löscht. Nun, wir wollen mit der unglückseligen Frau nicht rechten; sie hat gebüßt durch ihren Tod und hat alles gut gemacht dadurch, daß sie noch im Sterben die Ehre des toten Geliebten rettete.

Denn eine glänzende Ehrenrettung Stauffers sind seine von Otto Brahm veröffentlichten Briefe an die Geliebte! Für jeden unbefangenen Beurteiler unterliegt es nicht mehr dem mindesten Zweifel, daß Stauffer sich nur im Wahnsinn mit Schuld beladen hat. Ein höherer Richter wird die beiden Verirrten, davon bin ich fest überzeugt, milder beurteilen, als Diejenigen, die sie in den Tod gehetzt haben.

Aber nicht nur ist das Brahm'sche Buch eminent verdienstvoll als Ehrenrettung eines hervorragenden schweizerischen Künstlers, sondern es hat auch eminenten kunsthistorischen Wert. Stauffers Briefe aus Italien sind eine reiche Fundgrube ästhetischer Belehrung und es wäre ein Kapitalverbrechen gewesen, sie der Welt zu unterschlagen. Meine Raumverhältnisse erlauben es mir leider nicht, schon heute auf den ästhetischen Inhalt dieser Briefe einzugehen. Sie sind nicht nur tiefgründig geistreich geschrieben, sondern sie bergen in sich ein ganzes ästhetisches Programm, welches vielleicht die Elemente der Regeneration der modernen Kunst enthält. Gleich weit entfernt von idealistischer Verklärungssucht wie von einseitiger Wirklichkeitsmeierei, verrät Stauffer jenen entschiedenen Zug zum Großen und über alle Wirklichkeit hinaus Wahren, der uns in die antike Welt zurückversetzt. Er verachtet, wie er sich selbst ausdrückt, den „Nebensachennaturalismus“ und fordert dafür den „Naturalismus der großen Erscheinung“. Darin hat er unstreitig recht. Die Kunst hat nicht nur die Aufgabe, eine Wirklichkeit, sondern in der Wirklichkeit auch eine Wahrheit zu geben. Jemehr dieselbe eine Wahrheit im höheren Sinne ist, umso weniger fällt sie mit der Wirklichkeit vollkommen zusammen. Dem Naturalismus fehlt es nicht an Wirklichkeitssinn, sondern an dem Sinn für Wahrheit, welcher die Seele der Kunst und des Lebens ist.

Aber nicht nur sind Stauffers Rom-Briefe außerordentlich belehrend für den Künstler und Kunstfreund, sondern sie legen auch ein beredtes

Zeugnis dafür ab, daß der Schreiber selbst ein echter Künstler war. Das bezeugt zunächst die edle, knappe, individuelle Ausdrucksweise, das bezeugt vor allem die wahrhaft rührende Bescheidenheit des Mannes überall da, wo es sich um rein sachliche Fragen der Kunst handelt. Diese Bescheidenheit der Objektivität und Liebe zur Sache pflegt eine der sichersten Garantieen wahrer Künstlerschaft zu sein, ebenso wie die neidlose Anerkennung fremden Künstlerwertes, die sich bei Stauffer in erfreulicher Weise vorfindet. Ich erinnere hier nur an die enthusiastische Anerkennung Böcklins (Seite 119 und 120), mit welchem verglichen er sich, wie er überbescheiden behauptet, wie ein gutes preußisches Ordonnanzpferd einem Pegasus gegenüber ausnimmt. Dieselbe neidlose naive Anerkennung finden wir auf Seite 197 und ff., wo es von Klinger handelt. Überall begegnen wir dem feinsten und selbständigsten Urteil in Fragen der Kunst, und selbst der nicht selten zutage tretende Egoismus berührt nicht unangenehm; denn es ist der naive Egoismus des echten Künstlers, welcher ganz von seiner Kunst erfüllt ist.

Nachfolgende Stilprobe mag für den Schriftsteller Stauffer sprechen:

„Ein Mensch, der sich innerhalb seines Berufes und Ideenkreises bewegt, wirkt immer proportioniert und natürlich und giebt zum Lachen nicht mehr Anlaß als der größte Geistesheld; nur wenn er für etwas anderes gelten will, als er wirklich ist, fangen seine Schellen an zu klingeln. So z. B. ein Parvenu ist an und für sich nichts weniger als etwas Komisches, erst die Eitelkeit macht ihn zum Narren. Eine der weltverbreitetsten Narrheiten hat aber entschieden die Langweile zur Welt gebracht, ich meine die, mit dem Reisebuche in der Hand den Kunstwerken der ganzen Welt nachzulaufen und davor Begeisterung oder gar Verständnis zu heucheln. Gewiß nicht vielen offenbart sich so rücksichtslos ein Teil der menschlichen Tragikomödie wie einem Künstler, der das reisende Publikum in den italienischen Sammlungen beobachtet. Unsereiner plagt sich sein ganzes Leben, zum Verständnis der Kunstwerke durchzudringen, nähert sich ihnen nur völlig gesammelt und in bester Stimmung und ist gezwungen, jedesmal Zeuge zu sein, wie vor jedem Kunstwerk die Komödie wieder losgeht: keiner, der der Dumme sein will, der weniger sieht oder empfindet als die andern, gerade wie bei Kaisers neuen Kleidern in Grimms Märchen. — Daß nicht alle Leute gleichmäßig empfinden und daß dem Enen sin Uhl, was dem Andern sin Nachtigall ist, erklärt sich hinlänglich aus der Verschiedenheit der Beschäftigung eines jeden, und niemand braucht sich deshalb zu genieren. Einem Berner Metzger ist der Ostermontags-Ochse, was mir z. B. der David von Donatello u. s. w., jeder secondo gusto, nur keine Affektion und keine Phrasen."

Hat mich der Schriftsteller Stauffer gefesselt, so hat mich der Dichter Stauffer geradezu tief erschüttert, gleichmäßig den Menschen und den Dichter. Aus tiefstem Seelenweh heraus geboren, geschrieben im Gefängnis und im Irrenhause, sind Stauffers Gedichte so ziemlich das Unmittelbarste, was die moderne Lyrik überhaupt geschaffen hat. Das müssen gottvergessene Dickhäuter sein, welche durch diese schmerzgesättigte Poesie nicht bis in das Innerste ergriffen werden! Man höre:

„Und stirbst Du hin in Deines Wahnsinns Graus
So bau ich Dir ein schönes Totenhaus
Auf einem Berge in dem dunkeln Hain
Ich will im Tode auch noch bei Dir sein.

Und einen schönen Marmorsarkophag
Den stell ich in den roten Rosenhag;
Und steigt der Mond am Berge still empor
Dann schwebst Du aus dem kühlen Grab hervor.

Und küssest mir das Herze lang und leis
Und von der Stirn den kalten Todesschweiß
Und steigest wieder in Dein kühles Grab — —
Doch sieh! Der schwere Stein, er ist gespalten

Und durch den engen Riß mit Sturmgewalten
Dringen der Liebe und der Kunst Gestalten!“

Oder:

„Und auf dem Berge an dem See
Sahst Du mir in die Augen
Und wo ich bin und wo ich geh
Im Thale oder auf der Höh',
Die Welt will nimmer mir taugen;

Du hast gefangen die Geister mein
Und eingesperrt im Herzen.
O gieb mir wieder die Geisterschaar
Damit ich werde was ich war
Ein Knabe mit frischen Augen.“

Bedenkt man, daß Stauffer mit seiner Freiheit und Gesundheit durch die furchtbare Katastrophe auch sein Talent verloren hatte, das Einzige, was ihm bis zum Verrat der Geliebten geblieben war, so wird man den Angstschrei in dem obigen Gedicht verstehen. Armer, verlassener und verratener Mensch, mit dem Glauben an die Geliebte brach auch der Glaube an Dich selbst!

Zuweilen bäumt sich die Wut in dem Gefolterten auf:

„Ein Knäblein hat verloren
Feins Lieb so weiß und rot
Es gellt ihm in den Ohren
Ihr Schrei und Todesnot.

Wart Lieb ich will Dich rächen
An Deinem Henkerpack
Und auf den Esel schlagen
Und nicht auf seinen Sack.“

Es gereicht mir zur Genugthuung, daß dieses Wort zur Wahrheit geworden ist. —

Ergreifend ist auch das folgende Gedicht:

„O Mutter laß es endlich, laß das Weinen!
Der Vater starb, doch ließ er mir den reinen
Den stolzen Sinn für Wahrheit und den feinen
Für Lust und Leid und Klang. Siehst Du den kleinen
Lichtschimmer leuchten über den Gebeinen?

Es regt und webt, es trägt es schwebt, es lebt.
Es ist der Vater! — Sieh es winkt herüber
O bleibe bei uns! ach es geht vorüber. —

Der Kirchhof still in seinem Dämmer webet
Und Ruh und Todesfrieden weht darüber.
Doch in der Seele, Seele wird es trüber.

Leb wohl o Vater. Laß das Weinen Mutter."

Mehr als subjektives Interesse bieten die nachfolgenden drei Gedichte:

„Lyrischer Dichter Herzen und Sachen
Mit ihren Seufzern und Weh und Achen —
Die Liebe ohne Lendenkraft
Hat nimmer mir Genuß verschafft. —

Zudem ist die Lyrik gar kein Metier
Wie ich an meiner eigenen seh
Sie kommt wie die Liebe und redet in Zungen
Küßt Dir den Mund, ist fortgesprungen!"

Sempre avanti!

„Und was ich seh und was ich denk und fühle
Das will sich mir zur Form, zur Form gestalten,
Mir ist als ob mich höhere Gewalten
Gerissen hätten aus dem Weltgewühle.

Und mitten zwischen zwei charmante Stühle
Plazier' ich Euch ihr Jungen und ihr Alten
Und gebet acht, denn nimmer wird erkalten
Das Feuer, was ich in dem Blute fühle.

So höret denn: Von Eurer Thorheit Schellen
Mir lange schon die Zornesadern schwellen.
Vom Juden bis herab zum Künstler

Seid Ihr doch meistens eitle Günstler.
Der Wald ist alt, man muß ihn nächstens fällen
Und neuen pflanzen an die alten Stellen."

„Mit der Reime Klingelei
Tropen und Metaphern
Assonanz Allitorei,
Bleibt ihr dennoch Kaffern. —

Rieselt's nicht vom Berg zu Thal
Wie das Gletscherbächlein
Schmeckt das Wasser, schmeckt es schaal
Nach den sieben Sächlein."

Karl Stauffer ist nicht mehr; aber sein ernstes, ehrliches Wollen, sein Leiden und sein tragischer Untergang werden nicht fruchtlos bleiben, namentlich nicht für die Entwicklung der ästhetischen Volksbildung in der Schweiz. Otto Brahm aber gebührt für die Mannesthat der Herausgabe dieses Buches der Dank jedes fühlenden Menschen und vorab jedes Künstlers. In der Person Stauffers sind wir alle verletzt worden; seine Ehrenrettung durch Brahm ist eine Satisfaktion für uns Alle.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Karl Bleibtreus geschichtliches Schauspiel, in Berlin „Schicksal“, in Bremen „Napoleons Anfang“ (am zutreffendsten) und in München, wie es heißt, endgültig „Napoleon Bonaparte“ getauft (um auch im Titel sich als Seitenstück zu Heigels „Josephine Bonaparte“ auf dem Possartschen Virtuosenspielplan zu kennzeichnen), hatte bei seiner hiesigen Erstaufführung im Hoftheater einen starken Erfolg.

Held Napoleon wird bekanntlich in diesem Stück nicht bis zum Ende seiner weltgeschichtlichen Laufbahn vorgeführt. Der Dichter behandelt nur jenen Abschnitt, der zwischen dem Auftauchen des verabschiedeten Brigadegenerals in einer stürmischen Konventsitzung und seiner siegreichen Rückkehr aus Italien liegt, einschließlich seiner Bekanntschaft und überstürzten Vermählung mit Josephine Beauharnais, der einflußreichen Freundin des Konventspräsidenten Barras.

Es ist also eine Scenenreihe aus dem genialen Aufstieg des gewaltigen wälschen Strebers und abenteuernden Emporkömmlings. Die erste Hälfte ist reich an wirkungsvollen Auftritten in fester dramatischer Geschlossenheit, während die andere Hälfte sich mehr zersplittert in Kleinlichem und Feuilletonistischem, so daß nur die Ausstattungskunst mit allerlei militärischem Bumbum einen effektvollen Abschluß im Stile der älteren französischen Militärdramen herbeizuführen vermochte.

Der Beifall nach dem zweiten Akt war deshalb auch reicher und echter, als das Klatschen und die Hervorrufe nach den übrigen Akten. Der Dichter mußte wiederholt vor der Rampe erscheinen. Das Haus war dicht besetzt, auch bei den folgenden Vorstellungen.

Allein nicht bloß seinem an sich ganz gewiß sehr interessanten Stücke hatte Bleibtreu in München den lebhaften Erfolg zu verdanken, sondern auch der eigentümlichen Fügung, welche die Erstaufführung des napoleonischen Schauspiels zeitlich mit der einem Sturze gleichenden plötzlichen Beurlaubung des Generalintendanten v. Perfall und der Ernennung des erst seit einigen Monaten dem Schauspielerverbande der Königlichen Hofbühne wieder angehörenden Herrn Possart zum Intendanten-Stellvertreter zusammenfallen ließ.

Am Mittag wurde der Personenwechsel (der auch einen künstlerisch-ökonomischen Systemwechsel in der Leitung des Schauspiels und der Oper bedeuten soll) bekannt, und am Abend spielte Possart als jugendlicher Napoleon dem Publikum die glänzend gelungene, sieggekrönte Emporkömmlingskomödie vor.

Eine große Zahl von Äußerungen und Redewendungen im Stücke wirkten geradezu wie ausgesuchte Anspielungen auf aktuelle Zustände, so daß jedesmal ein doppeldeutiges Beifallsgemurmel durch das vollbesetzte Haus ging, wenn ein Dialogwort Napoleon-Possarts die neue Situation besonders scharf traf.

Es wirkte wie eine Komödie in der Komödie, wenn z. B. Napoleon-Possart überlegen ironisch bemerkte: „Man sieht es ja, ich sinke von Stufe zu Stufe“, oder wenn er sich Talleyrand gegenüber großsprecherisch aufknöpfte und sich rühmte, daß er gar nicht daran denke, mit der errungenen Stellung sich zu begnügen, daß er es noch un-

endlich viel weiter bringen wolle, und Talleyrand bissig einfiel: „Ja, bis zum König von Jerusalem."

Kurz, die Geschichte machte sich unter den frisch geschaffenen Verhältnissen wie ein übermütig geistreicher Ulk des Herrn Possart auf die Ereignisse hinter den Coulissen, eine Pikanterie des Zufalls, die dem Bleibtreuschen „Napoleon" bei dem großen skandalliebenden Haufen natürlich sehr zu statten kommen mußte. Feinere Liebhaber der Kunst mußten diesen Zufall, von dem einige behaupten, er sei Possartsche Berechnung gewesen, im Interesse der Dichtung bedauern. Denn eine solche Vermischung des Dichterischen mit dem Komödiantischen ist nicht nach jedermanns Geschmack.

Gespielt wurde von allen Seiten sehr wacker. Eigentlich jugendlich gab Possart den Napoleon nicht. Possart ist zu beleibt und seine Stimme entbehrt der Frische und Natürlichkeit für einen 27jährigen militärischen Helden von südlicher Herkunft, der einem begabten jungen Schauspieler von schlanker, zierlicher Gestalt besser liegen müßte, als einem altroutinierten Charakterspieler in den Fünfzigern. Auch weiß Possart die verhaltene Leidenschaftlichkeit des Korsen nicht darzustellen. Am besten gelangen ihm die kaltironischen und die explosiven Auftritte.

* * *

Dokumente zur Theatergeschichte.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" schreiben über den am 10. Januar 1892 eingeleiteten Personen- und Systemwechsel in der obersten Leitung des ersten Kunstinstituts des bayerischen Königreichs und der Hauptstadt München:

„Die Generalintendanz der k. Hoftheater. Wir geben lediglich die in allen eingeweihten Kreisen der Residenzstadt herrschende Stimmung wieder, wenn wir das Bedauern und Befremden zunächst über die Art aussprechen, welche gewählt wurde, um Herrn v. Perfall von der Leitung der k. Hofbühnen zu verabschieden. Wir haben uns niemals gescheut, bedenklichen, vielleicht nebenbei durch finanzielle und andere Rücksichten mit bedingten Maßnahmen des Herrn v. Perfall entgegenzutreten. Will man aber dem fünfundzwanzigjährigen Wirken dieses Mannes gerecht werden, so muß man den ganzen langen Zeitraum seiner Thätigkeit ins Auge fassen und anerkennen, daß er sich einen weit über das Weichbild Münchens hinaus reichenden bedeutenden Ruf in der Theaterwelt und das Recht auf rücksichtsvolle Behandlung erworben hat. Die überraschende Wendung, welche in der Leitung der Münchener Hofbühnen eingetreten ist, wird daher schon mit Rücksicht auf den Namen des Herrn v. Perfall auch auswärts großes Aufsehen machen. Die allgemeine Verwunderung wird gesteigert, wenn man sich der ungünstigen finanziellen Verhältnisse erinnert, welche seit dem Hinscheiden König Ludwigs II. der Hoftheaterleitung auferlegt waren. Als am 10. November 1892 Herr v. Perfall angesichts seines Jubiläums seinen Posten zur allerhöchsten Verfügung stellte, wurde ihm durch den Hofrat Ritter v. Klug (seinen früheren Untergebenen!) der mündliche Bescheid, „daß Alles beim Alten bleiben solle". Der Jubilar durfte daher wohl annehmen, daß man ihn mindestens bis zu seinem 70. Geburtstag (Januar 1894) in seiner Stellung belassen wolle, um ihn, in Anbetracht seiner Verdienste, der mit diesem Alter verknüpften Begünstigungen teilhaftig werden zu lassen. Wie in eingeweihten Kreisen allgemein versichert wird, wurde dagegen Herr v. Perfall Samstag den 7. Januar durch den Hofmarschall v. Malsen (!) genötigt, um eine halbjährige Beurlaubung „aus Gesundheitsrücksichten" einzukommen: Herr v. Perfall soll diesem Befehle nachgekommen sein, indem er das

Gesuch durch die „Aufregungen der letzten Zeit" motivierte. In dem vom Kultusminister v. Müller (!) verfaßten Allerhöchsten Erlaß vom vorigen Dienstag den 10. Januar wurde das Gesuch des Herrn v. Perfall wegen seines „leidenden Gesundheitszustandes bewilligt". Wir geben, wie gesagt, nur der öffentlichen Stimmung Ausdruck, wenn wir den, trotz unserer häufigen Gegnerschaft müssen wir es sagen, verdienten Leiter der kgl. Hofbühnen der Sympathie der Wohlmeinenden versichern. Denn allerdings scheint die Veranlassung zu seinem unfreiwilligen Urlaubsgesuch eine tieferliegende zu sein, scheint es sich um die definitive Ersetzung des Herrn v. Perfall durch Herrn Possart zu handeln. Dieser Wechsel ist von prinzipieller Wichtigkeit, einmal wegen der Persönlichkeit und der künstlerischen Stellung des Berufenen, andererseits wegen dessen stattbekannten Beziehungen zu Herrn Hofrat v. Klug. Wir wollen uns heute, wo es sich zunächst um eine Sympathiebezeigung für Herrn v. Perfall handelt, über die große und prinzipielle Tragweite dieses Wechsels der Personen noch nicht eingehend aussprechen und nur andeuten, daß wir von dem Rechte, in dieser öffentlichen Angelegenheit der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben, Gebrauch zu machen uns verpflichtet fühlen. München hat allen Anlaß, die Augen aufzuthun und zur Wahrung seines künstlerischen Ranges gegen die engherzigen Pläne einer kurzsichtigen Finanz- und Interessenpolitik Stellung zu nehmen. Es liegt etwas wie Gewitterschwüle in der winterlichen Atmosphäre unserer guten Stadt. Und es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß in dieser, ohnehin mit politischen und sozialen Gährungen gefahrdrohenden Zeit, durch eine kleine Zahl seit 1886 zielbewußt und rücksichtslos in den Vordergrund getretener Männer immer häufiger und immer deutlicher, ja in greifbarer Weise der mahnende Schatten des unglücklichsten Königs heraufbeschworen wird. Ein Verhängnis nicht bloß für die herzlichen Beziehungen zwischen dem Volke und dem Regenten! —"

Wie bekannt, war der jetzige Geh. Hofrat Ritter v. Klug bis zum Jahre 1885 als einfacher Herr Klug Hauptkassierer im Hoftheater. Aus dieser Stellung wurde er als Kabinettssekretär in den Dienst des Königs Ludwig II. berufen. Unter seiner Mitwirkung fanden die letzten finanziellen Transaktionen des bedrängten Königs statt. So begann also Klug seine Hauptrolle, die ihn zu der heutigen machtvollen Stellung am bayerischen Hofe brachte, unmittelbar vor und nach der Königskatastrophe. Possart ist sein Intimus aus alter Zeit. Beide sind von jeher dem Herrn von Perfall wenig geneigt gewesen.

Seit Jahren schon hat nicht mehr der Generalintendant v. Perfall als dienstlich hierzu berufene Hofcharge dem Prinzregenten in Theaterangelegenheiten regelmäßig Vortrag gehalten, sondern dies wurde seltsamerweise besorgt von dem mit Geschäften überlasteten Geh. Hofrat v. Klug, Hofsekretär, Vorstand der k. Hofkasse, Administrator des Privatvermögens des Prinzregenten und des Familienfideikommisses Königs Ludwig I.

* * *

In einem Artikel „Der Fall Perfall — nur ein Symptom" schreiben die „Münchner Neuesten Nachrichten":

„In einem Teil der bayerischen Presse werden die „Münchner Neuesten Nachrichten" wegen der von ihnen gebrachten Mitteilungen über den „Fall Perfall", und über das, was sich daran knüpfte, in der heftigsten Weise angegriffen. So weit diese Anzapfungen sich auf dem Boden persönlicher Verdächtigungen und Schmähungen bewegen, können wir sie mit der stillschweigenden Verachtung, die ihnen gebührt, über-

gehen. Sachlich wissen alle diese Angriffe gegen uns, die nach Stil wie Inhalt auf eine leicht kenntliche, gemeinschaftliche Quelle deuten, immer nur das Eine beizubringen, daß unsere Ausführungen ihre Spitze gegen Se. k. Hoheit den Prinz-Regenten richteten und sich auf dem Boden persönlichen Klatsches bewegten. Wir haben darauf zu erwidern, daß wir die prinzipiellen Gesichtspunkte, welche uns bei unserem Vorgehen leiteten, bereits zu Beginn unserer Aktion dargelegt haben. Es handelt sich für uns nicht um persönliche Gegnerschaft gegen einzelne Männer, noch viel weniger aber selbstverständlich um Angriffe gegen den Regenten; sondern es handelt sich für uns darum, Mißstände aufzudecken, deren Beseitigung gerade im Interesse der Krone, und mithin im Interesse des ganzen Landes gelegen ist.

Für diese Mißstände aber ist der „Fall Perfall" von ungewöhnlich drastischer symptomatischer Bedeutung. Wenn es geschehen kann, daß in einem wichtigen Hofamte, das für die künstlerischen wie wirtschaftlichen Interessen der Landeshauptstadt und damit auch des ganzen Staates von höchster Bedeutung ist, durch Jahre hindurch nicht der verantwortliche Leiter, sondern irgend eine nicht an die Öffentlichkeit tretende Zwischenpersönlichkeit die entscheidende Rolle spielt, und daß der verdienstvolle Leiter dieses Hofamtes schließlich in einer Weise und unter Umständen vom Amte gebracht wird, welche allgemeines Staunen und Kopfschütteln hervorgerufen haben, so ist es die Pflicht der Männer, welche es mit den Interessen der Allgemeinheit ernst meinen, und vor allem der Presse, dagegen Stellung zu nehmen. Das haben wir gethan.

Schon das, was wir bisher über die Art der Beurlaubung des Herrn v. Perfall und die Beziehungen des Herrn Possart zu Herrn Geh. Rat v. Klug gebracht, dürfte genügen, um dreierlei vollständig klarzustellen:

Erstens, daß in der Verwaltung wichtiger Hofämter, deren Ressort auch das öffentliche Interesse ganz direkt berührt, eine sehr bedauerliche Unsicherheit eingerissen ist;

Zweitens, daß bei den nahen Beziehungen zwischen Hof und Staat diese Unsicherheit doppelt schwer auch auf dem Staatsbeamtenkörper lastet, weil gewissen Hofbeamten durch ihren direkten Verkehr mit dem Staatsoberhaupte, von der unverhältnismäßig reicheren Ausstattung mit Gnadenzeichen abgesehen, eine Art von Präponderanz zu teil wird;

Drittens, daß das Publikum — wir denken hier immer an den braven Steuerzahler und ehrlichen Patrioten — wohl berechtigt ist, den Fall Klug-Possart als ein Symptom für jene Unsicherheit und die daraus sich ergebenden Konsequenzen anzusehen.

Um die letzteren zu illustrieren, haben wir notgedrungen auf ein Privatverhältnis — den gemeinsamen Villenbesitz der genannten Herren und seine „Entstehung" — hinweisen müssen. Leider müssen wir die Befürchtung aussprechen, daß dies nicht die erste und letzte Illustration der Art bleiben wird. Aber, wie wir schon früher bemerkt haben: sogar der geringste Anschein solcher „Machenschaften" sollte vermieden werden, da schon durch die Möglichkeit der üblen Auslegung die öffentliche Meinung gekränkt, das Vertrauen untergraben und selbst der „Schein" des bösen Beispiels von hundert geschäftigen Seelen — eskomptiert wird.

Leider ist es nun eine mit der Natur des Menschen nicht zu vereinbarende Zumutung, daß man die Übung jener vertrauenerweckenden Zurückhaltung lediglich als Ausfluß angeborener Beamtentugend von dem Einzelnen erwarte. Wäre Hr. v. Klug durch eine genaue Abgrenzung und Kontrolle seines Wirkungskreises verhindert gewesen, direkt in die Kompetenzen der höchsten verantwortlichen Hofchargen einzugreifen, und sich hierbei der Unterstützung einer höheren Hofcharge und eines außerhalb

des Hofdienstes stehenden hohen Staatsbeamten zu erfreuen, so wäre ihm sowohl wie seinen Vorder- und Hintermännern die Erfahrung der letzten Tage vielleicht erspart geblieben.

Aber wir wiederholen es: die Affaire Perfall-Klug-Possart ist nur ein Symptom für eine, von Jahr zu Jahr mehr sich festsetzende und um sich greifende Gepflogenheit, zufällige Konstellationen der Gunst und des Einflusses zur Beseitigung alter Schutzwehren und alter Grundsätze zu benutzen. Wir bekämpfen prinzipiell nicht eine einzelne Person, sondern ein System; die Bekämpfung einzelner Personen und Aspirationen, gleichviel ob sie mehr auf dem Gebiete der Hof- oder der Staatsverwaltung oder außerhalb des Beamtenkörpers zu suchen sind, ist nur eine notgedrungene Konsequenz. In unserem Volke herrscht eben eine tiefe Abneigung gegen alles, was nach Geschäftelhuberei und Liebedienerei aussieht.

Wir haben keinen anderen Beweggrund für unser Vorgehen in diesen Dingen, als die Rücksicht auf das öffentliche Interesse, welches nach unserer Überzeugung hierbei vorliegt.

Auf das Entschiedenste müssen wir uns dagegen verwahren, daß in all diesen Dingen der Regent selbst irgendwie in Frage komme. Wir sind mindestens ebenso loyale Staatsbürger und gute Unterthanen, wie unsere publizistischen Gegner, die den unwürdigen Kunstgriff anwenden, die allerhöchste Person in diese Debatte zu ziehen. An Treue zum Königshause, an Verehrung für die Krone und den Regenten lassen wir uns von niemandem übertreffen. Diesen Gefühlen haben wir stets Ausdruck gegeben und ihnen entsprechend gehandelt und wir werden fortfahren, dies zu thun. Gerade deshalb ist es seitens unserer Gegner eine bewußte Perfidie, daß sie die von uns im öffentlichen Interesse angegriffenen Personen durch die von uns verehrte Person des Regenten gleichsam decken, den Regenten gleichsam schützend als Schild vorschieben wollen.

Wohin käme man, wenn die Aufdeckung von Mißständen im Staatsleben als ein Angriff gegen das Staatsoberhaupt gedeutet werden dürfte? Der Prinz-Regent hat stets bewiesen, daß er Eines vor allem will: Recht und Gerechtigkeit. Wenn wir Dinge aufdecken und Zustände bekämpfen, die dem Rechte und der Gerechtigkeit nicht entsprechen, so sind wir überzeugt, nicht gegen den Landesherrn, sondern durchaus in seinem Sinne zu handeln. Darum werden wir uns durch jenen unbegründeten Vorwurf nicht beirren lassen."

* * *

Dokument zur Kunststadt- und ultramontanen Kritikstilgeschichte.

Eine andere Seite des Kunstlebens der bayerischen Hauptstadt beleuchtet das „Bayerische Vaterland".

Es schreibt:

„München will eine Kunststadt sein. Aber dazu gehört doch in erster Linie, daß Künstler beschäftigt werden. Das geschieht indessen weder von Seite des Staates, noch der Stadt, noch der Kirche. Es ist immer nur eine kleine Klique, welche alles an sich zieht. Seidl, Seitz, Miller heißt das Kleeblatt, welches allein beschäftigt wird und wobei immer Einer den Anderen empfiehlt. Bürgermeister Widenmayer ist der Unterhändler dieses Kleeblattes.

Als die Gemeinde die Kirchenbauzuschüsse gab, stellte Widenmayer seine diesbezüglichen Bedingungen, welche leider von kirchlicher Seite acceptiert wurden. Vertreter des Ordinariates war dabei der sattsam bekannte Dr. Kagerer, welcher alles ruiniert,

was in seine Hände kommt. Hätte man auf die gemeindlichen Kirchenbauzuschüsse verzichtet, so hätte erstens um die Hälfte billiger gebaut werden können, zweitens hätte man statt der abscheulichen — „Kunst"-Kirchen einfache, aber würdige Gotteshäuser erhalten. Für den Kunstgeschmack in München bedeutet die Ära Widenmayer den tiefsten Niedergang und Verfall. Es wundert uns nur, daß die wirklichen Künstler nicht schon längst den Wanderstab ergriffen haben, um der „Miller- und Bäcker Innung" und ihren Trabanten den Platz allein zu lassen.

Wie es da zugeht, davon nur ein kleines Beispiel aus den jüngsten Wochen. Vor der neuen Lehelkirche wird ein Brunnen gebaut. Man sollte nun meinen, München besitze berühmte Bildhauer genug, um eine Konkurrenz für einen monumentalen Brunnen zu ermöglichen. O nein! Der Architekt Gabriel Seidl, einer der drei „Specl", erhielt die Aufgabe, den Brunnen herzustellen. Freund Seitz hatte ihn besonders empfohlen und Widenmayer duldete keine Konkurrenz. Als im Gemeindekollegium eine Majorität für Ausschreibung einer Konkurrenz sich ergab, konstatierte ein weiterer Spezi und Vetter, der Kommerzienrat Sedlmayer, die Beschlußunfähigkeit, und verwies dann die weitere Beschlußfassung in die geheime Sitzung, wo Widenmayer und Sedlmayer den Auftrag für Gabriel Seidl „retteten"! Ein solches Treiben ist geradezu — unerträglich, wollen wir milde sagen. Auf ultramontaner Seite opponierte schließlich nur noch Dr. Kleitner gegen solches Kliquenwesen.

So geht es, wenn die katholischen Wähler immer nur Stipendiaten des Stadtbauamtes à la Heldenberg und Konsorten von Biehl wählen, die selbst bei jedem städtischen Baue den Rahm mitabschöpfen möchten und darum dem Widenmayerschen Künstlerkleeblatte bei jeder Gelegenheit gefällig sein müssen. Seidl hatte nur eine Skizze, nicht einmal einen fertigen Plan des Brunnens eingereicht. „Es eilt sehr," hieß es wieder. Der Brunnen wird natürlich abermals romanisch. Die Seidlsche Skizze war abscheulich, die Ausführung wird sich dem Monumente in der Feldherrnhalle würdig an die Seite stellen. München wird wieder ein Pfuschwerk mehr haben. Könnte der alte König Ludwig I. die heutige Verunstaltung Münchens durch die Miller- und Bäckerinnung sehen, er würde wohl vor Abscheu noch im Grabe sich umdrehen. Der Brunnen wird ausgeführt mit den Zinsen der Luitpoldstiftung. Im Kuratorium dieser Stiftung sitzen natürlich wieder Widenmayer, Biehl, Heldenberg neben Miller, Seitz &c. Überall dieselbe Klique, dieselbe Geschäfts-, Vetter- und Basenschaft!

Einen besonderen Beweis gewaltiger Intelligenz und hohen Bürgersinnes gaben jüngst die verschiedenen Sedlmayer von der Spatenbrauerei. Es handelte sich um die Verbreiterung der Marsstraße, welche als Zufahrt von dem neuen militärischen Stadtviertel am Marsfelde einmal von großer Bedeutung wird. Es lag Beschluß beider Kollegien und ministerielle Bestimmung der Baulinie vor, daß die Marsstraße auf 18 Meter Breite zu erweitern sei. Aber die vielfachen Millionäre der Spatenbrauerei wären „ruiniert" worden, wenn das geschehen wäre. Sie hätten einen Teil der Kellereien verlegen müssen! Schreckliche Zumutung an Millionäre! Das ganze Rathaus wurde in Aufruhr gesetzt. Freund Widenmayer, Eckart und Genossen mußten „rettend" eingreifen! Und richtig, Magistrat und Gemeindekollegium gaben sich mit einer Verbreiterung auf 12 Meter zufrieden, und die Spatenbrauerei ist vor offenbarem Ruine bewahrt!!

Früher hieß es: Noblesse oblige; heute übersetzt man das: Nur auf Kosten der Gesamtheit recht schmutzig sein. Das Widenmayersche Künstlerkleeblatt und die — Noblesse der Spatenbrauerei öffnen die Thore für den Einzug der Sozialisten in das

Rathaus. Dann wird den Widenmayer die Nemesis erreichen und ihm das Schicksal des Hrn. v. Steinsdorf bereiten."

Dieser Artikel ist unwidersprochen geblieben. Keiner der Beschuldigten hat das Wort zu seiner Entlastung genommen.

* * *

Dokument zur kultusministeriellen Behandlung der Sezessionisten-geschichte, geschöpft aus dem Schlußartikel der Jahresausstellungsberichte von Dr. Julius Elias im „Kunstwart". Wir wünschten, sämtliche anständigeren Münchener Blätter druckten dieses bemerkenswerte Schriftstück an leitender Stelle nach.

Hier sein Wortlaut:

„Die Leistungen der Münchener Fortschrittler — eine stattliche Reihe, wie sie, von Paris abgesehen, keine Kunststadt der Welt aufzustellen vermag — kennzeichnen sich durch entschiedene und gleichmäßige Güte. Aber die rüstigen Künstler sind ja wohl nicht mehr „Münchener" im lokalen Sinne des Wortes. Sie werden bald „Dresdener" oder „Berliner" sein. Seit ich die ersten Berichte schrieb, — niemandem zu Liebe und keinem zu Leide, — ist der Sezessionisten erzwungener Abfall vom alten deutschen Kunstcentrum erfolgt. Dafür mag sich das Land Bayern bei dem Kultusminister von Müller bedanken, der an der Wiege dieses Ereignisses gestanden hat. Er hat die Sezessionisten etwa so zum Bleiben genötigt, wie wenn man einen Gast dadurch zurückzuhalten suchte, daß man ihm den Stuhl unter dem Leibe fortzieht. Es soll nicht davon gesprochen werden, wie dokumentarisch verbürgte Zusagen einfach nicht erfüllt worden, auch nicht davon, daß der letzte Regierungserlaß an die Sezessionisten in einem Tone gehalten war, der in Kunstfragen bisher noch nicht vernommen worden —. Der einzige mildernde Umstand, der das Vorgehen des Herrn von Müller begleitet, ist die vollendete, fast naive Unkenntnis in allen Verhältnissen und Ansprüchen der ernsten Kunst. Des Kultusministers berühmter Vorgänger hat sich in der politischen Geschichte des Landes verewigt; ob Herr von Müller dieses Ziel erreichen wird, mag dahingestellt sein — kundige Leute aus Theben bezweifeln es; in der deutschen Kunstgeschichte aber wird er jedenfalls zu einer Stellung gelangen: ob man ihn darum beneiden kann, darüber werden seine Nachfahren einst am besten entscheiden. Draußen wird überdies seine Handlungsweise kaum begriffen werden. Was haben die Sezessionisten denn verlangt? Ein eigenes Plätzchen in dem „Glaspalaste", auf den, außer dem König, der ihn besitzt, keine Behörde, keine Institution, keine Vereinigung, kein einzelner Mensch irgend welchen begründeten und dauernden Anspruch hat. Nur dem Bittenden kann das Haus zu zeitweiliger Benutzung überlassen werden. Heute stellen dort die Gärtner aus, morgen die Obstzüchter, übermorgen die bildenden Künstler, und wenn eines Tages die ehrsame Zunft der Leimsieder kommt als Petent, so wird man ihr den „Glaspalast" billiger Weise nicht verweigern können. Also auch die Münchener Künstlergenossenschaft, weder die ganze noch die dezimierte, fußt auf irgend welchem Sonderrechte. Nur wer dem Besitzer mißliebig ist, darf auf ein Entgegenkommen nicht bauen. Wodurch aber hätten sich die Sezessionisten der Regierung mißliebig gemacht? Dadurch, daß sie Talent haben? Freilich ein großes Unglück; dem ist aber nun einmal nicht abzuhelfen. Haben sie sich etwa gegen den Staat als solchen vergangen? Oder verlangen sie materielle Unterstützung, Medaillen u. s. w.? Keineswegs. Die „Münchener Künstlergenossenschaft" ist kein staatliches Institut, sondern ein Produkt der Selbstverwaltung; die Regierung hat es immer abgelehnt, auf den administrativen Betrieb irgend wel-

chen Einfluß zu nehmen. Die Künstler sollten auf sich selbst stehen. Was dem Ganzen recht ist, das müßte den Teilen billig sein. Wenn das Kultusministerium eine Parteinahme für die „Genossenschaft“ ablehnte, warum nimmt sie Stellung gegen den „Verein bildender Künstler“?

Die Regierung war schlecht beraten, und das kann nicht ohne Folgen bleiben. Nicht ohne Folgen für die maßgebende Gewalt und für München. Ziehen die Sezessionisten auch jetzt ihres eigenen Weges, so will es uns doch bedünken, als ob über dieser tiefgreifenden Kunstfrage es noch längst nicht Abend geworden, als ob auf Münchener Boden selbst das gewagte Spiel noch lange nicht ausgespielt sei. Die Mittelmäßigkeit und ihre öffentlichen Organe mögen sich vorläufig ihres Triumphes freuen. Die Ernüchterung wird folgen. Schreibende Malerchen und malende Schreiberchen, sowie geschäftskniffige Kunsthändler*), die in ihren Mußestunden Pamphlete fabrizieren, sind mit seltener Behendigkeit am Werke der Entstellung gewesen. Wenn das Wasser aufgewühlt wird, kommt das Gewürm des Grundes eine Strecke empor.“ —

*) Gemeint ist hier wohl in erster Linie der Pech- und Schwefelmeister der in zwangloser Folge erscheinenden Hintertreppenkunstzeitschrift „Sodom und Gomorrha“ der schöngeistigen Ratsch-Kathl von München.



Kritik.

Romane und Novellen.

Johannes Ziegler: Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen. Berlin, Pfeilstücker, Verein der Bücherfreunde. – Nach meinem Empfinden das beste Buch, das der Verein bis jetzt seinen Mitgliedern geboten hat. Ziegler ist kein moderner Hysteriker, kein dekadenter Unterleibsdichterling, kein schielender Wirklichkeitskopist. Er ist eine gesunde Mannsnatur voll schöpferischer Kraft und Fabulierlust. Auf das Technische giebt er wenig, vielleicht zu wenig. Freiheit ist auch in der Kunst nicht Tollheit, die sich über Plan, Ordnung und Folge mit Kapriolen hinwegsetzt. Aber es ist doch ein rechtes Labsal, eine litterarisch vollwichtige Persönlichkeit zu finden, die von aller Künstelei und Effekthascherei so vieler Modernen absolut frei ist. „Vom grünen Wasser“ verdient die herzlichsten Empfehlungen. Ein erquickendes Buch. M. G. C.

Hermann Bahr, Russische Reise. Berlin. S. Fischer. — Das steht fest: Bahr ist Einer und in seiner Art ein Ganzer. Soviel auch in Motivwahl, Technik und modischer Sensation bei ihm aus allerlei fremden Quellen zusammengeronnen, künstlerische Einheit und individuelles Gepräge herzustellen, versagt ihm die Kraft keinen Augenblick.

Er geht nicht mit dem Dutzend, er läuft mit keiner Herde. Das ist eine unschätzbare Tugend. Hoffentlich hält er jäh aus, wenn die anderen eine Klique aus oder mit ihm machen wollen. Er wird ihnen entwischen mit der ihm eigenen Gewandtheit und Verwandlungsfähigkeit. Er wird plötzlich ein anderer sein — und den Kliquisten die lustigste Nase drehen. Irgend ein „kleines Fräulein“ wird ihm dabei Handreichung thun.

Kein notwendigeres und verdienstlicheres Werk ist jetzt in Deutschland auszurichten, als dem Herdengeist das

Leben so sauer als möglich zu machen. Es ist ganz gleich, ob man als Schullehrer dem Gesangverein angehört, oder als klassisch Vollgebildeter im Militärkasino des Beurlaubtenstandes in höherer Chineserei macht oder Skat drischt, ob man als ehrsamer Schlossermeister im Veteranenverein die jungfräuliche Fahne schwingt oder als Corpsbruder feudale Hurrahs brüllt und Bier säuft bis zur Bewußtlosigkeit, Geist und Größe mordendes Kliquenwesen bleibt es immer und überall. Und damit marschieren wir als Kulturnation rückwärts; denn nicht die Herdenzahl macht ein Volk mächtig und weltgebietend — die Chinesen und die Deutschen hätten sich sonst schon längst in die Weltherrschaft geteilt —, sondern die größte Zahl charakterstarker Individualitäten. So bestimmen auch nicht die eingeschworenen Vereinsdichter und Vereinsmaler den litterarischen und künstlerischen Rang eines Volkes, sondern die wildwüchsigen Talente, die auf Schuldogmen pfeifen und nichts von Vereinund Bruderschaftelei wissen mögen, noch von modischen Gigerlparteien, Männer, gleich groß an Geist, Gemüt und Kampfeslust.

Nichts Entmannenderes als die Kasernierung der Geister, die fügsame Einzäunung und Einpferchung, die Drillung und Disziplinierung der aufstrebenden Talente. Das ist der Greuel aller Greuel, mir wenigstens.

Durch das, was man heute in Litteratur und Kunst „Moderne“ oder „Dekadence“ oder sonstwie mit einem nagelneuen Sammelnamen etikettiert, schlängelt sich in Deutschland schon wieder der verderbliche Kliquengeist deutlich erkennbar. Und die wirklich talentvollen und starken Leute, zu nackter Natürlichkeit berufen, nehmen sich, vom Kliquengist angespritzt, aus wie Indianer, die zum erstenmal eine Hose anziehen.

Es giebt Skeptiker unter uns, die auch dem frischen und interessanten Naturburschen Bahr die schöne Nacktheit bestreiten und bei weitem ihn nicht mehr so individuell finden wollen, wie seine erste Entwicklung versprach.

Der Vater der modernen Nervenschule war der aus Italien stammende Engländer Dante Gabriel Rossetti. Aus eigentümlich vierdimensionalen Geistesverhältnissen hervorgewachsen, wurde Rossetti der Erzeuger der modernen erotischen Nervendichtung. Da er in seiner Vielseitigkeit nicht bloß Dichter, sondern auch Maler und Illustrator war, so wirkte er zunächst auf die Männer vom Pinsel und Stift und wurde der große Prophet der modernen Präraphaeliten, deren mehr oder weniger differenzierte Abkömmlinge in der englischen und schottischen Abteilung der Jahresausstellungen im Münchener Glaspalast zu sehen waren mit Werken, über die bekanntlich ein großes Geschrei der Jungen und Jüngsten sich erhob von fabelhaften Kunstoffenbarungen allerneuesten Stils, vom Triumph der Lyrik in der Malerei, und dergleichen Taumelphrasen mehr, während die Alten und Ältesten spotteten und höhnten über den schottischen Unsinn, der ihnen soviel Nachdenken und Kopfweh verursachte. Kenner, die schon etwas bei den verschiedenen Völkerschaften herumgekommen und in den Evolutionen des Kunstgeistes bewandert waren, genossen still ihre Kennerschaft und lächelten über die Kapriolen der einen und die bedenklichen Gesichter der anderen.

Ich hatte die Gedichte Rossettis schon 1872 in Neapel in der Hand, und zwar in einer italienischen Übertragung, die dem Original manches von seinem wunderbaren Schmelz und Tiefsinn raubte.

Leider war in den siebziger Jahren in der deutschen Journalistik, die von der bornierteſten Gewöhnlichkeit oder vom akademischen oder berlinerisch und wienerisch französelnden Zopf beherrscht wurde, gar keine Möglichkeit, auf die neue Richtung in England mit Nachdruck zu verweisen.

Rossetti wurde also damals wenig oder nicht bei uns bekannt.

Dem deutschen Aufkläricht der David Strauß und Genossen, die damals im Lande der Philister sogar als Schöngeister eine führende Rolle und allerlei erste Preßviolinen spielten, war ein Rossetti natürlich viel zu mystisch und ungeheuerlich. Sie verstanden ihn absolut nicht und ließen ihn daher links liegen. Und doch war das Erstehen Rossettis eine ganz notwendige Reaktion der Natur und Natürlichkeit gegen die epigonenhafte Öde, die süßliche Plattheit, die romantisierende Häßlichkeit und philisterhafte Blödsinnigkeit und Abgeschmacktheit, womit die Kultur der sechziger, siebziger, bis herein in die Mitte der achtziger Jahre verdorben und verekelt war.

Wer das nicht mit erlebt hat, findet sich schwer hinein und begreift darum auch unsere Wut und Leidenschaftlichkeit nicht, mit der wir vor zehn Jahren den Kampf gegen die scheußlich und unerträglich gewordene Philister-Wirtschaft in Kunst, Litteratur und Presse aufnehmen mußten.

Also Rossetti brach nur an wenigen Orten durch, aber unter seinem Einflusse entstand eine Schule, welche mit genialer Beharrlichkeit der Gesellschaft ein neues Schönheitsgefühl einimpfte und ganz andere Kraft, Tiefe und Umfang der Empfindung von der Kunst forderte, als bei uns landesüblich war, wo z. B. ein zierlicher und oberflächlicher Novellist den biederen schwelzerischen Meister Gottfried Keller als einen Renaissancemenschen und als den Shakespeare der Novelle proklamieren durfte, ohne ausgelacht zu werden. Keller und Shakespeare, die heutige Schweiz und die Welt der Renaissance!

Zunächst ging die neue Bewegung von England nach Paris hinüber, wo sie zwar den Felsen des Zolaschen Naturalismus nicht zu erschüttern vermochte, aber doch eine Menge Gläubige seiner Allgemeingültigkeit und Unfehlbarkeit abspenstig machte. Es zitterte und rieselte ein undefinierbares Etwas durch die französische Dichter- und Künstlerwelt; man wurde auf neue Sensationen aufmerksam und suchte neue Ausdrucksmittel und Formeln dafür in Worten, Farben und Tönen; Botticelli kam in die Mode, und Nervenpropheten standen auf, Halluzinierte wie Sar Peladan, und es geschahen Zeichen und Wunder in Prosa und Versen an allen Orten und Enden.

Und da der Teufel einmal in Frankreich los war, konnte es nicht ausbleiben, daß auch Deutschland angesteckt wurde. Denn den Deutschen geht immer erst das Licht auf und kommt der Mut, wenn's ihnen von den Franzosen vorgemacht wird, denn mit dem preußischen Drill und der preußischen Disziplin sind wir noch mehr an Initiativkraft und stolzer Energie und fröhlicher Selbständigkeit verarmt, wir befehlerwartenden, gehorsamen und ewig lernbegierigen Unterthanen des Reiches, das den „Rembrandt als Erzieher“ in fünfzig Auflagen hinunterwürgte und ein kindlich frommes Gesicht dazu schnitt, Gott und den Engeln ein Wohlgefallen.

Also Deutschland wurde mit dem neuen Nervensensationsbazillus begnadet. Und der Schriftsteller, an dem die Infektion am ersten und kräftigsten wirkte, war Hermann Bahr, gebürtig aus Linz a. d. Donau. Aber wie bereits bemerkt, es giebt Skeptiker unter uns, denen nichts heilig ist, und die nicht anstehen zu behaupten, Bahrs Entwickelung habe nicht an individueller Stärke gewonnen, ja, es sei sogar die Kraft von ihm gewichen, etwas Eigenes zu sein, er sei der richtige moderne Nervenkunstvereins-Spitalbruder auf der Marterbank importierter Sensationen. Und noch ein boshafterer Vergleich kam in Umlauf: Bahr hänge an seinen welschen Vorempfindern Barrès, Baudelaire und vielen anderen, wie ein Knopf an einem Frackschwanz.

In Parenthese: Eigentlich achten wir doch nur das Schöpferische in der Kul-

tur, nicht das Imitierende. Und wenn der Jünger seinen Meister in seinen Verzückungen noch übertrifft, bleibt er doch nur Nachäffer. Daher die bösen Reden.

Ich persönlich verharre bei meiner eingangs ausgesprochenen Meinung, füge aber mit kritischer Gewissenhaftigkeit folgendes bei:

Bahr hat in allen seinen Schriften, abgesehen von deren Durchschnittsgüte, oft außerordentlich wertvolle dichterische Momente. Er setzt manchmal einige breite Töne hin, und wir sehen ein Bild voll Ruhe und Größe. Dies gilt namentlich von der „Russischen Reise“ und dem Kerne derselben: dem Nervenroman mit dem kleinen Fräulein. Aber Bahr vermag sich nicht lange auf dieser Höhe zu halten, denn seine Eitelkeit verträgt es nicht, über der Kunst sich selbst zu vergessen. So sorgt er dafür, daß man auch in diesem pikanten Buche den Verfasser, in die Betrachtung Rußlands und in die Betrachtung seiner kleinen Freundin versunken, nicht übersehe. Er glaubt das am zuverlässigsten dadurch zu erreichen, daß er als litterarisches „enfant terrible“ zu — schokieren sucht, und zwar so oft als möglich, wobei es ihm freilich passiert, daß ihm nur das „enfant“ gelingt und die Eigenschaft „terrible“ versagt.

Zuweilen verfällt er auf einen noch tieferen Kniff und wird kommisvoyageurlich-anekdotenhaft, was sehr fatal wirkt. Zum Beispiel in der alten Mikosch-Geschichte des nackten Kosaken mit der Dirne im Bordell. Oder in der an sich ganz lustig erfundenen Diner-Skizze, die er mit dem „Noch noch“ schwächt, worauf eine vorsintflutliche Kluberzählung folgt. Sollte es wirklich möglich sein, daß diese ehrwürdigen Schätze für Bahr neu wären? In welchem geistigen Unschulds-Arkadien müßte er dann bisher verweilt haben!

Drollig ist, daß Bahr neben diesen terriblen Enfantiaden Auffassungen gewisser Situationen zum besten giebt, die einen durchaus philisterhaft kleinstädtischen Eindruck machen. Dinge, die für einen vorgeschritteneren Kulturmenschen längst selbstverständlich geworden, Nervenreizungen, welche als acceptierte Gerichte zur alltäglichen geistigen Nahrung gehören, erscheinen ihm als etwas Aufregendes, kolossal Neues und Imponierendes. Er erinnert in solchem Falle an eine ältliche Dame, die einst in einer längeren Gesprächspause während der Table d'hôte seufzte: Ach, welch wunderbare Erfindung ist doch das Thermometer!

Schlimm wirkt's, wenn Bahr um der Eindringlichkeit seiner Schilderung willen rührselig wird. Er reibt uns die Ohren mit wiederholten Adjektiven und Adverben ein, um uns durch diese Wortmassage empfindsam zu machen.

Beispiel: Entwurf eines Landschaftsbildes, einer Wiese. Sie ist „groß, weit, starr“, und ihr Gras ist „hoch, steil, steif“. Sie hat „die Farbe der Malven“.

Gut. Gegen diese Farbe ist nichts einzuwenden.

Aber nun fixiert uns Bahr und versichert uns wiederholt mit theatralischem Pathos à la Lewinski, daß das Gras malvenfarbig sei! Das ist ihm jedoch noch nicht genug. Mit gebrochener Stimme belehrt er uns, daß die Gräser die Farbe der Malve behalten! Dann schöpft er tief Atem und drückt die Augen zu und flüstert: „— und rings war die große, stumme Wiese, von der blassen Farbe der Malven“. — Zwischen den Gräsern soll ein Weib stehen „mit mildem, lächelndem Gesicht“. Die Idee ist hübsch und sinnig. Aber Bahr zittert für seinen Affekt und Effekt. Er thut ganz hysterisch und versichert uns: „sie lächelt bloß!“ — beeilt sich aber sofort noch hinzuhauchen, wie ersterbend: „und sie lächelt bloß“.

Jawohl. Und man lächelt bloß und fragt sich, ob dies Affektation oder hysterische Impotenz sei. Das alles ist von der Tragik eines kolorierten Modejournals in der Faschingszeit.

Offenbar wollte der Verfasser eine Art von „Sentimental Journey“ schreiben, denn

in seiner „Russischen Reise" ist blutwenig vom eigentlichen Rußland. Und dieses wenige ist — was vom „Überwinder des Naturalismus" freilich nicht wundernehmen darf — kaum richtig gesehen. Dem Herrn Bahr aus Linz a. d. Donau erschien das Petersburger Leben in Überlebensgröße, still und steinern, das Volk stumpf und tierisch. Je nun, umgekehrt erscheint dem Russen, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, das Leben einer deutschen Stadt kleinlich, verzettelt, vereinsmeierisch plappernd, das Volk redselig und zerfahren — tout en détail. Das sind nur Reflexe der verschiedenen Gehirnspiegel.

Historisch feststehende Thatsachen hingegen dürfen nicht rein subjektiv behandelt werden. Und leider thut das Bahr.

Einige Beispiele aus der niedrigen Sphäre des Alltaglebens. Zum Beispiel die Kutscher.

Bahr sagt: „Diese Kutscher sind merkwürdige Gesellen. Ihr Schmutz und Elend ist unbeschreiblich, sie sind ganz vertiert. Maulschellen und Fußtritte ertragen sie geduldig, sie sind es nicht anders gewöhnt. Wenn man ihnen zu wenig giebt, dann wagen sie kaum schüchtern zu murren, aber sie danken auch niemals, wenn man sie noch so reich beschenkt. Es ist nichts Menschliches an ihnen; sie unterscheiden sich in nichts von ihrem Tiere."

Mein lieber Petersburger Freund, meine liebe kleinrussische Fürstin, meine liebe Moskauer Anastasia Masquina, meine liebe Kameradin Klebnikoff (einst rue Daubigny 5, Paris) sprecht, was ist Thatsache? Früher waren die Petersburger Kutscher derart zudringlich in der Jagd nach Kundschaft, daß Frauen sich vor ihnen fürchteten, so daß die Polizei sie unter scharfe Kontrolle stellte. Bei großer Kälte führten sie oft wilde Tänze mit einander auf dem Trottoir auf. Wenn sie sich zu wenig bezahlt glaubten, waren sie und sind sie heute noch imstande, ihren Fahrgast, laut auf ihre Rechte bestehend, bis in seine Wohnung zu verfolgen. Bei reicher Belohnung reißen sie die Mütze vom Kopf und ihre Danksagungen wollen kein Ende nehmen. Schlecht behandelt, wissen sie sich wie die Kutscher jeder anderen europäischen Stadt zu wehren, und Grobheit pflegen sie redlich wie ihre Kollegen mit Grobheit zu vergelten. Fast jeder Petersburger Droschkenkutscher hat einen Zögling der Gardemarine oder des Pagencorps ins Herz geschlossen. Für diesen jungen Kavalier opfert er sich, er wartet stundenlang auf ihn bei bitterster Kälte, für ihn schlägt er die lohnendsten Passagiere aus. Er betrachtet ihn als seinen Protegé, und wird von ihm monatlich bezahlt — oder auch nicht.

Daß solche Menschen „nichts Menschliches an sich haben" und sich „durch nichts von ihrem Tiere unterscheiden", ist phrasenhafter Unsinn, verehrter Hermann Bahr.

Die Schilderung des russischen Diners ist pikant, aber — naiv. Linz a. d. Donau. Bahr erzählt, daß man von dem „Sakuska" schon vor Beginn des eigentlichen Essens „zum Platzen voll" sei. Zunächst heißt das Wort Sakuska (zu deutsch: Voressen) und ist die Sitte, vor dem Diner appetitreizende Kleinigkeiten zu reichen, durchaus nicht nur eine Eigentümlichkeit Rußlands. In London, Newyork, Mailand, Rom usw. hätte Herr Bahr bei opulenten Mahlzeiten den nämlichen Vorgang beobachten können. Man pflegt da von der einen oder anderen Vorspeise, von dem einen oder anderen Liqueur ein wenig zu sich zu nehmen. Wenn aber Bahr sich damit „zum Platzen" vollstopfte, so war das sein Privatvergnügen als Nietzschescher Herrenmensch — oder das Resultat seiner Unerfahrenheit. Ganz ähnliches sah ich einmal in Italien. Bei einem großen Diner traf ich zwei alte Herren aus Dresden. Bei dem Voressen füllten sie sich bis zur Starre den Leib mit Salami, Schinken, Schnäpsen usw. Alle Welt wartete auf sie. Endlich wischten sie sich befriedigt den Mund. Man servierte nun die Suppe. Da sahen die alten Dres-

dener Knaben sich mitleidig an und seufzten: „Ach herrjeh, ist das eine Kultur, sie servieren die Suppe zuletzt!"

Noch eins. Bahr irrt sich: es ist nicht Sitte in der guten russischen Gesellschaft, zwischen jedem Gang eines Diners Cigaretten zu rauchen. Bei einem Garçon-Diner en petit comité kann es als ausgesuchte Überschwenglichkeit ja vorkommen.

Punkto Frauen. Der Russe teilt die Frauen in zwei große Klassen: Les femmes honnêtes, et les autres.

Offenbar kam Herr Bahr nur in Berührung mit les autres. Die Russin der guten Gesellschaft reitet, jagt, läuft Schlittschuhe, führt ein physisch strammes Leben, ähnlich dem der englischen Aristokratie.

Bahr behauptet, daß die russische Frau stets in horizontaler Stellung zu finden sei. Das ist mehr als impertinent, wenn man bedenkt, daß der korrekte Russe wie der Franzose eine gewisse Gattung Demimonde „Les horizontales" nennt. Übrigens — —

Brechen wir ab. Denn wenn wir den Bahrschen Reiseroman auf die Einzelheiten all seiner ethnologischen und kulturhistorischen Angaben prüfen wollten, wir fänden des Widerspruchs kein Ende.

Nun wird man sagen: „Seht, der Nörgler! Was liegt bei einem Kunstwerk an historischer oder naturgeschichtlicher Genauigkeit! Lächerlicher Unverstand. Phantasie, Stimmung, Psychologie — namentlich Psychologie, Punktum!"

Gewiß, meine Herren. Nur steht die Sache so, daß wer im Kleinen nicht treu ist, der ist auch im Großen nicht zuverlässig, und wer im Äußerlichen fortwährend schief sieht und falsch hört, der soll mir nicht damit kommen, daß er im Intimen eine bewundernswerte Sicherheit habe, daß da alles echt und wahr sei zum Purzelbaumschlagen.

Wer nicht höher hinaus will, als frisch, frech und amüsant zu sein wie ein neuer Münchhausen, der kann's auch in der Kritik billiger haben. M. G. Conrad.

John Henry Mackay: Die Menschen der Ehe. Berlin, S. Fischer. — Eine blendende Tendenzdichtung, der Vortrag von einer Vornehmheit und Schönheit des Tones zum Entzücken. Dabei eine Kunst des Charakterisierens, die all die kleinen Mittelchen verschmäht, wie sie durch die jüngste Berliner Schule in Aufnahme gekommen sind. Trotzdem wird es dem Dichter bei reiferen Lesern selten gelingen, sie für seine Tendenz einzufangen. Denn auch seine Repräsentanten der freien Liebe bergen ein ganzes Schlangennest tragischer Konflikte in sich, mag er noch so viele und bunte idealistische Schleier darüber werfen. Die von Mackay verfochtene freie Liebe hat nur einen Sinn, wenn sie ohne Folgen gedacht wird, als Selbstzweck des Genusses. Er möge uns sein freies, genußgieriges Liebespärchen wieder vorführen, wenn es 50 Jahre alt geworden ist und uns zeigen, was es für sich und die Menschheit an Glück aufgebracht hat und an Aussichten für ein geträumtes Adelsmenschentum, und mit welchen Gesinnungen, Stimmungen und Kräften es dem Alter entgegenschreitet, dann wollen wir weiter davon reden. Au jour le jour, das ist so schnell gesagt wie gethan, aber bewiesen ist damit wenig oder nichts. Anarchismus hin, Anarchismus her. M. G. C.

Bergfeuer. Evangelische Erzählungen von M. G. Conrad. Erste Reihe, München, Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. Albert u. Komp. Inhalt: Bergfeuer — Das Weib am Brunnen — Niemand kann zween Herren dienen — Der Träumer — Die Vermählung — Der Gastfreund — Lehrer und Priester. Die zweite Reihe „Der Übermensch" und die dritte Reihe „Der Gott" werden in kurzem erscheinen. Bruchstücke der dritten und vierten Erzählung wurden in dieser Zeitschrift veröffentlicht. Wir kommen auf dieses eigentümliche Werk zurück, sobald es in allen Teilen vollendet vorliegt, so daß sich Plan und Bauart des Ganzen, einer Art moderner Christologie, mit Sicherheit beurtei-

len läßt. In frommen Kreisen wird es viel böses Blut machen. X. Y. Z.

Willy Lentrodt: Aus tötlichen Schauern. Leipzig, W. Friedrich. — Fünf Stück Novellen und novellistischer Skizzen, frisch und munter, zuweilen mit einem allzu üppigen Aufwand an malenden Worten vorgetragen. Am meisten Eigenart zeigen die humoristischen Partieen. Das bekannte Pech mit der „großen Leidenschaft“ bildet überall das Grundmotiv.

Fritz Hammer.

Ernst Wechsler: Heimatszauber und andere Novellen. Leipzig, W. Friedrich. — Mit dem Bildnis des Verfassers geschmückt, macht das Buch einen freundlich vornehmen Eindruck. Über Wechslers Erzählungskunst ist nichts Neues zu sagen, sie hat ihre alten Vorzüge, von der Kritik längst anerkannt, bewahrt, ohne sich zu Versuchen mit modischen Kniffen billiger Effekthascherei verführen zu lassen. Der Dichter ist kein Moderner im extremen Sinne des Wortes. Das alltäglichste Motiv entwickelt sich unter seiner Feder zu Glanz und Schönheit, ohne dadurch eine zu starke Einbuße an eindringlicher Wirklichkeitsdarstellung zu erleiden.

Fritz Hammer.

Lyrik.

Neue Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Wilhelm Friedrich, k. Hofbuchhändler, 1893. — Es fehlt heutzutage überall — auch auf litterarischem Gebiete — an der primitivsten Ehrlichkeit. Eine feige und feile Liebedienerei führt das schmachvolle Scepter, und man trifft nur selten Männer, welche den Mut haben, ihrer ehrlichen Meinung und Überzeugung frank und frei Ausdruck zu geben! Überall regiert die „Clique“, das „persönliche Moment“ entscheidet. . . . . Deshalb findet sich auf kritischem Gebiete so selten eine feste Meinung vertreten. Alles ist meist von persönlichen Tüfteleien bestimmtes subjektives Irrlichterieren, aber kein ehrliches, freies Wort, keine markige, machtvolle Mannesüberzeugung im heiligen Dienst der Kunst kommt zu Wort und Ausdruck. So hat sich denn — angesichts dieser Verhältnisse — eine Reihe von seltsam isolierten Naturen im deutschen Dichterwald herangebildet, zu denen auch Paul Lanzky gehört. . . . . . Sein Buch „Abendröte“, voll glänzender, psychologischer Betrachtungen, durchströmt von dem wehmütigen Duft herbstlichen Pessimismus', konnte ich in diesem Blatte mit berechtigtem Enthusiasmus besprechen. Als Lyriker ist Lanzky zu reflexiv, zuviel grüblerische Philosophen-Natur. Seine leidgesättigten „Herbstblätter“ hatten mir schon verraten, daß er kein echter Lyriker sei. Trotzdem findet sich in diesem neuen Bande vieles Psychologisch-Interessante, die Sprache mahnt zuweilen an den von Goethe gefeierten unglücklichen Christian Günther. Jedenfalls sympathischen Gruß dem Einsiedler an der Riviera.

W. Arent.

Schelmenlieder eines fahrenden Komödianten. Humoristische Dichtungen von Georg Kleinecke. (Hamburg, 1893, Verlag von A. Goldschmidt.) — Wir betrachten es als unsere Pflicht, auf die Sammlung herrlicher Gedichte aufmerksam zu machen, in welcher Georg Kleinecke, das beliebte Mitglied des Hamburger Thalia-Theaters, die Kinder seiner Muse endlich einem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat. Der Autor zeigt sich uns als wahrer und echter Dichter, der Anklänge an Scheffel und Heine nicht verkennen läßt, sich aber doch als originell schaffender Künstler insofern erweist, als seine Verse ungezwungen aus seinem gemütvollen und dabei schalkhaften Innern gleich einem frischen Waldesquell hervorsprudeln. Obwohl mit dem Ausdruck „Perlen unserer Litteratur“ bekanntlich soviel Mißbrauch getrieben wird, daß dieses Wort nahezu seinen Wert verloren hat, möchten wir es in seiner wahren und unverfälschten Bedeutung auf einige Gedichte des Kleineckeschen Buches anwenden, die durch ihre melodische Sprache, ihren hochpoetischen und dabei humorvollen Inhalt dem Besten zu-

gezählt werden müssen, was seit Jahren erschienen ist. Wir heben namentlich hervor: das „Einleitungsgedicht“, „Zwei Sonnen“, „Faust und Grete“, welche sich durch geistvollen Humor auszeichnen, sowie die „Heidebilder“. Der Cyklus: „Von meiner Mittelmeerfahrt“, welcher 10 Nummern umfaßt, enthält das schönste Gedicht der Sammlung: „Arpad der Düst're“, das wir uns hier abzudrucken nicht versagen können.

Arpad der Düst're.

„Hast nun gerastet am Land genug,
Auf in die Ferne mit raschem Flug,
Gleite, mein Schifflein, gleite.“
Arpad der Düst're aus Ungarland
Aufgerichtet am Maste stand,
Blickte hinaus in die Weite.

Bist aft erbebet im Sehnsuchtsschmerz,
Kamm nun zur Ruh, du pachendes Herz,
Lebensverdrassen und müde!
Suchtest umsanst nach dem Frieden umher,
Such' ihn draußen auf weitem Meer —
Draußen im Meer ist der Friede!

Hältst du zur Heimat den Blick gebannt,
Schwindet im Nebel das letzte Stück Land,
Weicht auch des Daseins Schwere!
Tauchst du den Blick in der Wellen Grün,
Will es wie Haffnung die Brust durchziehn,
Haffnung ist draußen im Meere!

Spiegelt der südliche Himmel sich
Dart in dem Meere, sa prächtiglich
Lacht es in lieblicher Bläue!
Sa hat ihr Aug' mich einst angelacht,
Eh' ihr Verrat mich ums Glück gebracht!
Draußen im Meer ist die Treue!

Seht wie am westlichen Harizant
Purpurn erglühend der Sonnenball thrant,
Bald wird der Nacht er zum Raube;
Dach in die sinkende Nacht hinein
Mahnt uns zur Andacht sein Widerschein —
Draußen im Meer ist der Glaube!

Und auf des Meeres erglänzender Flur,
Preisend die Wunder der graßen Natur,
Falte vall Andacht die Händ' ich —
Siehe, da kräuselt ein nördlicher Wind,
Jach sich erhebend, die Fluten geschwind,
Draußen im Meer wird's lebendig.

Dach, bei des Sturmes Brausen und Weh'n
Aufgerichtet am Maste zu stehn,
Wäre fürwahr ein Geniestück!
Arpad der Düst're aus Ungarland
Niedergelehnt an der Reeling stand. —
Draußen im Meer ist sein Frühstück.

Die Skatlieder vermögen wir nicht zu würdigen, da infolge eines groben Fehlers in unserer Erziehung uns die Kenntnis dieses Spieles mangelt, wie wir zu unserer Beschämung bekennen müssen.

Die Schelmenlieder eignen sich sehr gut zum Vortrag und können allen Freunden eines gesunden Humors aufs Wärmste empfohlen werden. Die Ausstattung ist eine geschmackvolle und das Buch eignet sich daher trefflich für Geschenke. Dem Autor rufen wir freudig zu: Vivat sequens!

—gst.

Gedichte von P. K. Rosegger. Mit 18 Illustrationen. Wien, A. Hartleben. — Der metrisch gewordene Rosegger, zwölf Bogen Oktav stark und mit stimmungsvollen Bildern geschmückt, ist zwar kein welterschütterndes Ereignis, aber er darf sich sehen lassen. Ein großer Musiker ist er nicht, ein großer Farbenzauberer auch nicht, und um die Neutönerei hat er sich keine Verdienste erworben. Die Allerjüngsten und Allermodernsten, die nur in Unerhörtheiten machen, werden den steirischen Lyraschläger sehr von oben herab nehmen, wenn sie ihn überhaupt nehmen. Man kann's ihnen nicht verdenken. Der gute Rosegger ist eben so ganz und gar nicht dekadent. Er hat so gemein gesunde Nerven und Nervenreize. Und seine Tugenden sind so gräßlich altmodisch: Schalkhaftigkeit, Lebensfreude, Kampfesmut, Innigkeit, Liebenswürdigkeit, Treuherzigkeit. Nicht einmal den Atheisten versteht er zu heucheln. Und gar kein Talent zum Schauspielern hat er, dieser grundehrliche Kerl. Und das will doch noch ein Dichter sein — und ist's sogar? C.

Das Buch vom Kusse und vom Küssen. Eine Sammlung der schönsten Gedichte über den Kuß und das Küssen klassischer und zeitgenössischer Dichter. Leipzig, Karl Minde. 93 S.

Lieder vom Kuß. Ein Buch deutscher Liebeslyrik aus klassischer und moderner Zeit. Herausgegeben von Hugo Grothe-Harkányi. Leipzig, Max Erhardt.

Das Küssen ist, richtig geübt, bekanntlich eine vortreffliche Sache. Dagegen ist das, was sich vom Küssen singen und sagen läßt, von den Dichtern alter und neuer Zeit nicht immer gleich vortrefflich gemacht worden. Es ist also verdienstlich, wenn sich kuß- und kunstverständige Leute der Arbeit einer Sichtung und Sammlung des reichen Materials unterziehen. Das ist nun, wie oben zu sehen, von zwei Firmen gleichzeitig und gleichartig geschehen. Die Herrschaften versprachen sich offenbar nicht bloß ein gutes Vergnügen, sondern auch ein gutes Geschäft davon. Hochachtung. C.

Ludwig Scharf: Lieder eines Menschen. (Vergl. letztes Dezember- und Januarheft.) Liebenswürdig ist dieser Mensch nicht, edel, hilfreich und gut, wie er nach Goethe sein soll, auch nicht. Wenn er auf dem Titelblatte bekennt, daß er von allem Geschriebenen das liebe, was Einer mit seinem Blute schreibt, so kommt's doch immer auf die Beschaffenheit des Blutes auch ein wenig an.

Blutige Lieder sind's, die dieser Unglücksmensch singt, aus Haß und Hohn, Gift und Galle reichlich gemengt. Umsichgrunzen, umsichbeißen, umsichschlagen — Pech und Schwefel, das wäre sein Element, Oberschwester von Sodom und Gomorrha sein natürliches Amt. Die moderne Welt mit ihrer heißen, regelrechten Arbeit ist ihm ein Zuchthaus. Er will nicht arbeiten, weder mit schwieliger Faust, noch mit wissenschaftlich disziplinierten Hirn, er will in der Schenke sitzen, spielen, saufen, huren und dann, „ausgemergelt und entmarkt", sich selbst und die Menschheit in Trümmer schlagen. Dieser Mensch sui generis sieht mit einer grotesken Selbstüberhebung alles Menschliche und Göttliche tief unter sich. Er ist sich der einzige Mensch auf der Höhe der Situation. Die übrigen gehören an den Laternenpfahl. Und so weiter in bestialischer Roheit und Verkommenheit, in allen Zügen vom Dichter der perversen Natur abgelauscht.

Was beabsichtigte Scharf mit dieser Bestie in Menschengestalt? Intellektuell und moralisch offenbar garnichts. Er wollte dieses böse und traurige Geschöpf sich in Liedern ausleben lassen. Und das hat er zum Teil mit großer Kunst und dichterischer Kraft zuwege gebracht. Die meisten Lieder wirken wie mit schlagender Überzeugungswucht. Das Scheusal wird in allen Fasern lebendig bis zum Unheimlichen, der Verbrechertypus ist bis aufs Haar getroffen. Grandios natürlich, dieser moderne Quadratlump, der „jenseits von Gut und Böse" sich auf Regimentsunkosten ausleben will als „Vollnatur", die jeder Schranke spottet.

Ludwig Scharf hat mit genialem Seherblick die Stelle entdeckt, wo auch dieser Mensch sterblich ist — in der Liebe zur Mutter und in der Ehrfurcht vor der stummen Natur. Aber das sind nur flüchtige Momente, und darum hat er sie auch nur in wenigen Nummern festgehalten. Zu diesen gehört in erster Linie der wundervolle Gebetspsalm: „Ackerkrume, Scholle der Erde, heilige, reine, wie ich dich liebe!" (früher bereits in der „Gesellschaft" abgedruckt), dann „In der Passionswoche". Dagegen fallen aus dem Rahmen: „Das Niederwaldenkmal" und „Adam-Don Juan", denn sie haben nichts mit dem Menschentypus gemein, den uns der Dichter mit blutiger Wahrheit gezeichnet. Gehören also auch nicht in diese Sammlung.

Alles in allem, wenn man's richtig besieht, eine große schöpferische That. Nach dieser Kraftprobe darf die deutsche Dichtung von Ludwig Scharf noch Herrliches erwarten. Denn es ist zu vermuten, daß seinem mächtigen Talent auch noch andere Typen nahe liegen, als dieser „Mensch". M. G. C.

Albert Giraud: Pierrot Lunaire. Deutsch von Otto Erich Hartleben. Berlin, Verlag deutscher Phantasten. — Daß das höchst geschmackvoll ausgestattete Buch nur Übertragungen aus dem Französischen enthält, kränkt meinen deutschen Stolz nicht,

dem ich bin überzeugt, Hartleben hätte die Kraft besessen, auch die Originale selbst so meisterlich zu verfassen, wie er sie verdeutscht hat. Hartleben ist eine unserer allerstärksten modernen Begabungen in der Lyrik wie im Drama, wie seine „Hanna Jagert“ ausweist, das beste Stück, das die Moderne bis jetzt auf Berliner Boden gezeitigt.

Pierrot Lunaire ist die phantastische Laune und Anmut selbst, eine köstliche Blüte moderner künstlerischer Selbstverspottung im fidelen Selbstgenuß, garniert mit jener humoristischen Wehmut, die zur besseren Verdauung unerläßlich. Neben Perlen edelster Kunst prunkt natürlich auch manches nur spielerisch gemachte Stück in diesen fünfzig reimlosen Dreistrophern mit der elegant durchgezogenen ersten Verszeile in der Mitte und am Schluß. Der musikalische und koloristische Reiz ist einfach bestrickend, so durchsichtig auch die technischen Kniffe für den Kenner sind. Die Hexerei ist garnicht so groß. Aber die Nachahmer soll der Teufel holen.

M. G. C.

Dramen.

Eine feine, poesieerfüllte Arbeit ist der dramatische Einakter „Alkandis Lied“ von Arthur Schnitzler (Wien). Die gereimten Jamben setzen zu voller moderner Wirkung Schauspieler voraus von vollkommen reifer Natürlichkeit und Schlichtheit, fern aller konventionellen Pathetik und Theatralik. Den Inhalt des anmutigen Werkchens bildet die Eifersucht (auf einen toten Dichter!), durchaus neu nuanciert und höchst geistreich motiviert. Auf unseren von der Pest der Unnatur verwüsteten Bühnen und bei unserem verflachten Publikum wird eine erfolgreiche Aufführung allerdings schwer zu haben sein. — Bahrs Lustspiel „Die häusliche Frau“ (Berlin, S. Fischer) ist, abgesehen von dem daran verschwendeten Witz, schon technisch höchst ergötzlich gemacht: Akt eins und zwei ein Stück, Akt drei und vier ein anderes Stück, und zwar so, daß das zweite Stück das erste auf den Kopf stellt. Man kann jedoch auch im Spaß des Guten zu viel thun, und dann werden die Menschen wild und setzen den Spaßmacher vor die Thür.

C.

Moderne Teutonen. Schauspiel in vier Akten von Valis. (Berlin 1893. Bibliographisches Bureau.)

Eine Tendenzarbeit schlimmster Sorte. Das Stück soll demnächst am Alexanderplatz-Theater — einer der zwei Vorstadtbühnen unter der rührigen Direktion Jamst — zur Aufführung kommen. . . . Das Bibliographische Bureau in Berlin verfolgt neuerdings so ausgeprägt „judenschutztruppenmäßige“ Tendenzen, daß man unwillkürlich stutzig wird. Das Bureau, welches neben dem Buchverlage auch in Diamanten, alten Bronzen und Bildern „macht“ (!) und ein Netz von Agenturen spinnenartig auswirft (z. B. in Frankfurt a. M. Bär & Co.), hat da wieder mal ein famoses litterarisches Kukuksei ausgebrütet im Sinne der Tendenzen der „Alliance Israelite“. Endesunterzeichneter ist wahrlich kein Radau-Antisemit, verzichtet überhaupt auf diesen fragwürdigen Ehrentitel, aber er kennt das „auserwählte Volk“, speziell auch die höchstgefährliche Sorte der modernen Reformjuden, aus deren Kreisen der Verfasser des vorliegenden Dramas offenbar stammt. Das Stück ist — wiederholt sei es gesagt — politische Tendenzmache schlimmster Art, in der Verbindung der Cherusker soll der Verein „deutscher Studenten“ lächerlich gemacht werden, die Affaire Ahlwardt spielt hinein, Stöcker wird ironisch der „Luther dieses Jahrhunderts“ genannt u. s. w. Solchen Leuten, wie dem Herrn Valis, kann im Interesse der Litteratur nicht energisch genug auf die Finger geklopft werden.

W. A—t.

„Der Arbeiterkaiser“, Trauerspiel von Fr. Dukmeyer (E. Rentzel, Berlin).

Mit einem weniger anspruchsvollen Titel hätte der Verfasser geringen Ansprüchen

genügen können. Man ist ja förmlich gezwungen, hinter diesem tendenziösen Titel ein modernes, soziale Probleme zu lösen versuchendes Werk zu suchen. Und was findet man? Ein Personenverzeichnis mit dem großen Peter von Rußland und all denen, die ihrer Zeit russische Geschichte gemacht haben.

Einigermaßen getröstet durch das Motto: „Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse, denn mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn sie verstehen es nicht," geht man an die Lektüre des Buches, die glücklicherweise nicht von langer Dauer ist, denn der Verfasser befleißigte sich einer lobenswerten Kürze. Diese Kürze ist noch das Beste an dem Drama, denn wir finden in demselben alle Vorurteile, die man im Publikum gegen — historische Trauerspiele hegt, begründet.

Der „Arbeiterkaiser" heißt es, ein — historisches Trauerspiel ist es.

—a—

Enzio (sie umarmend):
Laß den schönen Leib umschlingen,
Nur für einen Augenblick
Laß mich, süße Maid, erringen
Jenes heiß ersehnte Glück.

(Sie küssend):
Einen Kuß von Deinen Lippen,
Seligkeit, die ich empfand!
Laß mich von dem Tranke nippen,
Den der Himmel mir gesandt!

Agnes:
Deinen Wunsch muß ich erhören;
Köstlich, innig, süßer Hauch,
Ewig soll die Liebe währen,
Selig, ja, das bin ich auch.

Enzio (sie an sich ziehend):
Wenn wir innig uns umfassen,
Fest vereint in Sympathie,
Möcht ich nimmer von Dir lassen
Süße, traute Harmonie!

Und weißt du auch, geneigte Leserin, wo diese schönen Verse geschrieben stehen? Nein? So sag' ich's dir:

Auf Seite 17 des Trauerspiels „König Enzio" (Mährisch-Ostrau, Julius Kittl, 1893) von Moriz Ritter von Gutmann, Verfasser der Tragödie „Konradin, der letzte Hohenstaufe" und der Gedichte „Tönende Saiten".

Er giebt nicht Ruh, er giebt nicht Ruh, unser Haute-finance-Poet giebt nicht Ruh, und er hat's doch wahrhaftig nicht nötig. — Aber! Pfui Deibel! Was bin ich doch für ein Materialist! Muß man denn immer nur ums Geld der schönen Poesie huldigen??

Unser Haute-finance-Poet macht's da freilich viel klüger, nämlich umgekehrt: er muß das Geld hergeben, um der schönen Poesie huldigen zu können, er huldigt ihr für's Geld, und, da er uns in seinen „Gedichten" (siehe Oktoberheft 1892) angezeigt hat, daß er die Absicht habe, „ihr ewig treu zu sein" und „ihr sein Leben zu weihen", so steht für das Vermögen des Hauses Gutmann etwas sehr schlimmes zu befürchten.

Ja, solch ideale Jünglinge lasse ich mir gefallen! Andere Herrchen dieser Façon verlieren ihr Geld durch Spiel und Weiber, Gutmann durchs Dichten. Wie anders möchten doch viele Dichter, die mit Entbehrung ringen müssen, fortkommen, wenn ihnen die Summen zur Verfügung stünden, die unser Sonntagnachmittagspoet durch Umschweißen in Verse mit der Zeit verschleudert!

Karl Kraus.

Soziale Litteratur.

Dreieinhalb Monate Fabrikarbeiterin. Eine praktische Studie von Frau Dr. Minna Wettstein-Adelt. Berlin, deutsche Schriftstellergenossenschaft.

Das Kellnerinnen-Elend in Berlin. Von Karl Schneidt. Berlin, Moderner Verlag.

Sagt, wem ich diese Schriften empfehlen soll? Unserer Obrigkeit, die uns von Gott verordnet? Unter deren kluger und gütiger Fürsehung und Oberaufsicht ja alles geworden, wie es geworden ist? Die bedarf der Wissenschaft von außen nicht, sie sitzt selbst an der Quelle aller Erkenntnis, sie hat eigenköpfig und eigenhändig an allem staatlich und gesellschaftlich Gewordenen mitgearbeitet. Und wäre ihr

die Geschichte am Ende über den obrigkeitlichen Kopf gewachsen und die obrigkeitlichen Hände griffen in die Luft oder wo andershin, wo nichts Richtiges und Zweckmäßiges zu erhaschen ist, so hilft auch die Wissenschaft nichts mehr. — Oder soll ich diese Schriften den hohen, mittleren und niederen Geistlichkeit, den Priestern der sämtlichen staatlich anerkannten Konfessionen und Sekten empfehlen, damit sie dieselben am Sonntag von allen Kanzeln verlesen und zum Predigtthema nehmen an den hohen Festtagen? — Oder den vornehmen Damen des Adels und des Geldsackbürgertums? — Oder dem Generalstab der großen deutschen Reichsarmee? — Überall bekäme ich diese Schriften mit Protest zurück. Sagt mir, bitte, wem ich sie mit Erfolg empfehlen soll! Es stehen so furchtbare Wahrheiten auf jeder Seite, wer hat Augen und Ohren, ein Herz und Gewissen dafür? Jedes Blatt ist ein blut- und thränengetränktes Dokument aus der unendlichen Leidensgeschichte der Armen, Elenden und in Not Verkommenen, wer ist geschickt, daraus die rechten Entschlüsse zu ziehen und in die rechten Thaten umzusetzen? Soll ich mich am Ende gar an die Volksvertreter im deutschen Reichstage wenden? Aber das Volk hat bis jetzt ja gar keine Vertreter, sondern nur die Parteien haben solche, und die treiben Partei-, aber nicht Volkspolitik. Ich bin ratlos. Gebe ich sie den Publizisten, die machen schwungvolle Leitartikel darüber, die heute gedruckt, morgen vergessen sind. Die Dichter dichten — und der Karren bleibt im Dreck. Donnerwetter! M. G. C.

Vermischte Schriften.

Die Schäden der Zeit. Unsere Schulmeister. Verlag von Gustav Körner. Leipzig. 1892. — Ein albernes Machwerk! Auf dem Titelblatt ist ein großer Krebs abgebildet. Darunter steht die Inschrift: Nunquam retrorsus! Das ganze Buch ist, wie eine hebräische Bibel, von hinten nach vorn gedruckt, jedoch so, daß die Rückseite oder, besser gesagt, Vorderseite eines jeden Blattes leer bleibt, jedenfalls nur, damit der gedankenarme Verfasser, mit seinen 36 Seiten Geschwätz eine Broschüre von 5 Bogen zusammenstoppeln konnte. Die 36. Seite enthält nichts weiter als die beiden Goetheschen Verse:

„Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet pfui zu sagen.“

Ich erlaube mir, von diesem Rechte hiermit Gebrauch zu machen. Hätte ein hinterpommerscher Junker diese niederträchtigen Schimpfereien über unseren gesamten Lehrerstand zu Papier gebracht, so wäre kein Wort darüber zu verlieren. Die Bauernbuben, die, nach Mist duftend, auf das Seminar kommen, um dort zu hochmütigen Alleswissern und religionslosen Spöttern gedrillt zu werden, kennt man ja aus den Reichstagsreden unserer Konservativen zur Genüge. Wenn aber einer, der für Trennung von Kirche und Schule zu schwärmen vorgiebt, diese junkerlichen Albernheiten nachplappernd, unsere Lehrer für alle Sünden unserer korrumpierten Gesellschaft verantwortlich macht, so gehört er einfach ins Narrenhaus. Ich bin gewiß der Letzte, der unsere heutige Jugenderziehung für vollkommen hält; im Gegenteil, ich möchte sie zum größten Teil in Grund und Boden hinein verdammen. Aber was können unsere Lehrer dafür? Sie haben als Staatsdiener die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, die ihnen anvertrauten Menschenkinder nach vorgeschriebenem Rezept zu gehorsamen Unterthanen heranzudrillen. Weh dem Schulmeister, der bloß Menschen formen wollte! Seine Stelle würde bald durch einen verständnisvolleren Pädagogen ersetzt. Wer das aber weiß und dennoch die gesamte Lehrerschaft in so gemeiner Weise beschimpft, wie der Verfasser dieses Krebsbuches, der beweist nur, daß er nicht den Mut hat, sich mit seinen Klagen an die richtige Adresse zu wenden. Gebt unsern Lehrern mehr Freiheit,

reißt ihnen die Zwangsjacke des alleinseligmachenden Militär- und Kapitalstaates vom Leibe, und ihr werdet ein blaues Wunder an ihnen erleben! E. St.

Briefe Thomas Carlyles an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837 bis 1857. Übersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. Berlin, Gebr. Paetel. — Zu den wenigen Romanen und Engländern, deren Empfinden und Fühlen dem Deutschen an Tiefe und Eigenart nahe oder gleich kommt, gehört in erster Linie Thomas Carlyle. Er hat deutsches Wesen liebevoll-kongenial aufgefaßt und unsern Schiller und Goethe verstanden, wie nur die besten Deutschen selbst. Zeugnis davon legen seine Schriften über Gegenstände aus der deutschen Litteratur ab, sowie namentlich sein Briefwechsel mit Goethe. Jetzt liegt ein zweiter Briefwechsel vor, der mit Varnhagen von Ense. Richard Preuß hat ihn übersetzt und erläutert. Er umfaßt 20 Jahre und zwar gerade die Entstehungszeit von Carlyles Geschichte Friedrichs des Großen. Varnhagen stand dem englischen Freunde mit litterarischen Nachweisen, Büchern und Karten helfend zur Seite, erlebte aber die Vollendung des Werkes nicht mehr. Was uns an den Briefen besonders wichtig erscheint, ist, daß sich in ihnen der Charakter des Verfassers klar und deutlich abspiegelt. Sein Grundzug ist Einfachheit, Ruhe, Stille, Schweigsamkeit, im Gegensatz zu der Geschwätzigkeit und Geselligkeitssucht der meisten unbedeutenden Menschen, namentlich der Franzosen. Alleinsein mit dem stummen Weltall, um den ewigen Stimmen darin zu lauschen, auf daß die Wirbelwinde staubigen irdischen Unsinnes sich von Zeit zu Zeit ein wenig zu Boden senken mögen — das ist ein Haupterfordernis nicht nur für den großen, sondern für jeden Menschen oder sollte es wenigstens sein. Unsere gesellschaftliche Zeit könnte in der Beziehung viel von Carlyle lernen. Das Unternehmen des Herausgebers verdient Anerkennung. Dr. W.

Konrad Fischer, Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes. Hannover. Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior). — Der 2. (Schluß-)Band dieses trefflichen Werkes liegt vor uns. Das Buch ist durchaus kein pädagogisches, sondern ein soziales, und als solches verdient es die Beachtung der weitesten Kreise. Der vorliegende Band giebt die Schilderung des Lehrerstandes im 19. Jahrhundert, also in einer Zeit, wo er sich aus der tiefsten Erniedrigung schon herausgearbeitet hat, sich als Stand zu konsolidieren beginnt. Der Volksschullehrerstand während der französischen, während der Freiheitskriege — an dem mehr Lehrer teilnehmen wollten, als zugelassen werden konnten — die Beteiligung an den politischen Wirren des Jahres 1848, die Reaktion, die Hebung des Standes seit 1866 — alles dies zieht an unserem Auge vorüber und zeigt die Fortschritte, die dieser wichtige, viel unterschätzte Stand gemacht hat. Er zeigt zugleich, wie viel noch für ihn übrig bleibt, nicht bloß in materieller Hinsicht, sondern auch vor allem an innerem, geistigem Wachstum, wozu eine tiefere Vorbildung die erste Bedingung ist. Das Werk kann allen denen empfohlen werden, die Interesse an der Kenntnis der deutschen Kulturgeschichte nehmen; ein gut Teil davon spiegelt der Volkslehrerstand wieder. Je tiefer er steht, um so tiefer das allgemeine Niveau des Volkes; je höher er steigt, um so bessere Aussichten für die Zukunft der Nation. Dr. E. W.

Französische Litteratur.

Der jungbelgische Naturalist Henry Kistemaeckers hat sich durch seinen Erstlingsroman „Lit de Cabot“, den ich seiner Zeit an dieser Stelle anzeigte, in vorteilhaftester Weise in die Litteratur eingeführt. Die realistischen Bilder aus dem Leben des Komödiantenvolks, die uns dort entrollt wurden, zeigten in Auffassung und Ausführung ein so ungewöhnliches Können, daß man von der

Weiterentwickelung dieses kräftigen Talents, das sich hier in so auffälliger Weise offenbarte, das Beste erhaffen durfte. Leider ist der Wechsel, den der Verfasser des „Lit de Cabot“ auf die Zukunft zog, vor der Hand wenigstens noch uneingelöst geblieben, denn der neue Roman, der unter dem Titel „ . . . Mon Amant!“ jüngst bei Flammarion in Paris erschienen ist, bleibt nicht nur hinter dem oben erwähnten Erstling um ein gewaltiges Stück zurück, sondern ist auch an sich betrachtet ein Werk, an dem wohl niemand eine rechte Freude haben wird. Kistemaeckers versucht sich in „Mon Amant“ mit wenig Glück auf dem gespannten Drahtseil der manieriertesten Fin-de-siècle-Luftspringerei, und es spricht nur für die Kraft und Eigenart seines Talentes, daß dieser Versuch gar so kläglich ausgefallen ist. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn der Autor diesmal bei seiner psychologischen Experimentierarbeit nichts anderes zuwege gebracht hat, als ein gequältes und herzlich langweiliges Buch, über das man am besten zur Tagesordnung übergeht. Hoffentlich bewirkt der Mißerfolg das eine Gute, daß sich Kistemaeckers wieder auf den Weg zurückfindet, den er in „Lit de Cabot“ so verheißungsvoll betreten hat.

Nach der gewaltigen Enttäuschung, die einem Kistemaeckers „Mon Amant“ bereitet hat, ist man doppelt dankbar, ein Buch wie Hector Malots Roman „Zyte“ (Paris, Dentu) in die Hände zu bekommen. Malot will nichts mehr als ein guter Unterhaltungsschriftsteller sein, er kennt die Grenzen seines Talents und hütet sich in weiser Selbsterkenntnis, sein Ziel zu hoch zu stecken. Das kleine Gebiet, das er als Romanzier kultiviert, ist ihm dafür aber um so bekannter. So zeigt sein fruchtbares schriftstellerisches Wirken eine seltene Regelmäßigkeit: er hat uns zwar noch nie durch phänomenale Leistungen überrascht, hat uns andererseits aber auch noch nichts geboten, was unter dem Durchschnittsniveau der guten Unterhaltungslitteratur zurückgeblieben wäre. Der vorliegende Roman gehört mit zum Reifsten und Gelungensten, was der schaffensfreudige Autor bisher publizierte. Der klare Aufbau, die sorgsame Entwickelung und die spannende Führung der Erzählung zeigen die geschickte Hand des erfahrenen Routiniers, während die treffliche, lebenswahre Charakteristik der Heldin wie der übrigen Figuren des Romans und die feine psychologische Motivierung den ernst strebenden Künstler erkennen lassen. Kurz, man hat es in Malots „Zyte“ — der prächtig ausgestattete Band ist von Fernand Fau mit hübschen Bildern geschmückt worden — mit einem Buche zu thun, das allen Ansprüchen aufs beste gerecht wird.

Die allbekannte, durch Wohlfeilheit wie treffliche Stoffwahl gleich ausgezeichnete Romanbibliothek „Auteurs Célèbres“ (Paris, Flammarion) enthält in den letzterschienenen Bänden (vol. 226—32): G. de Peyrebrune, „Jean Bornard“ — Oscar Méténier, „Myrrha-Maria“ — Courteline, „Les Facéties de Jean de la Butte“ — Boussenard, „Chasseurs canadiens“ — Yves Guyot, „Un Fou“ — Alexandre Dumas, „Marie Stuart“ — Tancrède Martel, „La Parpaillotte“.

Die mit der oben erwähnten Bibliothek erfolgreich konkurrierende Sammlung von modernen französischen Romanen, die bei Dentu in Paris unter dem Titel „Les Maitres du Roman“ fortlaufend erscheint, bringt in den neuerdings zur Ausgabe gelangten Bänden (69—73): Catulle Mendès et Richard Lesclide, „Veritables Mémoires de Cagliostro“ — Mélandri, „La Gouvernante“ — Camille Lemonnier, „Un Male“ — Xavier de Montépin, „La Maitresse du Mari“ und Gourdon de Genouillac, „L'homme au nez coupé“.

Unter den Prachtwerken, die uns die vorjährige Weihnachtszeit gebracht, muß

mit besonderer Auszeichnung des prächtigen Buches gedacht werden, das John Grand-Carteret unter dem Titel „XIXe Siècle“ bei Didot in Paris herausgegeben hat. Der geistvolle Schriftsteller, dessen Werke sich mit Recht allgemeinster Beliebtheit erfreuen, giebt uns hier in übersichtlicher Darstellung eine Geschichte der kulturellen Entwickelung Frankreichs im Laufe unseres Jahrhunderts. Einen eigenartigen Reiz erhält die Grand-Carteretsche Schilderung durch die fortgesetzte vergleichende Betrachtung der Verhältnisse am Beginn und Ende des Jahrhunderts, eine Betrachtung, die sich auf alle Äußerungen des geistigen Lebens erstreckt. Wir erhalten so ein bis ins kleinste Detail getreu gemaltes Bild der verschiedenen Phasen, die die französische Kulturgeschichte im Stufengange einer hundertjährigen Entwickelung durchlaufen hat. Grand-Carterets „XIX. Siècle“ enthält das Resultat umfassender, emsiger Quellenforschungen, ganz spezielles Lob verdienen die klare Anordnung des überreichen Materials und die sprühende Art, mit der der Autor seinen Stoff behandelt. Der ebenso reiche wie glänzende Illustrationsschmuck, der dem umfangreichen Bande beigegeben ist, steht hinter dem trefflichen Text nicht zurück. Grand-Carteret hat mit feinstem künstlerischen Takt aus der Fülle des in Betracht kommenden Materials dasjenige ausgewählt, das von bleibendem Wert und zugleich von charakteristischer Bedeutung ist. Die typographische Ausführung dieser Bilder, die die Anschaulichkeit des Textes in wünschenswerter Weise erhöhen, ist ebenso tadellos wie die übrige Ausstattung, die die Verlagshandlung dem Buche gegeben hat.

„Claudius Bombarnac“, der neueste, von Benett illustrierte Roman des nimmer rastenden Jules Verne (Paris, Hetzel), enthält das Reisetagebuch eines Reporters, der im Auftrage seines Blattes von Tiflis nach Peking reist, um über die Wunderwelt, die die transasiatische Bahn dem Verkehr erschlossen hat, zu berichten. Was die Schilderung von Land und Leuten anbelangt, so bewegt sich Verne hier ganz auf dem Boden der nüchternen Thatsachen, freilich hält er sich dafür in der eigentlichen Erzählung, die an abenteuerlichen Verwickelungen nichts zu wünschen übrig läßt, wieder schadlos. Das dürfte aber gerade nach dem Geschmack der jugendlichen Leser sein, die ja das Hauptkontingent der Verne-Gemeinde bilden. — Von anderen Werken der Etrenneslitteratur für die reifere, französisch lesende Jugend nenne ich noch als besonders gelungen die wissenschaftliche Münchhausiade, die der bekannte Jugendschriftsteller G. Le Faure unter dem Titel „Les Robinsons lunaires“ bei Dentu in Paris veröffentlichte. Fernand Fau hat den elegant ausgestatteten Band mit zahlreichen hübschen Bildern geschmückt.

Die „Librairie de l'Art“ in Paris hat ihre bestbekannte Kollektion der „Artistes célèbres“ um eine neue, bedeutungsvolle Monographie vermehrt, die unter dem Titel „Les Hüet“ jüngst zur Ausgabe gelangte. C. Gabillot, ein Kunstforscher von bewährtem Ruf, unterzieht hier die künstlerische Thätigkeit der Hüets, besonders diejenige J. B. Hüets, eines der besten Maler des 18. Jahrhunderts, einer eingehenden kritischen Untersuchung. Nahe an 200 Illustrationen, die die Hauptwerke des Meisters in vollendeter künstlerischer Reproduktion zur Anschauung bringen, bilden die wertvolle Beigabe der interessanten kunsthistorischen Arbeit.

Sehr lesens- und beachtenswerte kritische Studien veröffentlichte Edme Champion in seinem bei Flammarion in Paris erschienenen Buche „Voltaire“. An der Hand einer kleinen Zahl von charakteristischen Beispielen beweist der Autor, daß sich in Voltaires Schriften noch ein reicher Schatz von Belehrung birgt, der bisher noch so gut wie unbehoben geblieben ist. Champion wendet sich weiterhin gegen die Ausleger Voltaires, deren

Forschungen zum großen Teil auf falschen Voraussetzungen beruhen und daher einer Korrektur bedürftig sind.

Der berühmte Karikaturist Caran d'Ache macht sich in seinem neuesten humoristischen Bilderbuch „Le Carnet de chèques“ (Paris, Plon) in gelungenster Weise über den Panamaskandal und die Helden desselben lustig. Zu den Wenigen, die die geheimnisvollen Checks mit eigenen Augen gesehen haben, scheint auch Caran d'Ache zu gehören. Er hält mit seiner Wissenschaft nicht hinter dem Berg, sondern präsentiert die ominösen Papiere in einem veritablen Checkbuch dem großen Publikum. Caran d'Aches hübsches Checkbüchlein wird sich bald in aller Hand befinden und allgemeine Heiterkeit erregen.

Die von Plon, Nourrit & Cie. in Paris herausgegebene „Revue hebdomadaire“ hat sich in den wenigen Monaten ihres Bestehens die Sympathien des gebildeten Lesepublikums im Sturm erobert. Die ebenso gediegene wie inhalts- und abwechselungsreiche Wochenschrift muß heute an erster Stelle genannt werden, wenn von der französischen Zeitschriftenlitteratur die Rede ist. Ich habe die „Revue hebdomadaire“ bei ihrem Erscheinen gebührend hervorgehoben und will heute nur hinzufügen, daß die Wochenschrift die Versprechungen, die sie dem Leser in ihrem Programm machte, mehr als erfüllt hat. Die in letzter Zeit erschienenen Hefte — es gelangen allmonatlich vier bis fünf Hefte zur Ausgabe, die einen starken Band von 800 Oktavseiten bilden — enthalten an Romanen „Les Antibel“ von Emile Pouvillon, „Sur le retour“ von Paul Margueritte, „La Cure de misère“ von François Coppée, „Un Coeur discret“ von Gustave Guiches, „Amour de Miss“ von Blaize und Novellen von Margueritte, Vinot, Gladès, Coppée, Krestowsky, Ed. Rod und a. m. Von dem nicht belletristischen Inhalt erwähne ich nur die „Mémoires d'un conscrit de 1808“ von Gille, „Sensations d'Italie“ von Bourget und das hochinteressante, anonym erschienene Skizzenbuch, das Heroé unter dem Titel „Un Anglais à Paris“ aus dem Englischen übersetzte. Daneben bringt jedes Heft Gedichte und eine umfassende Übersicht über das Kunst- und Litteraturleben der Gegenwart. Im Monat März beginnt die „Revue hebdomadaire“ mit der Veröffentlichung von Zolas neuem Roman „Le docteur Pascal“, welcher an dieser Stelle zum ersten Abdruck gelangt. Die trefflich geleitete Zeitschrift sei unseren Lesern nochmals bestens empfohlen. A. G—tze.

Papes et Paysans par Ardant Gabriel. (Paris, Gamme. 1892. 16°. 266 S.) — Der Titel verspricht unermeßlich viel, der Text hält unermeßlich wenig. Eine Art von Bauernfängerei. Man glaubt, der Autor werde sich über das Verhältnis der Päpste zu den Landbewohnern der gesamten Kulturwelt verbreiten, findet aber, daß die ganze Geschichte ausschließlich die römischen Bauern angeht. Was die Pontifexe für diese Gutes und Großes gethan haben, kann hier die Mit- und (ev.) die Nachwelt vertrauungsvollst lesen, natürlich — wofern sie genug Lust und Mut (es gehört auch „Mut“ dazu!) besitzt. Ardant Gabriel widerlegt u. a. die landläufige Meinung, daß die Päpste die Campagna verwildern ließen und citiert Dekrete aus dem vatikanischen Archiv, vor allem Sixtus IV., Julius II., Clemens VII. und VIII., Paul V., Benedikt XIV., Pius VI., VII. und IX., die das Gegenteil beweisen, oder richtiger: beweisen sollen. Wir erfahren da ausnehmend wunderbare Dinge, wahre Zauberstückchen, die einem Erzescamoteur à la Bosco alle Ehre machen würden: im Handumdrehen werden aus den aller-allergreulichsten Einöden herrliche Paradiese, wogegen das biblische nur eine elende Stümperei ist — ein „changez passez“ genügt, und der altbackenste Erdboden verwandelt sich in eine leckere Zuckertorte — — kurz Dinge, von denen sich, um das schöne Citat noch ein-

mal zu notzüchtigen; unsere Schulweisheit nichts träumen läßt! — Aber wo sind denn all die lieblichen Sächelchen? wird ein naives Menschenkind fragen, man sieht ja nichts davon! — Ja, das ist's eben, trauter Schneck, wer klare Augen hat, wer ein „Ungläubiger“ ist, der merkt nichts und schließlich: weißt du, die gottlose italienische Regierung des rè galantuomo, sowie die seines Nachfolgers, diese liberalen Freimaurer, haben alles wieder vernichtet, auf den status quo gesetzt, um das Papsttum recht in Verruf zu bringen, und deshalb kannst du nichts von jenen Gärten der Armida (oder vielleicht der Vanozza? Marozzia?) erblicken, mein gutes Herz! — O, die Dummheit ist groß auf Erden, noch größer aber die Nasführerei! — Eine Probe des Tones, in dem das Buch geschrieben ist: „Mehr als zwanzig Jahre hat der Papst keinen Einfluß auf Rom und die Umgebung. Und was haben während der ganzen Zeit jene gethan, die den Päpsten vorwarfen, daß selbe die römische campagna vernachlässigt? Sie ernannten einige Kommissionen — das wollen wir nicht bestreiten — aber jene Kommissionen haben bislang rein garnichts vollführt!“ — Das genügt wohl. Trotz des zahlreichen — das wollen wir ebenfalls nicht bestreiten — „authentischen“ Materials ist das Werk nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Authentisch! — mein Gott, wie viel giebt's dieses Krams, dem man nachher auf die Spur gekommen ist, mein dicker Vetter und mein Sohn!

Stauf von der March.

H. Dietz, Les Littératures étrangères (Paris, 1892) ist ein Werk, wie man es von der grande nation, qui marche à la tête de la civilisation (vergl. Panama) schon gewohnt ist: recht viel Phrasen, sehr wenig Thatsächliches, von Unregelmäßigkeiten ganz zu schweigen.

Jules Lemaitre setzt seine Impressions de théâtre (sixième serie. Paris, 1892) fort, welche aber je weiter, desto wertloser werden. Der französische Kritiker P. Talon nennt die Abhandlungen dieses Bandes „ganz und gar banal“ (Polybiblion 10).

Über die interessante Erscheinung, daß viele französischen Schriftsteller aus rasenden Saulussen fromme Paulusse werden, referiert F. Klein in seinem lesenswerten Schriftchen Le mouvement néo-chrétien dans la littérature contemporaine (Paris, 1892). Von den hervorragenderen seien genannt: Bourget, Rod, Coppée, Vogüe und Leroy-Beaulieu. Allerdings wollen selbe nur halbe Paulusse sein, da sie die Dogmatik verschmähen und einzig an der Moral festhalten, in diese aber allerlei phantastische Elemente hineinmengen.

Monsignore D'Hulst läßt seine Abhandlungen in Buchform Mélanges philosophiques (XII und 524!) erscheinen, worin er die philosophischen Richtungen der neuesten Zeit beurteilt; das letzte Essay l'examen de conscience de E. Renan beschäftigt sich mit dem Verfasser der Vie de Jésus in — wie sich denken läßt — sehr totschlägerischer Art und Weise. — Philosophische Melangen (so wird von uns Österreichern der weiße Kaffee genannt) — was will man noch mehr?

Stauf von der March.

Englische Litteratur.

In Amerika hat das Schulwesen einen gewaltigen Aufschwung genommen. In manchen Beziehungen sind, sogar nach dem Urteil deutscher Sachkenner, amerikanische Schulen den deutschen überlegen. Doch ist im großen Ganzen Deutschland immer noch das Ideal, zu dem die Amerikaner hinaufblicken in Sachen des Schulwesens und der Wissenschaft. Auch in Amerika werden neuere Sprachen, besonders Deutsch, auch Französisch, immer mehr kultiviert und verdrängen dadurch die alten klassischen Studien einigermaßen. Dazu kommen die Naturwissenschaften mit ihren großen Ansprüchen an Zeit und Kraft, wodurch die

armen „Alten“ noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Es ist auch an der Zeit. Besonders eigenartig haben sich in Amerika die Universitäten entwickelt. Es sind keine Staatsanstalten und vielfach nur Fachschulen erster Ordnung; aber sie fangen an, sich zu Organismen abzurunden. Groß ist die Zahl deutscher Dozenten oder in Deutschland ausgebildeter amerikanischer Gelehrter an diesen Universitäten. Deutsche Wissenschaft dominiert. Ganz praktisch ist die Einteilung der Studierenden in drei Arten: erstens die Nichtprofessionellen, die aber auch Grade erringen können; zweitens die Professionellen, also die Mediziner, Juristen, Theologen; und drittens die „Forscher“. Diese drei Arten sind nicht allzu mechanisch getrennt, aber doch von einander unterschieden. Wir in Deutschland würden klug daran thun, die Vorlesungen auf Universitäten in diese drei Arten zu teilen, in durchgreifenderer Weise, als dies bisher der Fall ist. Wie großartig die Stiftungen sind, mag man daraus entnehmen, daß allein in der letzten Woche des vergangenen Jahres für amerikanische Universitäten drei große Stiftungen gemacht worden sind, zusammen im Betrage von anderthalb Millionen Dollars. Ein würdiges Seitenstück dazu ist das Geschenk, das der junge Vanderbilt dem New Yorker Kunstverein gemacht hat in Gestalt eines hunderttausend Dollars werten Gebäudes für Kunstsammlungen. Also der ideale Sinn der germanischen Rasse, der die Welt allein noch retten wird vor dem Untergange, ist im so oft schon verschrieenen Amerika noch lebendig genug. Und ist amerikanische Kunst und Litteratur auch noch nicht sehr entwickelt, so dürfen wir doch, vielleicht schon von der kommenden Generation, Großes erwarten auch auf diesen Gebieten. Das gesundeste Blut giebt eine Mischung aller edlen Rassen, mit viel germanischem Blut. Das hat auch der englischen Litteratur ihren eigenartigen Charakter gegeben. Eine neue Zeitschrift über „Political Economy“, die aus dem Verlag der Universitätspresse von Chikago hervorgeht, bringt eine Übersicht über das Studium der Nationalökonomie an allen Universitäten Amerikas. Interessant ist auch die Mitteilung, daß das Studium dieser Wissenschaft nach Form und Inhalt gewonnen hat, seit die „nationalökonomische Gesellschaft“ der Vereinigten Staaten sich von der sozialdemokratischen Kontrolle emanzipiert hat. In Amerika wie auch in England bildet Nationalökonomie ein selbständiges Lehrfach selbst in jeder höheren Töchterschule; und bei uns — wer hat eine Ahnung von diesem Fach? Zeichen mehren sich jedoch in allen Kulturländern, daß die gebildeten Elemente anfangen, in unbefangener Weise die sozialen Probleme zu studieren. Das ist auch praktisch von enormer Tragweite. Originell ist eine andere neue Zeitschrift, die in New-York herauskommt, betitelt „Motherhood“, erscheint monatlich. Ein litterarisches Ereignis in der englischen Universitätspresse ist „The Stanford Dictionary of Anglicised Words and Phrases“, in Cambridge herausgekommen. Vor zehn Jahren hat nämlich ein Herr Stanford der Universität Cambridge die Summe von fünftausend Pfund Sterling geschenkt, um obiges Wörterbuch mit diesen Mitteln zu ermöglichen. Er selbst hatte bereits Material dafür gesammelt. Das Buch hat 800 Seiten und ist auf lange hinaus das klassische Werk für diesen Zweck, obwohl es natürlich auf den ersten Wurf nicht vollkommen werden konnte. Von deutschen modernen Worten ist in die englische Sprache übergegangen, ohne Änderung, das Wort: Privatdozent, Zeitgeist, Erdgeist, Ewigweibliches.

Dr. Adolf Brodbeck.

Der englische Roman der letzten Jahrzehnte ist meines Wissens durchaus Tendenzdichtung. Er will predigen, belehren, beweisen. In erster Linie ist er ein Werk der Moral, in zweiter Linie erst ein Werk der Kunst. Nicht aus der Phantasie ist er geboren, aus der sinnlichen Anschauung des Kunstgeistes, aus der Vision der schöp-

ferischen Seele, sondern aus irgend einer moralischen Überzeugung, die in der Maske der Dichtung sich Bahn brechen und Anhänger gewinnen will. Also nicht ein künstlerisches, sondern ein moralisches Ziel hat dem Autor vorgeschwebt. Und nun wurde flott drauflos geschrieben, übereifrig, begeistert — und die Quantität des Hervorgebrachten überragte meist die Qualität. Natürlich sind in diesem enggesteckten Rahmen auch Werke gediehen, die künstlerisch bezaubern, weil die Brutwärme der ursprünglichen Idee und Tendenz stark genug war, dem phantasievollen Drumunddran Farbe und Glanz zu verleihen.

Zu diesen Werken, in welchen das Freidichterische und Tendenziösgewollte in schöner Harmonie und inniger Wechselwirkung stehen, gehört die Story of an African farm von Ralph Iron, die jetzt in einer sehr guten deutschen Übertragung von Marie Schramm-Macdonald vorliegt unter dem Titel Lyndall (München, Fr. Bassermann). Ralph Iron ist der Schriftstellername für Olive Schreiner, Tochter eines deutschen protestantischen Missionars in Südafrika. Der Roman ist ausgezeichnet durch den wundervollen Stimmungsreiz, der namentlich über den Schilderungen aus dem Natur- und Volksleben wie heißer Sonnenflimmer schwebt. Die Einsamkeit und der Mystizismus der südafrikanischen Steppe kann nicht entzückender dargestellt werden. Und das Tendenziöse? Es fließt aus einem religiösen Problem: Wie ein Jüngling ohne äußere Bildung den Wonnen des Pantheismus oder Atheismus erliegt. Als Gegenstück geht die Heldin Lyndall an ihrem Drang nach äußeren Sensationen zugrunde. Alle Nebenfiguren sind von prachtvollem Realismus. Kurz, ein überaus anregendes und fesselndes Werk.

M. G. Conrad.

Portugiesische Litteratur.

„As Dissonancias". — Es ist schon geraume Zeit vergangen, seitdem dieses Buch von Thomaz Ribeiro erschienen ist. Die Gegenwart bietet den treffendsten Anhalt, um über dasselbe zu sprechen. Als es veröffentlicht ward, standen wir am Anfang vom Ende, inzwischen hat der Zusammenbruch sich beschleunigt, — das Ende naht. Dieser Trauerton, dieser Schmerzensschrei widerklingt dumpf und todesschwer.

Der Dichter selbst las mir einige dieser Strophen vor, die von Leidenschaft, Traurigkeit und seinem Spott erzittern . . . . . er las sie mir in jenem herrlichen Thal von Linda a Pastora und Carnaxide . . . entzückend und traurig. Die reizenden Thäler und lieblichen Landschaften bieten keine vollendete Schönheit ohne diesen Hauch von Schwermut und Poesie, oder sind wir es selbst, die wir sie durch den Schleier unserer innersten Empfindungen so sehen? Der Frühling hatte seinen grünen Mantel über die Ufer geschlungen, die das Flüßchen Jamos umfassen, in den Gehegen zwitscherten die Vöglein und auf den Rabatten entfalteten die Blumen ihre vielfarbigen Kronen. Die weißen Häuschen der drei malerischen Dörfer, Linda a Velha, Linda a Pastora und Carnaxide vereinten ihren heiteren Ausdruck dem klaren frühlingsfrischen Ton der Natur — — von ferne her umsäumt das blaue Band des Tajo den Horizont, dem Bilde eine unendliche Traurigkeit verleihend, wenigstens für mich. Seine Wasser scheinen in ihrem Lauf zum Weltmeere alle Freuden meines Lebens zu entführen, all das Vergangene mit seinen wunderbaren, nie wiederkehrenden Augenblicken, mit seinem süßen Weh, denn auch das Weh ist süß, wenn man es mit geliebten Wesen teilt. . . . .

Thomaz Ribeiro trug seine Verse mit dem unwiderstehlichen Reiz seiner Stimme vor. Während ich ihm zuhörte, erinnerte ich mich derselben von Leidenschaft und Begeisterung erregten Stimme, als er von seinen heißen Wünschen, seinen Dichterträumen, seiner Vaterlandsliebe sprach. Jetzt brach seine Stimme in Thränen oder fiel in beißenden Spott. Disso-

nanzen — nennt sich das Buch. Dissonanzen, weil ihm die abgestimmten hehren Glockentöne, die wohllautenden Gleichklänge fehlen.

Ich bin weiter abgeschweift mit meinen Ausführungen, als ich beabsichtigte; aber sie schließen eine Reihe gerechter Beobachtungen in sich. Es ist nicht immer die Form, welche Siegerin bleibt; über den Wert der Form entscheidet nur der Eindruck auf den Leser. Es kommt auf die poetische Stimmung an. Ist diese wahr und rein, so ist die einfachste Form, die sie klar zum Ausdruck bringt, vielleicht die angemessenste. Ich habe das oft gesagt und wiederhole es heute. Diese Wahrheit möge sich denjenigen vor Augen stellen, die ihre Zeit und ihre Talente verschwenden, indem sie künsteln und klügeln und sich einbilden, daß die ganze Welt sich an ihrer Mache erbaue, während der Eindruck, den diese faden Verrenkungen machen, nicht den engbegrenzten Kreis überschreitet, der Wohlgefallen an ihnen finden soll. . . . . Der Dichter darf in Versen nur das suchen, was seiner Idee den reinsten Glanz giebt, alles übrige sind Kinkerlitzchen, Abgeschmacktheiten der Mode, die Gedankenarmut nicht verdecken.

Und was der Dichter zu sagen hat, sei es, daß er eine Empfindung ausdrücke, die im menschlichen Herzen ein Echo findet, ein persönliches Gefühl, das in anderen bewegten Seelen sich wiederspiegelt, eine soziale oder kosmopolitische Idee, welche die Bestrebungen eines Volkes oder die Entmutigung der Menschheit darstellt, — dieser Dichter wird mit Begeisterung begrüßt, selbst dann, wenn sein Seelenzustand sich den seelischen Erregungen der Gesamtheit anlehnt, und vorzugsweise, wenn die Note, die seine Lyra anstimmt, einen neuen Ton wachruft, dessen Welle Schwingungen macht, die bisher ungeahnt schlummerten. . . . .

— — — Sei es, was es wolle, etwas, das ein individuelles oder verallgemeinertes Gefühl ausdrücke, das den andern den Eindruck mitteile, den die Rätselfragen des Lebens in seiner Seele wachrufen, die Gesellschaft, Philosophie oder Wissenschaft, Idealismus, Materialismus, Positivismus, Atheismus, immer wird er ein sympathisches Echo vernehmen, bewegte und begeisterte Leser finden! Aber wenn er Verse macht, nur um seltsame Rhythmen zu suchen, überraschende Formeln, Seiltänzerstrophen, wird er immer überflüssig sein, ein Kunstspringer, der auf Augenblicke die Zuschauer unterhält — — und von den Lippen des andern hallt der verzweifelte Schrei unserer eigenen Schmerzen, unserer Herzensangst, unserer Verzweiflung.

Thomaz Ribeiro war immer einer jener Dichter, die singen, was sie fühlen, die in die Verse die Harmonien ihrer Seele bannen. Wenn diese Seele heute aufs Tiefste verwundet ist, wie die unsere von dem Elend der sozialen und politischen Krisis der ganzen Welt und der eigenen schrecklichen Krisis unserer Nation, so überfließen diese Empfindungen unaufhaltsam.

Wie sein Lied heftig und leidenschaftlich erzittert von den ruhmvollen Traditionen des Vaterlandes, das Welten entdeckt und erobert hat . . . . wie sein Herz sich auflehnt in den Strophen, die ihm der Niedergang, die Verderbtheit unserer Gesellschaft entreißt. Wie er sich erzürnt über die falschen Ideen derer, die eine Lehre predigen, ohne sie zu verstehen, Skeptiesmen ohne Basis aufstellen, und wie sein Sarkasmus aus den eisernen Saiten seiner Leyer grollt, wenn vor seinen Augen die verkappten Gedanken sich abspielen, die niedrige und infame Komödie des falschen Patriotismus, die seit einem Jahre in Portugal gespielt wird. In jenem Buche weben von Anfang bis zu Ende Gefühle, die das Herz des Dichters bewegen, Leidenschaften, die in seinem Geiste gähren. . . . . In jenen Versen pulsiert Leben, fließt Blut, jene Poesie hat Muskel und Fleisch, deswegen wird unser ganzes Sein erschüttert durch die Erregung, welche die Lippen des Dichters erzittern läßt.

Pinheiro Chagas.

Czechische Litteratur.

Růžena Jesenská, Tři listy. (Prag, F. Šimáček, 1892). — Fr. oder Frl. Jesenský besitzt, wie dem Leser noch aus meinem früheren Referat erinnerlich sein dürfte, weder ein Talent ersten, noch auch zweiten Ranges. Trotzdem scheinen ihre Gedichtsammlungen zu reüssieren, da binnen kurzem so viele Bändchen das Licht der Öffentlichkeit erblicken. Hauptsächlich dürfte das „schöne“ Geschlecht ein großes Kontingent zu ihrem Leserkreise stellen, zumal die Dichterin fast ausschließlich Liebeslieder schreibt, bald tief-empfunden, bald wieder recht läppisch. Weichheit, Gemütsinnigkeit — ich möchte sagen: konventionelle Glätte charakterisieren die meisten Produkte. Nichts Thatkräftiges, Packendes — lauter Treibhauspflanzen. Wie sehr sticht dagegen die Energie des Vorliegenden ab. Eine ganz andere Persönlichkeit ist es, die da von dem Helden des Gedichtes sagt:

. . . . . Er war ein Mitglied
Von jener Kaste, die im goldnen Kragen
Die Ruhmsucht hat und in der Uniform
Die Ehre . . . . .

Gegen das Sujet ließe sich allerdings sehr viel einwenden — es ist zu sentimental — aber diese Stelle zeigt, daß die Dichterin das Herz am rechten Fleck hat und sich von der ohnedies schon erschöpften erotischen Schmachtlyrik losmacht, was gewiß im Interesse ihres Talentes ist. — Das zweite Büchlein „**Konec idylly**“ (edda) enthält viel, bez. der Motive ziemlich einförmiges Liebesgesäusel. Hoffentlich hält die Dichterin, was sie im „Epilog“ verspricht: „Das war die Idylle.“ —

Dr. M. Kovář, Struny posvatné (Geheiligte Saiten). — Gebete in Versen, einzelnes gelungen, das meiste aber in recht ausgeleierten Gleisen, trotz des prätentiös vorangestellten „Dr.“

J. S. Machar, Pêle-Mêle (Bursik & Kohout, Prag). — Die Empfindungen des Dichters kristallisieren sich, hingegen sind die Schimpfereien auf Kritik und Kritiker recht matt und schläfrig.

Übersetzungen: Calderon, Wunderth. Magus; Kielland, Gift; derselbe, Fortuna; Smiles, Fundament des Wohlstandes; Mill, Über die Freiheit; Maupassant, Peter und Hanns; Zola, Germinal (Třebický); Mieckiewicz, Wallenrod; Ariosto, Rasender Roland (J. Vrchlitzký); Jacobsen, Nyls Lhyne; Sardou, Vaterland und M. v. Egidy, Ernste Gedanken (E. Valeček, Prag), über welch letztere der „berufene“ Kritiker der Prager belletristischen Monatsschrift Vlasť (Vaterland), hochw. Herr „Filip Konečný, ord. præd.“ (ordinis prædicatorum = des Predigerordens = Dominikaner) sich folgendermaßen hören läßt*): „Ich glaube, daß dem Büchlein besser der Titel gepaßt hätte: ‚Gefährliche Gedanken über die Religion im allgemeinen und die geoffenbarte im besonderen vom Freimaurer M. v. E.‘“ — Na also, Herr von Egidy, jetzo wissen Sie wenigstens, wer oder was Sie eigentlich sind. Ein Freimaurer! Pros't Mahlzeit! Vielleicht hegen Sie über das große * * * = Nichts — wie es unser tapferer Conrad nennt — ebenso „ernste Gedanken“, als über das Dogma, aber (erklärt mir Orindur!) trotzdem gehören Sie zur Schurzfellzunft. Kein Widerspruch! Hochw. Herr Filip Konečný ord. præd. sagt es, ein von der Lehrkanzel aus Unfehlbarer, und damit basta! Sie können überhaupt noch froh sein, daß Sie nicht mehr, z. B. ein ‚von den Juden erkaufter Schmierax‘**) sind. Aber weiter „Das ganze Schriftchen ist voll giftigen Stoffs; Unwahrheit über Unwahrheit, Vermutung über Vermutung — die bestehende Ordnung***) wird verworfen und etwas neues aufgebaut, etwas Liberal-Freimaurerisches.“ — Gratuliere, Herr von Egidy, zum Avancement, vom ordinären Freimaurer zum liberalen Freimaurer emporzurücken, das heißt schon

*) Mag zugleich als Probe czech. (allerdings parteiischer) Kritik gelten. D. R.

**) So titulierte ein klerikales Blatt den jüngst verstorbenen Ernest Renan!

***) Schäker! wie er schön zu ironisieren versteht!

etwas! „Herr v. E. (der Auktor des Pamphlets*) hat die Aufgabe der Kirche nicht in so weitem Sinne erfaßt, als es nötig ist, ja nicht einmal im verengerten Sinne — ‚aneifern**) und erleuchten‘***) — er anerkennt nicht die kirchliche Zulänglichkeit. — Wundern wir uns nicht darüber. Dieser Herr weiß nicht, was die Kirche ist." — So, Herr von Egidy? Wie können Sie sich demnach unterstehen, über derlei Dinge zu schreiben? Ohne kirchliche ‚Aneiferung und Erleuchtung‘? Warum sind Sie nicht zuvor zu hochw. Herrn F. Konečný ord. præd. nach Prag gereist, der Sie gewiß eines Besseren belehrt hätte? Hm? — „Zu glauben, daß Christus auf eine andere Art Mensch geworden, als die übrigen Menschen, sei unmöglich. Gleichfalls unmöglich zu glauben sei, daß der Tote wiederauferstehen könne, daß den Erstandenen ein Gewölke überschatte und in den Himmel trage. — Solche Vorstellungen hat der Herr Lieutenant von der Auferstehung der Toten und der Verherrlichung der Menschen am jüngsten Tage! Wir verwundern uns nicht, denn wir wissen, daß er (Herr v. E.) Christum als ‚Gott‘ nicht anerkennt, welcher es (die Auferstehung) doch versprochen hat." — Merken Sie nun, Herr v. E., daß und wie weit Sie in der Kultur zurück sind? Was Sie für gräßlich-gottlose ‚Vorstellungen‘ von den letzten Dingen haben, Sie liberaler Freimaurer! Reisen Sie doch schnellstens nach Prag! — „Und so geht's weiter†). Der Herr Auktor behauptet um die Wette, negiert alles, beweist nichts und wagt es doch auf Seite 12 zu ‚erhärten‘: wer seine Abhandlung gelesen, verstanden und dann still und ernst überdacht habe, der werde an Christi Göttlichkeit glauben, ohne selbe je zu bezweifeln. Das ist doch eine Waghalsigkeit! Ohne Beweise, ja, ohne jede Wahrscheinlichkeit thut der Herr Lieutenant ein wahres Weltwunder, sagen wir ein wissenschaftliches Wunder; möge er aber nur nicht vergessen, daß er selber an Wunder nicht glaubt. Wir ‚behaupten‘ nicht, aber wir halten dafür, daß seine Abhandlung den urteilsfähigen Leser davon überzeugen wird, wie unmöglich es auch jenen ist, den Glauben an die Göttlichkeit Jesu Christi zu stürzen, welche sich den Ungläubigen zu Führern anbieten und auf ihre Wissenschaft und ‚Lebenspraxis‘ hinweisen." — Da haben Sie es, Sie waghalsiger ‚Führer der Ungläubigen‘! Sogar die ‚urteilsfähigen Leser‘ überzeugen Sie vom Gegenteil Ihrer ‚ernsten Gedanken‘! Nee, dat is ooch noch nich dajewesen, Mosjeh Akippa! — Aber vorwärts, zum Schluß: „Es wäre unnötig, weitere ‚Forschungen und Überzeugungen‘ des Herrn Auktors anzuführen. Selbe zu berichtigen, ist ebensowenig notwendig, da sie selbst, kaum geboren — elend zu Grunde gehen. Jedoch erachten wir für nötig, auf das Schriftchen aufmerksam zu machen, damit unsere Leser wachsam seien und gegnerische Aktionen ergreifen. Wider uns geschieht vieles und der wahren Freunde haben wir wenig!" So des hochw. Herrn Filip Konečný ord. præd. ‚berufene Kritik‘. Es ist nur jammerschade, daß man die meisten Vögel schon am Gefieder kennt, lange, bevor sie noch den Schnabel zum Tirilieren geöffnet haben, und somit weiß, was man von ihnen halten soll. Jammerschade! Denn sonst wäre man versucht, die ‚leichtfertigen Gedanken über ein ehrliches Buch im allgemeinen und Egidys im besonderen vom Ord. præd. F. K.‘ recht ernst zu nehmen, wie es auch die urteilsfähigen (!!!) Leser der Blast' wahrscheinlich thun werden, da selbe mehr oder weniger zur Klique der Unfehlbaren gehören und vor den

*) Was heißt Pamphlet? Schmähschrift — wer schmäht aber? Herr von Egidy in seinem unparteiischen beachtenswerten Werk oder Herr Konečný in seiner parteiischen dümmlichen Kritik?

**) Druckfehler wahrscheinlich, sollte heißen „anfeuern" (vgl. die Thätigkeit d. hl. Officiums).

***) Ebenso, sollte heißen: „verdunkeln" (vgl. die Thätigkeit der Dunkelmänner).

†) Der krause Stil ist auf Rechnung des Herrn Auktors ord. præd. zu setzen. Er erinnert lebhaft an die scholastischen Spitzfindigkeiten. D. Ref.

liberalen Freimaurern einen heillosen Respekt haben. Freimaurer! Brrr, eine Gänsehaut läuft allen prädestinierten Schafen über den bigotten Rücken — Nachbarin, Eure Bütte her, dieweil das Fläschchen nicht ausreicht, um den unbefangenen Leutchen die Augen zu verpappen. Liberaler Freimaurer! ja, das ist das Zauberwort, vermittelst dessen man den Pöbel hypnotisiert, um ihn ganz gefügig zu machen. Vor einigen Jahrhunderten war es der Teufel, heute ist es der liberale Freimaurer.

Fragt nur den Herrn ‚Auktor' (klingt verteufelt verwandt mit Auktionär) der ‚famosen' — pardon, klassischen Kritik, der Euch ‚gegnerische Aktionen' anrät — der kennt ja seine Pappenheimer. — —

Ach Gott, es hält sich so manches Dorfmusikantchen für einen Virtuosen, während es doch nur ein ganz gemeiner Bierfiedler ist, — warum sollte sich ein Ord. præd. nicht für einen ‚berufenen Kritiker' halten, indes er doch kaum einen urteilsfähigen Leser vorstellt?! Warum nicht, da gegen seinen Stand (jawohl ‚Stand'!) ‚vieles geschieht' und derselbe ‚wenig wahre Freunde' — will heißen Sklaven — besitzt?!

Stauf von der March.

Vermischtes.

Dr. Sturm in Berlin, der Begründer des Vereins für naturgemäße Erziehung und Entwicklung, versendet folgende zehn Fragen an das „aufgeklärte" Jahrhundert:

1. Wenn beispielsweise ein Tenorist heutzutage das hohe B oder C singen kann, so wird er gleichsam mit Beifall überschüttet, wenn er sonst auch noch so gequetscht oder geistlos sänge; Tausende und Abertausende erntet er für dies bißchen Fertigkeit, während unzählige Denker und intensive Geistesarbeiter am Hungertuche nagen. Ist diese Geringschätzung wahrer Geistesthat, diese Belohnung oberflächlichen Firlefanzes ein Zeichen zunehmender Erkenntnis, wirklichen Kulturfortschrittes?

2. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein sehr großer Teil der Besucher unserer sog. guten Konzerte nicht das geringste Verständnis von denselben hat, daß er lediglich hingeht, um mit seiner Anwesenheit zu prahlen und sich gründlich zu langweilen. Spricht diese Heuchelei, dieser Selbstbetrug für die Steigerung geistiger Schärfe und Klarheit in der modernen Welt?

3. Wenn man die Belustigungen vergleicht, bei denen die Menschen sich wirklich „gehen lassen", so wird man finden, daß diejenigen Schauspieler, Komiker rc. den meisten Beifall ernten, welche dem Zuschauer den dümmsten und albernsten Unsinn vormachen. Ist das der Beweis einer mehr und mehr sich vertiefenden Erkenntnis und dadurch eines zunehmend besser werdenden Geschmackes?

4. Die persönliche Gesundheitspflege, das wichtigste aller Gebiete, steckt heute noch in den Kinderschuhen. Die meisten haben kaum eine Ahnung von einer naturgemäßen Ernährung. In Hinsicht der Pflege der körperlichen Organe steht es nicht viel besser. Von einer Pflege der fünf Sinne ist überhaupt keine Rede. Beispielsweise wissen die meisten nicht einmal, daß man das Auge nicht bloß im Ertragen von immer mehr Licht, sondern auch darin üben müsse, daß es bei immer weniger Licht ebenso deutlich sehe, denn früher bei mehr; sie glauben sogar, die letztere Übungsart wäre stets mit Überanstrengung verknüpft und werfen sich deshalb der „Blendung" ganz und gar in die Arme. Noch schlimmer steht es in geistiger Beziehung. Hier ist das naturgemäße Maß zwischen Arbeit und Ruhe, zwischen gründlichem Sichausarbeiten und geeignetem Sichausruhen so gut wie unbekannt. Die Folge dieser im wachen Zustande steten, wenn auch geringwertigen Geistesarbeit ist die Überreizung und damit der Untergang des Gehirns und seiner Nerven, die zunehmende Entartung und Zerrüttung des Nervensystems der modernen Menschheit. Kann man diesen Zustand als Aufklärung oder Fortschritt ansprechen?

5. Der innere, seelische Mensch ist den meisten völlig fremd. Bewußtsein, Aufmerksamkeit, Gefühl, Denkvermögen und dergleichen werden stets in der tollsten Weise miteinander verwechselt, obwohl deren Sachlage doch so einfach ist. Ist diese Unkenntnis, diese Gleichgültigkeit gegen die interessantesten und erhabensten Gebiete des menschlichen Lebens, diese geistige Bedürfnislosigkeit ein Zeichen des Kulturfortschrittes?

6. Die Cholera soll bekanntlich durch den Kommabacillus erzeugt werden. Doch kann diese Krankheit anerkanntermaßen nur entstehen, wenn eine gewisse „persönliche" Disposition vorliegt. Unter letzterer haben wir aber nicht etwa bloß eine gewisse Schwäche der Verdauung, sondern eine eigenartige Zusammensetzung des Eiweiß- und Wasser-Verhältnisses des menschlichen Organismus zu verstehen, welches durch eine bestimmte Vernachlässigung der Körper- und Geistes- bezw. Nervenpflege zustande kommt und von gewissen Momenten des Ortes und der Zeit wesentlich begünstigt wird. In diesem disponierten Körper kann sich dann der Bacillus festsetzen. Denselben aber zur Cholerazeit aus der Welt, bezw. nur aus einer Gegend zu schaffen oder ihn von ihr fernzuhalten, ist absolut unmöglich, da der Pilz auch durch Insekten, durch die Luft &c. verschleppt werden kann. Große Massen desselben in den Ausleerungen der Kranken und dergleichen zu vernichten, ist gut, genügt aber nicht. — Ist es unter diesen Umständen nicht besser, durch eine rationelle, genügend vielseitige und intensive Organpflege den Menschen wirklich seuchenfest zu machen, statt sich lediglich auf die Desinfektion und einige zwar gut gemeinte, thatsächlich aber ungenügende und teilweise sogar falsche Ratschläge in Bezug auf Lebensweise zu beschränken? Werden durch diese zuletzt geschilderte Handlungsweise nicht auch Millionen des Nationalwohlstandes aufs Spiel gesetzt?

7. „Wissen ist Macht." Dieser Spruch hat die moderne Menschheit schon dahin gebracht, auf das selbständige Beobachten und Denken möglichst ganz zu verzichten und lediglich mehr fremdes Zeug auswendig zu lernen. Wissen kann aber doch nur dann eine Macht sein, wenn es durch selbständiges Beobachten und Denken erworben ist. Dadurch erhalten wir ja auch erst die Fähigkeit, fremdes Wissen, das zur Erweiterung des eigenen dienen soll, auf seinen wahren Wert und Gehalt zu prüfen. Muß es da nicht viel richtiger heißen: „Denken ist Macht"?

8. Jede Thätigkeit, die gesund ist, d. h. die Kraft unserer Organe fördert, macht Freude und weckt die Lust zur Wiederholung in entsprechender Zeit. Die moderne Welt beherrscht aber eine riesige Abneigung gegen alles selbständige, intensive Nachdenken, die Frucht der Vernachlässigung der Denkübung in der Jugend. Bücher, welche zum ernsten Nachdenken anregen sollen, sind daher unbeliebt und vermodern in den Bibliotheken und Buchhandlungen. Auch die Zeitungen verbieten sich meist denkanregende Artikel mit dem Bemerken, daß ihre Leser lediglich mehr unterhalten sein wollen. Geistige Spielerei ist die Devise; die Menschen denken zwar über mehr Dinge nach denn früher, aber nur in ganz oberflächlicher Weise; und Romane, welche lediglich litterarischen, jedes tieferen Nachdenkens baren Schund bieten oder Klatschgeschichten, werden geradezu verschlungen. Ist das ein Zeichen von Aufklärung und geistigem Fortschritt?

9. „Das Studium der Sprachen, namentlich der alten, schärft den Geist." So sagen wenigstens die Philologen. Was ist aber Geist? Im weitesten Sinne: Die Beobachtung vermittelst der Sinne und das Nachdenken über die beobachteten Dinge. Letzteres besteht wieder aus dem Vergleich zweier Dinge (oder Ideen), der beliebigen Umstellung von Eigenschaften in der „Phantasie", der Begriffsbildung und Schlußfolgerung; das Gedächtnis endlich ist die Wiederholung aller Vorstellungen und Gedanken. Beim Studium einer Sprache wird nun vorzugsweise nur das Gedächtnis in

Anspruch genommen, da man in der Hauptsache lediglich die Worte der einen Sprache für die der andern setzen lernt. Das eigentliche Denken ist blutwenig, wenigstens im Verhältnis zur naturgemäßen Erziehung. Die letztere verlangt doch vor allem die Entwickelung der Kraft und Gewandtheit unserer Sinne, also die Selbständigkeit und zunehmende Schärfe des Beobachtungsvermögens, auf der allein das selbständige Denken sich aufbauen kann. Nur so gewinnen auch die geistigen Funktionen an Kraft, nur so werden sie fremdes Wissen richtig aufnehmen und verdauen. — Da aber der Hauptteil der modernen Bildung auf der gedankenarmen Sprachenerlernung basiert, so muß es kommen, daß so viele Leute zwar zwei bis drei Sprachen sprechen, darin aber nur albernes, oberflächliches Zeug reden. Deshalb müssen auch so viele Philologen geistig unselbständig, in den praktisches Denken fordernden Fragen des Lebens unbeholfen sein, wenn sie nicht zufällig oder aus „praktischer Anlage“ Gelegenheit zu naturgemäßerer Entwickelung erhalten haben. Übrigens ist das Erlernen von Sprachen für natürlich gebildete Geister in den geeigneten Jahren und bei passendem System ganz unschwierig.

Wenn nun derart die schönsten Jahre der Entwickelung vergeudet werden, um den Geist in denkarmem Drill zumal alter Sprachen gleichsam zu ertöten, wenn auf diese Weise einem großen Teile der „Studierten“ die Lust zu intensiver, gesunder, kräftiger Geistesarbeit verleidet wird, muß eine solche Verbildung nicht sehr oft zur Berufsschablone, zu Unfähigkeit in beruflicher wie sozialer Hinsicht führen, müssen solch arme Gehirne nicht das soziale Elend millionenfach vermehren, statt überall Glück und Segen zu stiften?

10. Verdient jener, der vorstehenden Fragen gleichgültig gegenübersteht, die Achtung anständiger Menschen? Und wenn sich viele, weil ungestört, in solchem Schlamme scheinbar wohl fühlen, hindert dies nicht jede tiefere Erkenntnis alles wirklich Schönen, Wahren und Edlen? Muß eine derartige Geistesarmut nicht die Menschen in physischem wie seelischem, individuellem wie sozialem Elend niederhalten, aus dem sie ja lediglich die schärfere Einsicht zu retten vermag? — U. A. w. g.

Die gemeinnützige Monatsschrift „Nordwest“, 1877 durch August und Mathilde Lammers in Bremen begründet, ist mit Januar 1893 an Dr. Wilhelm Bode in Hermsdorf b. Dresden übergegangen, der auch als Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Nachfolger des verstorbenen A. Lammers geworden ist. Uns liegt das erste Heft unter der neuen Redaktion vor; es beginnt mit einer ausführlichen Biographie des früheren Herausgebers, der sein wohlgetroffenes Bild beigegeben ist. In der Abteilung „Tages- und Lebensfragen“ folgen Aufsätze, deren Verfasser den verschiedensten Parteien und Richtungen angehören (Pastor Cronemeyer „Eine Zuflucht für Elende“, „Hie Volkskunst!“, „Demokratie und Kunst“ ꝛc.). Die weiteren Abteilungen des Blattes sollen Lebens- und Sittenschilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart bringen, auch über die Ergebnisse der neuesten Statistik kurz berichten und Lesefrüchte aus der neuesten Litteratur bringen. Wir begrüßen den neuen Herausgeber und wünschen seinem verdienstlichen Unternehmen den besten Erfolg. C.

Pflege der deutschen Musik in Paris. In den Pariser Konzertprogrammen dieses Winters nimmt die deutsche Musik einen auffällig breiten Raum ein. So wurden in den Châtelet-Konzerten kürzlich die Schumannschen Symphonien in B-dur und C-dur und Sätze aus „Lohengrin“ und den „Meistersingern“ gespielt; Lamoureux brachte im Cirque d'Eté die Es-dur-Symphonie von Schumann, Webers Euryanthe-Ouvertüre und Beethovens neunte Symphonie, das Vorspiel und Isoldes Liebestod aus „Tristan und Isolde“, den Walkürenritt und einen der Festmärsche.

Alle diese Werke machten auf das Publikum den größten Eindruck. Dann ging der Direktor der Pariser großen Oper nach München, um den Vorstellungen der „Walküre“ beizuwohnen, die er demnächst aufzuführen denkt.

Alle diese künstlerischen Völkerversöhnungs-Bestrebungen durch edle internationale Kunstpflege hindern aber bei dem heutigen Indianerstandpunkte der sogenannten großen europäischen Politik die verehrlichen Kulturnationen nicht, jährlich Milliarden aus dem Schweiß und Blut des Volkes in Mordwaffen und neuen Kriegsrüstungen anzulegen und beim nächsten Anlaß die „Chamade in eine Fanfare“ zu verwandeln, um Hunderttausende armer Menschen hüben und drüben abzuschlachten. Zur größeren Ehre — wessen? C.

Über das Begassche Modell zum Nationaldenkmal giebt Pietsch in der „Vossischen“ Kunde. Danach sollen im architektonischen Teile des Baues aufgestellt werden „sehr wahrscheinlich“ die Statuen des Kronprinzen und Friedrich Karls, „wahrscheinlich“ Standbilder noch anderer deutscher Fürsten, „vielleicht“ Relief-Reiterbildnisse von Moltke und „trotz alledem“ von Bismarck, während die übrigen Feldherren und Staatsmänner nur Hermen bekämen. Die „Tägl. Rdschau.“ meint dazu: „Wir können nicht glauben, daß man die Hofrangordnung auch der Weltgeschichte und der Kunst aufzwingen will.“ Aber warum nicht? Und der „Kunstwart“ bemerkt: „Uns unserseits scheint für dieses Nationaldenkmal nach seiner Vorgeschichte nachgerade alles möglich, wenn es nur dem Begriffe eines echten Nationaldenkmals widerspricht.“ Uns anderen aber im Süden des Reiches ist diese ganze Berliner Denkmalmacherei bereits dermaßen verleidet, daß wir überhaupt kein kritisches Wort mehr daran verschwenden mögen. C.

„Was hat die Sozialdemokratie mit der Kunst zu thun?“ fragt die Berliner „Bildhauer-Zeitung“ und antwortet darauf: „Genau soviel, wie das Volk in seinen breiten werkthätigen Schichten! Beide können einander nicht entbehren! Ohne ein wahrhaft lebendiges Volksleben, ohne Anteilnahme des Volkes an der Kunst giebt es keine echte Kunstblüte, trotz allem Mäzenatentum, Akademien, Reisestipendien und Gönneraufträgen. Mögen die Künstler sich immer mehr auf ihr Volk besinnen! Noch heute gilt von aller Kunst das Wort Bürgers, des Sängers der Leonore, daß der Beifall des Volkes erst dem echten Kunstwerk den Stempel der Vollkommenheit aufprägt. Gebt dem Volke genügende Nahrung, Muse und Anleitung, damit aus den ›Arbeitstieren‹ Menschen, aus den ›Händen‹ ganze Menschen mit klaren Köpfen und warmen Herzen und offenen gesunden Sinnen werden können: sie lechzen nach den Wissenschaften wie nach den Künsten! Aber können sie eine Kunst lieben und freudig genießen, die sie nicht beachtet, wenn nicht gar verspottet, anfeindet und von sich stößt? Nichts liegt der Sozialdemokratie ferner, als die Kunst zu verachten. Wohl ist ihr das Hemd, das tägliche Brot, näher als der Rock, der Schmuck des Lebens, den die Künste bieten, aber kunstfeindlich, bilderstürmerisch ist sie nicht. Auch will sie nicht lediglich tendenziöse Kampfkunst um jeden Preis! Solange sie selbst freilich mit allen Mitteln, die der Niedertracht, Gemeinheit und brutalen Gewalt nicht ausgeschlossen, bekämpft wird, werden Bilder mit sozialen Sujets auch bis zu einem gewissen Grade immer Kampfbilder sein. Solange das Elend ein sozusagen programmmäßiger Bestandteil unseres sozialen Lebens ist, wird die nach Wahrheit strebende Kunst eben ›Elendsmalerei‹ sein, wie man höhnisch gesagt hat von den Werken der Realisten und Naturalisten. Wollt ihr eine schöne Kunst, so schafft die abscheuliche Wirklichkeit, das soziale Elend ab! Und um wieviel größer und ehrenvoller ist der Ruhmestitel des Künstlers, Liebling seines Volkes, Apostel des Menschentums zu sein, als der: Geheimer großherzoglicher, fürstlicher, königlicher, kaiserlicher Kunstkammerknecht! Daß

mit der Befreiung des Volkes, mit der Besserstellung der breiten Massen, Kunst und Künstler selbst mit aus einer Menge unwürdiger Ketten und Banden befreit werden, bedarf nicht des näheren Nachweises. Es genügt der einfache Hinweis auf die Scharen der Künstlerproletarier, welche unter dem Druck unserer elenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse verkrüppeln, verdorren, verkommen. Darum, all ihr Freunde von der Kunst und vom Kunstgewerbe, die ihr mit Meißel und Pinsel, mit Stift und Feder im Weingarten der Menschheit arbeitet, achtet euer Volk achtet die Arbeiter. Das Volk ist euer größter Mäzen, das Volk verleiht die höchsten Ruhmespreise. Und du, mein Volk der Arbeit, sieh im Künstler deinen Bruder, deinen wirkungsmächtigsten Freund und Bundesgenossen und in seinem Thun „potenzierte Arbeit“, eine „soziale Funktion“, wie Pfau des Künstlers Mühen nennt.“ X.

Ein Konversations-Lexikon anzuzeigen, gehört zu dem mühseligsten Geschäft, das man einem Kritiker von Geschmack zumuten kann. Denn es giebt nichts Geschmackloseres, Ledernere, Philisterhafteres, als so ein Konversationslexikon — ein paar Dutzend Bände, einer wie der andere, nach dem Alphabet, und vollgestopft mit hunderttausend Artikeln. Es ist ja ganz grauenhaft, wie viel Wissenswürdiges nach Ausweis eines Konversationslexikons im Gehirn der Menschheit spukt. Scheußlich einfach, diese Unsumme Gescheitigkeit, wovon sicher die Hälfte Blödsinn und Einbildung und blauer Dunst. Und alles das braucht man angeblich als Kulturmensch. Man muß es uns nur recht plausibel zu machen wissen. Da ist der Brockhaus, der Pierer, der Meyer. Wenn ich mich für einen dieser Riesenwissensschubfächerfüller entscheiden soll, wähle ich den Meyer in seiner fünften, gänzlich neubearbeiteten und vermehrten Auflage. Er ist der verhältnismäßig billigste und appetitlichste. Ich bekomme schon Kopfweh, wenn ich nur ein Konversationslexikon ansehe. Aber den Meyer laß ich mir gefallen. M. G. C.

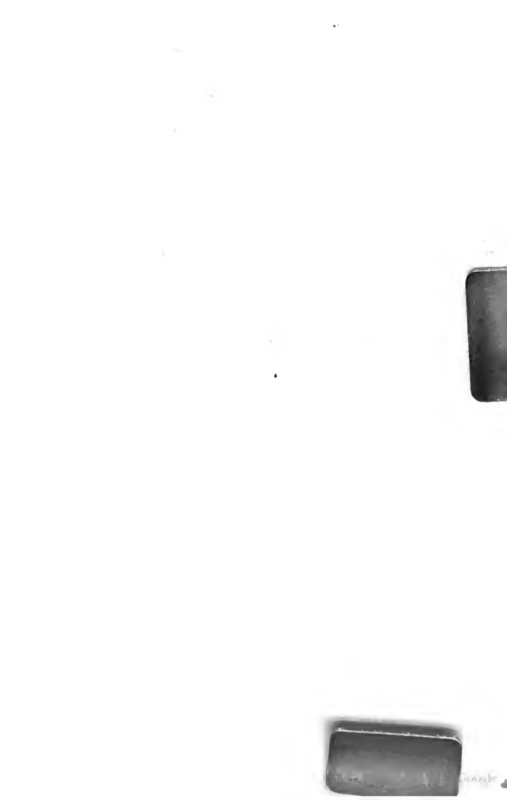
Da ist der Kollege Karl Schmemann in Detroit, der hat den Karl Heinzen ins Herz geschlossen, wie kaum einen anderen aus dem deutschen Federheldengeschlecht, und thut für ihn, was er kann. Das weichhirnige, schwachnervige Geschlecht von heute thut sich freilich schwer mit den radikalen Kernnaturen vom Schlage Heinzens. Einem lebendigen Leithammel, der recht Possen, Sprünge und Fazen machen kann, oder ihm das Blaue vom Himmel herunter verspricht, dem läuft's schon nach, aber mit einem unabhängigen Denker, der auf jede Parteiorthodoxie und Leithämmelei pfeift und überdies den Fehler hat, schon tot zu sein und nur noch als reiner Buchgeist zu leben, mit dem läßt sich's schwer ein. Ich meine aber, die heutigen Reichsdeutschen sollten einmal eine Probe auf ihr Gehirnschmalz machen und außer ihren Parteipapieren auch in dem alten Karl Heinzen lesen. Vielleicht machen sie da überraschende Entdeckungen. Die Ausgabe der Heinzenschen Schriften von Schmemann ist sehr handlich und billig. M. G. C.

Im Zeitalter, wo die Italienerin Eleonore Duse auch auf deutschen Bühnen die größten Triumphe feiert und durch ihre Erfolge allem Volk, das für die Kunst noch Sinn und Verständnis hat, verkündigt: Nur die schlichte, charakterisierende, mätzchenfreie, ehrliche und naturwahre Schauspielkunst ist echte Kunst, alles übrige was auf den Bühnen gemimt, agiert und deklamiert wird, ist Humbug und Afterkunst — in einem solchen Zeitalter mit einem „Katechismus der Mimik und Gebärdensprache“, wie dem von Karl Skraup (Leipzig, J. J. Weber) auf dem Katheder zu erscheinen, mutet sehr karnevalmäßig an. Ist das nicht genau so ernsthaft zu nehmen, als etwa die „Anleitung, in zehn Minuten ein Witzbold zu werden“? Oder die „Anleitung, das Perpetuum mobile zu erfinden“? Keine

Erfindung, keine Witzkraft, keine Kunst kann „erlernt" oder katechismusartig beigebracht werden. Nicht die Kunst muß einer haben, sondern die Kunst muß einen haben, d. h. sie muß in einem sein, und die Unterrichtung und Schulung kann nur dies im besten Fall zuwege bringen, daß sie die Kunst, die in einem Menschen steckt, entbindet und freimacht, damit sich ihr Wachstum entfalte. Um den Verstand dieser Entbinder und Freimacher zu schärfen, dazu wird ein Handbuch, wie das von Straup, nützliche Dienste leisten können. Für den ausübenden, freigewordenen Künstler sind solche Bücher vollkommen überflüssig. Auch ein Wort von Albrecht Dürer gehört hierher: „Alle Kunst steckt in der Natur, man muß sie nur herausreißen." Nur darauf kommt's an, auf das glückliche Herausreißen. Die Erfolge der großen Schauspielerin Duse können in Deutschland Gutes stiften, sofern sie den Glauben an das Kunstschulmeistertum nachhaltig zu erschüttern und dem besseren Publikum das letzte Restchen Freude an dem Virtuosentum und aller einstudierten Kulissenreißerei zu verekeln vermögen. M. G. C.

Als ich vor Jahren Marie Herzfeld in Wien „Schriftstellerin" titulierte, errötete sie und protestierte in tiefernster Bescheidenheit. Was hatte sie denn bis dahin gethan? Ein paar Feuilletons, ein paar kritische Aufsätze geschrieben. Aber wie geschrieben! Wie sie nur starke Geistigkeit, mit Phantasie gepaarter kritischer Tiefsinn und eigenartige stilistische Begabung zu schreiben vermögen. Und wie das talentvolle Frauenzimmerchen emsig weitermachte, da kam's ihr doch selber fast vor, als wäre sie zur Schriftstellerin geboren. Ihre Neigung führte sie zunächst zur nordischen Litteratur, hier bot sich ihr ein reiches Arbeitsfeld als Kritikerin und Nachschöpferin. Ihre Übertragungen norwegischer Romane und Novellen kamen bald in großen Ruf, denn sie waren einfach musterhaft, und ihre kritischen Aufsätze gereichten den anspruchvollsten Zeitschriften zur Zierde. Das nordische Schrifttum empfindet sie tiefer und kennt sie intimer, als die Mehrzahl der deutschen Kritikschreiber. Daß sie nicht vor allem und ganz mit dem litterarischen Deutschreichstum sich beschäftigt, mag ich ihr nicht zum Vorwurf machen. Zudem weiß ich, daß sie trotz ihrer Vorliebe oder vielmehr kraft ihrer Vorliebe für den Norden eine kerndeutsche und stolzdeutsche Natur ist. Ihr Glaubensbekenntnis formelte sie mir einmal so: „Die Zukunft gehört nicht den Romanen und noch lange nicht den Slaven, sondern der germanischen Rasse, und vor allen den Deutschen — also glaube ich, Amen." Jetzt liegt ihr erstes Buch vor, 172 Seiten in vornehmer Ausstattung: „Menschen und Bücher" (Wien, Leopold Weiß). Litterarische Studien, neun an der Zahl, worunter die umfangreichste über Arne Garborg, die gedankenschwerste und mutigste über Fin-de-siècle. In einem kurzen Vorworte bemerkt sie: „Ich habe nichts versucht, als im Studium von Menschen und Büchern mich selbst zu begreifen, die Werke des Dichters aus seiner Persönlichkeit und diese wieder aus seiner Zeit. Für die absolute Ästhetik ist freilich damit nichts geleistet; doch ein Bild unserer Tage und all dessen, was sich im Grunde der modernen Seele regt, könnte in solch einem Buche wohl im Relief erscheinen. Und sollte die Darstellung dieser Regungen, Wünsche, Träume, — sollte das Überviele, das man selbst so stark miterlebt hat und so aufrichtig durchempfunden, denn völlig wertlos sein?" Ich werde mich hüten, dieser Frage eine andere Frage hinzuzufügen — und die Antwort mögen sich die Leser geben, die noch soviel Auszeichnung für sich selbst übrig haben, daß sie nach Marie Herzfelds Buch greifen und es nicht eher weitergeben, als bis sie's zu Ende gelesen. M. G. C.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.




3 0000 093 399 503